This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

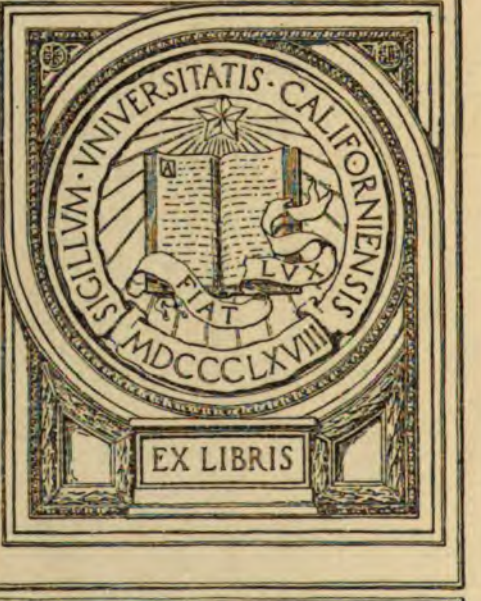
UC-NRLF
$B 47 853

F. W. & D. Barkhaus
Bookbinders,
214 Castro Street,
N. Y.

IN MEMORIAM
Albin Putzker

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII

EX LIBRIS



Arthur N. Bowman

Friedrich Mösselt's

Weltgeschichte

für Töchterschulen

und

zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen.

Sechszehnte Auflage,

berichtigt und bis auf die Gegenwart fortgesetzt

von

Friedrich Kurts,

Rector in Brieg.

Erster Theil.

Mit Stahlstichen.

Stuttgart.

Verlag von Albert Heitz.

1880.

UNIV. OF CALIFORNIA

721
N7
v.1-2

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

Gift of Alma Patzke

Druck von G. Lemppenau in Stuttgart.

UNIV. OF
CALIFORNIA

CORIOLAN VOR ROM.

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

für

Töchterschulen

und

zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen.

Von

FRIEDRICH NOESSELT.

Erster Theil.

Sechszehnte verbesserte und stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von Friedrich Kurtz.

Mit Stahlstichen.

STUTTGART

Verlag von Albert Heitz

Druck v. J. Liesenhuhl in Stuttgart

UNIV. OF
CALIFORNIA

Vorwort zur ersten Auflage.

Die größere Sorgfalt, welche man seit einem halben Jahrhundert auf die Anfertigung zweckmäßiger Lehrbücher gewendet, hat sich erst seit kurzer Zeit auch auf den Unterricht unserer Töchter erstreckt, und es läßt sich nicht läugnen, daß dafür schon manches Treffliche geleistet worden ist. Allein vergeblich sah sich der Verfasser nach einem Lehrbuche der Weltgeschichte um, welches das auf dem weiten Gebiete dieser Wissenschaft enthielte, was sich für den weiblichen Unterricht besonders eignete, und zwar weder in trockener Kürze, noch auch so umständlich, daß es dadurch für in ihren Mitteln manchmal beschränkte Jugendlehrer und Schülerinnen zu kostspielig wäre. Der Verfasser trug sich daher seit mehreren Jahren mit dem Gedanken, ein solches Lehrbuch auszuarbeiten, und holte darüber, besonders über die Wahl der zu erzählenden Begebenheiten, den Rath einiger erfahrener Männer, die über weibliche Bildung geschrieben haben, ein. Nur schob er die Ausführung noch auf einige Jahre hinaus, um der in Art des Vortrages und in der Wahl der Thatsachen selbst noch gereiftere Erfahrung zu gewinnen. Daß dies zu einem solchen Unternehmen nöthig sei, hat er an sich selbst recht deutlich wahrgenommen; denn mit jedem

neuen Cursus änderten sich seine Ansichten darüber, und er sieht schon jetzt ein, wie viele Mißgriffe er früher darin gemacht hat — eine Warnung für angehende Pädagogen, die manchmal schon als Wegweiser auftreten, wenn ihnen doch der Weg selbst noch unbekannt ist.

Es braucht hier nicht erst bewiesen zu werden, daß die Geschichte den Mädchen ganz anders vorgetragen werden müsse, als den Knaben und Jünglingen. Wenn diese nicht nur einen allgemeinen Ueberblick über die ganze Geschichte, sondern auch eine in die einzelnen Theile derselben eingehende Kenntniß nöthig haben und die einzelnen Völker Schritt vor Schritt verfolgen müssen, mit beständiger Berücksichtigung der Chronologie, so ist dies Alles für Mädchen unnütz, für die es hinlänglich ist, wenn sie die Hauptbegebenheiten und diejenigen Thatsachen lernen, welche das weibliche Gemüth besonders ansprechen, an denen sie die Schönheit der Seelengröße und die Verwerflichkeit des Lasters und der Schwäche kennen lernen können, und welche ganz vorzüglich eine väterliche Weltregierung beweisen. Ueberhaupt scheint dem Verfasser, daß für Mädchen die Geschichte von der gemüthlichen Seite dargestellt werden müsse. Vieles aus ihr, was Knaben lernen, müssen die Mädchen auch wissen; aber Unzähliches muß beim weiblichen Unterrichte ganz weggelassen werden; dagegen sind viele Thatsachen für das weibliche Herz äußerst ansprechend, die man doch Knaben nicht vorzutragen pflegt, um für Wichtigeres Zeit zu behalten. Der Verfasser überzeugte sich bald, daß kein einziges der vorhandenen Lehrbücher zum Unter-

richt für Mädchen in der Geschichte passe, und fing daher schon früh an, seinen eigenen Gang zu gehen.

Zuvörderst war er von jeher mit sich einig, daß der Vortrag beim weiblichen Unterrichte möglichst lebhaft, kindlich und gemüthlich erzählend und ausmalend sein müsse. Die Individualität des Lehrers thut dabei freilich viel; aber jeder Lehrer kann durch Einstreuung einzelner Züge, auch dadurch, daß er so oft wie möglich die handelnden Personen mit ihren eigenen Worten sprechen läßt, daß er die Persönlichkeit der Hauptperson recht heraushebt, viel Interesse für die Geschichte erwecken; und langweilen sich in seinen Lehrstunden die Schülerinnen, so ist es gewiß nur seine Schuld. Der Verfasser hat das Vergnügen, daß selbst die kleinsten Mädchen seine Geschichtsstunden gern besuchen.

Schwieriger ist die Auswahl dessen, *was* man ihnen erzählen soll, und der Verfasser gesteht gern, daß er, ungeachtet er seit 18 Jahren bereits Mädchen von jedem Alter unterrichtet hat, darin nicht immer mit sich einig ist. Daß man ihnen die Geschichte der Kriege möglichst abkürze, sie nicht mit Jahrzahlen überhäufe, sie nicht die Reihen der Königsnamen aller Reiche auswendig lernen lasse, versteht sich wohl von selbst, da ja Alles vermieden werden muß, was einem Mädchen den Anstrich von *gelehrter* Bildung giebt. Dagegen scheint ihm, daß außer den Hauptbegebenheiten gute und böse Beispiele, folgenreiche Thatsachen, besonders Handlungen merkwürdiger Frauen, herauszuheben sind. Aber so leicht das im allgemeinen gesagt ist, so schwer ist es, im einzelnen richtig zu wählen, und es würde jedem Sachverständigen

leicht werden, den Verfasser zu tadeln, daß er diese und jene Thatsache nicht auch erzählt habe. Weniger glaubt er fürchten zu dürfen, daß man das, was er wirklich erzählt hat, als unnütz verwerfen werde. Nur mit vieler Selbstüberwindung hat er manche höchst interressante Begebenheit weglassen müssen, weil das Buch sonst einen zu großen Umfang bekommen hätte. Denn was er erzählt, mußte er umständlich erzählen, weil nur dadurch die Geschichte Leben und Interesse bekommt, und wer ihm dies tadeln und verlangen wollte, daß er mehr Begebenheiten, aber kürzer hätte erzählen müssen, hat gewiß nie Mädchen in der Geschichte, wenigstens nicht mit Erfolg unterrichtet. Nichts tödtet den historischen Sinn mehr als die compendiarische und tabellarische Methode. Erst erwecke man Lust zur Geschichte durch umständliche Erzählung, auch bei den Knaben; dann erst komme man mit Tabellen und trockenen Erzählungen, die beim weiblichen Unterrichte aber ganz wegfallen müssen.

Neue Forschungen hat der Verfasser bei dieser Arbeit begreiflicherweise nicht überall angestellt; aber er hat sorgfältig die Anderer benutzt; außer wo er sich von der Richtigkeit der Ansichten derselben nicht überzeugen konnte. Bis zu den Quellen zurückzugehen, war hier zwar nicht nöthig; doch ist es häufig geschehen, und wo es nicht geschah, sind wenigstens die besten Specialgeschichten benutzt. Es kam bei dieser Arbeit fast nur auf die Auswahl und die Darstellung an, und beides bittet er immer nur nach dem angegebenen Zwecke zu beurtheilen. Daß er überall die der Jugend, und vorzüglich

dem weiblichen Geschlechte, schuldige Zartheit bei Erzählung anstößiger Stellen beobachtet habe, werden ihm wohl alle Leser bezeugen können.

Der Verfasser hat sein Lehrbuch für heranwachsende Mädchen der gebildeten Stände und für ihre Lehrer und Lehrerinnen bestimmt. Für Kinder ist nicht Alles darin interessant genug, wenigstens Manches noch unnütz. Ein geschickter Lehrer wird für sie leicht das Interessantere auswählen können. Recht nützlich wird es sein, wenn sich die Schülerinnen das Buch selbst anschaffen, um zu Hause daraus den Vortrag des Lehrers wiederholen zu können.

Bei den angehängten doppelten Zeittafeln hat er die Absicht, daß die Mädchen zuvörderst die kürzere auswendig lernen, und wenn sie dieselbe ganz inne habe, nach einiger Zeit dann die umständlichere. *) Beim Vortrage nach dem Lehrbuche erinnert er noch angehende Lehrer, nicht etwa die Geschichte den Schülerinnen blos vorzulesen, wodurch die Lebendigkeit des Vortrags verliert, sondern vor der Stunde den durchzunehmenden Abschnitt genau durchzulesen und nun einen möglichst freien Vortrag zu halten. Bei fremden Namen hat er die Aussprache, wenn sie schwer war, dazu gesetzt. Er hält es für einen Uebelstand, wenn Lehrer die fremden Namen zum Theil richtig, zum Theil ganz falsch aussprechen, und doch

*) Von der 15. Auflage ab ist nur eine Zeittafel, die ausführlichere, beibehalten worden. Die erhebliche Ausdehnung der Zusätze des 4. Bandes veranlaßte den Wegfall der kürzeren Zeittafel, welcher darum unbedenklich erschien, weil die Auswahl einer solchen kürzeren Zeittafel aus der ausführlicheren mit geringerer Mühe sich herstellen läßt.

Der Herausgeber und die Verlagshandlung.

ist dieser Fehler so allgemein. Keiner wird Seine, Marseille, Chateaubriand und dergleichen aussprechen, wie sie geschrieben werden, sondern wie man sie in Frankreich ausspricht; warum wollen wir denn englische, spanische, holländische und italienische Namen wie deutsche aussprechen? — Wo die Betonung nicht allgemein bekannt ist, hat der Verfasser sie hinzugesetzt.

Breslau, den 30. Junius 1822.

Fr. Mössler.

Vorwort zur fünfzehnten Auflage.

Unter den Büchern, welche der für Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts unermüdet thätig gewesene Prof. Nösselt in dem voranstehenden Vorworte aufführte, hat keines einen so großen und nachhaltigen Erfolg gehabt, als sein Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen. Es ist unstreitig als die gelungenste seiner Arbeiten anzusehen. Die erste Vorrede zeigt in ansprechender Weise, mit wie reifer Ueberlegung Nösselt an die Abfassung des Buches heranging, mit welcher Liebe und Gewissenhaftigkeit er dasselbe vollendet hat. Seine dabei ausgesprochenen Grundsätze, Ansichten und Bedenken bewähren sich fortdauernd als richtig und fruchtbar; denn Bereitwilligkeit zum Lernen, lebhafter Eindruck der Lehrstunde, befriedigendes Resultat des geschichtlichen Wissens und endlich die günstigste Wirkung auf die Frische, Wärme und Bescheidenheit des Wesens der weiblichen Jugend sind der aus der Befolgung dieser Grundsätze sicher zu erwartende Gewinn. Nösselt hat sich mit diesem Lehrbuche der Weltgeschichte ein Ehrengedächtniß gegründet; darum soll auch bei dieser erneuten Auflage eine dankbare Erinnerung an den Verfasser nicht vergessen sein.

Doch wird auch bei der dankbarsten Würdigung der Verdienste des Verfassers ohne Unbescheidenheit gesagt werden dürfen, daß ein Lehrbuch, welches nun zum sechsten Mal in fremder Bearbeitung erscheint, nicht mehr dem ursprünglichen Verfasser allein eigen ist. Was meinen Antheil anbelangt, so hatte ich schon die während Nösselt's letzter Krankheit nothwendig werdende Auflage besorgt. Ich kam damit einem von ihm geäußerten Verlangen nach, hatte mich auch noch in mehrmaligen Besprechungen über die Abänderungen, die Zusätze u. s. w. mit ihm in Uebereinstimmung setzen können. Jetzt habe ich auf den Wunsch der Verlagshandlung wiederum die Herausgabe der 15. Auflage übernommen. Das Werk ist in allen seinen Theilen sorgfältig durchgesehen und auch in den drei ersten vielfach berichtigt und ergänzt worden. Wo zu befürchten war, daß eine Ergänzung u. s. w. die Eigenthümlichkeit des Buches stören könnte, wurde sie unterlassen; im andern Falle bin ich überall bemüht gewesen, sie so einzufügen, daß ich hoffen darf, sie werden einzeln nicht auffällig sein.

In der Revision des 4. Bandes und in der Weiterführung der Erzählung bis zur Gegenwart machen sich jedoch andre Rücksichten geltend. Nur entfernter liegende Begebenheiten und geschichtliche Gestalten gestatten die Darstellungsweise, wie sie in den ersten drei Theilen vorherrscht; je näher Ereignisse und Persönlichkeiten aus dem Helldunkel der Vergangenheit an die lichte Gegenwart, ja wohl gar an unsere eigensten Zustände heranrücken, um so mehr widerstreben sie der gewohnten Umrahmung zum Einzelbilde. Nösselt selbst hat im 4. Theile,

soweit dieser noch seiner Hand angehört, die frühere Darstellungsweise modificirt, und auch ein (hier nicht mehr abgedrucktes) Vorwort zu einer der späteren Bearbeitungen spricht es aus, daß bei Behandlung der neuesten Geschichte der Grundton gemüthlicher Erzählung verlassen werden muß. Der Zusammenhang des größeren Ganzen tritt in den Vordergrund, lebhafte Ueberblicke werden nothwendig und an der Stelle plastischer Gestaltung der Charaktere erscheinen die Umrisse der geschichtlichen Personen in der Verwebung mit den sie umringenden Umständen und Zuständen. Einige Abschnitte des 4. Theiles habe ich stark überarbeitet, andre völlig umgearbeitet. Die deutsche Geschichte von der Einsetzung des Bundestages bis zur Wiederaufrichtung des Reiches, und auch die italienische Geschichte von den ersten revolutionären Umtrieben bis zum Königreich Italien, fordern heut, wo diese großen nationalen Bewegungen auf den Thronen, wie in den Völkern einen Abschluß erreicht haben, daß die geschichtliche Darstellung der Entwickelung zu diesem Abschlusse hin eine vom Parteistandpunkte unabhängige Würdigung des Zusammenhanges behaupte.

Die frühere Eintheilung der neuesten Geschichte in fünf Zeiträume (1789—1799, Bonaparte als Consul; 1799—1815, Belle Alliance; 1815—1830; 1830 bis 1848; 1848 bis zur Gegenwart) habe ich auf drei zurückgeführt, indem ich den ersten mit dem zweiten Zeitraume, den dritten mit dem vierten verband. Weder der Abschluß des bisherigen ersten, noch der des zweiten hatte ein hinreichendes Motiv. Nun umfaßt die erste

Periode die französische Revolution und das aus ihr hervorgegangene erste Kaiserreich bis zu dessen Sturz; der zweiten Periode gehört die Zeit der heiligen Allianz, der Restauration und der Legitimität einerseits, andrerseits der ringsumher sich erhebenden Revolutionen; die dritte Periode endlich beginnt mit den großen gleichzeitigen Erschütterungen Europa's im Jahre 1848, setzt sich fort in den Nachwirkungen derselben und schließt mit der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches.

Gleichzeitig ist der zu diesem Lehrbuche gehörende Leitfaden in der 20. Auflage von mir herausgegeben worden.*) Die Verlagshandlung ist unermüdet thätig, diesen Büchern die Gunst und freundliche Aufnahme, deren sie sich erfreuen, zu erhalten. Sie hat zum 4. Theile ein neues Titelblatt herstellen lassen, welches dem Buche zur bedeutsamen Zierde gereicht, und sie hat dadurch, wie durch die schöne Ausstattung des Werkes überhaupt, bewiesen, daß sie keine Opfer scheut.

Möchte es allen diesen Bemühungen gelingen, Nösselt's Geschichtsbücher für das weibliche Geschlecht noch lange Zeit wirksam zu erhalten!

Brieg, im October 1872.

Fr. Kurtz.

*) 1876 ist die 21. Auflage des Leitfadens erschienen.

Vorwort zur sechszehnten Auflage.

Der Verlag dieses Werkes ist nach dem im Jahre 1873 erfolgten Tode des ersten Verlegers, Herrn Josef Max in Breslau, an die Firma Albert Heitz in Stuttgart übergegangen, welche durch die sorgfältige Herstellung dieser 16. Auflage zeigt, daß die von der früheren Verlagshandlung diesem Geschichtsbuche zugewendete Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit demselben auch fernerhin nicht fehlen wird.

Ueber mein Verfahren bei der Bearbeitung habe ich mich in der Vorrede zur 15. Auflage ausgesprochen, und die mir bekannt gewordenen Beurtheilungen haben sich in freundlichster Weise zustimmend geäußert. Nur mit der Beibehaltung der moralischen Lehren und Betrachtungen, welche Nösselt seiner Erzählung da und dort angehängt hatte, war man nicht einverstanden. Ich habe nun jene moralischen Nutzanwendungen für diese 16. Auflage überall ausgeschieden, wo dies ohne Störung des Zusammenhanges geschehen konnte und wo sie sich auch unausgesprochen gleichsam von selbst verkündigen. Nur in den Fällen, wo ein empfindungsvoller Gedanke oder ein kurzes Urtheil zur Lebhaftigkeit der Darstellung gehörten, habe ich die Erzählungsweise unberührt gelassen.

Die hervorragenden Ereignisse aus den seit Wiederaufrichtung des deutschen Reiches verflossenen Jahren sind in angemessener Uebersichtlichkeit erzählt worden. Durch diese hinzugefügten Abschnitte reicht auch in dieser 16. Auflage der vierte Band wiederum bis an die Gegenwart heran.

Ich hoffe, daß es meinen Bemühungen und den Anstrengungen der Verlagshandlung gelingen wird, dieses für die Heranbildung der weiblichen Jugend so lange Zeit schon erfolgreich mitwirkende Geschichtsbuch auch in seiner jetzigen Erneuerung mit dem bisherigen Vertrauen aufgenommen zu sehen.

Brieg, im September 1879.

Fr. Kurtz.

Inhalts-Verzeichniß.

Alte Geschichte.

Vom Anfange der Geschichte bis zum Untergange des römischen Reichs, 476 nach Christus.

Erste Periode.

Vom Anfange des Menschengeschlechts bis Cyrus, 555 vor Christi Geburt.

		Seite
1.	Die Vorzeit der Erde. Die ersten Menschen	1
2.	Indien	7
3.	Aegypter	13
4.	Israeliten	23
5.	Phönicier	24
6.	Babylonier, Assyrer, Meder	27
7.	China	31
8.	Hellenen oder Griechen	32
9.	Cekrops, Deukalion, Kadmos, Danaos und Pelops	34
10.	Perseus, Herakles	36
11.	Theseus	37
12.	Amphion, Niobe, Oedipus	42
13.	Argonautenzug	45
14.	Zug der Griechen nach Troja, 1184	49
15.	Zerstörung Trojas, — Rückkehr der Griechen	59
16.	Sparta. Lykurg, 888	74
17.	Athen. Solon, 600	81
18.	Orakel in Delphi. — Olympische Spiele	85
19.	Rom, 754	89

Zweite Periode.

Von Cyrus bis Alexander, 555—333 vor Christus.

20.	Stiftung des persischen Reiches. — Astyages. — Cyrus. — Kambyses. — Darius Hystaspis	102
21.	Krieg der Perser mit den Griechen. — Miltiades. — Schlacht bei Marathon, 490	114
22.	Aristides. — Themistokles. — Schlachten bei Thermopylä und Salamis, 480	118
23.	Perikles. — Phidias. — Aspasia, 444	126
24 a.	Alcibiades. — Sokrates, 420	133
24 b.	Dionysius von Syrakus. Plato	144

Seite

25. Theben. — Epaminondas und Pelopidas, 380 147
26. Demosthenes. — Diogenes, 350 152
27. Rom. — Horatius Cocles. — Mucius Scävola. Cölia 157
28. Menenius Agrippa. — Coriolan 159
29. Quinctius Cincinnat. — Die Zehnmänner. — Appius Claudius und Virginia, 450 165
30. Die Gallier in Rom, 390 170

Dritte Periode.

Von Alexander bis zur Schlacht von Actium, 333—31 vor Christus.

31. Alexander der Große, 336—323 179
32. Pyrrhus. — Fabricius, 280 207
33. Die beiden ersten punischen Kriege 213
34. Der dritte punische Krieg, 149—146. — Karthagos und Korinths Zerstörung, 146 229
35. Die beiden Gracchen, 133 u. 123. Die Cimbern und Teutonen, 113 234
36. Verfall der Sitten in Rom 247
37. Cicero. — Pompejus. — Cäsar, 60 253
38. Triumvirat des Octavius, Antonius und Lepidus 273
39. Ende des Brutus und Cassius 278
40. Antonius, Octavia und Kleopatra 279
41. Schlacht bei Actium, 31 285

Vierte Periode.

Von der Schlacht bei Actium bis zum Ende des abendländisch-römischen Reiches, 31 vor Christus bis 476 nach Christus.

42. Augustus 288
43. Tiberius, 14—37 301
44. Cajus Caligula, 37—41 306
45. Claudius, 41—54 309
46. Nero, 54—68 313
47. Vespasian, 69—79. — Titus, 79—81. — Jerusalems Zerstörung, 70. — Herculanum und Pompeji, 79 321
48. Die Kaiser des zweiten und dritten Jahrhunderts 332
49. Constantin der Große, 324—327. — Theodosius der Große, 395 . 340
50. Völkerwanderung. — Hunnen, Gothen u. a. 346
51. Alarich. — Attila. — Hengist und Horsa. — Geiserich. — Ende des abendländisch-römischen Reiches, 476 349

Erklärung des Titelblattes.

1. Abschied Hektors von Andromache und Astyanax 52
2. Sokrates 135
3. Alexander der Große 179
4. Cicero 253
5. Armin, der Cheruskerfürst 292

Alte Geschichte.

Vom Anfange der Geschichte bis zum Untergange des römischen Reichs, 476 nach Christus.

Erste Periode.

Vom Anfange des Menschengeschlechts bis Cyrus, 555 vor Christi Geburt.

1. Die Vorzeit der Erde. Die ersten Menschen.

Von der Entstehung der Oberfläche unseres Erdballes wissen wir nichts Sicheres. Nur so viel ist gewiß, daß die Oberfläche der Erde, ehe sie der Schauplatz der Menschengeschichte wurde, zu verschiedenen Zeiten große Veränderungen erfahren haben muß, zu denen vielleicht Millionen von Jahren erforderlich gewesen sind.*) Da die Oberfläche der Erde uranfänglich eben war, so mußte sie überall mit Meerwasser bedeckt sein, das sich erst dann in tiefere Gegenden zurückziehen konnte, als solche entstanden waren. Die Unebenheiten wurden aber ohne Zweifel theils durch die Wirkungen der Strömungen des Wassers, theils und zwar größtentheils durch vulkanische Kräfte hervorgebracht, welche den Boden hier und da hoben, und so den ursprünglichen Meeresboden theilweise zu Hügeln

*) Die neueren Geologen nehmen an, daß seit der Bildung der Steinkohlen wohl eine Zeit von 8 Millionen Jahren verflossen sein mag.

und Bergen emporsteigen ließen. Wenn wir daher auf hohen Bergen Muschellager finden, so folgt daraus nicht, daß das Meer diese Berge sonst bedeckt habe, sondern wohl mehr, daß die Muscheln mit dem Boden in die Höhe gehoben worden sind. Es giebt kein Gebirge, auf welchem man nicht häufige Spuren des frühern Daseins des Meeres entdeckte. Aber je älter die Steinarten sind, desto mehr weichen die darin gefundenen Muscheln von den jetzt noch vorkommenden ab. Dabei kommen sie in solcher Menge vor, daß ganze Berge aus ihnen zu bestehen scheinen. Man findet z. B. in der Schweiz auf dem Pilatusberge am Vierwaldstädtersee in einer Höhe von mehr als 8000 Fuß eine so ungeheure Menge von Muscheln aufgethürmt, daß die ganze Spitze daraus besteht. Meist liegen sie hier, sehr sonderbar, familienweise beisammen und nur hier und da wild und ungeordnet durcheinander. Auch die Gebirge Italiens, Frankreichs, Spaniens, Deutschlands und anderer Länder Europas sind so mit Muscheln besäet, daß es leichter wäre, die Gegenden zu bezeichnen, wo sie nicht sind, als die, wo sie gefunden werden. In Amerika finden sich auf den Cordilleras in einer Höhe von 15,000 Fuß Muscheln in ungeheuerer Menge. Der Boden der Antillen besteht fast nur aus versteinerten Schalthieren. Nach neueren mikroskopischen Untersuchungen bestehen die Kalk- und Kreidegebirge ganz aus den Schalen kleiner Muschelthierchen, die dem unbewaffneten Auge völlig unsichtbar sind,*) und eben so sind viele Sand- und Kieslager nichts als die Ueberreste der Panzer kleiner, unsichtbarer Infusorien.

Aber noch mehr ziehen uns die Ueberreste vierfüßiger Thiere der Vorwelt an, obgleich ihre noch jetzt hier und da aufgefundenen Gebeine nicht so zahlreich sind. Diese Thiere können erst entstanden sein, nachdem durch die Hebung der Gebirge das Meer gezwungen worden war, sich in seine jetzigen Grenzen zurückzuziehen. Die gefundenen Ueberreste gehören entweder ganz unbekannten Thiergeschlechtern an, von denen jetzt keine Art mehr vorhanden ist; oder solchen, die jetzt noch, aber in weit geringerer Größe, gefunden werden; oder endlich solchen, die noch jetzt vorkommen. Am merkwürdigsten sind natürlich die beiden ersteren Klassen, die nach einer uns ganz fremden Vorwelt hinweisen und die stummen Zeugen des Daseins einer Zeit sind, in welcher es zwar noch keine

*) Eine mit Kreideüberzug versehene Visitenkarte enthält viele Tausende solcher Thierschalen.

Menschen gab, die Erde aber schon mit mannigfaltigen Thierarten, und zwar zum Theil von ungeheuerer Größe, bevölkert war. In Sibirien, an den Strömen Ob, Jenisei und Lena, findet man eine so große Menge Stoßzähne einer großen Elephantenart (Mammuth), daß mit diesem ausgegrabenen Elfenbein ein bedeutender Handel getrieben wird. In Deutschland hat man bei Cannstatt (Württemberg), Burgtonna (Thüringen), Tiede (Braunschweig) und an anderen Orten große Lager ungeheuerer Stoßzähne von ähnlichen Thieren in der Erde gefunden. Es fällt dabei auf, daß diese Knochen in solcher Menge bei einander liegen, als wären sie absichtlich dorthin begraben worden. Bei Paris im Montmartre hat man Knochen gefunden, die einem Thiere, welches dem Nashorn oder Tapir zu vergleichen ist, gehörten; in Irland ein Rennthiergerippe, dessen Geweihe von einer Spitze zur andern 14 Fuß maßen; bei Mastricht einen riesenhaften Krokodilskopf; in Italien einen Büffelskopf, dessen Hörner an der Wurzel zwei Fuß von einander entfernt waren. An einem andern Orte hat man das Gerippe eines Thieres entdeckt, welches 18 Fuß lang war, also länger als alle jetzt lebende Landthiere (Mastodon). Sein Bau hatte mit dem des Tapirs am meisten Aehnlichkeit, es lebte in süßem Wasser, fraß Pflanzen und hatte im Unterkiefer zwei ungeheuere, nach unten gebogene Stoßzähne, deren es sich zum Ausreißen von Wurzeln der Wasserpflanzen, wohl auch, um sich damit aufs Land zu ziehen, bedient haben mag. Bei Buenos Ayres in Südamerika fand man 1789 hundert Fuß unter der Erde ein riesenhaftes Skelet, welches eines der ältesten aller Fossilienskelette sein dürfte. Es ist 14 Fuß lang und 7 Fuß hoch und war einem Thiere eigen, welches zur Familie der Faulthiere gehört haben muß. Seine Plumpheit war ungeheuer, und das Mißverhältniß seiner Theile so groß, daß gegen seine Ungestalt das Rhinoceros zierlich, der Elephant leicht und das Flußpferd wohlgestaltet erscheinen würde. Sein Kopf war klein und unbedeutend, der Körper vorn niedriger als hinten; es trat mit den ganzen Tatzen auf, die vorn mit Krallen versehen waren. Es war unter allen Thieren, wenn auch nicht das größte, doch das plumpeste, lebte wahrscheinlich in Höhlen und nährte sich von Wurzeln und Knollen. Bei Oxford wurden die Knochen einer ungeheuern Eidechse gefunden, die 7 Fuß hoch und 40 Fuß lang gewesen zu sein scheint. Besonders merkwürdig ist die große Fischeidechse, die man hier und da in Kalklagern gefunden hat. Sie hatte die Schnauze eines Delphins mit den Zähnen (manchmal

an 180) eines Krokodils, den Kopf einer Eidechse mit den Wirbeln eines Fisches, und statt der Füße vorn und hinten gewaltige Flossen. Sie gehörte zu den Amphibien, lebte stets im Wasser und nährte sich von Fischen und anderen Wasserthieren. Hinten hatte sie einen langen gewaltigen Schwanz. Besonders riesenhaft war der Rachen und das Auge. Das letztere war so eingerichtet, daß es abgeplattet und abgerundet werden konnte, um bald in die Nähe, bald in die Ferne zu schauen. 1843 wurde im nordamerikanischen Freistaate ein Exemplar von 70 Fuß Länge gefunden. Auch gab es solche Eidechsen oder Saurier mit einem langen, schlangenartigen Halse; ebenso fliegende Saurier, deren flügelartige Gliedmaßen, wie bei den Fledermäusen, aus einer faltigen Haut gebildet waren. Sehr merkwürdig sind die Höhlen im muggendorfer Thal in Nordbaiern. Eine davon, die gailenreuther Höhle, besteht aus sechs bekannten und mehreren unbekannten Abtheilungen. Alle enthalten eine Menge Knochen von Thieren der Urwelt; manche liegen schichtenweise in den Gesteinen, andere lose am Boden, noch andere in Tropfstein eingeschlossen. Je tiefer man in die Höhle eindringt, desto stärker wird der Modergeruch, und tritt man in die fünfte, so kommt ein förmlicher Aasgestank dem Eindringenden entgegen. Hier liegt eine 5—6 Fuß tiefe Schicht von schwarzer Modererde, die durch die Verwesung vieler tausend wilder Thiere entstanden ist. Diese Thierüberreste stammen vom Höhlenbären und von einer Art Hyänen, nebst anderen Thieren, die ohne Zweifel als Beute in diese Höhlen geschleppt worden sind. Also Thiere, die jetzt theils dem Norden, theils dem heißesten Süden angehören, lebten damals in einem Lande zusammen und machten diese Höhlen zu ihrem Wohnsitze. Ein Reisender fand allein 180 Bärenschädel hier beisammen liegen, und viele andere wurden noch unter der Tropfsteindecke gefunden. — Auch von fossilen Vögeln hat man Ueberreste gefunden, unter anderem in Nordamerika in einem Sandsteinbruche eine Menge Fußstapfen von Vögeln, die zum Theil von bedeutender Größe, noch größer als der Strauß, wahrscheinlich Sumpfvögel, gewesen sein müssen.*)

*) „Es war einst ein Zeitalter, von dem keine Geschichte der Sterblichen redet. Da goß die Sonne heißere Strahlen auf unsern Continent und wölbte über ihn einen milderen Aether. Liebliche Augen blühten um die Pole, wo jetzt das Eismeer stockt und Alles in ewigem Schnee erstarrt. Im Norden erfüllten balsamische Wälder die Lüfte mit ihrem Aroma, und dort am Rheine erhoben sich auf schlanken

Durch welche große Veränderungen diese uns jetzt unbekannten Thierarten untergegangen sind, wissen wir freilich nicht. Gewiß aber hat unsere Erde schon vor der sogenannten Sündfluth eine nicht geringe Zahl ungeheuerer Umwälzungen ihrer Oberfläche, Hebungen und Senkungen des Bodens, Gebirgsbildungen und Meeresvertiefungen erfahren. Nur so ist es zu erklären, daß wir jetzt die Knochen jener Thiere zum Theil tief in der Erde, und hier auch selbst Spuren von ganzen Waldungen finden, an denen wir zum Theil noch die Baumarten und die Lage der Bäume erkennen können. Aber wann diese Veränderungen vorgegangen sind, weist uns keine Geschichte nach, weil das Menschengeschlecht erst in der jetzigen Epoche der Geschichte unserer Erde hinzugekommen ist. Wahrscheinlich ist es, daß zu keiner Zeit das ganze Erdenrund von einer allgemeinen Umwälzung ergriffen wurde, daß zu keiner Zeit die belebte Welt ganz vernichtet wurde.

Vor einer Reihe von Jahrtausenden gefiel es Gott, die Erde, auf der bis dahin nur Thiere, zum Theil von riesenmäßiger Größe, gewohnt hatten, mit Menschen zu bevölkern. Wann dies geschehen, ist ungewiß. Man glaubte sonst, vor 6000 Jahren. Allein es finden sich in Aegypten Ueberreste von Gebäuden aus dem Alterthume, die mehrere Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung hinaufreichen, und die Kunst, mit der sie verfertigt sind, läßt vermuthen, daß das Menschengeschlecht damals schon länger als 1000 Jahre erschaffen gewesen sein mag.

Stämmen die üppigen Palmen des Indus über die leichten Gebüsche der Pistazien. Unter dem Schatten der Bananen weidete in Deutschland das Elenthier und der Tapir, den jetzt nur Südamerika's Wälder beherbergen. In Deutschlands Flüssen badete sich das Nilpferd, und im Schlamme der Niederlande streckte sich ein riesenmäßiges Krokodil aus. Von den Alpen bis zum weit entlegenen Jenisei zogen Elephantenheerden, untermischt mit pferdeartigen Thieren. Es lagerten in Deutschlands Gauen das Nashorn und der Ur im Farrenkraut und im Schilfe des Bambus. Es erbebte der Boden unter dem Fußtritte des gigantischen Mammuths und anderer Ungeheuer, die kein menschliches Auge gesehen hat; denn diese Schöpfung war der Herrschaft der Menschen noch entzogen. Auch höchst seltsam geformte Fische, vielgewundene Ammonshörner u. s. w. erfüllten die Meere. Aber Gott winkte; die Welt erschrak; der Erdboden wankte, und die Natur zerstörte wieder ihr Werk. Meere tauschten ihr Gebiet gegen Länder aus, und schonungslos ergriffen die Fluthen das Lebendige. Jetzt irrt der einsame Bergmann mit seinem Grubenlichte in unterirdischen Wäldern umher, sieht erstaunt die einst stolze Ceder und Palme versteinert in dem Schooße der Erde, und fördert Ueberreste unbekannter Ungeheuer ans Licht des heitern Tages."

Eben so wenig vermag die Wissenschaft zu ergründen, ob wir Menschen von Einem oder von mehreren Menschenpaaren abstammen. Für das Erstere spricht die Nachricht, welche uns die Urkunde im ersten Buche des Moses giebt. Sie nennt das Paar Adam und Eva, d. i. Mann und Weib. Und allerdings ist es keineswegs, wie man behaupten wollte, unmöglich, daß alle Völker, so verschieden auch jetzt ihre Farbe, Gestalt, Gesichtszüge, Sprachen und Gewohnheiten sind, von Einem Paare abstammen sollten. In einer langen Reihe von Jahrhunderten mußte das Klima sehr verschiedenen Einfluß auf die Menschen üben, und wenn wir jetzt in verschiedene Gegenden, der Eine nach Sibirien, der Andere in die Wüsten Afrika's, ein Dritter in die Urwälder Amerika's zögen, — wie völlig anders würden nicht unsere Nachkommen schon in 500 Jahren aussehen? Wer würde dann glauben, daß sie Stammeltern von einerlei Farbe, Gesichtsbildung u. s. w. gehabt hätten? — Fügt sich doch manchmal die Natur selbst in die Gewohnheiten der Völker. In China werden die Kinder schon mit sehr kleinen Füßen, und bei einigen Ureinwohnern von Nordamerika mit spitzigen Köpfen geboren, nachdem seit undenklicher Zeit dort den Kindern die Füße eingezwängt werden, hier aber der Kopf der Neugeborenen zwischen zwei Brettern platt und spitzig gedrückt wird. — Indessen werden freilich noch manche Gründe für die andere Ansicht angeführt, daß Gott bald anfänglich mehrere Menschenpaare erschaffen habe. Nur auf diese Art glaubt man es erklären zu können, daß man in allen Erdtheilen, auch in solchen, die von den anderen durch breite Meere getrennt sind, selbst in den von großen Ländern entferntesten Inseln, Menschen findet. Doch läßt sich dies wohl auch anders und in Uebereinstimmung mit der biblischen Ueberlieferung erklären.

Wenn wir nun die Meinung annehmen, daß es anfänglich Ein Menschenpaar gab, und daß dieses in einer schönen Gegend, Eden oder Parabies, wohnte — wo war das Paradies? — In Asien gewiß; aber genauer läßt sich der Ort nicht bestimmen. Vielleicht in Hochasien, vielleicht in Ostpersien. Von da aus mögen die Menschen, so wie sie sich vermehrten, längs den Flüssen weiter gezogen sein, und jedes Volk ergriff die Lebensart, die sich nach dem gewählten Wohnsitze am besten für dasselbe schickte. Die am Meere und an den Flüssen wurden Fischer, die in den Wäldern Jäger, die in der fruchtbaren Ebene erst Viehzüchter (Nomaden), dann Ackerbauer. Ihre Wohnungen — Höhlen, Laubhütten, Zelte,

dann erbaute Häuser — waren der Lebensart gemäß und gingen aus ihr hervor.*) In welchem Stufengange nun die Menschen die Sprache bildeten, den Gebrauch des Feuers, die Bereitung der Speisen, die Bearbeitung des Eisens und allmälig Handwerke und Künste fanden und lernten; wie sie sich zu größeren Gemeinschaften (Stämme, Völker, Staaten) verbanden; darüber kann man Vermuthungen aufstellen, aber eine Kunde davon reicht in die Geschichte nicht herein. Wir finden in den vorhandenen Urkunden die bedeutendsten Völker von vorn herein in solchen Verhältnissen, welche über die allerersten Anfänge der Cultur hinaus sind.

2. Indien.

Wir beginnen mit der Geschichte derjenigen Völker, über welche die Traditionen am weitesten zurück reichen. Als unser deutsches Vaterland, ja ganz Europa, noch in tiefer Wildniß lag, mit dichten Wäldern bedeckt, von wilden Thieren und theils von gar keinen,

*) Im J. 1854, als die schweizerischen Seen in Folge der Witterung auf einen sehr niedrigen Wasserstand gesunken waren, machte Professor Keller in Zürich die Entdeckung von Niederlassungen eines vorgeschichtlichen Volks, das seine Hütten nicht auf trockenem Boden, sondern an seichten Uferstellen der Seen auf Pfahlwerk (Pfahlbauten) errichtet hatte. Angeregt durch diese Entdeckung hat man seitdem nicht blos in der Schweiz an 200 solcher Pfahldörfer, sondern auch anderwärts, in Ober-Italien am Gardasee, in Deutschland, (Mecklenburg, Pommern) u. s. w. Spuren von Pfahlbauten entdeckt.

Man war anfänglich der Meinung, dieselben gehörten lediglich der Steinperiode an, d. h. der Zeit, in welcher die Menschen ihre Werkzeuge und Waffen lediglich aus Stein herzustellen genöthigt waren; indeß fanden sich bei weiteren Forschungen Beweise, daß die Pfahlbauten in die Bronze- und Eisen-Periode hinein reichen.

Uebrigens erwähnt schon Herodot der Pfahlbauten (im See Prasias in Thracien) und seine Beschreibung derselben stimmt mit den oben erwähnten Funden überein. Er sagt z. B.: „Mitten im See stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen, und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke und die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten in alten Zeiten die Bürger insgemein auf; nachher aber machten sie es also: Für jede Frau, die Einer heirathet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirg und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein Jeder viele Weiber. Es hat ein Jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Fallthüre durch das Gerüst, durch die er hinunter geht in den See. Die kleinen Kinder banden sie mit einem Fuß an mit einem Seil, aus Furcht, daß sie hinunter rollten. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh reichten sie Fische zum Futter u. s. w."

theils nur von wilden Menschen bewohnt war, hatten manche Völker Asiens schon eine bewundernswürdige Bildung. Kein Volk aber scheint in diesem Erdtheile eine höhere und eine frühere Cultur gehabt zu haben, als die Inder, die Bewohner des heutigen Vorderindiens.

Die im Nordwesten des Himalaya gelegenen Gebirgsländer, dort wo der Oxus und Indus entspringen, waren von einem Volke bewohnt, Arier genannt, welche in langen Wanderungen theils westlich zogen und als Zendvolk oder Iranier das Reich Iran gründeten, theils sich südlich zum Indus hin wendeten, wo sie als Inder oder Hindu's lange Zeit wohnen blieben, dann aber weiter ostwärts sich ausbreiteten und das Gangesland eroberten. Sie fanden hier und an den vorderindischen Küstengegenden eine dunkelfarbige Urbevölkerung, welche sich ihnen unterwarf und mit ihnen verschmolz, oder zum andern Theile sich in das Innere der Halbinsel (Dekan) zurückzog. Das herrliche Land mit seinem reichen Naturleben trug gewiß viel dazu bei, die glücklichen Anlagen der arischen Einwanderer schnell zu entwickeln. Leider sagt uns die geschichtliche Kunde fast nichts über die Schicksale und Thaten jenes Volkes, über seine frühe Bildung, über das rege Treiben, welches nach den aus den Ueberresten seiner Cultur gewonnenen Vermuthungen hier stattgefunden haben muß. Es sind dies die in der reichen Literatur der Inder enthaltenen Andeutungen, Mythen und Sagen, so wie ihre staunenswürdigen gottesdienstlichen Bauwerke.

Fast die ganze Halbinsel von Vorderindien ist mit uralten Tempeln, die in Felsen gehauen sind, angefüllt, so weit das felsige Ghatsgebirge reicht, und noch lange nicht sind alle diese Tempel erforscht. Die merkwürdigsten davon sind folgende:

Auf der Küste Malabar liegt die Stadt Bombay. Ihr gegenüber ist die kleine Insel Elephante. Hier findet man in den Felsen gehauen einen großen Tempel, nebst vielen Nebengemächern. Der Haupttempel ist 120 Fuß lang und breit; seine Decke ruht auf hohen Säulen, die aus dem Felsen gehauen sind. Eben so die Nebenkammern. Die Wände sind mit Reliefs bedeckt, die zum Theil so erhaben gearbeitet sind, daß die Figuren fast ganz hervortreten und nur mit dem Rücken am Felsen hangen; ein Beweis, daß sie so alt wie der Tempel selbst sind. Die Abbildungen sind aus der indischen Mythologie genommen, und stellen hauptsächlich die drei Gottheiten: Brama, Vischnu und Schiwa, nebst ihren

Untergöttern in verschiedenen Verhältnissen dar.*) Alles ist so sorgfältig ausgearbeitet, Kopfschmuck, Hals- und Ohrringe, Gürtel u. s. w., daß eine geraume Zeit dazu gehört haben muß, alles Dies zu vollenden. Manche Figuren an den Wänden sind schon so verwittert, daß man sie kaum noch erkennen kann. Wie viele Jahrhunderte müssen an diesen Höhlentempeln vorübergegangen sein, ehe sie die Härte des Steins so zernagt haben!

Gleich neben Elephante liegt die Insel Salsette. Auf ihr ist ein hoher Berg, der durchweg ausgehöhlt worden ist. Der eine darin befindliche Tempel hat 34 Säulen; mehr als die Hälfte davon sind oben mit Elephanten verziert. Zwei andere Tempel geben ihm an Größe wenig nach. Sie haben mehrere Stockwerke übereinander, und unzählige Grotten ziehen sich um sie herum. Hier sieht man eine Menge Treppen, Teiche, freie Plätze, und dies Alles in den harten Felsen gehauen. Auch hier sind die Wände mit ähnlichen Bildwerken und merkwürdigen Inschriften bedeckt, auch zum Theil bereits verwittert. Die ungeheuere Menge von Grotten unter-, neben- und übereinander dienten einst zu Wohnungen der Priester und der Pilger, welche hierher wallfahrteten. Die einst so belebten Grotten sind jetzt der Schlupfwinkel von Tigern, und der Verödung und Verwüstung Preis gegeben.

Etwa in der Mitte zwischen Bombay und der Marattenhauptstadt Poona (spr. Puna), bei Carli ist eine Reihe Felsengrotten. Die größte davon bildet einen hohen Tempel von 126 Fuß Länge und 64 Fuß Breite. Die hohe gewölbte Decke ruht auf Felsenpfeilern. Die Mauern der Vorhalle sind bedeckt mit Sculpturen und Inschriften unbekannter Art. Man sieht allerhand Thiere, sonderlich Elephanten, auch menschliche Gestalten und Götzen, von Menschen in betender Stellung umgeben, abgebildet.

Noch wichtiger sind die berühmten Grotten von Ellore, mitten in Indien, in den Ghatsgebirgen. Hier denke man sich ein Felsengebirge in der Gestalt eines Hufeisens, dessen beide Enden über eine halbe Meile von einander liegen. In diesem Gebirge sind Grotten an Grotten, oft in zwei bis drei Stockwerken über-

*) Diese Figuren, die, wie gesagt, so alt als der Tempel selbst sind, geben uns einen Fingerzeig über das Alter dieser Bauwerke. Nicht immer waren die genannten drei Gottheiten an der Spitze des indischen Religionssystems. Nicht lange vor Buddha's Auftreten erst sind jene drei Götter (Trimurti) aufgekommen; es wird also das Alter solcher Tempel bis etwa 7 Jahrhunderte vor Christus hinaufreichen.

einander. Manche stehen durch innere Gänge mit einander in Verbindung, andere sind durch Zwischenräume getrennt. Der größte dieser Felsentempel ist so groß, daß mehrere unserer Hauptkirchen darin Raum fänden. Alles, was die Baukunst an Größe, Pracht und Verzierungen über der Erde hervorzubringen im Stande ist, sieht man hier unter der Erde: Vorhöfe, Treppen, Brücken, Kapellen, Säulen und Säulengänge, Obelisken, Thier- und Menschenkolosse und fast an allen Wänden erhabene Bildwerke (Reliefs), welche indische Götzen und deren Geschichte darstellen. In der Mitte der Grotte steht ein zweiter kleinerer Tempel, der in einem ganzen Felsenstücke, welches man stehen ließ, ausgehauen ist. Ein Reisender versichert, sein wundervoller Bau, die Abwechslung, der Reichthum und die Sorgfalt in den Verzierungen übertreffe alle Beschreibung. In einer andern Grotte sieht man wieder einen Tempel, in welchem der Gott Indra und seine Frau Indrani sitzen: er auf einem liegenden Elephanten, sie auf einem Löwen, alle in übernatürlicher Größe. Es scheint, als wenn alle indische Gottheiten hier ihre Tempel gehabt hätten. — In noch einer andern Grotte ist eine Götterschlacht vorgestellt. Die Heere bestehen meist aus Fußgängern; Einige reiten auf Elephanten, andere sitzen auf Wagen; aber eigentliche Reiter sieht man nicht. Die Hauptwaffen sind Bogen, Andere haben auch Keulen und Schwerter.

Eine Erscheinung zeigt uns Indien, die wir in keinem andern Lande erblicken. Die alten Inder gaben ihren Felsen selbst äußerlich eine willkürliche Gestalt und brachten dadurch die auffallendsten Erscheinungen hervor. Das sonderbarste Werk dieser Art sind die Monumente von Mavalipuram. Sie befinden sich auf der Küste Koromandel, etwa sechs Meilen südlich von Madras. Leider kennen wir davon nur das Aeußere, denn in das Innere der Dickichte, die von Schlangen und Tigern bewohnt sind, hat sich noch kein Reisender gewagt. Diese Monumente bestehen nicht etwa nur aus einigen Tempelgrotten, sondern das Ganze stellt eine große, meist ganz in Felsen gehauene Königsstadt vor. Die Felsen sind von unten bis oben zugehauen; da sieht man die sonderbarsten Formen: Thürme, Dome und dergleichen, die Wände der Felsen mit Bildwerken bedeckt, Löwen Elephanten und andere Thiere von ungeheuerer Größe, Göttergestalten mit vier und mehreren Armen und andere Figuren. Auf einem der Felsen erblickt man einen Sitz, den man Königsthron nennt. Inwendig sind die Felsen auch hier zu Grotten ausgehöhlt, welche Tempel, Säle, Gemächer, selbst

große Herbergen enthalten. Alles Dies ist nur ein Theil jener großen Werke; denn viel scheint bereits durch ein heftiges Erdbeben in das Meer gestürzt und von diesem begraben worden zu sein; wenigstens liegen weit in das Meer hinein große Felsenblöcke, die einst zu jenen Werken gehörten, und sieben Pagoden liegen in der Entfernung einer Meile weithin in das Meer hinein. Während die beiden äußersten längst von den Wellen bedeckt sind und nur bei niedriger Ebbe unter dem Wasser wahrgenommen werden können, erheben sich die andern, je näher dem Strande, desto höher aus dem Wasser, und nur die letzte steht ganz auf dem Trockenen, doch so, daß ihr Fuß bei hoher Fluth bespült wird. —

So lange die arischen Einwanderer die Gegenden am Indus bewohnten, waren ihre hauptsächlichsten Beschäftigungen Viehzucht und Ackerbau. Ihre Religion war ein einfacher Naturdienst; an kunstlosen Altären brachten sie den Göttern, deren vornehmster Indra war, ihre Opfer. Aus dieser Zeit stammen die vier ältesten Religionsbücher, Veda's genannt; sie enthalten Hymnen und religiöse Vorschriften. Mit der Besitznahme des Gangeslandes und den durch sie verursachten Kämpfen traten die Inder in ihr heroisches Zeitalter ein, nach welchem der herrschende Priesterstand, Brahmanen oder Braminen, das Leben des Volkes durch das Gesetzbuch Manu's umgestalteten. Ueber alle Dinge waltet ein unkörperliches Wesen, das Brahma, der weltschöpferische Geist. Aus ihm sind die vier Klassen oder Kasten der Menschen hervorgegangen: die Brahmanen aus seinem Munde, die Krieger oder Kschatriya's aus seinen Armen, die Handelsleute und Ackerbauer (Waißya's) aus den Hüften, endlich die dienende Kaste (Ssudra's). Diese vierte Kaste bestand aus den Nachkommen der mit den Eroberern des Landes verschmolzenen Urbevölkerung. Der Theil derselben, welcher einer Verschmelzung widerstrebt hatte, war die Klasse der für verworfen gehaltenen Paria's. Das religiöse Leben bestand aus einer unaufhörlichen Reihe von Gebräuchen, Opfern, Waschungen, Fasten und Selbstpeinigungen. Nur wer alle Vorschriften auf's strengste erfüllte, konnte hoffen, das Ziel alles Lebens, die Wiedervereinigung mit Brahma zu erreichen. Bei der Kaste der Brahmanen verstand sich dies von selbst. Den Uebertretern drohte nach dem Tode ein qualvoller Zustand und dann die Erneuerung des Daseins als Pflanze, oder Thier, oder als Mensch einer niederen Kaste. Diese Lehre von der Seelenwanderung, sowie

der schreckliche Druck der Kasteneinrichtung lasteten auf dem Volke und machten seinen Zustand sehr elend. Kein Wunder also, daß als um das Jahr 600 v. Chr. ein Königssohn, Gautama oder Buddha genannt, als Reformator aufstand, er vielen Beifall fand. Die Brahmanen hatten schon kurz vor seinem Auftreten ihre Religion dem Volke zugänglicher gemacht und drei oberste Götter aufgestellt: Brahma, Wischnu und Siwa. Nun suchten sie mit dieser Lehre den Buddhaismus zurückzudrängen, und in einem viele Jahrhunderte hindurch andauernden Kampfe ist derselbe in Vorderindien so unterdrückt worden.*)

Die Sprache der Inder, das heilige Sanscrit, ist durch ihren Reichthüm, ihren Wohllaut und die Fülle der Bildungen ausgezeichnet. Die Schrift hat von Anfang an aus Lautzeichen (es sind 51 Buchstaben) bestanden, ist also nicht Bilderschrift gewesen. Die Sanscritsprache hat als Volkssprache schon einige Jahrhunderte vor Christus aufgehört; es haben sich aus ihr einige Volksdialekte entwickelt. Im Sanscrit sind die Veda's, das Gesetzbuch Manu's und die großen Heldengedichte abgefaßt. Die beiden ersteren sind bereits erwähnt worden; die letzteren sind das Mahabharata und das Ramajana. Das Mahabharata, das Nationalepos der Inder, hat sich aus den Sagen und Erinnerungen des heroischen Zeitalters gebildet; es schildert die Kämpfe der Heldengeschlechter der Kuru's und der Pandawa's um den Königsthron von Hastinapura. An diesen Kern lehnt sich eine Fülle von Episoden, unter denen Savitri (deutsch von Rückert, Hoefer, Holtzmann), Nalas und Damajanti (übersetzt von Rückert, Meier, Holtzmann) durch dichterische Schönheit hervorragen. Das andere Heldengedicht, Ramajana, erzählt die Thaten und Schicksale des Helden Rama; auch hier sind viele Episoden eingewebt. Die Purana's sind Legenden-Sammlungen aus dem Mythenkreise der eben erwähnten Epopöen. Unter den Dichtern späterer Zeiten ist Kalidasa der berühmteste. Seine beiden Dramen: Sakuntala (der Erkennungsring) und Vikramorvasi, sind mehrfach in's Deutsche übersetzt worden (beide von Hirzel, ersteres auch von Rückert). Noch wollen wir erwähnen, daß Indien auch die Heimath der Thierfabel ist. Die Fabel-Sammlung Hitopadesa ist fast in alle Sprachen übergegangen.

*) Der Buddhaismus hat in Ceylon, Hinterindien, Tibet, China, Japan und in der Mongolei noch an 150 Millionen Bekenner.

3. Aegypter.

Von dem alten, wunderbaren Indien kommen wir in ein anderes Land der Wunder — Aegypten. Dieses Land ist ein langes, schmales Thal, durchflossen vom Nil, der aus zwei Quellflüssen entsteht, von denen der eine, Bahr el Abiad, dem Ukerewe-See entströmt; der andere, Bahr el Asrek, im südlichen Abessynien entspringt. Bekannt ist, wie dieser nützliche Strom alljährlich seine Ufer überschreitet und durch den zurückgelassenen Schlamm das Land düngt, so daß die Anwohner nur zu säen brauchen, um reiche Ernten zu erwarten. Wenn im Frühling der Schnee auf den Gebirgen, die dem Nil sein Wasser geben, zu schmelzen beginnt, so fängt er an allmälig zu steigen. Dies geschieht im April, aber nur unmerklich, und nimmt zu, bis zu Anfange Augusts ein schnelles Steigen bemerkt wird; denn nun weht zugleich der Nordwind und hemmt den schnellen Ablauf des Wassers. Jetzt ist die allgemeine Aufmerksamkeit der Einwohner auf den Nil gerichtet. Jeden Morgen und jeden Abend macht ein Ausrufer in den Städten den Stand des Nils bekannt, und hat er die gewünschte Höhe erreicht, so überlassen sich die Einwohner dem Taumel der Freude. Man umarmt sich, man wünscht sich gegenseitig Glück und stellt Freudenfeste an. Die Schleusen, welche das Austreten noch zurückhalten, werden geöffnet, und das segenbringende Wasser strömt über und bewässert das Land. Weithin bietet dann Aegypten einen großen Wasserspiegel dar, aus welchem die zahlreich an den Ufern liegenden Städte und Dörfer wie Inseln hervorragen. Im Alterthume sah man dann die Einwohner sich auf bereitgehaltene Fahrzeuge begeben. Große Processionen wurden angestellt nach den Tempeln der wohlthätigen Gottheiten; der ganze Nil ertönte von dem Klange der Musikchöre, und die mit Laubgewinden geschmückten Schiffe gaben den Anblick schwimmender Gärten. An 700,000 Menschen sollen dann oft so auf der Wasserwanderung gewesen sein.

Die alten Aegypter werden uns von dem ältesten griechischen Geschichtschreiber, Herodot, der 450 Jahre vor Christus lebte und selbst das Land bereiste, als ein dunkelbraunes, mageres, schweigsames und ernsthaftes Volk geschildert. Ihre Vorfahren sind wahrscheinlich von Asien her über die Landenge eingewandert, haben sich in Unter- und Mittel-Aegypten niedergelassen und weiter

nach Ober-Aegypten verbreitet. Was uns aber das Volk noch jetzt besonders merkwürdig macht, sind die ungeheuern Denkmäler seiner Baukunst. Während uns zartgeformte Bildsäulen und geschmackvoll ausgeführte Gebäude besonders ansprechen, liebten sie nur ungeheure Massenformen und aus großen Werkstücken zusammengehäufte Bauwerke. Alles, was kolossal war und dadurch Staunen erregte, was der Zerstörung durch die Zeit zu trotzen schien, das war ihnen recht, und die Besucher dieses Landes von alten Zeiten her bis auf den heutigen Tag sprechen mit Staunen und Bewunderung von den ungeheuern Werken, die zum Theil 4 bis 5000 Jahre alt oder noch älter sind, und weder durch die Menschen noch durch die Zeit ganz haben zerstört werden können.

In Ober-Aegypten (dem Theile, der an Nubien grenzt) lag eine ungeheuere Stadt, Theben, das hundertthorige genannt. Sie war, wie die meisten Städte Aegyptens, am Nil, und zwar auf beiden Seiten desselben erbaut. Die Riesentrümmer, die noch übrig sind, zeugen nur schwach von ihrer ehemaligen Größe. Fünf Dörfer (Karnak, Luxor und Meth-Amut auf der Ost-, Kurnu und Medinat-Abu auf der Westseite) liegen jetzt da zerstreut, wo einst die prächtige Stadt stand. Leider gestattet es nicht der Raum, alle ihre Ruinen zu beschreiben; aber wenigstens Einiges davon.

Auf der linken Nilseite (bei Medinat-Abu) sieht man die Trümmer eines großen Palastes. Zwischen zwei abgestumpften Pyramiden, die man Pylonen nennt und die hier höher als die meisten unserer Häuser sind, bewegte sich sonst das eherne Thor, durch welches man in den ersten Hof tritt, der etwa mit unseren Marktplätzen zu vergleichen und auf beiden Seiten mit Säulengängen versehen ist. Durch ein kleineres Thor kommt man in den zweiten Hof. Auch dieser hat Säulengänge; die Säulen gehen oben in menschliche Gestalten aus (Karyatiden) und bringen auf die Beschauer eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Man kann diese hohe Götterversammlung, die ernst und stumm dasteht, nicht anders als mit Bewunderung und Ehrfurcht betrachten. Die von den Säulen getragene Decke ist blau, mit goldenen Sternen übersäet, und, wie alle bei den ägyptischen Alterthümern vorkommende Farben, so lebhaft und frisch, als wären diese eben erst aufgetragen. Hinter diesen zwei Höfen kommen nun erst die Säle und Gemächer des Palastes, die aber jetzt meist in Trümmern liegen. Die Mauern sind aus- und inwendig mit einer Masse von Bild-

werken bedeckt. Da sieht man Land- und Seeschlachten, in denen die Aegypter ihre Feinde besiegen. Hier steht der König in kolossaler Gestalt auf seinem Kriegswagen mit Lanze, Pfeil und Bogen, und wirft die Feinde zu Boden. Dort verfolgt er, wieder auf dem Wagen stehend, zwei Löwen durch ein Dickicht. Weiter erblickt man ein Seegefecht. Der König steht am Ufer, zu seinen Füßen erschlagene Feinde; er schleudert Wurfspieße in die Haufen derselben. Auf dem Wasser kämpfen zwei Flotten. Genau unterscheidet man die feindlichen Schiffe von denen der Aegypter an ihrer Bauart, an der Tracht und den Waffen der darauf kämpfenden Männer. Schon sind die feindlichen in Verwirrung und zum Theil umgestürzt; die Schlacht scheint entschieden. — Dergleichen Vorstellungen sind hier unzählige. Im Innern des Palastes aber erblickt man Siegesaufzüge. Der König steht auf seinem Wagen; die Rosse, mit schönen Decken geschmückt, werden von seinen Leuten gehalten. Die Kriegsgefangenen werden ihm vorgeführt; genau unterscheidet man die buntgestreiften Gewänder. Oder er zieht, von Priestern begleitet, in den Tempel des Osiris; oder er wird eingeweiht in die priesterlichen Geheimnisse.

Weiterhin findet man eine Ebene, wo man 17 Kolosse theils noch sitzend oder stehend, theils umgestürzt sieht. Einer davon ist die berühmte Memnonssäule, die bei Sonnenaufgang einen wunderbaren Klang von sich gegeben haben soll.*) Ohne Zweifel dienten sie zur Verzierung eines großen Gebäudes, das aber nun verschwunden ist. Sie sind von solcher Höhe, daß sie, säßen oder ständen sie in unseren Städten, über die meisten Häuser hinwegragen würden. Welch ein ungeheures Gebäude muß es aber gewesen sein, dem solche Riesen zu Zierrathen dienten!

Dann kommt man, noch immer auf der westlichen Nilseite an ein Gebäude, welches die Griechen den Palast und das Grabmal des Königs Osymandyas nannten; nach den Inschriften war es „das große Haus des Ramses" (Ramesseum). Nachdem man durch mächtige Pylonen in den ersten Hof eingetreten ist, glaubt man in einem großen Steinbruche sich zu befinden: so liegen hier die großen Steinmassen umher. Und doch sind das die Trümmer nur eines einzigen Kolosses, der umgestürzt und zerbrochen daliegt.

*) Bei näherer Untersuchung dieser kolossalen Bildsäule hat man kürzlich entdeckt, daß sie inwendig eine Höhlung habe, die wahrscheinlich dazu bestimmt war, den Priester zu verbergen, der jenen glockenähnlichen Klang hervorbrachte.

Unter anderm liegt der Zeigefinger da, der fast zwei Ellen mißt. Die Verwunderung nimmt noch mehr zu, wenn man weiß, daß diese große Steinmasse 45 Stunden weit aus den Steinbrüchen, in denen man noch deutlich bemerken kann, wo sie ausgehauen, bis auf ihren nachmaligen Standtpunkt gebracht worden ist. Aus diesem Hof, oder vielmehr Marktplatz, tritt man in einen zweiten eben so großen. Doppelte Säulengänge schließen ihn ein. Dann tritt man in einen Saal, dessen Decke von 60 in zehn Reihen stehenden Säulen getragen wurde, und der so hoch ist, daß ein gewöhnliches zweistockiges Haus sammt dem Dache darin stehen könnte und kaum die Decke erreichen würde. Von diesem kommt man in einen zweiten, und endlich in einen dritten, dem ersten ähnlichen Saal. Unzählbar sind die herrlichen Bildwerke, welche alle diese Mauern von innen und außen bedecken, und von denen wenige abgebildet und beschrieben sind. Alle Theile derselben sind mit großer Genauigkeit und Kunst ausgearbeitet; z. B. erkennt man noch die Verzierung und Kleidungen, die feinen Stoffe mit denen die Polster überzogen waren, die Farben, mit welchen sie ausgemalt worden sind. Hier sieht man wieder Darstellungen der den Gottheiten dargebrachten Opfer, Processionen, Triumphzüge, Schlachtscenen, Erstürmungen von Festungen u. s. w. — Weiterhin muß wieder ein großer Prachttempel gestanden haben. Jetzt sieht man davon nur noch eine lange Doppelreihe von kolossalen Sphinxen, 200 an der Zahl, die auf hohen Fußgestellen liegen, und einst gewiß auf das Thor des Tempels zuführten.

Nicht weniger großartig sind die Ruinen von Theben auf der rechten Seite des Nils. Da findet man unter anderm einen ungeheuern Palast (in Luxor), der so groß ist, daß in einem seiner Höfe jetzt ein ganzes Dorf liegt. — Das größte aber von allen diesen Bauwerken ist der Palast, den man von dem dabei liegenden Dorfe den Palast von Karnak nennt. Eine lange Doppelreihe von Löwen mit Widderköpfen führte vom Nil aus zu dem großen Hauptthore, dessen Flügel von Erz waren und sich 60 Fuß hoch erhoben (unsere Stadthore pflegten nicht über 12 Fuß zu sein). Der darauf folgende Säulenhof ist nur die Vorhalle zu einem gewaltigen Saale, dessen Decke, aus ungeheuern Granitblöcken bestehend, von 134 Riesensäulen getragen wird. Jede dieser Säulen ist so stark, daß nur 5—6 Menschen sie zu umspannen vermögen, der Saal selbst aber so geräumig, daß selbst die große Notredamekirche in Paris darin bequem Raum hätte.

„Keine Beschreibung," sagen die Reisenden, welche 1799 diese Trümmer genau untersuchten, „vermag die Empfindungen zu schildern, welche diese Wunderanblicke erregen. Von welchen Begebenheiten, welche die Weltgeschichte nicht mehr kennt, von welchen Scenen sind diese Säulen einst Zeugen gewesen!" — Dann folgte abermals ein Säulenhof, und endlich erst eine Menge anderer Säulen und Gemächer, die vermuthlich dem Könige zur Residenz dienten. In jenem Riesensaale mochte er den Gesandten fremder Völker Audienz geben und ihre Tribute empfangen. Dies sind nur einige wenige Bruchstücke aus der Beschreibung jener großen Ruinen. Recht merkwürdig sind noch auf der linken Nilseite, etwa eine Stunde vom Flusse, im Innern einer Bergkette, die Gräber der ägyptischen Könige. Sie befinden sich in einem Thale ohne Ausgang, in welches erst durch Menschenhände ein Eingang durchgehauen ist. Man hat hier gegen 20 Königsgrüfte aufgefunden, die sämmtlich in die Felsen der Bergwand hineingearbeitet sind. Jede besteht aus einer Reihe von Galerien, Kammern und Sälen, von denen einer der Hauptsaal ist. Hier steht auf einer Erhöhung der Sarkophag, der die Gebeine des Königs enthielt. In sieben Grotten stehn die Sarkophage noch; meist von doppelter als Menschenlänge, aus rothem Granit. In einer dieser Grotten mußte man erst durch zehn Thore dringen, ehe man zu dem Sarge gelangte. Auch in den Nebenkammern fand man Mumien, so daß also der König hier von denen, die ihm im Leben nahe waren, umgeben ruhte. Alle Wände sind mit Sculpturen und Malereien bedeckt, die so frische Farben enthalten, als wenn der Maler erst davon gegangen wäre. — Erst in neuerer Zeit (1817) hat ein unternehmender Reisender (Belzoni) ein solches Grab geöffnet. Er fand 18 Fuß unter der Erde, die er hatte wegräumen lassen, einen großen Stein, der den Eingang zu dem Grabe verschloß. Er ließ ihn sprengen, und sah sich in einem großen prächtigen Grabmale. Nachdem er durch einen langen Gang gekommen, dessen Wände und Decke ganz mit Gemälden bedeckt waren, gelangte er an eine Treppe, durch die er in einen zweiten Gang kam, dessen Verzierungen so frisch waren, als wenn sie erst vollendet worden wären. Plötzlich stand er vor einem 30 Fuß tiefen und 40 Fuß breiten Graben. Auch dieser war an den Seiten mit Gemälden von oben bis unten bedeckt, und offenbar dazu bestimmt, das Eindringen in das Innere zu verhindern. Er ließ darauf Balken holen und

eine Brücke werfen, über welche er hinüber gelangte. Da fand er eine Mauer und stieg durch ein darin befindliches Loch in einen schönen Saal, dessen Decke auf vier Säulen ruhte, die ganz mit Sculpturen bedeckt waren. Aus diesem kam er in einen zweiten, von fast derselben Größe. Von dem ersten stieg er durch eine Treppe von 16 Stufen in einen schönen Gang, an dessen Ende eine andere Treppe in einen zweiten Gang führte, bis er in einen Saal trat, der mit den herrlichsten Sculpturen bedeckt war. Er übertraf an Größe bei weitem die beiden vorigen, war 37 Fuß hoch, und die Decke ruhte auf einer doppelten Reihe viereckiger Säulen. Zuletzt gelangte er noch in einen Saal, den Hauptsaal. In der Mitte desselben stand der Sarkophag des Königs, vom schönsten orientalischen Alabaster, 9 1/2 Fuß lang, inwendig und auswendig mit allerhand kleinen Figuren bedeckt, welche Opfer, Processionen und dergleichen vorstellten. Hier fand man auch die Mumie eines heiligen Stieres und eine große Menge von kleinen Mumien und hölzernen Bildsäulen.

Aber nicht allein in und bei dem alten Theben findet man solche Ruinen. Das ganze Nilthal bis tief nach Nubien hinein ist voll Denkmäler des grauesten Alterthums. Das großartigste ist der Höhlentempel in dem Felsthale bei Abu Simbel, zwei Tagereisen unterhalb der Stromschnellen von Wadi Halfa. Eine Felswand senkt sich schräg nach dem Strome hinab, vor welcher in senkrechten Nischen vier Kolossalstatuen Rhamses II. (Sesostris) errichtet sind. Sie sitzen auf Thronen und sind mit ihren Fußgestellen nahe an 70 Fuß hoch, also höher als unsre Kirchen. Obwohl die Verhältnisse so kolossal sind, daß das Antlitz von einem Ohre zum andern 13 Fuß mißt, ist doch der Gesichtsausdruck ausnehmend schön. Der feine, gelbe Wüstensand hat die Kolosse zum Theil bedeckt. Zwischen den mittleren befindet sich der Eingang in den Berg. Auch hier führen Gänge und Hallen zum eigentlichen Tempelraume, der 200 Fuß tief im Felsen liegt.

In Mittel-Aegypten hatte Amenemha III. (von den Griechen Möris genannt), einer der noch in Memphis residirenden Könige, ein riesenhaftes und dabei recht nützliches Unternehmen durchgeführt. Er ließ, um die wohlthätige Nilüberschwemmung über ganz Mittel- und Unter-Aegypten zu vertheilen, ein ungeheures Reservoir ausgraben, einen See, welcher eine Fläche von zehn Millionen Quadratmetern bedeckte. Am Ufer dieses See's erbaute derselbe König das Labyrinth, den Reichspalast, welcher in zwölf bedeckte

Höfe eingetheilt war und 3000 Gemächer enthielt, die Hälfte über, die andere unter der Erde.

An der Grenze von Mittel- und Unter-Aegypten lag die älteste Königsstadt Memphis. In dieser Gegend (unweit des heutigen Kairo) bei Gizeh sieht man noch jetzt drei große Pyramiden stehen (es giebt deren dort in einer Länge von 8 Meilen überhaupt noch vierzig). Man darf annehmen, daß diese Bauwerke etwa 3 bis 4000 Jahre vor Christi Geburt errichtet wurden. Die größte Pyramide ist die des Königs Chufu (Cheops). Jede Seite ihrer Grundfläche ist 746 Fuß lang; ihre Höhe betrug ursprünglich 480 Fuß, jetzt noch 421 Fuß. Der Straßburger Münsterthurm, in sie hineingestellt, würde mit seiner Spitze nicht herausragen; die Peterskirche in Rom hätte ausreichend Platz im massiven Kern. Die zweite von den großen Pyramiden bei Gizeh rührt vom König Chafra (Chefren) her und ist noch 447 Fuß hoch. Die dritte, von König Menkera (Mykerinos) erbaut, ist zwar nur 203 Fuß hoch, übertrifft aber die beiden andern an Schönheit und Regelmäßigkeit. Die Granitblöcke der Pyramiden liegen ohne Mörtel übereinander und werden nur durch ihre Schwere erhalten; aber sie sind so auf einander gelegt, daß sie eine Treppe von unten nach oben bilden. Diese Stufen zu verdecken und den Eingang zu verbergen, hatten die Aegypter auswendig die ganze Pyramide mit glatten Quadersteinen belegt. Diese sind aber jetzt sämmtlich abgerissen, und die größte Pyramide ist schon lange offen. Inwendig findet man Gänge, die bald wagerecht bald schräg hinlaufen, Kammern und Säle, in welchen die Sarkophage der Mumien standen. Die alten Aegypter glaubten nämlich, daß von der Erhaltung des Körpers die Ruhe der Seele abhänge. Sobald der Körper verwese, so verlasse ihn die Seele und müsse nun die Körper aller Thiere des Landes, des Wassers und der Luft durchlaufen, bis sie nach 3000 Jahren erst wieder in einen menschlichen Körper fahre (Seelenwanderung). Daher ist es kein Wunder, daß sie alle Kunst anwandten, den Leichnam recht lange zu erhalten. Wenn ein Aegypter gestorben war, so wurde er den Leuten übergeben, welchen das Einbalsamiren oblag. Nachdem das Gehirn herausgezogen und der nun leere Schädel mit Specereien ausgefüllt war, wurde ein Einschnitt in die linke Seite des Leibes gemacht. Aber der, welcher diesen Schnitt verrichtete, mußte, von den Verwünschungen der Verwandten verfolgt — so wollte es die Sitte, denn man hielt es für ein Verbrechen, einen todten Körper zu verletzen — eilig davonlaufen. Die Bal-

samirer nahmen dann die Eingeweide heraus, füllten den Leib mit Specereien aus, nähten ihn zu, salbten ihn 30 Tage lang mit Cedernöl und legten ihn zunächst noch 70 Tage lang in Salpeter. Sodann wurde er rein abgewaschen, mit langen Binden weißer Leinwand (Byssus) umwunden, und zuletzt noch mit Gummi und andern Salben überstrichen. So konnte er nicht verwesen. Man legte ihn in einen dem Körper genau anpassenden Sarg, der oben die Gestalt des Kopfes hatte, zog über das Gesicht eine Art lederner Kappe, auf welche das Gesicht des Verstorbenen schön, zuweilen mit Gold, gemalt wurde, und setzte ihn nun bei. Oft behielt man die so vor der Verwesung bewahrten Todten bei sich, und hatte auf diese Art den süßen Trost, diejenigen um sich zu wissen, die im Leben der Familie theuer gewesen waren. Man nahm sie auch wohl zu Mahlzeiten mit sich, setzte ihnen Essen vor, und Einer pflegte dem Andern zu sagen: „Iß, trink und sei fröhlich, aber bedenke, daß du auch bald so sein wirst wie dieser.“ — So umständlich und kostbar, wie eben beschrieben ist, wurden freilich nicht alle Todte einbalsamirt, alle jedoch wurden durch Salzwasser vor der Fäulniß bewahrt. Viele solcher Mumien hat man noch übrig,*) viele schlummern gewiß noch in den bis jetzt uneröffneten Grabhöhlen bei Theben und anderwärts. Das Fleisch ist bis jetzt bei einigen ganz schwarz und so von dem Gummi und Erdharz durchdrungen, daß es damit gleichsam eine Masse ausmacht und steinhart ist; andere sind braun und die Haut fühlt sich wie Leder an.

Andere Ueberreste des ägyptischen Kunstfleißes sind die Obelisken. Es sind vierseitige, schlank in die Höhe steigende, oben pyramidalisch endigende Spitzsäulen, aus einem einzigen Steine von Granit gehauen und von verschiedener Höhe. Man hat sie von 50 bis 180 Fuß Höhe, also höchstens wie ein mäßiger Stadtthurm. Was sie aber vorzüglich merkwürdig macht, ist, daß diese großen Spitzsäulen aus den Steinbrüchen, in denen man sie aus den Felsen losmeißelte und sorgfältig abglättete, bis zu der Stelle, an der man sie aufstellen wollte, hingeschafft werden mußten. Man grub dazu einen Kanal aus den nach Osten gelegenen Steinbrüchen,

*) Ein eigenthümliches Gefühl erregt es, wenn man hört, daß eine Zwiebel, welche eine Mumie in der Hand hielt, zum Treiben gebracht worden ist. Auch hat man Weizenpflanzen aus Samenkörnern gezogen, die in einem Mumiensarge gefunden worden waren.

legte den Steinriesen nieder, wälzte ihn auf ungeheure Flöße und fuhr ihn so in den Nil. Dann aber war noch übrig, ihn wieder auszuschiffen und an einer bestimmten Stelle aufzurichten, entweder an den Ufern des Nils oder gewöhnlicher vor großen Prachtgebäuden. Da stehen sie zum Theil noch. Einige sind von römischen Kaisern nach Rom geschafft worden; auch keine kleine Arbeit. Da dienten sie zu Sonnenzeigern. Zu der Zeit der Völkerwanderung umgestürzt und verschüttet, sind mehrere derselben später von den Päpsten wieder aufgerichtet worden. Noch im Jahre 1833 ist ein großer Obelisk (der von Luxor genannt) nach Paris gebracht und dort auf dem Platze Ludwigs XV. aufgestellt worden.

Von der Geschichte Aegyptens nur Einiges. Die älteste Geschichte ist, wie bei allen Völkern, in Fabeln gehüllt, und wo sie aufhört, sichtliche Fabel zu sein, bleibt sie doch noch eine geraume Zeit ungewiß. In neuerer Zeit hat die Entzifferung der Hieroglyphen über manches bisher Unbekannte Aufschluß gegeben. Von 26 Dynastien der Pharaonen oder Königsgeschlechtern wird bis zur Eroberung Aegyptens durch die Perser erzählt. Das älteste Reich hatte sich in der Gegend gebildet, wo durch die Theilungen des Stromes das Delta beginnt. Menes wird als der Begründer und als Erbauer der Hauptstadt Memphis genannt. Aus der 4. Dynastie waren die Könige Cheops, Chefren und Mykerinos, die Erbauer der drei großen Pyramiden. In den hierauf folgenden Zeiten mag Theben, die Königsstadt in Ober-Aegypten gegründet worden sein. Amenemha III., welcher den Mörissee ausgraben und das Labyrinth erbauen ließ, gehörte schon in die 12. Dynastie. Nicht lange nach seinem Tode brachen nomadische Völker von Nordosten her über die Landenge in Aegypten ein, unterjochten das Land, nahmen aber ägyptische Sitten und Einrichtungen an und gründeten die Herrschaft der Hykšos oder Hirtenkönige. Ein solcher König war es, unter dem Joseph nach Aegypten kam. Ein Ueberrest einheimischer Herrschaft hatte sich in Ober-Aegypten erhalten, und von Theben ging auch endlich nach 500 Jahren die Vertreibung der Hykšos aus. Dann folgte die Zeit des neuen Reiches, dessen Könige ihre Hauptstadt Theben durch die Erbauung großartiger Paläste und Tempel mit unvergleichlicher Pracht und Herrlichkeit schmückten. Einer dieser Könige war der berühmte Eroberer Ramses II. (Sesostris).

Er eroberte Aethiopien und Arabien, durchzog Indien bis jenseit des Ganges, befuhr das mittelländische Meer, und unterwarf

sich selbst Klein-Asien und das Land nördlich von Griechenland. Solche Eroberer zählt jede alte Geschichte auf. Ob er allein das Alles verrichtet habe, ist nicht gewiß; wahrscheinlich hat man Einem zugeschrieben, was Viele gethan. Auch soll er die Aegypter in sieben Kasten, d. i. abgesonderte Stände, eingetheilt haben: 1. Priester, 2. Krieger, 3. Künstler, 4. Schiffer, 5. Dolmetscher, 6. Rinderhirten, 7. Schweinehirten. Keiner durfte aus dem Stande heraustreten, in dem er geboren war. Das mußte freilich das schnelle Fortschreiten der Cultur aufhalten. Doch ist diese Einrichtung sicherlich vor Sesostris schon dageweſen.

Nach einer langen Reihe von Königen lebte 650 Jahre vor Christus ein König Psammetich. Er gehörte anfangs zu einer Verbindung von 12 Herrschern (Dodekarchie), welche eine vereinigte Herrschaft gestiftet hatten. Zu ihrer Zeit ist der alte Reichspalast, das Labyrinth, welches unter der Herrschaft der Hyksos zerstört worden war, in größerem Umfange wieder hergestellt worden. Herodot hat es gesehen und beschrieben. Er versichert, es sei von so unvergleichlicher Pracht, daß man in Versuchung wäre, zu zweifeln, ob Menschen so etwas hätten hervorbringen können.

Einst waren die Zwölfherrscher in Memphis in einem Tempel versammelt, ein feierliches Trankopfer zu bringen. Der Priester reichte die goldenen Schalen herum, aber aus Versehen waren nur 11 mitgebracht. Psammetich, der zuletzt stand, ging leer aus. Schnell sich besinnend hielt er seinen ehernen Helm hin, und verrichtete das Trankopfer. Da erinnerten sich die andern Herrscher eines Orakelspruchs, daß der, welcher aus einer ehernen Schale opferte, die Alleinherrschaft erobern würde. „Das sollst du nicht!“ riefen sie einmüthig und wiesen dem Psammetich den schlechtesten Landstrich an (dafür hielten sie ihn wenigstens), das Delta, das Land zwischen den Mündungen des Nils. Aber der kluge Psammetich wußte das sonst so morastige Land trefflich zu benutzen. Er legte Kanäle und Schleusen an, und erhielt einen Orakelspruch: eherne Männer würden aus der See steigen und ihm beistehen. Bald landeten auch zufällig geharnischte Seeräuber aus Klein-Asien, die er in Dienst nahm, mit ihnen die übrigen 11 Tyrannen vertrieb und sich zum Alleinherrscher von Aegypten machte. Von da an war Sais in Unter-Aegypten die königliche Residenz. Aber ein großer Theil der Kriegerkaste, über 200,000 Mann, wanderten nach Aethiopien aus, weil ihnen die Bevorzugung der Fremden verhaßt war.

Nach Psammetich regierte sein Sohn Nechao, welcher das Reich Israel unterwarf, besonders aber deshalb merkwürdig ist, weil er den Versuch machte, das mittelländische und das rothe Meer durch einen Kanal zu verbinden und weil er, um neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, Afrika durch phoenicische Seeleute umschiffen ließ. Sein Enkel Hophra (Apries) wurde durch eine Empörung vom Throne gestoßen und der Feldherr Amasis wurde König. Dessen Sohn und Nachfolger Psammenit war der letzte der Pharaonen; er verlor in der Schlacht bei Pelusium 525 Sieg und Reich an den Perserkönig Kambyses. So mußten, obgleich unter mannigfachen Empörungen, die Aegypter das persische Joch tragen, bis Alexander der Große sie seinem großen Reiche einverleibte.

4. Israeliten.

Wenn man von Aegypten über die Landenge von Suez ging, gelangte man ins Land der Israeliten, Kanaan, das gelobte Land, später Palästina genannt. In diesem Ländchen befindet sich das todte Meer, in welches der Jordan fällt. Noch zu Abrahams Zeiten war da, wo jetzt der See ist, ein fruchtbares Thal mit mehreren Städten und grünen Triften. Da aber die Einwohner von Sodom und Gomorra ruchlos waren, so ließ Gott, nach der biblischen Erzählung, die Städte und das ganze Thal untergehen. Und noch heut liegt es wie ein sichtbarer Fluch des Himmels auf dieser Gegend. Elf Meilen lang zieht sich dieser in seiner Art einzige See hin. Andere Seen stellen das Bild der Lebendigkeit dar, erheitern die Gegend, erleichtern den Verkehr der Menschen, wimmeln von Fischen und andern Wasserthieren und geben den umwachsenden Bäumen und Gräsern ein frischeres Grün. Hier von Allem das Gegentheil. Kein Fisch, kein Schalthier, kein Seegewächs gedeiht in seinen Gewässern. Die ringsum sich erhebenden hohen Berge stellen ein grauenerregendes Bild des Todes der Natur dar. Auf ihnen wächst kein Baum, kein Gras, keine Pflanze. Eine schauerliche Wildniß! Tiefe, senkrechte Abgründe zerreißen die braunen Sandsteinberge. Nur einzelne Stellen sind des Anbaues fähig und von wenigen armen Arabern bewohnt; selten nur wird die übrige Einöde des Ufers von einem wißbegierigen Reisenden betreten. Das Wasser des Sees ist salzhaltig, und nicht selten sieht man, vorzüglich des Morgens, eine dichte

Wolke mephitischer Dünste auf seiner Oberfläche liegen. In diesen See fällt der Jordan-Fluß, durch welchen die Israeliten zogen, als sie Josua nach dem gelobten Lande führte, und in welchem Jesus von Johannes die Taufe empfing.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Volkes übergehen wir hier, weil sie allen aus der biblischen Geschichte bekannt sein muß.

5. Phönicier.

Nordwestlich von dem Lande der Israeliten lag, auch am mittelländischen Meere, das schmale Küstenland Phönicien, von einem thätigen, unternehmenden, erfinderischen Volke bewohnt. Viele treffliche Erfindungen gingen von den Phöniciern aus. Obenan steht die Schiffahrt, deren Erfindung ihnen wenigstens die Griechen zuschreiben. Es war ja natürlich, daß ihr nur einige Stunden breites und unfruchtbares Küstenland sie früh auf das Meer hinwies. Aber wie unvollkommen mögen die ersten Fahrzeuge gewesen sein! Anfangs gewiß nur ein unförmlicher Kasten, in welchen ein Mensch zitternd einstieg, und in welchem er sich mittelst einer langen Stange längs dem Ufer fortbewegte. Nach und nach mochte man merken, daß der zum Umschlagen so geneigte Kasten sicherer werde, wenn man seine Seiten schräg mache, und so entstanden Kähne, deren Form immer mehr vervollkommnet wurde. Vielleicht fiel einmal ein solcher Schiffer ins Wasser, und hängte sein nasses Gewand an einer aufgerichteten Stange auf. Siehe, da setzte sich der Wind hinein, schwellte es auf und trieb das Schiffchen schneller fort. Und so war die Erfindung des Segels gemacht; denn es ist gewiß, daß sich die Phönicier schon früh eben so wohl des Segels als des Ruders bedienten. Endlich wagte einmal ein kühner Schiffer, etwas weiter vom Ufer abzufahren ins Meer hinein, oder ein Windstoß hatte ihn wider Willen abgetrieben; er kam glücklich wieder ans Land und versuchte es das nächste Mal schon mit größerer Zuversicht, bis man gar die nicht allzufern liegende Insel Cypern erreichte. Mit dieser knüpften die Phönicier Handel an, gründeten Städte auf ihr, und bald befuhren sie das ganze mittelländische Meer, besuchten alle Küsten desselben und verführten die Waaren des einen Landes zu dem andern. Indessen muß man nicht glauben, daß diese alten Seefahrer jemals so weit gekommen wären, das Meer mit solcher Sicherheit zu befahren wie unsere

jetzigen; denn auf dem hohen Meere die Richtung der Fahrt bestimmen zu können, gingen ihnen zwei unentbehrliche Hülfsmittel ab: der Compaß und die Seekarten. Sie hielten sich daher immer ängstlich an die Küsten, und gerade darum mochten sie bei stürmischem Wetter manchmal um so eher scheitern. Da nun ihre Schiffe bei weitem nicht so groß waren wie unsere, und sie eine verhältnißmäßig große Menge Schiffer des Ruderns wegen mitnahmen, so mußten sie einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Trinkwasser mit sich führen, und doch hielt derselbe nicht lange vor. Daher waren ihnen bei weiteren Seefahrten Ruheplätze nöthig, wo sie anlanden und sich zur fernern Fahrt mit neuen Lebensmitteln versehen konnten. Sie legten deshalb auf allen Küsten des mittelländischen Meeres, wo es ihnen nur irgend erlaubt wurde, Colonien an, die sich zum Theil nachher selbst zu bedeutenden Handelsstädten erhoben (vorzüglich Karthago). So kamen sie bis an die Säulen des Herkules, die man jetzt die Straße von Gibraltar nennt. Aber hatten sie es gewagt, so weit zu gehen, warum sollten sie nicht auch die Küsten des atlantischen Meeres befahren? Neugier oder wohl noch mehr die so anspornende Gier nach Handelsgewinn, ließ sie die unbekannten Gefahren übersehen, und so fuhren sie südwärts an Afrika's Westküste hinab bis dahin, wo die canarischen Inseln gegenüberliegen; doch mögen ihre Handelsniederlassungen durch die räuberischen Bewohner jener Gegenden gestört und die Phönicier von weiterem Vordringen abgehalten worden sein. Aber nach Norden hin sind sie weiter gefahren. Sie holten Zinn aus den britischen Inseln, ja sogar den köstlichen Bernstein, den man mit Gold aufwog, von den Küsten der Ostsee. Dabei waren sie so neidisch auf den Handelsgewinn, daß sie ihre Handelswege sorgfältig verbargen; ja, wenn sie merkten, daß Schiffe anderer Völker ihnen heimlich nachfuhren, so segelten sie wohl absichtlich auf den Strand, oder führten sie sonst irre, um ihnen das Nachsegeln zu verleiden. Und überall erzählten sie allerhand Märchen von Seeungeheuern, von dichter Finsterniß und Meergallert nach Norden zu, damit jedem die Luft, dahin zu fahren, vergehen möchte. Die Kühnheit ihres Unternehmungsgeistes zeigt sich in der von ihnen unternommenen Umschiffung Afrika's. Von dem ägyptischen Könige Nechao ausgesandt, begannen sie die Fahrt vom rothen Meere aus und kehrten durch die Säulen des Herkules zurück, nachdem sie drei Jahre unterwegs zugebracht hatten. Ein Erfolg für die beabsichtigte Anknüpfung neuer Handelsverbindungen

scheint sich nicht ergeben zu haben, und so ist die Umschiffung Afrika's wieder in Vergessenheit gerathen.

Von den Phöniciern rührt ferner die Erfindung des Glases her. Einige Schiffer aus Sidon stiegen einst an einer Stelle der palästinischen Küste (bei Acre) an's Land, wo ein überaus feiner Sand gefunden wird. Um sich ihre Speisen zu kochen, legten sie einige zufällig mitgebrachte Salpeterstücke zu einem Herde zusammen, zündeten ein Feuer an und aßen wohlgemuth. Als sie aber den Herd wieder abräumten, erblickten sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung ganze Stücke einer klaren durchsichtigen Materie. Es war Glas, entstanden aus der Mischung des Salzes, des Sandes und der Asche. Der Versuch wurde wiederholt; er gelang, und nicht lange währte es, so blühten in manchen Städten des Landes Glasfabriken, die diese stark gesuchte Waare in alle bekannte Theile der Erde schickten. So wie wir verstanden sie indessen nicht die köstliche Erfindung zu nützen. Sie verfertigten wohl Mosaikarbeiten, Glaswürfel, Glaskorallen; aber die Glasmasse zu Fensterscheiben und Spiegeln zu verarbeiten, verstanden sie nicht. Wohl aber werden ungeheuere Glasscheiben erwähnt, die man statt der Leuchtthürme gebrauchte. Man befestigte nämlich an Felswände in der Nähe mancher Seehäfen große Glastafeln, damit die sich darin spiegelnde Sonne weithin den sich nähernden Schiffern ein Merkzeichen sei.

Vorzüglich blühend waren ihre Purpurfärbereien. Man erzählt, ein Hirte, der am Meeresgestade seine Schafe weidete, sah seinen Hund mit einem blutroth gefärbten Maule vom Ufer zurückkommen. Er hielt ihn für verwundet, wischte ihm das vermeintliche Blut mit dem Tuche ab und sah mit freudiger Verwunderung die schöne Farbe. Er ging ihm dann nach und fand, daß er unter den dort in Menge liegenden Muscheln gewühlt habe. Diese Purpurmuschel hat ein Bläschen, in welchem der färbende Saft enthalten ist. Sie wird an den Küsten des mittelländischen Meeres gefunden; aber die Kunst damit zu färben war nirgends so weit gediehen, als in Phönicien. Zwei Arten, eine hochrothe und eine dunkelrothe, wurden besonders geschätzt, und die Fabriken in Sidon und Tyrus versendeten weit und breit die schönsten Gewänder.

Ueberhaupt waren Phöniciens Städte recht eigentlich die Werkstätte der Putzwaaren und anderer Luxusartikel. So wie wir jetzt aus Wien, Paris und London die schönsten dieser Waaren erhalten,

so mochten wohl die Damen der alten Welt sich nicht für recht geputzt halten, wenn sie nicht ein sidonisches Gewand trugen, oder ihr Hals nicht mit einer Kette von Gold, Elfenbein oder Bernstein, in Tyrus angefertigt, geschmückt war.

Den Phöniciern wird endlich die Erfindung des Alphabets zugeschrieben. Wenn auch vor ihnen schon Versuche gemacht worden waren, Gedanken und Vorstellungen bildlich aufzuzeichnen (Hieroglyphen), oder wohl gar schon Silben schriftlich auszudrücken, so sind doch die Phönicier es gewesen, welche die Laute einzeln bezeichnet und die Buchstabenschrift erfunden haben. Dann haben sie dieselbe bei ihren vielfältigen Handelsverbindungen auch zu andern Völkern verbreitet und ihnen damit ein sehr wichtiges Element der geistigen Cultur zugeführt.

6. Babylonier. Assyrer. Meder.

Von Phönicien östlich gelangt man an zwei große Ströme, die auf den Abhängen der armenischen Alpen entspringen und endlich miteinander in den persischen Meerbusen fallen, Euphrat und Tigris. An diesen Flüssen lagen im grauen Alterthume zwei mächtige Reiche, Babylonien (zwischen beiden Strömen) und Assyrien (auf der linken oder östlichen Seite des Tigris), von denen bald das eine, bald das andere als das älteste genannt wird. Ihre Gründung läuft in die älteste Zeit hinauf und ist in Fabeln gehüllt; wahrscheinlich war hier der Schauplatz, wo Nimrod seine Herrschaft stiftete. Beide Völker waren eroberungssüchtig und führten häufige Kriege untereinander und mit den benachbarten Reichen.

Zu der Zeit, wo Abraham lebte, vielleicht noch früher — man glaubt 2200 Jahre vor Christus, lebte in Assyrien ein wilder Eroberer, Ninos, der große Züge, wie später Sesostris in Aegypten, unternahm und Babylonien und Medien eroberte. Er erbaute Ninive, eine ungeheure Stadt. Sie hatte an 12 deutsche Meilen im Umfange; die Mauern waren 100 Fuß hoch und so breit, daß oben drei Wagen nebeneinander fahren konnten. Auf ihnen standen 1500 Thürme, jeder 200 Fuß hoch. Wir würden die Beschreibung von der Größe der Stadt für Fabelei halten, hätten wir nicht in Indien und Aegypten noch Ruinen übrig, die uns die Möglichkeit solcher Riesenstädte und den Geschmack des Alterthums daran beweisen. Und doch waren von Ninive nur formlose, düstere Erd-

haufen übrig, die wie Hügel über die sonnverbrannte Ebene sich erheben; gelegentlich fanden sich Ueberreste von Töpferzeug und Backsteinen, durch die winterlichen Regengüsse bloßgelegt. Doch hat der Forschungseifer der Neuzeit auch hier die Denkmäler der Vergangenheit aus ihrer Verschüttung an's Licht gebracht.*) Man hat Nachgrabungen angestellt, und mehrere Paläste sind aufgedeckt worden. Die Bildwerke auf den Alabasterplatten, mit denen die Wände bekleidet sind; die kolossalen Gestalten der geflügelten Stiere und Löwen mit Menschenköpfen, welche an den Eingängen standen, die Bauwerke selbst und die mannigfaltigen Inschriften haben uns ganz unerwartete Kenntnisse von dem Leben, der Bildung und den Sitten der Assyrer gegeben.

Noch berühmter als Ninos ist seine Frau Semiramis, von deren Schönheit und Klugheit die alten Geschichtschreiber nicht genug Rühmens machen können. Sie war so schön, daß sie (nach der Volkserzählung) durchaus die Tochter einer Göttin (Derketo) sein mußte, die sie gleich nach der Geburt ausgesetzt hatte, worauf Tauben sie mit Milch und Käse ernährten. Als Ninos sie zufällig kennen lernte, beschloß er, sie zu heirathen, und wirklich scheint sie auch eine außerordentliche Frau gewesen zu sein. Nach des Ninos Tode bestieg sie selbst den Thron und setzte die Eroberungen ihres Mannes fort. Sie unternahm Züge nach Aegypten, Aethiopien, Indien, und das Alles mit ungeheuern Heeren. Am größten erscheint sie aber durch ihre gewaltigen Bauwerke. Sie baute Babylon, oder, was wahrscheinlicher ist, sie baute es aus und verschönerte es. Von den großen hier durch sie errichteten Anstalten nur Einiges: Babylon wurde in ein regelmäßiges Viereck gebaut, und der Euphrat floß mitten hindurch. Jede Seite der Mauer war über 2 Meilen lang und über 41 Meter hoch. Oben prangten 250 Thürme; 100 eherne Thore führten in die Stadt, und längs dem Flusse war eine Mauer auf beiden Seiten errichtet, durch welche eben so viele eherne Thore nach dem Wasser hinführten, wie Straßen auf die Mauer stießen. Die Straßen selbst waren schnurgerade, und durchschnitten sich alle in rechten Winkeln. Ueber den Fluß ließ sie eine Brücke führen,

*) Nachdem 1842 ein Franzose, Namens Botta, mit Nachgrabungen auf dem Trümmerfelde von Ninive angefangen hatte, gelang es den Anstrengungen des Engländers Layard, der 1845 seine Forschungen begann, an mehreren Stellen Palastgebäude aufzufinden.

die über 900 Meter lang war (mehr als doppelt so lang wie die dresdener Brücke). In der Mitte des einen Stadttheils stand ein königlicher Palast, und in der Mitte des andern der Tempel des Gottes Belos (Bel zu Babel); um unbemerkt von dem einen in den andern zu kommen, ließ sie einen unterirdischen Gang unter dem Flusse anlegen. Aus dem Belostempel erhob sich der hohe Belosthurm, ein Gebäude ganz eigener Art. Von einem Flächenraume, der 300 Schritte lang und eben so breit war, stieg ein ungeheurer Thurm hoch empor. Auf diesem stand ein 2ter, weniger lang und breit; auf diesem ein 3ter, 4ter, 5ter, 6ter, 7ter und 8ter. Eine Treppe führte von außen hinauf. Der oberste Thurm war der eigentliche Tempel; es befand sich darin das prächtige Lagerpolster des Gottes, davor ein goldener Tisch. Auch schreibt man ihr den Bau der sogenannten schwebenden Gärten zu. Das waren große und dicke Mauern von verschiedener Höhe, durch große darauf gelegte Quadern verbunden, auf denen eine Decke ruhte, welche die eigentlichen Gärten trug. Denn hier war so viel Erde aufgehäuft, daß die größten Bäume Wurzel faßten. Unterhalb, zwischen den Mauern waren Pumpenwerke angebracht, die das nöthige Wasser heraufschafften. An ein eigentliches Schweben der Gärten muß also nicht gedacht werden. Aber lustwandelte man oben unter den hohen Bäumen und zwischen den duftenden Blumen, so ahnete man nicht, daß man sich auf dem schräg ablaufenden Dache eines ungeheuern Gebäudes befände. — Und von all dieser Herrlichkeit ist nichts mehr übrig, als einige unförmliche Schutthaufen, die man für natürliche Hügel hielt, bis man sie näher untersuchte und durch Ausgrabungen eine Menge Backsteine mit eingedrückten Buchstaben oder Zeichen und andere Ueberreste der Riesenstadt fand; denn sie wurde eben so wie Ninive theils aus gebrannten, theils aus an der Sonne getrockneten Steinen erbaut, die durch Erdharz und dazwischen gelegtes Rohr aneinander gekittet wurden, wovon man noch jetzt in jenem Trümmerhaufen viele Spuren sieht.

In glücklicher Ehe hat die große Semiramis, seit sie durch Ninos der stillen Verborgenheit und ihrem ersten Manne entrissen wurde, nicht wieder gelebt. Wie manchmal mag die mächtige Frau in ihren schwebenden Gärten oder auf ihren Lustschlössern in den Gebirgen, wo sie Felsen sprengen und behauen ließ und aus wilden Gegenden Paradiese schuf, sich zurückgesehnt haben in den ruhigen häuslichen Kreis, in welchem sie vor ihrer Größe mit

ihrem ersten Manne (einem Feldherrn des Ninos) glücklich lebte! — Ihr eigener Sohn (Ninyas) stellte ihr nach dem Leben, und es ist ungewiß, ob es ihm nicht endlich gelungen, sie umzubringen.

Die Nachfolger der Semiramis versanken in Verweichlichung und Schwäche; der letzte unter ihnen, Sardanapal, war ein rechtes Gegenstück zu der männlichen Semiramis. Statt mit fester Hand das Staatsruder zu führen, ließ er sich vor Keinem sehen, saß den ganzen Tag unter seinen zahlreichen Weibern, webte wollene Kleider, trug selbst einen Weiberrock, schminkte und putzte sich wie ein Weib. Auch gab er sich Mühe, eine weibliche Stimme zu bekommen, und schwelgte bei der Tafel Tag und Nacht. Seine Schwäche benutzten zwei seiner Satrapen, empörten sich und belagerten Ninive mehrere Jahre. Der König aber verzweifelte an seiner Rettung, errichtete einen großen Scheiterhaufen und verbrannte sich darauf mit allen seinen Weibern und Schätzen. Das mag 888 Jahre vor Christus Geburt geschehen sein.

Nun bildeten sich aus dem alt-assyrischen Reiche drei neue: ein neu-assyrisches, ein babylonisches und ein medisches.

Die Könige von Neu-Assyrien unternahmen häufige Kriegszüge gegen Aegypten und die Reiche Juda und Israel. Salmanassar machte dem letzteren ein Ende, 720 v. Chr., und verpflanzte die Israeliten nach Assyrien, Mesopotamien und Medien (Assyrische Gefangenschaft). Sanherib belagerte Jerusalem, wurde aber durch eine in seinem Heere ausgebrochene Seuche genöthigt umzukehren. Nach ihm verfiel das Reich. Um das Jahr 600 wurde es zugleich von den medischen und babylonischen Königen angegriffen, Ninive zerstört und das Land zu einer Provinz des medischen Reiches gemacht.

Um diese Zeit regierte in Babylonien ein mächtiger König, Nebukadnezar, wieder einmal ein großer Eroberer, wie sie in der Geschichte Asiens von Zeit zu Zeit vorkommen. Er unterwarf sich die benachbarten Länder, maß sich mit den Aegyptern in einer Schlacht, fiel selbst in Aegypten ein und nahm auf dem Wege auch Jerusalem weg. Die vornehmsten Juden wurden nun eben so, wie 120 Jahre früher die Israeliten, fortgeführt. Sie mußten nach Babylonien wandern, und das jüdische Land blieb meist öde liegen. Das heißt das babylonische Exil, 600 Jahre vor Christus. Aber durch alle diese Eroberungen hatte Nebukadnezar die Kräfte seines Reiches überspannt, und nur so lange er lebte, blieben die durch Waffengewalt unterworfenen Länder beisammen.

Bald nach seinem Tode verfiel das Reich zusehend, und wurde schon 50 Jahre später die Beute eines mächtigen Eroberers, des Cyrus. Doch davon in der folgenden Periode.

Das dritte aus dem alt-assyrischen Reiche gebildete Reich, das medische, wurde gleichfalls von einer Reihe von Königen regiert, von denen keiner sich durch besondere Thaten auszeichnete. Der letzte unter ihnen war Astyages, der Großvater des Cyrus.*)

7. China.

Die bisher aufgezählten Völker Asiens waren Zweige des kaukasischen Menschenstammes; sie standen in mannigfacher Wechselwirkung und sie nahmen Theil an einer gemeinsamen Kultur-Entwickelung, wenn auch jedes nach seiner individuellen Anlage.

Dagegen lebte auf den weiten Thalebenen des Hoangho und Jantse-Kiang ein Volk, welches ohne Vermischung und Berührung mit jenen, ohne Theilnahme an der allgemeinen Kultur-Entwickelung Jahrtausende hindurch den Gesetzen seiner eigenen Eingebung folgte. Dieses Volk sind die Chinesen, ein Zweig des mongolischen Stammes.

Im Alterthum noch weniger bekannt als gegenwärtig, wußte man von China nichts, als daß es das Land sei, wo die Seide erzeugt wurde, und ward daher auch Serica (das Seidenland) genannt; daneben nannte man es auch Chin oder Sin.

Die Chinesen selbst rühmen sich eines fabelhaften Alterthums; das älteste für uns sichere Datum der chinesischen Geschichte aber knüpft sich an Confucius (etwa 500 v. Chr.), bekannt als Gesetzgeber seines Volkes. Seine Lehre ist in fünf Büchern, Kings, niedergelegt, von denen das wichtigste Tschucking heißt; sie ent-

*) Die Meinung, daß es zwei assyrische Reiche, ein älteres und ein jüngeres, gegeben habe, tritt an Glaubwürdigkeit hinter die Annahme eines einzigen solchen Reiches zurück. Es sei, wird behauptet, an der bisher angenommenen Zeitgrenze zwischen beiden Reichen nicht der assyrische Königsthron gestürzt worden, sondern nur das Königshaus. Belitaras, der Aufseher der königlichen Gärten zu Ninive, habe dann ein neues Königshaus gegründet, zu welchem die oben erwähnten Könige Salmanassar und Sanherib gehören. Sardanapal ist dann der letzte aus dieser Reihe; gegen ihn sind Kyaxares von Medien und Nabopolassar von Babylon herangezogen und haben nach dem Untergange Sardanapals Ninive zerstört, 606. Nebukadnezar, der Sohn Nabopolassars, soll in seiner Hauptstadt Babylon die berühmten großen Bauwerke aufgeführt oder doch erneuert und erweitert haben.

halten ebenso Geschichte wie religiöse und bürgerliche Verordnungen. Ceremonial- und moralische Vorschriften stehen derartig in Verbindung, daß alle Beziehungen des Lebens durch sie geregelt werden und eine äußerliche Rechtfertigung als das höchste Strebeziel aufgestellt wird. — Der Kaiser galt oder gilt noch als der einzige Mittelpunkt des ganzen Reiches, welchem gegenüber alle Unterthanen unmündig und rechtlos sind; seine Gewalt wird durch keine mächtige Kasteneinrichtung eingeschränkt; er hat Beamte ohne Geburtsadel (Mandarinen), welche durch Prüfungen und Rangstufen hindurch gehen, und in deren Besitz alle Staatsweisheit sich befindet.

Von Nordwesten her sollen die Stammväter der Chinesen in das Land eingewandert sein. Als ältester Kulturgründer wird Fohi genannt. Schi-hoang-ti, der mächtigste Kaiser aus der Dynastie Tsin, ließ die große Mauer gegen die Einfälle der nördlichen Nomadenvölker erbauen, etwa 240 v. Chr. Unter der Dynastie Han, 200 v. Chr. bis gegen 300 n. Chr., war die Blüthe des Reiches. 1279 n. Chr. wurde China von den Mongolen erobert und gehörte ihnen fast hundert Jahre. Seit ungefähr 200 Jahren bis jetzt steht das Reich unter der Herrschaft der den Chinesen verhaßten Mandschu.

8. Hellenen oder Griechen.

Das Land, welches jetzt das Königreich Griechenland ausmacht und auf der Ostseite vom Archipel und auf der westlichen vom ionischen Meer umflossen wird, wurde im Alterthume von einem geistreichen, muntern, thätigen, tapfern, zu Veränderungen geneigten Volke bewohnt, welches sich selbst Hellenen nannte, von uns aber (mit dem bei den Römern üblichern Namen) Griechen genannt zu werden pflegt. Es besaß die herrlichsten Anlagen, die unter dem mildesten Klima und unter einer freien Verfassung sich eine Zeit lang auf's schönste entfalteten, so daß wir noch jetzt mit hoher Befriedigung die Ueberreste ihrer Literatur lesen, und mit Entzücken die aus jener Zeit erhaltenen Bildsäulen und Bauwerke betrachten. Früh schon wurden die Griechen in äußere und in innere Kriege verwickelt, die das Land zwar manchmal an den Rand des Unterganges brachten, aus denen es aber immer mit neuer Kraft wieder hervorging. Die erschöpfende Betrachtung dieser Kriege gehört nicht hierher. Aber einige Züge daraus müssen wir uns merken und besonders alles das aus der Geschichte der Griechen, was auf

ihre Kunstwerke und auf ihren eigenthümlichen Charakter ein besonderes Licht wirft.

Die der Gestalt eines Maulbeerblattes ähnliche Halbinsel, in welche das Land südlich ausläuft, und die (eben mit Bezug auf diese Aehnlichkeit) jetzt Morea heißt, wurde bei den Alten der Peloponnes genannt, weil nach einer alten Sage, etwa zu den Zeiten des ägyptischen Sesostris (1350 Jahre vor Christus), Pelops aus Phrygien in Klein-Asien hier landete und sich anbaute. Durch eine schmale Landzunge, Isthmos, hing diese Halbinsel mit dem eigentlichen Griechenland oder Hellas zusammen, welches, wie der Peloponnes, aus einer Reihe von kleinen Staaten bestand und gegen Norden durch das Oetagebirge von einigen damals weniger cultivirten Ländern getrennt wurde. Diese beiden Theile also, die der Isthmos verband, nebst den Inseln (Euböa, Salamis und Aegina, Lesbos, Chios, Samos, Rhodos, Kreta, Cythera, Ithaka u. a.) und Inselgruppen (Cycladen: Delos, Naxos) waren der eigentliche Wohnsitz der griechischen Nation; dies verstehen wir unter Griechenland. Nördlich von Hellas lagen Thessalien und Epeiros, jenes östlich, dieses westlich. Nördlich wieder von Thessalien — Macedonien, und nördlich von Epeiros — Illyrien. Endlich östlich von Macedonien — Thracien.

Wann Griechenland zuerst bevölkert worden ist, wissen wir eben so wenig, wie von den meisten übrigen Ländern. Wenn es seine Richtigkeit hat, was man jetzt auf Grund sprachlicher Verwandtschaft ziemlich allgemein annimmt, daß Europa durch Einwanderungen aus Asien her bevölkert worden sei, so mögen auch die ersten Einwohner, die sich hier niederließen, dieser Abstammung angehören. Von den Griechen wurden diese frühesten Bewohner ihres Landes Pelasger genannt. Später wanderten die stammverwandten Hellenen ein. Jahrhunderte lang vielleicht hatten diese Völker in sehr einfachen Zuständen gesellschaftlicher Ordnung das Land inne, und bekriegten sich gegenseitig, bis endlich die Hellenen, die Oberhand behielten und sich in mehreren Stämmen (Dorer, Aeoler, Achäer, Jonier) ausbreiteten, aber durch den gemeinschaftlichen Namen Hellenen und die Sprache verbunden blieben. Sie sonderten sich schon früh in lauter kleine Staaten, die von sogenannten Königen regiert wurden, wie winzig auch der Umfang eines solchen Staates gewesen sein mag. Wie überall, so ist auch hier die früheste Geschichte in Sagen gehüllt, welche zwar des

Abenteuerlichen und Ungeheuerlichen viel enthalten, aber auch große Züge des menschlichen Handelns darbieten und zum Verständniß älterer und neuerer Dichtungen und Kunstwerke gekannt werden müssen.

9. Cekrops, Deukalion, Kadmos, Danaos und Pelops.

Daß die Cultur der ersten Einwohner des alten Hellas nicht ohne den Einfluß andrer Völker sich weiter entwickelt hat, ist unzweifelhaft. Die Sagengeschichte lehnt diese fremden Einwirkungen an die Personen von Einwanderern aus Aegypten, Phönicien, Phrygien an. Einer der ersten war Cekrops, der kurz vor Moses Zeiten aus Aegypten kam und sich auf dem Berge des nachmaligen Athens anbaute. Er lehrte die Einwohner einen mildern Gottesdienst, Ackerbau und die Vortheile einer gesellschaftlichen Ordnung kennen.

Etwa 50 Jahre nach Cekrops, 1500 vor Christus, lebte Deukalion, unter dem sich eine merkwürdige Ueberschwemmung ereignete. Zeus, der vornehmste Gott in der Religionsdichtung der Griechen, beschloß, das verdorbene Menschengeschlecht zu vertilgen, und während von oben ein furchtbarer Platzregen sich ergoß, strömten aus dem Schoße der Erde alle Quellen und Ströme ihre Gewässer aus. Bald stand Alles unter Wasser. Die Menschen fanden den Tod. Nur der fromme Deukalion und Pyrrha, sein Weib, retteten sich auf einem Schiffe, in welches sie, wie Noah, von jedem Thiergeschlecht ein Paar mitnahmen, und blieben, als das Wasser abgelaufen war, allein übrig. Um das Menschengeschlecht zu erneuern, wurde ihm und seinem Weibe geboten, Steine hinterrücks zu werfen. Aus denen, die Deukalion warf, entstanden Männer; aus den Steinen der Pyrrha, Weiber. Dies waren nach der Sage die Stammväter der nachmaligen Griechen.

Bald nach Deukalions Zeiten, der zur Zeit des Moses gelebt haben mag, kamen wieder zwei Fremdlinge nach Griechenland. Der eine war Kadmos, ein Phönicier, der in Böotien die Burg Kadmea anlegte und dadurch der Gründer Thebens wurde. Er soll die Buchstabenschrift zu den Griechen gebracht haben.

Der andere Ankömmling war Danaos aus Aegypten. Ihn hatte sein Bruder Aegyptos aus dem Lande vertrieben. Da ging er über das mittelländische Meer nach dem Peloponnes und ließ sich in Argos nieder. Hier trug ihm der Bruder Versöhnung an,

und zur Befestigung derselben sollten des Danaos 50 Töchter die 50 Söhne des Aegyptos heirathen. Aber Danaos sann auf Rache. Er befahl seinen Töchtern, nach der Hochzeit ihre Männer zu ermorden. Es geschah; nur Einer wurde verschont, Lynkeus, der Mann der sanften Hypermnestra. Sie konnte sich nicht überwinden, den Mann, den sie lieb gewonnen hatte, der Rache des Vaters aufzuopfern, und brachte ihn an einen sichern Ort. So sehr auch der Vater darüber zürnte, so vergab er ihr doch endlich, und alle Unterthanen des Danaos priesen die schöne That des Mädchens. Die andern 49 Danaiden aber wurden von den Göttern, die kein Unrecht ungestraft lassen, verurtheilt, in der Unterwelt ein bodenloses Faß mit bodenlosem Eimer zu füllen, und unaufhörlich die Qual zu empfinden, ohne Nutzen und Erfolg zu arbeiten.

Zuletzt von Allen, zu der Zeit des Sesostris, kam der schon vorhergenannte Pelops, ein Sohn des Tantalos. Dieser Tantalos ist derselbe, von dem die Dichter erzählen, daß er in der Unterwelt bis an das Kinn im Wasser stehe und doch von brennendem Durst gepeinigt werde. Wenn er aber die Lippen zum Wasser neigt, schwindet es plötzlich. Eben so hat er nagenden Hunger, und die herrlichsten Früchte, die an gebogenen Aesten bis zu seinem Munde herniederhängen, mehren noch seinen Appetit; schnappt er aber nach ihnen, so schnellen sie plötzlich in die Höhe, und der Arme sieht ihnen mit sehnsüchtigen Blicken nach. Freilich hatte er dies Schicksal durch schwere Beleidigung der Götter verdient. Denn als einst die Götter bei ihm zu Gaste waren, setzte er ihre Gottheit dadurch auf die Probe, daß er seinen kleinen Sohn Pelops schlachtete und ihn den Göttern vorsetzte, ob sie auch das Fleisch zu unterscheiden wüßten. Demeter (Ceres), damals voll Gram über ihre durch Pluto entführte Tochter Persephone (Proserpina), merkte den Betrug auch wirklich nicht, und verzehrte ruhig die eine Schulter des Kindes. Die andern Götter aber bemerkten kaum die freche Schandthat, als sie sich alle schnell von der Tafel erhoben. Zeus belebte den Knaben Pelops wieder, und gab ihm statt der verzehrten Schulter eine elfenbeinerne; Tantalos aber erhielt die erzählte ewige Pein.

10. Perseus. Herakles.

Die griechischen Dichter haben uns aus der frühesten Zeit des griechischen Volks eine Menge solcher Sagen, wie das eben Erzählte, aufbewahrt, die zwar von großem Interesse sind, aber mehr in die Mythologie der Griechen gehören, daher hier nur kurz berührt werden können. Dahin rechnen wir die Thaten des Perseus und des Herakles [Herkules].*)

Lynkeus und Hypermnestra in Argos hatten einen Enkel, Akrisios, und dieser eine Tochter, Danaë. Da dem Akrisios geweissagt war, daß er von der Hand seines Enkels sterben werde, so schloß er die Danaë in einen ehernen Thurm ein, damit sie nicht heirathen solle. Aber der schlaue Zeus überlistete ihn doch. Ihn dauerte das arme Mädchen; er verwandelte sich in einen goldenen Regen, fiel durch die Fenster in den Kerker und wurde von Danaë begierig aufgefangen. Plötzlich aber erkannte sie den Gott, wurde von ihm gerettet und zuletzt ward sie seine Frau. Der goldene Regen scheint wohl anzudeuten, sie sei durch Bestechung der Wächter befreit worden. Als von ihr ein Knabe, Perseus, geboren wurde, ließ der erzürnte Akrisios, wüthend über das Mißlingen seiner Vorsicht, Mutter und Sohn in einen Kahn legen und dem Spiele der Meereswellen übergeben. Aber das Fahrzeug wurde glücklich an eine Insel des Archipels (Seriphos) getrieben. Perseus verrichtete, nachdem er kräftig herangewachsen war, große Heldenthaten. Die berühmtesten darunter sind die Ermordung der Gorgone Medusa, deren Anblick versteinerte, und die Befreiung der an einen Felsen geschmiedeten Andromeda. Nachdem er zu dem nun versöhnten Großvater zurückgekehrt war, wurde die Weissagung wider Erwarten erfüllt. Die Jünglinge übten sich einst vor dem Könige im Diskoswerfen,**) Perseus unter ihnen. Aber unglücklicherweise traf er mit der schweren Scheibe die Stirn des theuern Großvaters, der alsbald

*) S. Rösselt's Lehrbuch der Mythologie für höhere Töchterschulen (6. Auflage, Leipzig, Ernst Fleischer, 1874), wo Alles, was hier nur angedeutet werden konnte, umständlicher ausgeführt worden ist.

**) Der Diskos war eine runde Scheibe von Metall oder Stein, in deren Mitte ein Loch, durch welches ein Riemen gezogen wurde. Mit diesem schleuderte man die Scheibe, die, nachdem sie auf die Erde gefallen war, noch weit fortrollte. Wer am weitesten traf, war Sieger.

leblos zu Boden fiel. Mißmuthig verließ Perseus Argos und erbaute die Stadt Mycene.

Noch größere Thaten verrichtete Herakles oder Herkules, der Sohn der Alkmene, der Frau des Königs Amphitryo von Tiryns. Wegen seiner ungewöhnlichen Stärke hielt man den Zeus für seinen Vater. Dienstbar nach dem Willen des Götterspruches seinem Vetter Eurystheus von Mycene, mußte er auf Befehl desselben zwölf theils höchst schwierige, theils unmöglich scheinende Arbeiten verrichten. Die Sage von seinen Thaten geht so sehr ins Ungeheuere, daß die Berge Abyla und Kalpe, zwischen denen die Meerenge von Gibraltar strömt, nach ihm den Namen Säulen des Herkules hatten. Denn, sagten die Alten, sonst hing hier Europa mit Afrika zusammen, Herkules erst riß die beiden Erdtheile auseinander. Zuletzt wurde er von seiner eigenen Frau (Dejaneira), ohne daß sie es wollte, vergiftet, und von ungeheuerm Schmerze gequält, ließ er auf dem Berge Oeta einen Scheiterhaufen errichten und verbrannte sich selbst.

11. Theseus.*)

In Athen lebte ungefähr zu Herakles' Zeit ein König, Namens Aegeus. Er besuchte einst einen König (von Troezene) im Peloponnes, Pittheus, und verband sich insgeheim mit dessen Tochter Aethra. Bei der Abreise bat er sie, wenn ihm etwa ein Sohn geboren würde, demselben den Namen seines Vaters so lange zu verschweigen, bis der Knabe im Stande sei, einen großen Stein, unter welchem Aegeus sein Schwert und seine Sohlen verbarg, aufzuheben. Könnte er aber dies, dann sollte sie ihn nach Athen senden; an jenen Unterpfändern würde er leicht den Sohn erkennen.

Wirklich wurde bald nach Aegeus' Abreise ein Sohn geboren und Theseus genannt. Als der Knabe Jüngling geworden war, führte ihn einst Aethra an den großen Stein und ließ ihn den Versuch machen, ihn aufzurichten. Zu ihrer großen Freude ging das recht leicht; sie übergab ihm das Schwert des Vaters, ließ ihn sich die Sohlen anbinden und bedeutete ihn, daß Aegeus in Athen sein Vater sei; zu ihm solle er nun reisen, sich ihm zu er-

*) Die Geschichte des Theseus enthält zwar auch noch sehr viel Mythisches, allein sie gehört schon mehr der eigentlichen Geschichte an und mußte darum hier umständlicher erzählt werden.

kennen geben und die Erkennungszeichen vorzeigen. Der besorgte Großvater und die zärtliche Mutter wollten ihn auf dem kürzern Wege zu Wasser hinschicken; aber der tapfere Jüngling, der sich etwas versuchen wollte, wählte den Weg zu Lande, weil er hier gefährliche Abenteuer zu bestehen hoffte, die auch nicht ausblieben.

Denn damals gab es noch in Bergen und Wäldern Riesen, wilde Räuber und Ungeheuer, und Theseus fand deren auch manche auf seinem Wege. Der erste, der seine Stärke empfand, war der Keulenschwinger Periphetes, der die sorglos Reisenden zu überfallen und zu erschlagen pflegte; ihm wurde aber jetzt von dem stärkeren Theseus die Keule entwunden, und er damit todtgeschlagen. Ein anderer war der Räuber Sinnis. Der pflegte mit seinen Riesenarmen die Gipfel zweier nahe stehenden Fichten zusammen zu biegen und den Reisenden daran zu binden. Wenn nun die losgelassenen Gipfel auseinander schnellten, wurde der Unglückliche jämmerlich zerrissen. Ein dritter war der Räuber Skiron, der die Reisenden zwang, ihm die Füße zu waschen, und wenn sie gebückt auf der Spitze eines Felsens vor ihm standen, sie hohnlachend rücklings von der Felsenwand ins Meer hinunterstieß. Daß ihnen jetzt durch Theseus das Gleiche widerfuhr, wird Jeder von selbst errathen. Der vierte endlich war Prokrustes, der, Hohn mit Grausamkeit verbindend, zwei eiserne Bettstellen hatte. Die eine war kurz, die andere lang. Fing er nun einen Reisenden von langer Gestalt, so schleppte er ihn zu der kurzen, legte ihn darauf, und, indem er rief: „Siehe! du passest nicht hinein; ich muß dich kürzer machen!“ hieb er ihm die hervorragenden Theile, Füße und Kopf, ab. Wenn der Reisende aber klein war, so wurde er in die lange gelegt. „Ei!“ rief er dann, „wie klein du bist! Warte, ich will dich größer machen!“ — Und so zerrte er ihn so lange auseinander, bis er die Bettstelle ausfüllte, oder ihm die Glieder zerrissen. Nun kam Theseus; schon freute sich Prokrustes über den guten Fang und dachte an die kurze Bettstelle, als Theseus ihn mächtig niederwarf und ihm nun zum wohlverdienten Lohne denselben Tod gab, den er so vielen Unglücklichen bereitet hatte.

Mit der Keule des Periphetes kam Theseus nun nach Athen. An dem Schwert erkannte ihn Aegeus bald und freute sich recht herzlich, plötzlich einen Sohn, und noch dazu einen so wackern umarmen zu können. Aber der thätige Jüngling blieb nicht lange daheim. Er hörte von einem wilden Stiere, der in der Nachbarschaft von Athen das Feld bei Marathon unsicher machte und vielen

Schaden that. Keiner getraute sich in die Gegend. Da machte sich Theseus auf, fing das Unthier ein und führte es vor den Augen des erstaunten Volks durch die Straßen von Athen. Bei der Gelegenheit äußerte sich ein schöner Zug anspruchsloser weiblicher Wohlthätigkeit. Als Theseus gegen den Stier ausgezogen war, trieben ihn Hitze und Hunger in eine kleine Hütte, in welcher eine arme, alte Frau, Hekale, allein wohnte. „Hast du nichts zu essen, Mütterchen?“ fragte Theseus. „Ach, nichts!“ antwortete sie, „als einige Kräuter; sind sie dir nicht zu schlecht, so will ich sie dir herzensgern bereiten.“ Und hurtig las sie dieselben aus und bereitete einen Salat, mit dem sie den Schmachtenden labte. Mit Freude in den Augen sah sie, wie es ihm schmeckte, und heiße Gebete schickte sie zum Himmel für seine glückliche Wiederkehr. Das Eine mußte er ihr versprechen, auf der Rückkehr wieder einzusprechen, damit sie seiner Rettung gewiß würde. Aber als er heimzog, fand er die freundliche Alte nicht mehr am Leben; entseelt lag sie da; die Götter hatten sie gleich nach ihrer guten That zu sich genommen. Aber Theseus vergaß die gute Alte nicht und stiftete zu ihrem Andenken ein jährliches Fest.

Athen war damals in einer drückenden Abhängigkeit von der Insel Kreta (jetzt Candia). Aegeus hatte des Königs von Kreta, Minos, Sohn getödtet und dafür sich der herben Bedingung unterwerfen müssen, alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Mädchen nach der Insel zu schicken. Die Unglücklichen wurden dort in das Labyrinth voll Irrgänge gesperrt und von dem hier hausenden Unholde, dem Minotaur, der halb Mensch und halb Stier war, aufgefressen. Eben jetzt sollte wieder eine solche Sendung, die dritte, dahin abgehen. Schon war das Loos geworfen, und die Straßen Athens füllten sich mit dem lauten Jammer der Mütter, die ihre Kinder hingeben sollten. Da ergriff Mitleid mit dem Schicksale der Jammernden und Unwille über die Schmach seines Vaterlandes zugleich des Theseus edles Herz. Er verlangte mitzureisen, um einen Kampf mit dem Ungeheuer zu bestehen. Ungern bewilligte es der Vater; denn Theseus war sein einziger Sohn. „Aengstige dich nicht, Vater!“ sprach Theseus, „kehre ich glücklich wieder, wie ich hoffe, so soll aus weiter Ferne ein weißes Segel dir meine Rettung verkünden; falle ich aber — nun so erwarte das Schiff mit nichts Anderm, als einem schwarzen Segel.“ So fuhr er fort, landete glücklich in Kreta, wurde mit den Uebrigen vor den König Minos gebracht und sollte eben schon in das Laby-

rinth geführt werden (seine Keule hatte er nicht vergessen), als des Minos freundliche Tochter, die schöne Ariadne, heimlich zu ihm schlich. Sie hatte ihn gleich beim ersten Anblick lieb gewonnen, und es hatte sie gedauert, daß der beherzte Jüngling aufgeopfert werden sollte. „Wenn du ihn retten könntest!" hatte sie bei sich gedacht. „Gewiß wird sein Heldenmuth siegen; aber selbst dann! — wie kann er sich wieder herausfinden aus den Irrgängen des Labyrinths?" — Da fiel dem klugen Mädchen ein: „Wie, wenn du ihm ein Knäuel mitgäbest, dessen Ende er am Eingange befestigte und das er im Weitergehen ablaufen ließe! An dem könnte er sich nach vollbrachter That wieder zurückfinden." — Gesagt, gethan! Sie eilte heimlich zu Theseus, drückte ihm das rettende Knäuel in die Hand, gab ihm kurz eine Anweisung, und kaum hatte Theseus Zeit, ihr ewige Dankbarkeit zu geloben, als sie auch schon wieder entschwunden war. Muthiger als zuvor drang nun Theseus in das Labyrinth ein; im hintersten Gemache traf er auf den schon vor Gier brüllenden Minotaur. Theseus' Keule sauste durch die Luft, und röchelnd wand sich das Ungeheuer vor seinen Füßen. Durch den Faden des Knäuels geleitet, fand sich Theseus glücklich wieder hinaus und umarmte seine Retterin. Die Liebenden kamen überein, miteinander eilig zu fliehen. Im Liebesrausche vergaß Ariadne ihre Pflichten gegen den zurückbleibenden Vater und eilte mit dem fremden Jünglinge zu Schiffe, ein Vergehen, welches das arme Mädchen bald schwer genug büßen mußte. Anfänglich ging Alles gut; günstige Winde schwellten die Segel, und pfeilschnell durchflogen sie den Ocean. Da landeten sie unterwegs an der wüsten Insel Naxos, und da der Abend kam, entschlummerten Beide in einer kühlen Grotte, sie, um den Theseus nie wieder zu sehen; denn während der Nacht erschien Bacchus, dem Naxos geheiligt war, und entdeckte, indem er zwischen Rebenhügeln wandelte, die schöne Ariadne. Ihr Anblick rührte ihn so, daß er wie versteinert dastand; nur durch ihren Besitz glaubte er glücklich sein zu können, und schon wollte er sie rauben und mit ihr zur Götterheimath fliehen, als ihm einfiel, daß sie ja schon mit Theseus vermählt, und es grausam sei, die glückliche Verbindung zu trennen. „Aber," dachte er, „ist auch der sterbliche Jüngling wohl des himmlischen Mädchens würdig?" Schnell beschloß er, ihn zu prüfen. Er erschien ihm im Traume und befahl ihm, wenn ihm sein Leben lieb wäre, eiligst Ariadne zu verlassen. Theseus erwachte voll Schrecken; denn noch schien es ihm, als hörte er die Worte des

Gottes. Schnell sprang er vom Lager auf. Die Bedenklichkeit, Ariadne, die treue, zu verlassen, beschwichtigte er bald, weckte seine Gefährten, bestieg das Schiff, und als die Sonne über die Wogen des Meeres sich erhob und Ariadne weckte, war er schon so weit entfernt, daß sie nur noch in weiter Ferne das Segel gewahrte. Da stürzte sie sich — so erzählen Einige — in unaussprechlicher Angst den Felsen hinab in die schäumenden Fluthen und fand hier das gesuchte Grab. Mitleidigere Dichter aber erzählen, Bacchus habe sich der Verlassenen angenommen, sie getröstet und in den Himmel gehoben, wo sie noch als Sternbild in heiteren Nächten glänzt. Theseus schiffte indessen der vaterländischen Küste zu; die Treulosigkeit gegen Ariadne blieb aber nicht ungestraft. In Delos, einer andern Insel des Archipels, brachte er dem Apollo ein Dankopfer; dann fuhr er weiter. Aber sei es nun, daß er seinen Vater erst ängstigen und dann um so erfreulicher überraschen wollte — oder hatte er in der unruhigen Stimmung seines Gemüths das verabredete Triumphzeichen, das weiße Segel, aufzuziehen vergessen — kurz, er näherte sich mit schwarzem Segel, dem Zeichen der Trauer, der Küste. Lange schon harrte daheim der bekümmerte Vater des kommenden Sohnes. Auf einem hohen Felsen des Gestades stand er und schaute weit hin über das Meer. Da kam es dunkel herauf, immer näher — endlich erkannte er deutlich das Schiff mit dem Segel der Trauer. „Wehe mir!“ rief der verzweifelte Greis, „mein Sohn ist gefallen! Mit ihm ist jede Freude meines Lebens dahin!“ Unendlicher Jammer überwältigte in ihm jedes andere Gefühl, und nur im Tode glaubte er Linderung seiner Leiden zu finden. Er stürzte sich die Felsenwand hinab in das Meer, das von ihm nun den Namen des ägäischen erhielt.

Theseus ahnete von dem Unglück nichts. Fröhlich lief er in den Hafen ein, um in die Arme des Vaters zu eilen. Wer beschreibt seinen Schmerz, als ihm die Bürger wehmüthig den Tod des Vaters hinterbrachten! Mit lauten Klagen erfüllte er den Palast, und um so heftiger mochte der Schmerz sein, da er sich selbst als Ursache des ganzen Unglücks anklagen mußte. Die Bürger aber feierten ein Fest der glücklichen Wiederkehr, und fast 1000 Jahre lang verwahrte man das Schiff des Theseus.

Dieser wurde nun König von Athen. Von seinen Thaten wird noch Manches erzählt.*) Sein Freund war Peirithoos,

*) S. Mythologie S. 243.

der, wie unzertrennlich, fast alle Abenteuer mit ihm bestand. Zuletzt sollen sich die Athener, über des Theseus Strenge mißvergnügt, empört und ihn vertrieben haben. Er ging nach der Insel Skyros im Archipel, wo er durch einen falschen Freund von einem Felsen hinabgestoßen wurde. Seine zweite Frau war Phädra, und sein Sohn Hippolyt. Die Geschichte Beider ist von Dichtern mehrfach behandelt worden. Hippolyt nämlich, ein trefflicher Jüngling, wurde von seiner Stiefmutter Phädra verläumdet; Theseus glaubte zuletzt den Einflüsterungen seiner bösen Frau, sprach den schrecklichsten Fluch gegen den eigenen Sohn aus und bat den Poseidon (Neptun), jenen zu verwirklichen; denn dieser Gott hatte einst versprochen, ihm einen Wunsch zu gewähren. Als nun einst Hippolyt am Ufer des Meeres hinfuhr, erbrausten die Wogen; ein schreckliches Ungethüm tauchte auf und stürzte auf das Gestade los. Die Pferde wurden scheu, rissen den Wagen eilenden Laufes mit sich fort, und Hippolyt, dem der Zügel entfiel, wurde an den Spitzen eines Felsens zerschmettert. Phädra aber klagte sich, als sie das Schicksal des edlen Jünglings erfuhr, als Urheberin an, entdeckte dem Theseus seine Unschuld und erhenkte sich aus Verzweiflung.

12. Amphion, Niobe, Oedipus.

In der Stadt des Kadmos, Theben, herrschte noch immer dessen Geschlecht. Einer seiner Nachfolger war Amphion, von dem die Dichter erzählen, er habe so schöne Töne der Lyra entlockt, daß nicht nur die wilden Thiere seinen Melodien horchten, sondern Bäume und Felsen sogar sich regten, und die Steine sich von selbst zu den Mauern verbanden, mit denen er Theben umgeben wollte. Wer verkennt in diesen übertriebenen Vorstellungen den schönen Gedanken, daß die Töne der Musik einen hinreißenden Eindruck auf das rohe aber unverdorbene Gemüth des Naturmenschen üben!

Noch ist seine Frau Niobe, die Tochter des Tantalos, ihres großen Unglücks wegen, bekannt. Sie hatte dem Amphion sieben Söhne und sieben Töchter geboren. Eine zahlreiche Familie zu haben, galt damals, wie noch jetzt bei manchen Völkern, für eine besondere Gunst der Götter, sowie unausbleibliche Schande diejenigen traf, deren Ehe kinderlos war. Niobe fühlte sich daher so glücklich im Besitz ihrer aufblühenden Kinder, daß sie übermüthig

die Leto (Latona) verachtete, die Mutter des Apollon und der Artemis (Diana), weil dieselbe nur zwei Kinder habe. Leto beschwerte sich bei ihren Kindern, und diese beschlossen den Tod aller vierzehn Kinder der Niobe. Apollon tödtete mit seinen Geschossen die Söhne, und Artemis die Töchter. Ein trefflicher römischer Dichter, Ovid, der zu der Zeit von Christus Geburt lebte, hat uns in rührenden Versen die schöne Mythe erzählt und schildert mit treffenden Zügen die Angst der unglücklichen Mutter, wie sie ein Kind nach dem andern hinsinken sieht und vergeblich um die Erhaltung wenigstens des letzten fleht.*) Zugleich verlor die Arme auch ihren Mann Amphion durch Apollo's Pfeile. Gatten- und kinderlos begab sie sich zu ihrem Vater Tantalos nach Lydien in Klein-Asien und zerfloß Tag und Nacht in unversiegbaren Thränen. Da erbarmte sich ihrer Zeus (Jupiter) und verwandelte sie in einen kalten Marmor, aus dem aber auch da noch eine Quelle rann.

Nach Amphion regierte in Theben Laïos, auf dessen Geschlecht ein wahrer Fluch zu ruhen schien. Er nahm sich ein thebanisches Mädchen, Jokaste, zur Frau. Da verkündete ein Orakelspruch die schrecklichen Worte: „Das Kind, welches Jokaste bekommen wird, wird seinen eigenen Vater tödten und seine Mutter heirathen." Laïos schauderte — und kaum war das Kind geboren, so befahl er auch schon, es in eine Wildniß zu tragen und dort zu tödten. Der dazu bestimmte Sklave aber wollte nicht selbst Hand an das unschuldige Kind legen und hängte es mit dem einen Beine an einen Baum. Das arme Würmchen schrie aus allen Kräften, bis ein Hirte des Königs Polybos von Korinth es hörte, hinzueilte und es losband. Er trug es zu seinem Herrn nach Korinth; die Königin Periböa nahm es als Pflegekind an und nannte es, weil es einen ganz geschwollenen Fuß hatte, Oedipus (Dickfuß). Der Knabe wuchs heran, wurde schön und brav, mußte sich aber oft von seinen Gespielen vorwerfen lassen, er sei ja doch nur ein Findelkind. Er fragte darüber endlich einmal seine vermeintliche Mutter, die ihm auch keine rechte Auskunft geben konnte und ihm rieth, das Orakel zu Delphi zu befragen. Das gab ihm zur Antwort: „Fliehe dein Vaterland, damit du nicht deinen Vater erschlägst und deine Mutter heiratheſt!" — „Bewahre der Himmel!" rief Oedipus, „das will ich nicht; keinen Fuß will ich wieder nach Korinth setzen." — Er beschloß, nach Theben zu reisen. Un-

*) S. Mythologie S. 153.

glücklicherweise war aber Theben gerade seine Vaterstadt. Nichts ahnend, wanderte er ruhig daher. Da begegnete ihm auf einem schmalen Stege Laïos, sein Vater, der eben nach Delphi will, um das Orakel über das Schicksal seines Sohnes zu befragen. Keiner erkennt den Andern. Des Königs Herold befiehlt dem Oedipus auszuweichen; es kommt zum Streite, endlich zur Schlägerei und — der Sohn erschlägt den Vater. Immer noch nichts ahnend, kommt er in die Nähe von Theben. Hier hauste damals ein Ungeheuer, die Sphinx genannt. Ein Löwenkörper endete hinten in einen Drachenschwanz; vorn war der Kopf und Hals eines Mädchens, und oben schwangen sich zwei Flügel. Dies Ungethüm weilte auf einem Felsen, über den alle von und nach Theben Reisende gehen mußten, und legte Jedem ein Räthsel vor. Wer es nicht rathen konnte — und Keiner vermochte es — wurde von ihm aufgefressen. Nun kam Oedipus. „Halt!" brüllte es ihm entgegen; „nicht eher weiter, bis du mein Räthsel errathen hast!" — „Laß hören!" sprach Oedipus. — „Was ist das: des Morgens geht es auf Vieren, des Mittags auf Zweien, des Abends auf Dreien." — „Der Mensch!" rief Oedipus, „denn in der Kindheit kriecht er auf Händen und Füßen, als Mann geht er aufrecht, und am Abend des Lebens geht der Greis auf den Stab gestützt." — „Leider getroffen!" klagte die Sphinx, und aus Verzweiflung stürzte sie sich den Felsen hinunter.

Nun hatte aber Kreon, der Bruder der Jokaste, der damals an deren Stelle regierte, bekannt gemacht, daß, wer die Sphinx überwältigte, die Hand der Königin erhalten und König von Theben werden sollte. Sobald also Oedipus nach Theben kam, strömte ihm das Volk frohlockend entgegen und begrüßte ihn als König. Als solcher heirathete er seine Mutter Jokaste. Anfangs ging Alles gut; endlich aber wurde das Land von einer furchtbaren Pest heimgesucht, und das Orakel, das man befragte, antwortete, sie würde nicht eher aufhören, bis man die Mörder des Laïos bestrafe. Man forschte nach, und da fand sich denn, daß der Mann, den Oedipus damals erschlagen hatte, Laïos gewesen war. Aber daß dieser sein Vater sei, klärte sich erst auf, als Polybos um dieselbe Zeit starb. Denn da Oedipus um diesen als seinen Vater trauern wollte, benahm ihm Periböa den Irrthum. Nun wurde die ganze Sache genauer untersucht, und mit Entsetzen fand man, daß das damals vor seiner Geburt schon ausgesprochene Orakel erfüllt sei. „O wehe mir Unglücklichen!" rief Oedipus; „wird mich nicht die

Erde verschlingen? Ich habe meinen Vater erschlagen und meine Mutter zur Frau genommen! Wehe mir!" — Da stach er sich selbst die Augen aus, um das verhaßte Tageslicht nicht mehr zu schauen; seine Mutter aber gab sich selbst den Tod. Dann verließ er Theben, um in der Einsamkeit seinem Schmerze nachzuhängen, und lebte noch lange Jahre in einem den Furien geweihten Haine in Attika. Alles hatte ihn verlassen; nur seine treue Tochter Antigone pflegte seiner mit zärtlicher Liebe und leitete mit sanfter Hand seine Schritte bis in sein hohes Alter.

13. Argonautenzug.

Ganz Griechenland bestand, wie wir gesehen haben, aus kleinen Reichen, die von Königen regiert wurden. Aber es war kein rechter Zusammenhang unter ihnen, weil weder eine gemeinschaftliche Eroberung, noch eine gemeinsame Gefahr die Vereinigung ihrer Kräfte nöthig machte. Zwar bestand unter ihnen seit uralten Zeiten der Amphiktyonenbund; zu welchem 12 Staaten gehörten, deren Abgeordnete abwechselnd in Delphi und in Thermopylä zusammenkamen; aber eine innige Verbindung zu einem Ganzen war das nicht; denn der Zweck des Bundes war nur Aufrechthaltung folgender Bestimmungen: keine dieser Städte von Grund aus zu vertilgen, keiner das Trinkwasser abzuschneiden, und das Heiligthum des Apollo in Delphi zu beschützen.

Die erste bedeutende gemeinsame Unternehmung ist der berühmte Argonautenzug. In Jolkos, einer Stadt in Thessalien, lebte Pelias, ein treuloser Vormund, der seinem Mündel, Jason, dem Sohne des Königs Aeson, den Thron vorenthielt. Endlich da Jason, ein unternehmender Jüngling, dringender wurde, sagte er ihm: „Du sollst den Thron haben, aber erst zeige dich durch eine tapfere That seiner würdig. Ziehe nach Kolchis! Da wird das goldene Vließ des Phrixos aufbewahrt; das hole! Dann sollst du mir willkommen sein." — Jason ließ sich bereden und rüstete sich zum Zuge, nicht merkend, daß der Vormund ihn nur ins sichere Verderben zu schicken meinte.

Mit dem goldenen Vließe hatte es aber folgende Bewandtniß. Ein griechischer Königssohn, Phrixos, mußte, weil ihn seine Stiefmutter (Ino) verfolgte, aus dem Vaterlande flüchten. Zur Flucht hatte er einen großen Widder sonderbarer Art erhalten. Es war ein Thier mit goldener Wolle; es hatte Verstand, konnte

sprechen, und, wie die unsterblichen Götter, durch die Lüfte und das Wasser wandeln. Dieses Thier bestiegen Phrixos und seine Schwester Helle. Als er aber mit ihnen durch die Meerenge, die Asien von Europa trennt und jetzt die Dardanellenstraße heißt, schwamm, fiel Helle herunter und ertrank. Davon wurde die Meerenge Hellespont oder das Meer der Helle genannt. Phrixos aber ritt weiter bis nach Kolchis, einer Stadt am östlichen Gestade des schwarzen Meeres. Der Widder befahl hier seinem Reiter, ihn den Göttern zu opfern und sein goldenes Fell (oder Vließ) in einem heiligen Haine aufzuhängen; und als sein Fleisch verbrannte schwang sich sein unsterblicher Geist zu den Sternen empor, unter denen der Widder noch als Sternbild zu sehen ist. So kam das goldene Vließ in die Hände des Königs Aeetes von Kolchis. Das sollte nun Jason holen.

Er rief die griechischen Helden und Göttersöhne auf, die den Zug mitzumachen Lust hatten. Unter ihnen sind mehrere berühmte Namen, z. B. Herakles (der aber unterwegs abging), Theseus, Kastor und Pollux (ein Zwillingspaar, welches man auch die Dioskuren nennt), Peirithoos, Orpheus u. A. mehr. Ueberhaupt sollen an 50 gewesen sein. Sie erbauten dann ein langes Schiff, größer als irgend ein anderes vorher, welches sie Argo nannten (daher der Name Argonauten, d. i. Schiffer der Argo), und fuhren von Jolkos ab, aber immer nahe am Ufer hin; denn da man damals noch keinen Compaß hatte, und die Schiffahrt überhaupt in ihrer Kindheit war, so durfte man sich nicht in die offene See hinein wagen. Nach manchen Abenteuern*) kamen sie ins schwarze Meer und landeten endlich in Kolchis. Sie waren entschlossen, wenn Aeetes ihnen das Fell verweigerte, Gewalt zu gebrauchen. Erst aber versuchten sie den Weg der Güte. Jason trat vor den König und brachte seine Bitte vor. So wenig auch Aeetes Willens war, ihnen das kostbare Fell, an dessen Erhaltung obendrein sein Leben nach einem Orakelspruch geknüpft war, verabfolgen zu lassen, so fürchtete er doch, sie zu erzürnen; er ersann eine List, und sprach: „Recht gern will ich dir das Vließ geben; nur einige Bedingungen mußt du erfüllen." — „Und die sind?" — „Es sind ihrer drei. Es hausen hier zwei flammenspeiende wilde Stiere mit ehernen Hörnern und Klauen; diese spanne an einen diamantenen Pflug und pflüge damit den Acker dort, der

*) S. Mythologie S. 263.

dem Kriegsgott Mars geweiht ist. Dann nimm diese Drachenzähne und säe sie in die Furchen. Aus der Saat werden geharnischte Männer aufwachsen, mit denen du dich herumschlagen mußt. Hast du sie alle besiegt, so ist nur noch übrig, in den Wald zu gehen, in welchem das Vließ an einem Baume hängt, und den feuerschnaubenden Drachen, der es bewacht, zu überwinden; doch mußt du in Einem Tage Alles vollenden." — Jason wäre ohne Weiteres verloren gewesen, hätte sich nicht des Königs Tochter, die Zauberin Medea (Medeia), seiner angenommen. Sie faßte eine innige Zuneigung zu dem herrlichen Jünglinge, und sobald sie ihn nur allein sprechen konnte, gab sie ihm ihre Anweisungen und ihre Zaubermittel.

Am folgenden Tage versammelte sich das Volk; Aeetes bestieg den für ihn bereiteten Sitz. Jason ließ nicht lange auf sich warten. Da öffneten sich die Schranken, und die beiden feuerschnaubenden Stiere stürzten brüllend auf den Helden los. Schon glaubte Aeetes, sie würden Jenem die Lösung der beiden anderen Bedingungen ersparen, — als sie plötzlich schmeichelnd vor Jason stehen blieben und willig ihren Nacken unter das Joch beugten; denn Medea hatte ihm ein Zauberkraut gegeben, das ihn unverwundbar machte und mit geheimer Zauberkraft die Wildheit der Stiere bändigte. Zum Erstaunen des Volks und zum Aerger des Königs zogen die Stiere geduldig den Pflug auf und ab. Nun wurden aber die Drachenzähne gesäet, und laut rasselnd schossen statt der Saat die geharnischten Männer hervor. Aber auch für sie war schon gesorgt. Jason hatte von Medea einen Zauberstein erhalten; den warf er unter sie, und zu Aller Verwunderung wendeten sich von ihm ab, griffen sich selbst unter einander an und hieben und stachen so lange aufeinander los, bis keiner von ihnen mehr am Leben war. Aeetes, voll Wuth, daß dem Jason die ersten Kämpfe gelungen waren, gab große Ermüdung vor; er müsse jetzt erst ausruhen; aber morgen — könne es ja weiter gehen! Indessen hatte er die Absicht, die sämmtlichen Argonauten heimlich zu ermorden. Aber hier rettete die liebende Medea wieder. Sie hatte keine Ruhe, weckte den Jason zur Nachtzeit und redete ihm zu, lieber gleich die Sache zu beendigen. Sie eilten in den Wald, fanden den Drachen und gaben ihm einen einschläfernden Zaubertrank ein. Nun wurde das goldene Vließ vom Baume genommen, die Argonauten schnell geweckt, und ehe noch der Tag graute, waren schon Jason und alle Gefährten auf dem Schiffe,

ohne bei Aeetes sich zu verabschieden. Daß Jason die rettende Medea mitgenommen, versteht sich von selbst.

Als Aeetes erwachte und den Vorgang erfuhr, kannte er sich vor Wuth nicht. Gleich befahl er seine schnellsten Schiffe zu rüsten, und eilig fuhr er den Flüchtigen nach. Wirklich hätte er sie auch eingeholt, hätte nicht Medea ein scheußliches Mittel angewendet, seine Fahrt zu verzögern. Sie hatte nämlich ihr Brüderchen Absyrtos mitgenommen. Als sie nun die Segel des Vaters immer näher kommen sah, stach sie den armen Knaben todt, schnitt den Körper in kleine Stückchen und streute diese längs der Küste hin; den Kopf aber und die Hände stellte sie auf einen Felsen auf, daß der Vater sie alsbald erkennen sollte. Als Aeetes vorbeifuhr, erkannte er mit Entsetzen die Glieder seines Kindes. Er vergaß über dem grenzenlosen Schmerze die Verfolgung der Uebelthäterin, ließ landen und sammelte die blutigen Ueberreste des geliebten Kindes.*) So entkamen zwar die Argonauten dem verfolgenden Könige, aber das Verbrechen der Medea blieb nicht ungestraft. Jahre lang noch mußten sie in fernen Meeren und unter grausigen Gefahren umherirren, ehe sie das Vaterland wiedersahen. Medea wurde ihres Lebens nie recht froh; überall, wo sie war, richtete sie Unheil an. Als Jason sie gern los sein wollte, ermordete sie aus Rache seine und ihre eigenen Kinder. Ihr fluchbeladenes Dasein gilt als abschreckendes Beispiel, wie weit es mit einem Weibe kommt, wenn dasselbe aus dem Bereich echter Weiblichkeit zu unnatürlichem Handeln heraustritt.

Als Theilnehmer am Argonautenzuge wurde oben Orpheus genannt. Die Sage nennt Thracien als seine Heimath und neben ihm noch als ausgezeichnete Sänger der Vorzeit Linos, Musäos, Eumolpos, Thamyris, welche Griechenland durchzogen, und auf dem Pindos, Parnassos und Helikon ihre Sängerschulen gehabt haben sollen. Daher vielleicht die Sage, daß diese Berge Musensitze gewesen seien. — Von des Orpheus herrlichen Tönen sprechen die Dichter mit Entzücken. Wenn er spielte und sang, legten sich schmeichelnd die wilden Thiere zu seinen Füßen nieder, die Gipfel der Bäume neigten sich horchend zu ihm herab und selbst die sonst unempfindlichen Steine folgten seinen Schritten nach, wie bei Amphion. Rührend schön ist die Mythe von seiner Liebe zu seiner Frau Eurydice. Sie wurde von ihm aufs innigste geliebt; da

*) So sagt die eine Mythe. Eine andere s. Mythologie S. 281, 286.

sank sie, von einer giftigen Schlange gebissen, ins Grab. Orpheus war in dumpfer Verzweiflung; ohne sie vermochte er nicht zu leben; da suchte und fand er den Weg in die Unterwelt an der südlichsten Spitze der Halbinsel Morea. Indem er mit kunstreicher Hand in die goldenen Saiten der Lyra griff, trat er in das düstere Schattenreich, wo sich zum ersten Male Freude und Entzücken verbreitete. Die zu ewigen Strafen Verurtheilten horchten auf und vergaßen auf kurze Zeit ihre Pein. Sisyphos hielt ein, den Stein bergan zu wälzen, und setzte sich auf denselben, den süßen Tönen zu lauschen; Ixions Rad wurde gehemmt; Tantalos vergaß seinen Hunger und Durst, die Danaiden hörten auf zu schöpfen, und alle übrigen Verbrecher ruhten von ihrer Qual. Selbst die scheußlichen Furien vergossen die ersten Thränen sanfter Rührung, und Pluton und Persephone vermochten nicht, dem herrlichen Sänger die Bitte um Zurückgabe seines Weibes abzuschlagen. „Gut!" sprach Pluto; „du sollst sie haben, aber nur, wenn du deine Neugierde zähmst und dich nicht eher nach ihr umsiehst, bis du die Oberwelt erreicht hast." Orpheus war entzückt, er versprach Alles. Schon war er dem Ende des dunkeln Orkus nahe, schon dämmerten ihm die Strahlen des Sonnenlichtes entgegen — da stieg der leise Argwohn in ihm auf, ob sie auch wohl hinter ihm sei? Schnell wandte er den Blick, aber nur um sie verschwinden zu sehen. Er hatte sein Gelübde gebrochen, sie sank in den Orkus zurück und blieb ihm nun unabwendbar entrissen. Seitdem kam in das Gemüth des trefflichen Sängers, der Alles entzückte, kein Gefühl der Freude mehr; unempfindlich zog er durch Gebirge und Thäler, und als er einst ungewarnt einem Bacchusfeste sich nahte, zerrissen ihn die wüthenden Mänaden.

14. Der Zug der Griechen nach Troja [1184]. *)

Der Argonautenzug war nur das Vorspiel zu einer allgemeinen Unternehmung der Griechen, dem Zuge nach Troja. Diese Stadt lag in Klein-Asien, hatte einen eigenen König, Priamos, und seine Einwohner waren wenigstens eben so gebildet als die Griechen, von denen nur der Archipel sie trennte. Gewiß waren zwischen beiden Ländern manche Reibungen vorgefallen, wie das

*) Ausführlicher in Nösselt's Mythologie für das weibliche Geschlecht S. 292 u. f.

unter solchen Staaten, die einander nahe liegen, so leicht geschieht, und es bedurfte nur einer bestimmten Veranlassung, um den Funken des Hasses zum Kriegsfeuer anzublasen. Diese Veranlassung fand sich bald. Priamos hatte 50 blühende Söhne. Einer von ihnen, Paris, wurde einst von seinem Vater hinüber nach Griechenland zum König Menelaos von Sparta im Peloponnes geschickt. Menelaos hatte ein Weib, Helena, die als die Schönste in ganz Griechenland geschildert wird. Diese beschwatzte er, und während Menelaos abwesend war, flohen Beide aufs Schiff und eilten nach Troja; ja Paris nahm gar noch viele Schätze des Menelaos mit sich fort.

Menelaos knirschte vor Wuth. Hatte er auch an der treulosen Helena im Grunde nicht viel verloren, so schmerzte ihn doch tief die Schande, die ihn traf. Er eilte nach Mykene, auch im Peloponnes, wo sein Bruder Agamemnon König war, klagte ihm seine Schmach und erhielt das Versprechen, ihm beizustehen bei seiner an den Trojanern zu nehmenden glühenden Rache. Nun wurden alle Fürsten Griechenlands aufgefordert, sich an der Unternehmung zu betheiligen, und, längst schon gegen die Trojaner aufgebracht, erklärten sie, des Menelaos Schmach als eine dem griechischen Volke zugefügte zu betrachten. Da erhoben sich die Fürsten mit ihren Kriegern aus allen Theilen Griechenlands; selbst von den anliegenden Inseln eilten sie herbei, und Aulis, ein Hafen in Böotien, Euböa gegenüber, wurde zum Sammelplatz bestimmt. Bald waren sie beisammen und 1200 Schiffe bereit, das treffliche kampflustige Heer überzusetzen. Die vornehmsten Fürsten, die am Kriege Theil nahmen, waren, außer Menelaos und Agamemnon, Odysseus oder Ulysses, König von Ithaka, einer Insel im ionischen Meere (jetzt Theaki), ein Mann von ausnehmender List; Achilles aus Thessalien, einer der Tapfersten und Stärksten; der tapfere Diomed, die beiden Ajax, der alte Nestor und viele Andere. Als man nun davon sprach, wer der Führer des ganzen Heeres sein sollte, wurde Agamemnon einstimmig dazu erwählt, und nun hätte die Fahrt gleich vor sich gehen können; aber noch immer wollte kein günstiger Wind die Segel schwellen. Da befragte man wegen der Ursache den Priester und Seher Kalchas. „Ihr müßt," antwortete dieser, „Agamemnons Tochter Iphigenia opfern, wenn ihr guten Wind haben wollt; so wollen es die Götter." — Alle erschraken, am meisten des Mädchens Vater. Aber was war zu thun? Die Götter blieben unerbittlich, das

Volk fing endlich an über die Verzögerung zu murren, Agamemnon mußte einwilligen, daß sein liebes Kind für das allgemeine Beste hingeopfert würde. Schon war das Opfer herbeigeholt, schon rauchte der Altar, schon zückte der Priester das Messer, — da entrückte Artemis das Mädchen in einer Wolke, und als sich diese verzog, stand ein Reh da, das statt ihrer geopfert wurde.*) Nun wandte sich der Wind plötzlich und die Griechen stiegen im trojanischen Gebiet ohne Unfälle ans Land.

Aber es fehlte noch viel, ehe sie die Stadt eroberten. Denn diese war mit einer hohen Mauer, in welcher Thürme und feste Thore waren, umgeben, und den Griechen fehlte es an allen Werkzeugen, solche Hindernisse zu überwältigen. Auch ließen sie sich das nicht sonderlich angelegen sein, sondern schwärmten in einzelnen Haufen im Lande umher, plünderten Städte und Dörfer aus und trieben viel Unfug. An gemeinsame Unternehmungen, an große Feldschlachten war also nicht zu denken, und der ganze Krieg löste sich in einzelne Gefechte auf, die entweder von einzelnen Haufen oder von den Hauptanführern bestanden wurden. Ein herrlicher Dichter, Homer, der etwa 200 Jahre nach dieser Zeit gelebt haben soll, hat uns in griechischer Sprache zwei berühmte Heldengedichte hinterlassen, die Iliade und Odyssee, in denen er die Kämpfe der Helden und sodann die Rückfahrt des Odysseus trefflich beschreibt. (S. die Anmerkung.)

In den Gefechten auf dem Felde vor Troja waren die Griechen meist Sieger. Die Trojaner wurden immer mehr bedrängt. Ihre einzige Stütze war Hektor, der tapferste Sohn des Priamos. Während der weichliche Paris daheim saß bei Helena, von den Weibern selbst verspottet, kämpfte Hektor draußen die Feldschlacht und hielt die Griechen von den Thoren ab. Einst begab sich Hektor vom Kampfplatze, wo es wieder sehr scharf und für die Trojaner unglücklich hergegangen war, nach der Stadt zurück, um seine Mutter Hekabe zu bitten, daß sie mit den andern trojanischen Weibern die Schutzgöttin der Stadt, Athene (Minerva), um Beihülfe anflehe. „Kommst du endlich, lieber Sohn," rief ihm die sorgende Mutter entgegen, „kommst du endlich aus der wüthenden

*) Ein geistreicher griechischer Trauerspieldichter, Euripides, hat den Gegenstand dramatisch bearbeitet, und unser Schiller hat davon eine freie Uebersetzung gemacht, Iphigenia in Aulis. Die Iliade und die Odyssee sind von J. H. Voß ins Deutsche übersetzt worden.

Schlacht einmal zurück? Wohl bedrängen die bösen griechischen Männer unsere Stadt gar sehr! Aber jetzt warte ein wenig, daß ich dich mit Wein stärke." — „Keinen Wein! liebe Mutter," antwortete Hektor; leicht könnte ich da des Muthes und der Kraft vergessen. Willst du aber etwas thun, so begieb dich mit den andern edeln Weibern in den Tempel der Athene, lege ihr auf die Kniee zum Geschenk das schönste Kleid, das du hast, und versprich ihr zwölf untadelige Kühe zum Opfer, damit sie sich unserer Stadt und der troischen Frauen und der zarten Kinder erbarme." — — Dann ging er zum Palaste des Paris, seines weichlichen Bruders. Den fand er, mitten zwischen Helena und ihren Weibern, wie er seine Waffen durchmusterte und den Wurfspieß glättete. „Wie!" rief ihm Hektor zu, „du sitzest hier so ruhig, während das Volk draußen um deinetwillen kämpft? Sieh, Einer sinkt nach dem Andern hin, und rings um die Mauern tönt Feldgeschrei. Auf, ehe der Feind die Stadt in Brand steckt!" — „Ja du hast Recht," erwiederte Paris beschämt, „aber höre nur. Nicht aus Furcht, sondern dem Grame besser nachhängen zu können, war ich nach Hause gegangen. Da hat aber Helena mich aufgemuntert, in die Schlacht zu gehen, und nun werde ich mich auch rüsten. Geh' nur indessen voran, ich werde gleich nachfolgen." — Hektor gab dem unwürdigen Bruder keine Antwort; Helena aber sprach mit freundlichen Worten: „Ach, lieber Hektor, wäre ich doch lieber nicht geboren worden! Dann wäre doch all' das Unglück nicht durch mich geschehen. Aber ich werde schon jetzt genug gestraft, daß ich einen solchen Mann habe, der die Schande, die er sich zuzieht, gar nicht fühlt, und dem es ganz an Muth gebricht. Setze dich aber doch ein wenig zu uns!" — „Nein, Helena," sprach Hektor, „ich muß eilen, den Troern zu helfen, die schon ängstlich nach mir sich umschauen. Treibe du nur den Paris an, daß er mich innerhalb der Stadt einhole." — So eilte er fort, um auch sein geliebtes Weib Andromache noch einmal zu sehen; denn er wußte ja nicht, ob er aus dem nächsten Kampfe glücklich entkommen würde. Er fand sie eben auf dem Thurme des Thores, von wo sie auf den Andrang der Feinde jammernd hinabschaute. Bei ihr war ihr einziges Söhnchen Astyanax, das die Wärterin ihr nachtrug. Da kam Hektor. Sobald sie ihn bemerkte, eilte sie ihm entgegen, hinter ihr die Amme mit dem Kinde, auf dem des Vaters lächelnder Blick zuerst ruhte. Freundlich drückte ihm Andromache die Hand und sprach mit thränendem Auge: „Theuerster Mann, dich wird

dein Muth noch um's Leben bringen! Erbarme dich doch deines stammelnden Kindes und deines unglücklichen Weibes! Gewiß, gewiß tödten dich noch die Griechen. Ach! bald werde ich Wittwe sein! Lieber möchte ich dann auch in die Erde hinabsinken; denn wenn du weg bist, habe ich Keinen, der mich tröstet. Ich habe ja keinen Vater und keine Mutter mehr. Jenen erschlug mit sieben geliebten Brüdern an einem Tage der starke Achilles. Du, theuerster Hektor, bist mir jetzt Vater, Mutter und Bruder. So erbarme dich denn meiner und bleibe hier auf dem Thurme, daß ich nicht zur Wittwe und dein armes Kind hier nicht zur Waise werde!" — „Ach, liebes Weib," erwiederte Hektor, „das Alles betrübt mich genug; aber kann ich denn anders? Müßte ich mich nicht vor Troja's Männern, ja selbst vor euch Weibern, schämen, wenn ich der Schlacht auswiche? Auch der angeborene Muth treibt mich hinaus in's Feld. Freilich sagt es mir mein Geist: Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios (Troja) hinsinkt, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs. Doch alles Elend der theuern Vaterstadt, selbst des Vaters, der Mutter und der lieben Brüder Geschick beunruhigt mich nicht so, wie dein künftiges Schicksal, du theures Weib. Wehe dir, wenn einst ein stolzer Grieche dich als weinende Sklavin hinwegführt; wenn du in Argos für die Gebieterin webst, oder keuchend Wasser herumträgst, so schwer es dir auch wird. Dann werden die Leute, auf dich hinweisend, sagen: Seht, die da Thränen vergießt, war einst Hektor's Weib, des Tapfersten unter den Troern. Dann wird der Kummer um mich in dir neu erwachen; ich aber werde dann nicht mehr sein; meine Asche deckt dann längst der Grabhügel!"

Nun wandte er den Blick nach dem kleinen Knaben und hielt ihm die offenen Arme entgegen; aber das Kind fürchtete sich vor dem wallenden Helmbusch und schmiegte sich ängstlich an den Busen der Amme. Freundlich lächelnd sah der Vater sein Kind an, nahm dann den Helm ab, legte ihn auf die Erde und nahm nun das Kind auf den Arm. Herzlich küßte er es, wiegte es sanft mit den Armen, richtete den frommen Blick gen Himmel und sprach die segnenden Worte: „Gütige Götter, erhört mein Gebet, daß mein Knäblein tapfer werde und stark, daß es vorstrebe vor Andern, damit man einst sage: Der ist noch besser als sein Vater! Wenn er dann siegreich heimkehrt, die Siegeszeichen tragend, dann freue sich herzlich die Mutter!" — Mit diesen Worten reichte er thrä-

nenden Blickes das Kind der zärtlichen Gattin, die es innig an sich drückte; Hektor aber streichelte sie und sprach mit sanfter Stimme: „Armes Weib, nimm dir die Sache nicht so sehr zu Herzen. Ohne den Willen der Götter wird mir Keiner das Leben nehmen; meinem Verhängnisse freilich kann ich nicht entrinnen. Nun gehe in dein Gemach, besorge deine Geschäfte bei Spindel und Webestuhl und halte die dienenden Weiber zur Arbeit an. Der Krieg aber gebührt den Männern." — Dann setzte er den wehenden Helm auf und riß sich los von den Seinen. Weinend schlich die zärtliche Andromache nach Hause, oft noch sich umwendend und heiße Thränen vergießend: denn sicher glaubte sie, Hektor werde nicht wieder zurückkehren aus der Feldschlacht.

Dies Mal noch wurde Hektor erhalten. Er forderte einen der tapfersten Fürsten der Griechen heraus. Das Loos traf Ajax. Beide fochten und rangen mit gleichem Muthe und gleichem Geschicke, bis die einbrechende Nacht die Streitenden trennte. Keiner wich siegend, Keiner besiegt. Was aber Hektoren mehr noch ehrte, als die bewiesene Stärke, war der Edelmuth, mit dem er scheidend den Werth seines Feindes erkannte. „Wahrlich!" sprach er, „Ajax, du bist ein herrlicher Krieger! Keiner unter allen Griechen weiß den Speer so trefflich zu führen. Aber nun laß uns ausruhen vom Kampfe und ein ander Mal ihn auskämpfen. Doch ehe wir von einander scheiden, laß uns rühmliche Gaben einander verehren, damit man einst bei Troern und Griechen von uns sage: Seht, sie kämpften den Kampf der geistverzehrenden Zwietracht, und dann schieden sie Beide in Freundschaft wieder versöhnet." Mit diesen Worten nahm Hektor sein Schwert sammt der Scheide ab und reichte es ihm mit dem schönen Gehenke. Dagegen schenkte ihm Ajax seinen purpurnen Leibgurt. Nun trennten sich Beide, Jeder Achtung vor dem Andern im Herzen.

Noch viele Kämpfe bestand Hektor gegen die Griechen, die fast den Muth verloren und mehr als einmal daran waren, nach Hause zu segeln. Denn Achilles hatte sich mit Agamemnon veruneinigt und sich vom Kriege zurückgezogen. Da geschah es, daß einst bei einem heftigen Treffen Hektor und der Grieche Patroklos, des Achilles innigster Herzensfreund, zusammenstießen, und es gelang jenem, diesen zu tödten. Nun fuhr Achilles auf vom Ruhelager, wie eine Löwin, der man die Jungen geraubt hat. Er war außer sich vor Schmerz. Laut weinend warf er sich zur Erde, bestreute sich Haare und Kleid mit Staub und wälzte sich in wilder Ver-

zweiflung. Dann ermannte er sich und schwur dem Geiste des entschlafenen Freundes, eine blutige Rache an seinem Mörder Hektor zu nehmen. Sogleich verlangte er eine Schlacht, um seinen Todfeind zu finden. Fürchterlich wüthete er auf dem Felde umher; seine bloße Stimme machte die Troer zittern; er erschlug eine Menge von ihnen, aber ihr Blut konnte ihn nicht versöhnen, er lechzte nach dem des Hektor. Schon waren die Troer eilenden Laufes in die Stadt geflohen, und unmuthig und wildknirschend stolzirte Achilles vor der Mauer umher, ob er nicht Hektor gewahre. Dieser hatte sich aber gehütet, dem Wüthenden zu begegnen, und Priamos selbst ermahnte den Sohn, ja nicht allein mit Achilles einen Kampf zu bestehen. Aber Hektor ermannte sich am Abend und beschloß, draußen am Thore den Feind zu erwarten, damit ein für alle Mal der Kampf zwischen ihnen entscheide. Nicht des Vaters Flehen und der Mutter Angstgeschrei konnten den festen Entschluß wankend machen; vergebens rang der Alte die Hände, vergebens weinte die Mutter. Jetzt nahte sich Achilles. Hektor nahm seinen ganzen Muth zusammen, aber der Anblick des Schrecklichen übermannte ihn; er zitterte und wandte sich eilig zur Flucht. Hinter ihm flog der schnelle Achilles und jagte ihn drei Mal rings um die Mauer der Stadt; weiter aber vermochte Hektor nicht; denn vergebens war er bald rechts, bald links abgesprungen. Nun stand er erschöpft still, und rief dem Verfolger zu: „Genug, Achilles! Weiter entfliehe ich dir nicht. Nun stehe ich dir fest entgegen und kämpfe mit dir, ich tödte dich nun oder ich falle. Aber vorher laß uns im Angesicht der Götter einen Bund beschwören; siege ich, so will ich deinen Leib nicht mißhandeln, sondern deinem Volke zurückgeben: dasselbe thue auch mir." — Wild schaute ihn Achilles an und rief: „Keinen Vertrag zwischen mir und dir! Befreunden sich auch je Löwen und Menschen, oder leben Wölfe und Lämmer in Eintracht? So wie bitterer Haß auf ewig sie trennt, so giebt es kein Bündniß zwischen uns Beiden. Aber jetzt zeige, ob du die Lanze zu schwingen vermagst; denn länger sollst du mir nicht entrinnen!" — Kaum ausgesprochen, schleuderte er mit gewaltigem Schwunge die Lanze. Hektor aber bückte sich schnell, und weit über ihn weg flog sie in den Staub. Schnell richtete er sich auf und rief frohlockend: „Gefehlt, weit gefehlt, du stolzer Achilles! Du dachtest wohl, du thörichter Schwätzer, deine Worte würden mich schrecken, und von hinten wolltest du dann mit dem Speer mich durchbohren. Aber nicht also! Nun hüte dich vor der Schärfe

meines Speeres!" — Und schon flog seine Lanze gerade auf Achilles los und traf ihn mitten auf den Schild; doch weit prallte sie zurück. Da erschrak Hektor, denn nun stand er waffenlos da und erkannte, daß seine Todesstunde erschienen sei. „Wehe mir!" rief er mit klagender Stimme, „ich vernehme den Ruf der Götter, wie sie mich zum schrecklichen Tode abrufen. Zu entfliehen ist es zu spät; nun erhascht mich das Schicksal!" — Rasselnd zog er das Schwert heraus und drang, um würdevoll zu fallen, muthig auf den Gegner ein. Achilles aber fing die Hiebe mit dem Schilde auf, und eine Blöße am Halse bemerkend rannte er ihm die Lanze, die ihm Athene, von Hektor ungesehen, wieder zugereicht hatte, durch die Kehle, daß er rücklings in den Staub sank. Noch sterbend flehte dieser: „Ich beschwöre dich bei deinem Leben, bei deinen Knieen und bei den Aeltern, wirf meinen Leib nicht den Hunden vor, sondern sende ihn für schweres Lösegeld nach Troja, daß ihn die Meinigen beerdigen." Mit schnöden Worten versagte der wilde Achilles des Sterbenden Bitte, und als dieser wirklich geendet hatte, durchstach er ihm die Sehnen der Fersen, zog Riemen hindurch und band ihn an den Wagen. So schleifte er ihn im raschen Laufe bis in das Lager und warf ihn hin zum Fraße der Hunde.

Oben auf der Mauer der Stadt standen die Troer, unter ihnen Priamos und Hekabe, und erblickten das gräßliche Schauspiel. Alle weinten laut auf und stießen ein klägliches Geheul aus; vor Allem aber die unglückliche Mutter, die sich das Haar zerraufte und mit Jammergeschrei dem entstellten Leichname des Sohnes nachsah. Kläglich jammerte auch der alte Priamos, und kaum konnten die Andern ihn zurückhalten, gleich zum Thore hinauszueilen, um den schrecklichen Achilles um der Leiche anzuflehen. Indessen saß Andromache, das Unglück noch nicht wissend, ruhig daheim; sie webte eben ein schönes Gewand. Da befahl sie den Mägden, eilend ein großes Gefäß mit Wasser auf das Feuer zu stellen, damit Hektor, wenn er vom Kampfe zurückkehrte, ein stärkendes Bad fände. Die Unglückliche ahnete nicht, daß er keines mehr bedürfe. Da hörte sie plötzlich Geheul und Jammergeschrei vom Thurme her; die Glieder fingen ihr an zu zittern und das Webeschiff sank ihr aus der Hand. Mit wildpochendem Herzen stürzte sie aus dem Gemache hinaus nach dem Thurme und sah noch, wie Achilles den Leichnam des geliebten Gemahls mitleidslos über das Feld schleifte. Mehr konnte sie nicht sehen; ohnmächtig sank sie

zusammen, und als sie endlich sich wieder besann, entströmten bange Klagen über ihr und ihres Kindes klägliches Schicksal ihrem Munde. „Wehe mir Armen!“ rief sie mit herzzerschneidendem Tone, „o wäre ich doch nie geboren! Du gehst nun, Hektor, zu den Tiefen der Erde hinab; ich aber muß noch hier in meinem Schmerze verlassen zurückbleiben. Und wer wird nun unser unmündiges Söhnchen schützen, unsern kleinen Astyanax? Keiner wird ihn mehr achten, da er des Vaters beraubt ist. — Du unglücklicher Mann! Da liegst du nun draußen nackt im Staube, den Würmern und Hunden zur Speise, und ich vermag mit keinem der vielen Kleider, die du hier liegen hast, dich zu bedecken! O wehe mir!“

Priamos saß indessen mitten unter seinen weinenden Söhnen im Vorhofe des Palastes sprachlos da. Der Gedanke, daß sein trefflicher Sohn ohne Beerdigung bleiben solle, beschäftigte ihn ganz, und ein nächtlicher Traum bestärkte ihn noch mehr in seinem Vorsatze, ins griechische Lager zu gehen und von Achilles den Leichnam zu erbitten. Alles Flehen der Hekabe war vergebens, nichts vermochte ihn länger zurückzuhalten. Nachdem er ein reichliches Lösegeld an Gewändern, Teppichen, köstlichen Gefäßen und gediegenem Golde zusammengelegt hatte, mußten ihm die Söhne den Wagen bereiten, und mit einbrechender Nacht eilte er, nur vom Wagenlenker begleitet, raschen Laufs durch das Feld. Unbemerkt kam er in das Lager der Griechen, fand das Zelt des Achilles und trat unangemeldet hinein. Noch saß der Held in schwermüthige Betrachtungen versenkt, das Haupt auf den Arm gestützt, vor dem Tische, wo er sein Nachtmahl gehalten hatte. Er bemerkte den Greis nicht eher, bis dieser seine Kniee umschlang und ihm die Hände küßte, die ihm viele Söhne erschlagen hatten. Staunend betrachtete Achill die edle Gestalt des Greises, der in folgende Worte ausbrach: „Denke an deinen Vater, du mächtiger Achill, der, so alt wie ich, jetzt fern von dir ist. Vielleicht umdrängen auch ihn jetzt mächtige Völker, und Keiner ist da, der sie ihm abwehrt. Aber er weiß doch, daß ihm noch ein tapferer Sohn lebt, und von Tage zu Tage hofft er auf deine Wiederkehr. Ich aber, ich Unglücklicher! ich habe so viel Söhne erzeugt, und von den tapfersten ist mir keiner mehr übrig. Fünfzig Söhne hatte ich noch, als ihr in mein Land kamet, neunzehn allein von Einer Mutter geboren. Viele davon fielen in der Schlacht; aber der mein einzig geliebter war, der die Stadt und uns Alle beschirmte, den hast du getödtet, als er für sein Vaterland kämpfte. Für ihn, für meinen Hektor,

bin ich zu dir gekommen, ihn für eine Lösung von dir zu erkaufen. O Achill, fürchte die Götter und erbarme dich meiner; denke an deinen eigenen Vater! Und wie glücklich ist er gegen mich Elenden, der ich die Hand küsse, die meine Kinder erschlug!" — Diese Worte erweichten den harten Sinn Achills. Die Erinnerung an seinen alten Vater daheim hatte ihn wundersam ergriffen. Sanft faßte er den Greis bei der Hand, und Thränen der Wehmuth entflossen seinen Augen um den abwesenden Vater und den dahingeschiedenen Freund. Endlich ermannte er sich wieder, hob den Greis auf und sprach mit freundlichem Gesichte: „Armer Mann! ja du hast viel Unglück erlebt! Und so allein hast du es gewagt, ins Lager zu kommen zu dem Manne, der deine Kinder erschlagen? Nun setze dich aber nur und laß uns des Kummers vergessen; denn wir können damit nichts besser machen. So ist der Mensch! So wechseln die Tage des Glücks und des Jammers: Reich an Schätzen und Macht zwar sitzet Peleus, mein Vater, zu Hause, und beherrscht die umwohnenden Völker; aber der Himmel hat ihm das Glück versagt, Söhne zu haben, die seine Herrschaft von ihm erben; ich sein einziger Sohn, bin zum frühen Tode bestimmt und kann nicht einmal den alten Vater pflegen, sondern muß fern von ihm hier sitzen, dir und den Deinigen zur Qual. So geht es auch dir. Dich preisen viele Völker, die du weithin beherrschest, glücklich; du hast in der Mitte trefflicher Söhne geprangt. Nun aber umdrängt dich Schlacht und Tod. So geht es dem Menschen! Drum fasse dich und sei ein Mann; du machst ja den edeln Sohn durch Kummer nicht wieder lebendig.

Darauf verließ er das Zelt, ließ die Lösung vom Wagen des Priamos heben und befahl den Mägden, die Leiche zu waschen, in reine Gewänder zu schlagen und auf den Wagen zu legen. Dann kehrte er zum Greise zurück. „Siehe!" sprach er, „dein Sohn ist nun gelöset, wie du es gewünscht hast; er liegt schon auf dem Wagen. Sobald nun der Morgen sich röthet, so fährst du ihn nach der Stadt. Jetzt aber wollen wir durch Speise und Trank uns erquicken." Während der Mahlzeit hatte Priamos erst recht Zeit, die kräftige Gestalt Achills zu bewundern, und dieser wieder schaute mit Vergnügen das edle Antlitz des Greises. Nachdem sie sich nun gesättigt und durch Schlaf gestärkt hatten, eilte Priamos mit der theuern Beute nach der Stadt zurück; vorher aber noch bewilligte Achilles, daß elf Tage Waffenruhe sei, damit die Troer neun Tage den Todten beweinen und sein Leichenbegängniß be-

reiten, am zehnten ihn verbrennen und am elften das Grabmal aufrichten könnten. — Als nun Priamos sich der Stadt näherte, stürzten Männer und Frauen ihm aus dem Thore entgegen, umdrängten den Wagen und stießen Jammergeschrei aus. Am meisten aber klagten die alte Mutter und die zärtliche Gattin. Sie rauften sich das Haar und wollten von keinem Troste wissen. Man führte nun den Leichnahm nach der Königsburg, stellte ihn in den Hallen aus, Trauergesänge wurden um ihn gesungen, und am zehnten Tage wurde er auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Achilles starb auch bald darauf. Er hatte den Schmerz, von dem feigsten aller Trojaner, dem Paris, getödtet zu werden, der ihn einst von fern her mit dem Pfeile an der Ferse tödtlich verwundete. Nur an diesem Theile gerade war Achill zu verwunden; denn bei seiner Geburt hatte ihn die Mutter, Thetis, die vom Göttergeschlechte stammte, in geweihtes Wasser getaucht, und alle Theile, welche dies Wasser benetzte, waren unverwundbar geworden. Nur der Theil an der Ferse, an welchem die Mutter beim Eintauchen ihn gehalten hatte, war trocken geblieben, und gerade hierhin wußte ihn Paris zu treffen.

15. Zerstörung Trojas. — Rückkehr der Griechen.*)

Endlich verzweifelten die Griechen ganz, jemals die Stadt einzunehmen. Zehn Jahre hatten sie nun schon davor gelegen. Da kam — so erzählt ein trefflicher römischer Dichter Virgil, der zur Zeit von Christus Geburt in Rom lebte und die Aeneide dichtete**) — da kam ein verschmitzter Kopf auf einen Einfall, die Stadt mit List zu gewinnen. Die Griechen zimmerten ein ungeheures Pferd aus Holz, in dessen hohlem Bauche sich die Tapfersten verbargen. Die Uebrigen zogen dann ab und hielten sich mit ihren Schiffen hinter einer benachbarten Insel (Tenedos), um den Ausgang abzuwarten. Kaum waren sie fort, als die Trojaner, die längst schon neugierig von den Mauern aus das hölzerne Ungethüm betrachtet hatten, aus den Thoren hinausströmten und es in der Nähe anschauten. Keiner wußte recht, was er daraus machen solle; Einige wollten es in die Stadt ziehen, Andere meinten, es müße verbrannt werden; denn den Griechen sei nicht zu trauen.

*) S. Mythologie S. 365 u. folg.

**) J. H. Voß hat auch dieses Epos ins Deutsche übersetzt.

Als man sich noch darüber stritt, kam Laokoon, ein Priester des Meergottes Poseidon, herbei. „Wie?“ rief er, „ihr wollt das Pferd in die Stadt ziehen? Ums Himmels willen nicht! Kennt ihr die Griechen so schlecht? Irgend ein Betrug muß dahinter stecken. Entweder haben sich Feinde darein versteckt oder sie wollen sonst irgend eine Tücke damit ausüben. Weg mit dem Pferde!“ Bei diesen Worten schleuderte er einen Spieß gegen das Bild, daß es durch und durch dröhnte, und wenig fehlte, daß nicht die Trojaner die List geahnt hätten. Aber in dem Augenblicke brachte man einen griechischen Ueberläufer, der sich von den Trojanern absichtlich hatte gefangen nehmen lassen; der wußte durch listig gestellte Worte sie zu überreden, das Pferd sei nur gemacht den Göttern zu Ehren, um eine glückliche Heimfahrt zu erflehen, und die Griechen hätten es absichtlich so groß gezimmert, damit die Troer es nicht in die Stadt bringen möchten; denn von seinem Besitze hänge die Herrschaft ab. Noch wußte man nicht, ob man seinen Worten glauben sollte, als zwei ungeheure Schlangen vom Meere herkamen und den Laokoon mit seinen zwei Söhnen umschlangen. Von wildem Schmerze gepeinigt, schrieen sie laut auf und strebten vergebens, sich loszureißen.*) Das abergläubische Volk hielt den unerwarteten Tod Laokoons für eine von den Göttern über ihn verhängte Strafe wegen Verletzung des heiligen Pferdes, und laut forderte es, daß es schleunig in die Stadt gezogen werde. Jung und Alt, Mann und Weib spannten sich vor, und da die Thore zu niedrig waren, wurde die Mauer niedergeworfen, und so hielt das unheilbringende Pferd seinen Einzug. Endlich, nach zehn Jahren zum ersten Male, überließen sich die Trojaner der sorglosen Freude; sie schwelgten bis in die Nacht hinein und legten sich dann ermüdet zu Bette. Als nun die Griechen, die in dem Pferde verborgen waren, merkten, daß Alles still war, öffneten sie die versteckte Thüre, und das Pferd entlud sich seiner unheilbringenden Eingeweide. Rasch fielen die Krieger über die Schlafenden her und stießen nieder, wen das Schwert erreichte, während die übrigen Griechen, die sich indessen der Stadt genähert hatten, zu den Thoren hereinströmten und Mord und Feuer durch alle Theile der Stadt verbeiteten. Die königliche Burg wurde gestürmt, und

*) Ein herrliches Kunstwerk von Marmor, diese Scene vorstellend, ist aus dem Alterthume erhalten worden und befindet sich im Belvedere in Rom: Laokoon und seine Söhne.

Priamos, der ſich mit ſeinem Weibe und allen ihm noch übrigen Kindern zu dem Altare geflüchtet hatte, hier von des Achilles wildem Sohne, Neoptolemos, bei den grauen Haaren gefaßt und erſtochen. Mit ihm fiel ſein ganzer Stamm. Aus der Stadt entkamen nur Wenige; unter dieſen der tapfere Troerfürſt Aeneas. Mit Mühe rettete er ſich und ſeinen kleinen Sohn Askan, den alten Vater Anchiſes auf den Schultern tragend. Er ſchiffte dann nach Weſten, gelangte nach vielen Schickſalen nach Italien und baute ſich in der Gegend des nachmaligen Roms an.

Nachdem Troja der Erde gleich gemacht und jede Rache gekühlt war, dachten die aus dem Kriege übrig gebliebenen Helden auf den Rückweg in ihr Vaterland. Jeder folgte aber dabei ſeinem eigenen Sinne, und ſo kamen ſie zum Theil erſt nach vielen ſonderbaren Schickſalen nach Hauſe. Keiner erlebte aber dabei ſo viele Abenteuer als Ulyſſes oder Odyſſeus, der König von Ithaka. Von ſeinen Irrfahrten handelt die ganze Odyſſee (von Homer). So anziehend auch die Erzählung davon iſt, ſo kann hier doch nur Einiges davon gleichſam nur als Probe gegeben werden.*)

Einmal kam Odyſſeus nach Sicilien. Hier wohnten damals furchtbare Rieſen, Cyklopen genannt. Statt zweier Augen hatte jeder nur eins, welches mitten auf der Stirne blitzte. Odyſſeus nahm zwölf der tapferſten Gefährten, mit denen er ins Land hineinging, wo er eine große Höhle fand. Sie traten ein, ſahen große Ställe für Schafe und Ziegen, und ringsum ſtanden reinliche Geſchirre mit Molken, Butter und Käſe. Die Gefährten meinten, ſie wollten hurtig das junge Vieh, welches in den Ställen war (denn das alte hatte der hier hauſende Rieſe auf die Weide getrieben), nach den Schiffen treiben und dann die Anker lichten; aber Odyſſeus verbot es, weil ihm nach der Bekanntſchaft des Rieſen gelüſtete. Sie ſetzten ſich alſo hin, aßen und tranken von der mitgebrachten Speiſe und dem Weine und ſprachen auch dem Käſe wacker zu, auf die Gaſtfreundſchaft Polyphems, ſo hieß der Cyklop, rechnend. Endlich hörten ſie ein Blöken; es kam immer näher und näher, zuletzt trat Polyphem ſelbſt ein. Er trug eine tüchtige Ladung Holz zur Abendmahlzeit; krachend warf er es mitten in die Höhle nieder, daß die Griechen ſich vor Angſt in den Winkel verkrochen. Dann trieb er die Heerde ein, wälzte ein großes Felsſtück vor die Oeffnung der Höhle, daß nicht zweiund-

*) Siehe Mythologie S. 373 u. folg.

zwanzig Wagen es hätten fortrücken können, melkte die Schafe und Ziegen und trank für den ersten Durst gleich die Hälfte der frischen Milch aus; die andere Hälfte wollte er bei der Abendmahlzeit zu sich nehmen. Nun zündete er das Feuer an und — erblickte die Gäste. „Wer seid ihr?" rief er, „wo kommt ihr her?" — „Ach!" sprach Odysseus zitternd — denn das rauhe Gebrüll des gräßlichen Ungeheuers hatte ihm allen Muth benommen — — „wir sind Griechen, kommen von Troja und wollen ins Vaterland zurück. Nun sind wir zu dir gekommen und hoffen, du werdest, fürchtend die Götter, uns mit Freundschaft aufnehmen und uns ein Gastgeschenk geben." — „Ein Gastgeschenk?" brüllte jener, „ja, wartet, ihr sollt bald eins bekommen! Von den die Gastfreundschaft liebenden Göttern sprecht mir übrigens nicht; denn die gehen mich gar nichts an; wisset, wir Cyklopen sind weit vortrefflicher als alle Götter. Aber sagt mir doch erst," setzte er arglistig hinzu, „wo steht denn euer Schiff?" — Odysseus merkte, was er wollte, und antwortete: „Unser Schiff? Ach, das haben die Wogen zertrümmert; wir allein haben uns nur mit Mühe ans Ufer gerettet." — Darauf antwortete Polyphem weiter nichts, sondern faßte zwei der Griechen, schleuderte sie gegen die Felswand, daß Blut und das Gehirn umherspritzte hackte sie dann in Stücke, fraß sie, die übrige Milch dazu trinkend, mit Haut und Knochen auf und streckte sich aufs Lager, um zu verdauen. „Halt!" dachte Odysseus, „nun wäre es Zeit, ihn mit dem Schwerte zu durchbohren." — Schon zog er es heraus, als ihm einfiel, daß sie ja dann Alle elendiglich verhungern müßten; denn wer von ihnen vermochte denn den großen Thürstein wegzuwälzen? Als der Morgen graute, melkte der Riese die Heerde und erquickte sich wieder mit zwei Griechen, die er wie die ersten an der Wand zerschmetterte; dann trieb er die Heerde aus und setzte die Thüre sorgfältig zu, damit ihm indessen Keiner entwische. Kaum war er fort, so ergriff Odysseus einen großen Stamm von Olivenholz, den sich der Riese zur Keule ausersehen hatte, der aber so groß war, daß er einem Mastbaume glich, machte ihn unten spitz und härtete die Spitze am Feuer. Dann warf er das Loos, wer ihm von den Gefährten in der nächsten Nacht beistehen sollte, den Pfahl dem Riesen ins Auge zu drehen, wenn er eingeschlafen sein würde. Bis dahin wurde das Werkzeug sorgfältig unter dem Miste verborgen.

Am Abend kam der Cyklop wieder heim mit der Heerde, setzte den Fels wieder vor und speiste, wie am Morgen, zwei der Grie-

chen zum Abendbrod. Jetzt nahte sich ihm Odysseus mit einer Kanne süßen Weins in der Hand. „Da nimm, lieber Cyklop, und trink einmal; auf Menschenfleisch schmeckt der Wein noch einmal so gut.“ — Polyphem setzte an und trank die ganze Kanne leer. „Ei!“ brüllte er, „wo hast du den Wein her? Der schmeckt ja wie Nektar. Gieb mir doch noch mehr davon und sage mir, wie du heißest; nachher will ich dir auch ein schönes Gastgeschenk geben.“ — „Recht gern,“ erwiederte Odysseus, und schenkte ihm noch zwei Mal die Kanne voll; „ich heiße Niemand. Aber nun gieb mir auch dein Geschenk.“ — „Weißt du was?“ rief der Riese schon mit lallender Zunge; ich will dich unter allen deinen Gefährten zuletzt aufessen; das soll mein Geschenk sein.“ — Ganz betrunken taumelte er zu Boden, und lautes Schnarchen verkündete seinen festen Schlaf. — „Nun hurtig herbei, ihr Genossen!“ rief Odysseus. Er ergriff den verborgenen Pfahl, machte ihn im Feuer glühend, und, indem die Andern ihn aufhoben und über dem Auge hielten, bohrte er selbst ihn tief in dasselbe hinein, daß das Blut zischend hervorquoll. Da brüllte das Ungethüm laut auf, daß die Höhle erbebte, riß sich den Pfahl aus der Wunde, schleuderte ihn weit hin und rief die umherwohnenden Cyklopen um Hülfe herbei. Diese kamen geschwind und fragten draußen: „Was fehlt dir denn, liebes Brüderchen? Thut dir denn Jemand etwas zu Leide? Oder bist du etwa krank?“ — „Ach!“ schrie Polyphem, „Niemand tödtet mich!“ — „Niemand?“ antworteten die draußen, „Niemand thut dir etwas zu Leide? Nun was brüllst du denn so? Du bist also wohl krank? Nun da können wir dir nicht helfen, da mußt du die Götter um Linderung anflehen.“ Und lachend gingen sie fort. Wie freute sich Odysseus, daß sein erdichteter Name sie getäuscht hatte! Polyphem aber sprang am Morgen auf vom Lager, wälzte den Stein von der Oeffnung ein wenig weg und setzte sich dahin, indem er mit den Händen fühlte, ob etwa einer der Griechen entwischen wollte. Davor hütete sich aber Odysseus; dagegen band er je drei und drei Widder zusammen, und unter den mittelsten einen der Gefährten. Für sich wählte er den größten Bock der ganzen Heerde und klammerte sich in die dicke Wolle des Thieres unter dem Bauche fest. Als sich nun die Thiere durch die Oeffnung drängten, bei dem Cyklopen vorbei, betastete dieser sorgfältig die Rücken derselben und ahnete nicht, daß die Griechen unter dem Bauche steckten. Schon waren sie alle glücklich außer der Höhle, nur Odysseus noch darin; da wandelte

endlich auch der große Bock zur Felsenpforte, aber unter ihm hing Odysseus mit Herzklopfen, und wie erschrak dieser, als Polyphem das Thier in der Thüre aufhielt. „Mein liebes Böckchen," redete ihn der erblindete Riese an, „wie kommt es denn, daß du heute der Letzte bist? Sonst eilst du ja immer zuerst hinaus! Du bist wohl betrübt über das Schicksal deines Herrn, dem der tückische Niemand das Auge geblendet, nachdem er ihn mit Weine betäubt? Könntest du mir nur sagen, wo der Taugenichts sich versteckt hat! Dann wollte ich ihn doch auf den Boden schleudern, den Niemand, daß sein Gehirn aus dem zerschmetterten Kopfe da hin spritzte." — Wie dem Odysseus bei dem Allem zu Muthe war, läßt sich denken. Wie leicht war ihm, als der Bock endlich entlassen wurde! Schnell ließ er los von den Bauchhaaren und befreite auch die Gefährten aus der unbequemen Lage. Die fettesten Böcke wurden nach den Schiffen getrieben, in größter Stille eingeschifft und nun die Schiffe so weit vom Ufer gestoßen, wie die Stimme eines Rufenden schallt. Dann rief Odysseus laut dem Cyklopen die höhnenden Worte zu: „Siehst du, Polyphem, da sind wir dir doch entkommen! Wenn wieder einmal Fremde kommen, so nimm sie besser auf; denn daß du nun blind bist, ist die Strafe, welche die Götter über dich verhängt haben. Leb wohl!" Als Polyphem diese Worte vernahm, knirschte er vor Wuth. Er brach Felsenstücke ab, und schleuderte sie dahin, von wo ihm die Stimme herübertönte; da er aber nicht sehen konnte, so flogen die Stücke über das Schiff hinweg, und hoch schlugen die Wellen, daß kaum das Fahrzeug der Gefahr entkam. „Höre, Cyklop!" rief Odysseus noch einmal: „Wenn dich einmal Jemand fragt, wer dir das Auge geblendet hat, sage nur, Odysseus aus Ithaka sei es gewesen." — „Wie?" schrie Polyphem, „du Odysseus? Nun geht mir ein Licht auf. Vor alten Zeiten schon hatte mir ein Prophet verkündigt, ich würde durch Odysseus das Gesicht verlieren. Aber ich dachte mir unter ihm einen großen, stattlichen Kernmann; statt dessen kam so ein elender Wicht her und blendete mir das Auge. — Doch, lieber Odysseus, komm doch wieder zurück, daß ich dich als Gast bewirthe und dir vom Poseidon eine glückliche Reise erflehe." — „Ich danke dir," erwiederte Odysseus; „dagegen höre meinen Wunsch: daß ich dir lieber statt des Auges gleich das Leben geraubt haben möchte." — Da ergriff der Riese ein großes Felsstück, nahm alle Kraft zusammen und schleuderte es mit solcher Gewalt, daß es dicht vor dem Schiffe niederfiel, und nur wenig fehlte, daß er es zerschmettert

hätte. Wie froh war Odyſſeus, als er die Inſel aus dem Geſichte verlor!

Ein ander Mal kam er vor einer Inſel vorbei, wo die Sirenen wohnten, Ungeheuer mit ſchönen Mädchengeſichtern, aber unter dem Waſſer endigte ſich der Körper in grauenhafte Drachenſchwänze und ſcharfe Klauen. Wenn ein Schiff ſich ihrer Inſel näherte, ſchwammen ſie heran, luden die Fremden mit ihren lockenden Stimmen ein, bei ihnen einzukehren, und wenn dann dieſe dem unwiderſtehlichen Geſange folgten, wurden ſie von den Sirenen zerriſſen. Zum Glücke wußte das Odyſſeus. Als er die Inſel in der Ferne ſah, befahl er ſeinen Gefährten, ihn, ſobald die Sirenen ſich näherten, an den Maſtbaum zu binden und nicht los zu machen, ſo lange die Ungethüme zu ſehen wären, auch wenn er noch ſo flehende Geberden machte. Dann verklebte er ihnen die Ohren mit Wachs, daß ſie auch nicht den geringſten Ton hören konnten. Die Sirenen kamen auch bald angeſchwommen; Odyſſeus wurde feſtgebunden, aber wie wurde ihm, als er den köſtlichen Geſang hörte! Er vergaß alle Gefahr und wäre gleich ihnen nachgefahren, wäre er nur nicht angebunden geweſen. Er erhob daher bittend ſeine Hände zu ſeinen tauben Genoſſen und machte alle Zeichen eines Flehenden. Aber doppelte Bande ſchlangen ſie um ſeinen Leib. Er wollte vor Unmuth vergehen; die Sirenen aber, da ſie ſahen, daß ihr Geſang vergebens ſei, ſchwammen wieder fort, und nun erſt löſten die Gefährten ſeine Banden und riſſen ſich das Wachs ab. So wie der Geſang geſchwiegen hatte, war dem Odyſſeus die Vernunft wiedergekehrt, und er war froh, der Gefahr entgangen zu ſein.

Aber bald zertrümmerte ein Blitz ſein Schiff, alle ſeine Begleiter ertranken, und er allein wurde, nachdem er neun Tage auf einem Balken umher getrieben war, endlich an einer Inſel ausgeworfen, auf welcher eine Nymphe, Kalypſo, lebte, die ihn freundlich aufnahm und ihm den Vorſchlag machte, für immer bei ihr zu bleiben; dafür wollte ſie ihm Unſterblichkeit und ewige Jugend verleihen. Doch er hatte keinen andern Gedanken, als Rückkehr zu ſeinem Weibe und ſeinem Sohne, den er als Säugling damals verlaſſen hatte. Jeden Tag wandelte er ans Geſtade; da ſetzte er ſich hin, weinte Thränen der Sehnſucht und ſchaute mit Seufzern und innigem Grame auf das öde Meer hin, an ſeine fernen Lieben denkend. Endlich überwältigte die Sehnſucht nach der theuern Heimath jede andere Rückſicht; er zimmerte ſich

ein Floß aus zusammengebundenen Balken und schiffte so in das weite Meer. Siebzehn Tage schwamm er so umher, endlich sah er eine blühende Insel vor sich liegen; da ereilte ihn ein fürchterlicher Sturm, der die Balken des Flosses auseinander riß, und mit Mühe und Noth erreichte er nackend und schwimmend das Ufer einer Insel. Sie hieß Scheria, jetzt Korfu, und wurde von einem muntern, Handel treibenden Völkchen, den Phäaken, bewohnt. Starrend vor Kälte, suchte er ein Obdach in einem dichten Walde und verkroch sich in einen Haufen abgefallener Blätter, wo ihn bald ein süßer Schlaf überfiel. So schlief er die ganze Nacht bis weit in den Tag hinein, und hätte wohl noch länger geschlafen, wäre er nicht durch ein lautes Gekreisch aufgeweckt worden. Es war nämlich des Königs der Insel blühende Tochter, Nausikaa, am frühen Morgen von der Stadt nach dem Ufer des Meeres mit einigen Mägden gefahren und hatte hier die Wäsche gewaschen. Beim Waschen hatte man damals eine andere Art als jetzt. Man warf die unreine Wäsche in ausgemauerte Löcher, durch welche ein fließender Bach geleitet war, und stampfte sie so lange mit den Füßen, bis sie gereinigt. Statt wie jetzt auf Schnüren, trocknete man damals die Wäsche, indem man sie auf den Steinen am Ufer ausbreitete. So machte es auch hier Nausikaa mit ihren Mägden; dann nahmen sie ein ländliches Mahl zu sich; denn sie hatten einen Korb mit Speisen und Wein mitgebracht. Nun waren sie fertig und wollten schon nach Hause, da fiel es der losen Nausikaa ein, mit dem Balle nach einer der Mägde zu werfen; der Ball aber fehlte und flog weit hin bis an das Wasser. Laut kreischten sie auf und — Odysseus erwachte. Nachdem er sich ein wenig besonnen hatte, wo er sei, stand er auf, bekleidete sich, so gut er konnte, mit Laubzweigen, und trat so aus dem Walde hervor auf die Jungfrauen zu, die in ihm einen Wilden zu sehen glaubten — so schmutzig war er von Schlamm und den faulen Blättern — und mit lautem Geschrei davon liefen. Nur die verständigere Nausikaa blieb stehen; ihr näherte sich Odysseus und sprach in einiger Entfernung bescheiden: „Wer du auch sein magst, eine Göttin oder eine menschliche Jungfrau, noch nie habe ich eine schönere Gestalt erblickt als die deinige. Glücklich sind deine Aeltern, eine solche Tochter zu haben! Ich aber bin ein unglücklicher Mann, den das Meer hier ausgeworfen hat, und der nun um Schutz dich anfleht. Erbarme dich meiner und gieb mir ein Stück Wäsche zur Bedeckung.“ — Nausikaa antwortete ihm sehr freund-

lich: „Ich sehe es dir an, daß du kein schlechter Mann seist, und da du in unser Land gekommen bist, so soll es dir weder an Kleidung noch an Speise fehlen. Auch will ich dir die Stadt zeigen und dir sagen, wer ich bin. Ich bin die Tochter des Königs Alkinoos.“ — Dann rief sie die Mädchen herbei und befahl ihnen, dem Fremden reinliche Kleider zu reichen und ihn mit Speise und Trank zu erquicken. Nachdem sie ihn ermahnt hatte, ihr bald in die Stadt zu folgen, fuhr sie wieder nach Hause. Odysseus wurde von Alkinoos sehr freundlich bewirthet und mehrere Tage aufgehalten. Erst zu Ende seines Aufenthaltes entdeckte man, daß er der berühmte Odysseus sei, von dessen Thaten und Unglücksfällen man auch hier auf der Insel viel gehört hatte. Denn es war ein schöner Gebrauch, den Gast erst beim Weggehen zu fragen, wer er sei und woher er komme, damit er aus keiner Rücksicht weniger sorgfältig bewirthet werde. Die Phäaken konnten sich gar nicht satt sehen an dem vielgereisten Manne und hätten ihn gern noch recht lange bei sich behalten, wenn er selbst nur gewollt hätte. Aber er sehnte sich nach seiner Heimath, und da ihm der König ein Schiff versprach, ihn dahin zu senden, so zögerte er nicht länger. Die guten Phäaken bewirtheten ihn nicht nur noch einmal recht reichlich, sondern packten ihm auch das Schiff voll Lebensmittel, damit es ihm ja unterwegs an nichts fehlen sollte. Mit innigem Danke schied Odysseus von dem gastfreien Völkchen, besonders von der freundlichen Familie des Alkinoos. „Lebe recht lange,“ sprach er zuletzt zum König, „glücklich mit deiner Gattin und deinen Kindern; der Segen der Götter verleihe euch Tugend und Heil, und kein Unglück komme über dein Volk! — „Und du, o Königin (Arete),“ fuhr er fort, „lebe wohl für immer, bis dich das Alter und der Tod, der allen Menschen bevorsteht, sanft beschleicht. Jetzt muß ich von euch scheiden. Mögest du recht lange dich deiner Kinder, deines Gemahls und deines Volkes freuen!“ — So schiffte er sich, begleitet von den Segnungen der Freunde ein, entschlief alsbald auf dem weichen Lager und schlief noch immer, als das Schiff auf Ithaka landete. Recht sanft trugen ihn die Ruderer ans Land, stellten die mitgebrachten Sachen um ihn her und schifften wieder nach Hause, so daß Odysseus, als er erwachte, sich allein fand. Anfangs wußte er nicht, wo er sei, und jammerte schon über sein neues Unglück, bis ihm Athene (Minerva), die sich überhaupt immer seiner annahm, in Gestalt eines Hirtenknaben erschien, ihm sagte, daß er auf Ithaka sei, und

ihm von der argen Wirthschaft erzählte, die in seinem Hause getrieben wurde.

Hier lebte nämlich noch sein treues Weib Penelope. Gar manchen Tag und manche Nacht brachte sie in Thränen zu, theils wegen der langen Abwesenheit ihres geliebten Gemahls, von dem sie ja nicht einmal wußte, ob er noch lebe, theils wegen des ungestümen Andringens der Freier. Es hatten sich nämlich mehr als 100 junge Fürsten der umliegenden Gegend eingefunden, die um ihre Hand anhielten; denn sie war noch nicht alt, recht schön und im Besitze großer Güter. Sie aber wies sie mit Thränen ab; sie hatte nur Gedanken für ihren abwesenden Mann; eine leise Ahnung sagte ihr, sie würde ihn gewiß noch wiedersehen. Die Freier wurden aber immer unverschämter; um sie zu einem Heirathsentschluß zu zwingen, kamen sie alle Morgen in ihren Palast, schmausten von den Heerden des Odysseus, tranken von seinem Wein, kurz, sie thaten, als wenn sie die Herren von Ithaka wären. Um die Unverschämten nur etwas zu beruhigen, hatte sie ihnen gesagt, sie möchten ihr nur so viel Zeit lassen, bis sie ein großes Tuch, das sie eben webte, fertig habe; dann wollte sie sich erklären. Aber in der Nacht, wenn Niemand sie beobachten konnte, trennte das treue Weib die Arbeit des Tages wieder auf, und so wurde sie nie fertig. Das merkten endlich die Freier, und seitdem waren sie nur noch zudringlicher. Zwar hatte sie einen herangewachsenen Sohn, Telemachos; aber was vermochte der Eine gegen so Viele? Auch war er noch ein zarter Jüngling. Mit verbissenem Unmuthe sah er die zügellose Wirthschaft mit an; aber er mußte wohl schweigen, denn mehr als ein Mal hatten sie ihm schon gedroht, ihn umzubringen, und nur die Furcht vor dem Volke hielt sie zurück. So sah es im Hause des Odysseus aus, als er auf der Insel landete. Um die Freier unerkannt desto besser überraschen zu können, verwandelte ihn Minerva in einen alten schmutzigen Bettler, mit kahler Glatze, vielen Runzeln, triefigen Augen und schlotternden Gliedern, in Lumpen gehüllt und einem garstigen und schmutzigen Ränzel auf dem Rücken.

In dieser kläglichen Gestalt kam er zuerst an die Wohnung seines Schweinehirten Eumäos, eines alten verständigen Mannes, den wir nicht mit unsern Schweinetreibern vergleichen müssen. Er war von königlichem Geblüt (denn Heerden zu hüten war für die Vornehmsten keine Schande) und ein recht inniger Freund des Hauses seines Herrn. Mit tiefem Verdruß sah er, wie ihm die

Freier ein fettes Schwein nach dem andern verzehrten, und ſehnte ſich gar ſehr nach der Rückkunft ſeines Herrn. Zu dieſem Manne kam Odyſſeus in Bettlergeſtalt, wurde freundlich aufgenommen, mit Gaſtfreundſchaft bewirthet und alsbald befragt, ob er nichts von Odyſſeus unterwegs gehört habe? „Ja!“ meinte der Bettler, „ich habe gehört, daß er noch lebe und auf dem Wege nach Ithaka ſei.“ — Das wollte ihm aber der edle Sauhirt nicht glauben. Am folgenden Tage kam auch Telemach zu Eumäos. Der ſprang ihm freudig entgegen und umarmte ihn mit vielen Küſſen. Denn Telemach war eben erſt von einer gefahrvollen Reiſe zurückgekehrt, die er zum Neſtor und Menelaos nach dem Peloponnes unternommen hatte, um zu fragen, ob ſie nichts von Odyſſeus wüßten. Aber ſie konnten ihm keine Nachricht geben, außer daß Menelaos eine Weiſſagung mittheilte, die er einſt gehört hatte, daß Odyſſeus nach zehnjährigem Umherirren endlich glücklich heimkehren würde. Mit dieſer Nachricht war er fröhlich nach Ithaka zurückgeeilt. Zwar hatten die Freier ihm aufgelauert, um ihn zu ermorden, zum Glück aber hatte Athene ihn gewarnt und an einer andern Seite landen laſſen. Ehe er nach Hauſe ging, kam er zu ſeinem Freunde Eumäos. Wie ſchlug nicht dem Odyſſeus das Herz, als er ſeinen lieben Sohn wiederſah, den er als Kind verlaſſen und ſeit zwanzig langen Jahren nicht geſehen hatte! Nun ſtand derſelbe vor ihm als blühender Jüngling. Wahrlich, er mußte recht an ſich halten, daß er ihn nicht an ſein Herz drückte. Er vergaß nicht, daß er jetzt ein Bettler ſei, ſtand beſcheiden vor ſeinem Sohne auf und bot ihm ſeinen Sitz an. Aber Telemach erwiederte freundlich: „Bleibe nur ſitzen, Alter! Ich werde ſchon einen andern Platz finden; der Mann da wird mir ſchon einen Sitz geben.“ — „Wer iſt der Fremde?“ ſprach dann Telemach weiter; „wie iſt er nach Ithaka gekommen?“ — „Ei!“ antwortete Eumäos, „er ſagt, er ſei ein Königsſohn aus Kreta, habe viele Städte und Länder durchwandelt, ſei zuletzt beraubt und hier ausgeſetzt worden. Nun hofft er, du werdeſt ihn bei dir beherbergen.“ — „Lieber Eumäos,“ erwiederte Telemach, „wie kann ich das? Du weißt ja ſelbſt, daß ich in meinem eigenen Hauſe nicht Herr bin. Wie leicht könnte ihn Jemand beleidigen, und ich vermöchte nicht, ihn zu ſchützen. Behalte ihn lieber hier. Ich will ihm von Hauſe Kleider und Speiſe ſchicken und ihn dann hinſenden, wo er will.“ — Vorher aber ließ Telemach den treuen Sauhirten nach der Stadt gehen, um der Mutter die glückliche Rückkehr des Sohnes zu melden; er

selbst blieb so lange beim Fremden. Kaum waren Vater und Sohn allein, so hielt jener sich nicht länger. Er nahm durch Athenens Hülfe seine wahre Gestalt an und entdeckte sich. Wer vermöchte hier die Freude des Sohnes, wer die Entzückung des Vaters zu schildern! Von den heftigsten Gefühlen überwältigt, lagen sie einander sprachlos in den Armen. Als ihre Empfindungen sie die Worte wiederfinden ließen, theilte Odysseus seinem Sohne seinen Plan mit, die Aufführung der Freier in seinem Hause unbemerkt zu beobachten und blutige Rache an ihnen zu nehmen. Dann empfahl er ihm Verschwiegenheit, und ehe noch Eumäos zurückgekehrt war, hatte er schon wieder die Bettlergestalt angenommen.

Am andern Tage wanderten sie nach der Stadt. Telemach voran, nach ihm Eumäos und der Bettler. Unterwegs fand dieser schon einen alten Bekannten, seinen Ziegenhirten Melantheus. Dieser war gerade das Gegentheil vom wackern Eumäos. Was die Freier nur wünschten, that er mit Freuden; denn er glaubte, Odysseus würde nie wiederkommen. Auch jetzt zeigte er sein böses Gemüth; denn als er des Bettlers und des Eumäos ansichtig wurde, rief er höhnend ihnen nach: „Nun wahrlich, da führt doch ein Taugenichts den andern! Ja, ja! gleich und gleich gesellt sich gern: Wo willst du denn mit dem Bettler hin, Eumäos? Im Hause des Odysseus wird es ihm schön ergehen; da wird ihm manches Schemelbein an den Kopf fliegen. Ich könnte ihn eher gebrauchen, meine Ställe auszumisten; aber so ein Lump will lieber betteln als arbeiten!“ — Mit diesen Worten rannte er herzu und gab dem Odysseus einen tüchtigen Fußtritt; dieser ballte schon die Faust, um auf der Stelle den Nichtswürdigen zu züchtigen; „doch,“ dachte er, „noch ist es nicht Zeit.“ — So wie sie sich dem Palaste näherten, hörten sie auch schon das Getöse der Harfen und des Gesanges, und Bratengeruch kam ihnen entgegen. Mit den Gefühlen der Freude und des Unmuthes zugleich trat Odysseus in das Thor seines Palastes ein, und siehe da! der Erste, der ihn erkannte, war ein alter Hund, den er aufgezogen hatte, der jetzt aber alt und verachtet war und auf dem Misthaufen in den letzten Zügen lag. Das treue Thier merkte die Nähe seines Herrn, wedelte mit dem Schwanze und wollte ihm freundlich entgegenkriechen, aber es war schon zu schwach. Odysseus traten die Thränen in die Augen; schnell ging er vorüber, um nicht verrathen zu werden; der gute Hund aber starb, nachdem er traurig seinem Herrn nachgeblickt hatte.

Nun trat Odyſſeus in den glänzenden Saal, wo die Freier eben ſchmauſten. Jeder hatte ein Tiſchchen vor ſich, mit Braten und Brot bedeckt, und die umherlaufenden Diener füllten die Becher aus dem mitten im Saale ſtehenden großen Miſchkeſſel. Odyſſeus ſetzte ſich demüthig auf der Thürſchwelle nieder; aber auch da mußte er viel ausſtehen. Die übermüthigen Freier wollten ihn da nicht leiden, verhöhnten ihn, und als er nachher in dem Saal bettelnd umging und ihm Manche Brot und Fleiſch in den Querſack ſteckten, ſchleuderte ihm einer der Stolzeſten einen Fußſchemel an die Schulter, und ein Anderer warf ihm lachend eine Kuhpfote an den Kopf. Aber Odyſſeus duldete das Alles mit Sanftmuth. „Euer Stündchen wird ſchon kommen!“ dachte er bei ſich. Und wirklich ſchon am folgenden Morgen hatte er Gelegenheit, ſeine blutige Rache zu nehmen. Zufällig hatte nämlich Penelope auf den andern Tag ein Spiel angeordnet. „Hört!“ ſprach ſie zu den Freiern, „da fällt mir ein, daß oben auf der Rüſtkammer noch der Lieblingsbogen des Odyſſeus liegt. Es war ſein Hauptvergnügen, mit dem Pfeil durch die Oehre von zwölf hintereinander aufgerichteten eiſernen Stäben zu ſchießen; wie wäre es, ihr verſuchtet das morgen auch einmal? Wem es gelingt, der ſoll mein Gemahl werden.“ — „Trefflich geſprochen!“ riefen Alle und freuten ſich zum morgenden Tage.

Aber als ſie Abends fortgegangen waren, trugen Odyſſeus und Telemach alle Waffen aus dem Saale weg und ließen deren nur für zwei Männer zurück. Dann entdeckte jener ſich dem Eumäos und dem Rinderhirten, der auch ein zuverläſſiger Mann war. Der Morgen kam und mit ihm auch die Freier. Die eiſernen Stäbe wurden eingeſchlagen, der Bogen geholt, aber Einer nach dem Andern zerarbeitete ſich vergebens, ohne ihn ſpannen zu können. „Ach!“ rief endlich Einer, „laßt das heute ruhen; morgen iſt ja auch ein Tag; heute wollen wir ſchmauſen!“ — Das gefiel Allen, und ſchon ſetzten ſie ſich wieder zum Eſſen nieder, da rief Odyſſeus: „Gebt mir doch auch einmal den Bogen her!“ — „Was?“ ſchrieen Alle und lachten überlaut, „am Ende will der Bettler die ſchöne Penelope heimführen. Nein, laß du nur den Bogen liegen; es ſchickt ſich nicht, daß ſo ein Bettler ihn anrührt.“ — „Warum nicht?“ ſprach Telemach, „der Bogen iſt ja jetzt mein; nimm ihn nur!“ — und kaum hatte er ihn in die Hand genommen, ſo war auch ſchon die Sehne geſpannt, und ehe ſich die Freier noch recht beſinnen konnten, lag der Pfeil darauf und flog ſchwirrend durch

alle zwölf Löcher hindurch. Sprachlos sahen sie sich einander an und trauten ihren Augen nicht. Aber in dem Augenblicke warf er auch seine Lumpen ab und rief laut durch den Saal: „Dieser Wettkampf wäre nun vollbracht! Aber nun gebt Acht: ein andres Ziel wähle ich mir, das noch kein Schütze getroffen hat.“ Und sogleich lag ein zweiter Pfeil darauf und flog dem Unverschämtesten der Freier durch die Kehle, daß er entseelt mit dem Tische zu Boden stürzte. „Ha! ihr Hunde!“ schrie er, „ihr dachtet, ich würde nie wieder zurückkehren; darum brachtet ihr mir mein Gut durch und quälet gar mein Weib mit Heirathsanträgen! Ihr habt weder Götter noch Menschen gescheut; darum ist auch nun über euch die Stunde des Todes gekommen.“

Alle Freier sprangen auf und sahen sich nach ihren Waffen um, aber die waren in Sicherheit gebracht; dagegen bewaffneten sich schnell Odysseus und Telemachos, und alle überfiel Schrecken und Angst. Einer versuchte es noch, den Helden zu besänftigen, und versprach, allen Schaden zu ersetzen. „Nein!“ rief Odysseus, „und wenn ihr mir auch all eure Güter darbrächtet, so würde ich doch nicht eher ruhen, bis ich euch Alle ermordet hätte.“ Nun begann ein harter Kampf; denn der nichtswürdige Melantheus hatte sich hinaufgeschlichen und die Abends vorher dort versteckten Waffen der Freier geholt; aber dennoch siegte endlich Odysseus. Alle Freier wurden getödtet und nur der Sänger und der Herold verschont, zuletzt auch Melantheus niedergehauen. Nachdem das blutige Werk gethan und der Saal von den Leichen und dem Blute gereinigt war, gab sich der treffliche Held auch seinem treuen Weibe zu erkennen, und dieses empfing nun nach jahrelangem Kummer den wohlverdienten Lohn ihrer treuen Ausdauer.

So viel vom Odysseus. Ganz anders ging es dem Agamemnon. Auch er hatte eine Frau daheim gelassen, die Klytämnestra, eine Schwester der Helena; aber sie war keine Penelope. Nachdem sie einige Jahre auf Agamemnon gewartet hatte und er immer noch nicht kam, dachte sie, er würde nun wohl gar nicht wiederkommen, und heirathete einen Andern, den Aegisthos. Schon hatte sie den Agamemnon fast ganz vergessen, als er unvermuthet in Mycene ankam. Wie erschrak die ungetreue Frau! Was sollte sie machen? Ihre Schuld zu gestehen wagte sie nicht, und den Aegisth aufzuopfern war sie zu schwach. Aber ein Verbrechen führt zu mehreren. Sie rathschlagte mit Aegisth, was zu machen sei, und da kamen sie endlich überein, den Agamemnon,

der sich so gefreut hatte, seine Klytämnestra wieder zu umarmen, zu ermorden. Als er nun, ermüdet von der Reise, ein Bad begehrte und wieder heraussteigen wollte, warf sie ihm, wie von ungefähr, ein reines Gewand über den Kopf, worauf Aegisth, der sich dazu versteckt hatte, herzusprang und ihm den Kopf mit der Axt spaltete. Seitdem war alle Ruhe und alles Glück aus diesem Hause des Schreckens gewichen.

Es hatte Agamemnon außer der Iphigenia noch eine Tochter Elektra, und einen Sohn, Orestes. Diesen wollte Aegisthos auch umbringen, damit er nicht einst die Ermordung des Vaters rächen möchte; aber die zärtliche Elektra rettete ihn und brachte ihn heimlich zu einem benachbarten Könige (Strophios), mit dessen Sohn Pylades er ein so inniges Freundschaftsbündniß schloß, daß man schon im Alterthume von zwei zärtlichen Freunden zu sagen pflegte: sie lieben sich wie Orestes und Pylades. Als er erwachsen war, wurde er durch mehrere Orakelsprüche aufgefordert, den Tod seines Vaters zu rächen. Er ging daher mit seinem Freunde Pylades nach Mycene, entdeckte sich heimlich der Elektra, und, um den Aegisth auf die Probe zu stellen, gab er sich ihm nicht zu erkennen, sondern erzählte die Nachricht von seinem eigenen Tode. Aegisth konnte seine Freude nicht verbergen; da fielen beide Freunde über ihn her und durchbohrten ihn. Klytämnestra stieß ein lautes Jammergeschrei aus und überhäufte die Mörder mit Verwünschungen. Unwille über die unwürdige Mutter verblendete da die Seele des Orestes; er dachte nur an seinen einst durch sie hingeopferten Vater, ergriff die Mutter, riß sie zu dem blutigen Leichname hin, und in einem Anfalle von Wuth stieß er auch sie nieder. Kaum war die That geschehen, so verschwand in ihm jeder Groll und das Gräßliche des Muttermordes stand vor seiner Seele. Zugleich stürzten die Rachegöttinnen, die Furien (Eumeniden oder Erinnyen), auf ihn los und verfolgten ihn mit Schlangengeißeln und brennenden Fackeln, bis er, von Angst gefoltert, sein Vaterland verließ, und, stets begleitet von dem blutigen Schatten seiner Mutter, nach Delphi eilte, um hier im Tempel des Apollon Ruhe zu suchen. In den Tempel hinein durften freilich die furchtbaren Rachegeister ihm nicht folgen; aber sie umlagerten die Schwellen, damit er ihnen, herauskommend, nicht entrinnen sollte. Die Verfolgung begann also von neuem; aber auf Apollo's Rath floh er nach Tauris, einer jenseit des schwarzen Meeres, in der heutigen Krim, liegenden Stadt. Hier stand ein berühmter, der Artemis

geweihter Tempel: hier, so sprach das Orakel, sollte er Ruhe finden. Aber so schien es anfangs nicht, ja er schien nur einem noch herbern Geschick anheim zu fallen. Denn es lebte hier ein grausamer König, Thoas, der jedes ankommende Schiff festhielt und den Vornehmsten der Ankommenden der Göttin opfern ließ. Kaum waren also Orestes und Pylades gelandet, als sie sich vor den König geführt sahen, der Beide der Priesterin übergab, um einen von ihnen der Göttin zu opfern. Aber welchen von Beiden? Die Wahl war schwierig und wurde noch schwerer dadurch, daß Jeder für den Andern zu sterben dringend verlangte. Glücklicherweise war die Oberpriesterin keine andere als — Iphigenia, Agamemnons Tochter, also des Orestes Schwester. Sie entdeckten sich einander zufällig, und nun war natürlich an kein Opfer zu denken. Der König selbst wurde von dem Ereigniß gerührt und erlaubte ihnen, abzureisen; fröhlich schifften sich Iphigenia, Orestes und Pylades ein und nahmen die Bildsäule der Göttin mit. Unterwegs versöhnte Orestes die zürnenden Götter; die Furien verließen ihn, und Ruhe kehrte in sein Gemüth zurück. Er heirathete des Menelaos Tochter, wurde dadurch nach dessen Tode König von Sparta und eroberte auch das väterliche Reich Mycene wieder. Endlich starb er, 90 Jahre alt.

16. Sparta. Lycurg. 888.

Das wichtigste Ereigniß in den nächsten Jahrhunderten nach dem trojanischen Kriege, war die dorische Wanderung. Dorische Stämme, aus ihren bisherigen Wohnsitzen in Thessalien verdrängt, brachen südwärts auf, um neue zu suchen. Sie eroberten den Peloponnes und gründeten hier die dorischen Staaten Elis, Messenien, Sparta und Argos; nur in Arkadien, dem Gebirgslande in der Mitte der Halbinsel, blieben die Einwohner unbesiegt. Man nennt diese Wanderung auch die Rückkehr der Herakliden, weil die Anführer der Dorier Nachkommen des Herakles waren. Am Ende dieser Zeit finden wir die griechischen Staaten auch insofern umgestaltet, daß fast überall an Stelle des Königthums republikanische Einrichtungen getreten sind.

Unter den vielen kleinen Staaten Griechenlands hoben sich nach und nach zwei besonders empor: Athen und Sparta, und mit ihnen haben wir es vornehmlich zu thun, wenn wir von den Griechen reden. Sparta lag, wie schon gesagt, im Peloponnes, und zwar im südlichen Theile, und so unbedeutend auch, mit unsern

großen Staaten verglichen, das Ländchen war, so merkwürdig ist es doch wegen seiner Einwohner, deren Charakter eine ganz besondere Richtung erhielt. Dies verdankten sie vorzüglich einem Manne, und wir werden im Folgenden oft sehen, welch großen Einfluß ein einziger bedeutender Mensch auf sein Volk, ja auf seine ganze Zeit auszuüben vermag. Dieser Mann war Lykurg, ein trefflicher Mensch, mit dessen Kopf es so gut wie mit seinem Herzen stand. Er hatte es in seiner Gewalt, König zu werden; aber er verschmähte es, um nicht seines Bruders Sohn der Krone zu berauben. Er lebte ums Jahr 888 und hatte weite Reisen gemacht, besonders nach der Insel Kreta und Kleinasien; überall hatte er sich nach guten Einrichtungen, nach weisen Gesetzen umgesehen, hatte dann nachgedacht, durch welche Gesetze wohl ein Volk am glücklichsten werden könnte, und als er nun das Rechte gefunden zu haben glaubte, reiste er nach Sparta zurück. Das allgemeine Zutrauen kam ihm entgegen; man hatte schon viel von seiner Weisheit erfahren; das Orakel bestätigte, daß er zum Gesetzgeber am geschicktesten sei, und seine Mitbürger forderten ihn endlich geradezu auf, ihnen neue Gesetze zu geben. Jedenfalls muß er ein kräftiger Mann gewesen sein! Das sehen wir aus den Gesetzen, die uns noch aufbehalten sind, und besonders aus der Festigkeit, mit der er sie durchzusetzen wußte. Er behielt die Einrichtung bei, daß zwei eingeschränkte Könige regierten, und in Folge seiner Gesetzgebung erhielt sich in Sparta die Königswürde länger als in den andern griechischen Staaten. Die Einwohner des spartanischen Staates waren in drei Stände eingetheilt: die eigentlichen dorischen Spartaner oder vollberechtigte Bürger; die Umwohner, Periöken genannt, persönlich freie Leute, aber ohne Theilnahme an der Staatsverwaltung; die Heloten, Sklaven, welche das Land bebauen mußten. Lykurg zählte nun genau alle Bürger, die in der Stadt und in der Umgegend wohnten (9000 Spartaner, 30,000 Periöken), und theilte alle Aecker in so viele gleiche Theile als Bürger waren, damit kein Unterschied mehr unter den Einwohnern sei. Darüber entstand großer Widerspruch seitens der Reichern, die sich beschwerten, daß sie ihr Besitzthum mit den Aermeren theilen sollten. Allein Lykurg hatte die letzteren Alle für sich, und setzte es, obwohl nicht ohne manchen harten Kampf, glücklich durch; zugleich wurde geboten, Niemand solle sein Eigenthum an einen Andern verkaufen oder irgendwie darüber verfügen, damit auch in der Zukunft die Gleichheit des Besitzthums erhalten würde. Das war indessen für

die Dauer nicht möglich, und nach und nach wurde doch Einer reicher, der Andere ärmer.

Ganz abweichend von der gewöhnlichen Weise wurden die spartanischen Kinder erzogen; Lykurg wollte sein Volk vor Allem zu abgehärteten, tapfern und mäßigen Menschen bilden. In allen Ländern gehören die Kinder den Aeltern an; in Sparta war das anders; da gehörten sie dem Staate. Wenn ein Kind geboren war, so wurde es von den Volksvorstehern besichtigt; war es gesund und stark, so wurde es behalten, um es groß zu ziehen; war es aber schwächlich, so trug man es vor die Stadt nach einem benachbarten Berge und zerschmetterte es, indem man es in einen tiefen Schlund hinunterwarf. Die Erhaltenen wurden zwar den Aeltern gelassen, aber nur bis ins siebente Jahr. Dann nahm man sie ihnen wieder und gab sie in die öffentliche Erziehungsanstalt, wo alle Knaben aus allen Ständen mit einander lebten. Einer wurde da gehalten wie der andere, und kein Vater hatte nun noch ein Recht über seinen Sohn, der unter den Aufsehern stand. In dieser Anstalt wurden sie an Mäßigkeit, Arbeit und Ertragung von Schmerzen gewöhnt; sie mußten sich mit sehr einfachen Speisen begnügen, wurden oft in Finsterniß und Einsamkeit allein gelassen, um alle Furcht ihnen abzugewöhnen; man schor ihnen den Kopf kahl (erst wenn sie erwachsen waren, durften sie die Haare wachsen lassen), ließ sie schlechte und kurze Kleider tragen, auf einem harten Lager schlafen. Dabei waren der Nahrungsmittel, die sie bekamen, so wenige, daß sie fast gezwungen waren, sich umzusehen, wo sie Andern Speise wegnehmen könnten. Der Diebstahl war ihnen aber nicht nur erlaubt, sondern man lobte sie sogar deshalb, weil Lykurg glaubte, daß der Verstand dadurch geschärft würde. Aber ertappen durften sie sich dabei nicht lassen: sonst setzte es Schläge, weil sie es einfältig angefangen hätten. Alle Jahre an einem bestimmten Tage wurden sie gegeißelt, nicht zur Strafe, sondern um sie abzuhärten, und wenn ihnen auch das Blut den Rücken herunterlief, so weinten sie doch nicht; ja es war eine vorzügliche Ehre, wenn sie keine Miene dabei verzogen, sondern recht fröhlich dabei aussahen. — Da man damals Künste und Wissenschaften in Griechenland noch nicht kannte, so wurden die Knaben und Jünglinge fast nur zu körperlichen Uebungen, zum Ringen, Laufen, Springen, Werfen u. s. w. angehalten. Sonst lernten sie nur noch Musik und Gesang und wurden zum Gehorsam gegen die Vorgesetzten und zur Bescheidenheit gegen ältere

Personen gewöhnt. Jeder Jüngling mußte sich gefallen lassen, daß ihn irgend ein älterer Mann auf der Straße anhielt, ihn über seine Verrichtung ausfragte und ihm über Dies und Jenes Vorwürfe machte.*) Dann gewöhnte man sich auch, auf vorgelegte Fragen kurze, sinnreiche und treffliche Antworten zu geben; man nannte das lakonische Reden (das Gebiet von Sparta hieß Lakonien).

Traten nun die so erzogenen Knaben als Männer ins Leben ein, so abgehärtet, unverwöhnt und mäßig — so war es ihnen ein Leichtes, diese einfache Lebensart fortzusetzen; sie hatten wenig Bedürfnisse, und der, welcher deren recht wenige hat, ist immer reicher als der Weichling. Aber Lykurg hatte auch durch seine Gesetze dafür gesorgt, daß diese Einfachheit im Privatleben erhalten würde. So war verordnet, daß Keiner seine Mahlzeit zu Hause halten durfte. Jeder Bürger mußte monatlich ein bestimmtes Maß von Mehl, Käse, Feigen und Wein liefern, und dafür speisten alle an einer gemeinschaftlichen Tafel. Dazu gab es große Säle, wo Tisch an Tisch stand. Von diesen Mahlzeiten durfte sich Niemand ausschließen; auch war es streng verboten, etwa vorher zu Hause Leckereien zu essen. Sehr delicat aß man übrigens an diesen gemeinschaftlichen Tafeln nicht. Das Hauptgericht war die schwarze Suppe von Blut, die den Spartanern zwar trefflich schmeckte, aber den Fremden, wenn je einmal einer hinkam, gar nicht munden wollte.

Nicht viel anders als die Knaben wurden auch die Mädchen erzogen. An die bei uns gewöhnlichen Zerstreuungen des Lebens, an Putz und Bequemlichkeit war bei ihnen eben so wenig als an eine sitzende, häusliche Lebensart zu denken. Die Arbeit im Hause, das Weben und Spinnen überließ man den Sklavinnen. Dafür wurden die Mädchen in besondern Häusern (Gymnasien) im Ringen,

---

*) Dadurch lernten sie das Alter ehren. Einst, als spartanische Gesandte in Athen waren und das Schauspiel besuchten, erschien hier auch ein hochbetagter Greis. Da er aber spät kam, fand er schon alle Plätze besetzt und Keiner rührte sich, ihm Platz zu machen; selbst junge Leute blieben getrost sitzen. Endlich kam er zufällig in die Nähe der spartanischen Gesandten. Sogleich standen diese voll Hochachtung für sein weißes Haar auf und räumten ihm einen Platz in ihrer Mitte ein. Die Athener mochten sich innerlich schämen; sie ehrten aber durch den rauschendsten Beifall das richtige Gefühl der Fremden. „Da wissen also," sprach einer der Gesandten, „die Athener recht gut, was sich schickt, aber sie unterlassen, es zu thun."

Laufen und in andern dergleichen Dingen geübt; manchmal kamen sie auch wohl nach den Gymnasien der Knaben und sahen ihnen zu. Kurz, man that Alles, in den Mädchen und Frauen alles Weibliche zu unterdrücken, und Kraft, Heldenmuth, Entsagung und Abhärtung auszubilden oder vielmehr ihnen anzubilden.

Ferner wollte Lykurg, daß sein Volk für sich bleiben sollte, damit es von den Lastern anderer Nationen unangesteckt bleibe. Daher war verordnet, daß kein Fremder sich in Sparta lange aufhalten, aber auch, daß kein Spartaner ins Ausland reisen oder gar sich lange dort verweilen sollte. Um aber auch fremden Völkern die Lust zu benehmen, mit den Spartanern Handel und Verkehr zu treiben, waren in Sparta alle Gold- und Silbermünzen verboten; nur eisernes Geld war erlaubt. Dadurch wurden die Spartaner, auch wenn sie sonst gewollt hätten, verhindert, aus dem Auslande Luxusartikel zu kaufen; denn was sollten die Fremden mit dem eisernen Gelde machen? Und wollte ein Spartaner etwas Bedeutendes kaufen, so mußte er einen ganzen Wagen mit seinem Gelde hinter sich herfahren lassen. Ein herrliches Mittel, dem Luxus zu steuern! Aber freilich blieben die Spartaner in Folge dieser Einrichtungen auch in aller geistigen Bildung zurück, und während in Athen die Künste herrlich blühten, gefielen sich die Spartaner noch in den rohsten Formen. Dagegen waren sie treffliche Krieger, und überhaupt war der Krieg für sie eine wahre Lust. Ging es zur Schlacht, so schmückten sie sich, zogen purpurne Kleider an, wie zum Feste, bekränzten das Haar und zogen unter dem Schalle der Flöten und dem Gesange fröhlicher Lieder dem Feinde entgegen. Wer tapfer kämpfend fiel, dessen Leichnam wurde mit Lorbeeren bekränzt und ehrenvoll begraben. Den Feigen, der aus der Schlacht lief, traf bleibende Schande; keine Spartanerin nahm einen solchen Mann, Keiner sprach mit ihm, Keiner gab ihm Wasser oder Feuer, und wo er sich sehen ließ, wurde er verhöhnt. Auf die Wunden, die sie auf der Brust oder im Gesichte hatten, thaten sie sich etwas zu Gute; aber wehe dem, der auf dem Rücken verwundet war! Dem sagte man auf den Kopf zu, daß er aus der Schlacht weggelaufen sei. Selbst die spartanischen Frauen nahmen, wenn auch nicht persönlich, lebhaften Antheil am Kriege. Hörten sie, daß ihre Söhne gefallen waren, so fragten sie, ob sie auch die Wunden vorn gehabt hätten, und hörten sie nur dies, so trösteten sie sich bald. Aber unnatürlich ist es, wie diese Frauen sich nach einer blutigen Schlacht einmal benahmen. Die, deren

Söhne gefallen waren, gingen frohlockend in den Straßen umher, nur dem einen Gefühl Raum gebend, daß ihre Söhne für das Vaterland gefallen wären; die andern aber, deren Söhne die Schlacht überlebt hatten, schlugen die Augen nieder und schlichen beschämt umher.

Wie sehr die Spartaner damals noch, und selbst auch in den folgenden Jahrhunderten, in einer gewissen Barbarei lebten, beweist die Behandlung der unglücklichen Heloten. Dies waren eigentlich die Einwohner der benachbarten Stadt Helos, welche die Spartaner im Kriege zerstört hatten, und die nun als Leibeigene auf die Landgüter der Spartaner vertheilt wurden, um das Ackerland zu bestellen. Auch in der Stadt hatten sie alle Arbeiten und Dienste, für welche ein Spartaner sich zu gut hielt, zu verrichten. Von dem Ertrage des von ihnen bestellten Feldes mußten sie eine bestimmte Abgabe an Getreide, Wein und Oel an ihre Herren abliefern; der Ueberschuß verblieb ihnen zu ihrem Unterhalte. Eigentliche Sklaven waren sie nicht, denn ihre Herren durften sie weder tödten, noch verkaufen, noch freilassen. Auch im Kriege wurden sie entweder als Leichtbewaffnete benutzt, oder sie mußten die Bedürfnisse des Heeres herbeischaffen, Schanzarbeit übernehmen u. d. m. Diese Heloten waren als Unterdrückte im geheimen immer zur Empörung bereit, und da ihre Zahl weit größer war, als die der Spartaner, so mußten diese stets argwöhnisch sein. Daher kam es, daß sie die Heloten durch Furcht und Schrecken im Gehorsam hielten und rücksichtslos alle diejenigen aus dem Wege räumten, welche ihnen verdächtig erschienen. Von der Wildheit und Roheit jener Zeit, zugleich von der großen Vaterlandsliebe der Griechen noch ein Beispiel: Die Spartaner hatten, etwa 150 Jahre nach Lykurg (743—23), einen Krieg mit dem ihnen benachbarten Volke der Messenier. Sie drängten diese endlich in eine Bergfestung hinein und umschlossen diese so, daß bald Hungersnoth und Pest unter den Messeniern ausbrach. In ihrer großen Noth schickten diese einen Boten nach Delphi, um den Gott Apollon um Rath zu fragen, wodurch sie sich retten könnten. „Ihr müßt," so lautete die Antwort, „eine Jungfrau aus der königlichen Familie opfern." Man erschrak über den blutigen Befehl, aber man mußte gehorchen. Das Loos traf die Tochter eines gewissen Lykiskos, der sich aber hinter einen Wahrsager steckte, welcher behauptete, das Mädchen sei ein untergeschobenes Kind und während darüber noch hin und her gestritten wurde, machte sich der Vater sammt der Tochter

heimlich davon. Der Verlegenheit, was nun zu thun sei, half Aristodem, der Hauptheld der Messenier und auch von königlicher Abkunft, dadurch ab, daß er seine eigene Tochter zum Opfer darbot. Das Mädchen war obendrein mit einem angesehenen Jüngling verlobt, der laut die Härte des Vaters schalt und sich der Aufopferung seiner Verlobten mit aller Macht widersetzte. Aber nur um so mehr bestand Aristodem darauf. Vor den Augen der ganzen Volksversammlung führte er das arme Mädchen herbei und stieß ihr mit eigener Hand den Dolch ins Herz. Statt die Grausamkeit des Vaters zu schelten, der die natürlichsten Gefühle so kalt verletzte, wurde er allgemein bewundert und später zum König erwählt; auch hatte er wirklich den Lohn, daß sich die Festung noch mehrere Jahre lang hielt. Endlich aber wurde sie überwältigt. Der Gedanke, seine Tochter nun doch vergeblich hingeopfert zu haben, ergriff jetzt den Aristodem mit solcher Gewalt, daß er zu dem Grabe derselben ging und sich hier den Dolch selbst ins Herz stach.

Der Held des zweiten messenischen Krieges (685—668 v. Chr.) war Aristomenes, welcher die Spartaner dermaßen bedrängte, daß nur die Begeisterung, welche ihnen der Sänger Tyrtäus einflößte, ihnen Kraft zum Ausharren gab. Von Aristomenes wird viel Wunderbares erzählt. Er ward von den Spartanern gefangen und in eine Schlucht gestürzt, wo er verhungern sollte. Da erblickte er einen Fuchs, dessen Fährte er folgte, und gelangte so durch einen sonst unbemerkbaren, hohlen Gang ins Freie. Ein ander Mal von den Spartanern ergriffen und gebunden, wälzt er sich an das Feuer, neben welchem seine Wächter schliefen, brennt sich die Riemen vom Leibe und entrinnt. Eilf Jahre widerstand Aristomenes mit seiner Heldenschaar in einer Bergfeste, wohin er sich zurückgezogen hatte, den Spartanern, und als es diesen endlich durch Verrath gelang, einzudringen, sammelte Aristomenes die noch übrigen Streiter, nahm die Frauen und Kinder in die Mitte und zog so den Feinden entgegen, das Haupt geneigt und den Speer gesenkt, um anzuzeigen, daß er freien Abzug begehre. Die Spartaner öffneten ihnen ihre Reihen und ließen sie hindurch. Die Messenier begaben sich nach Unteritalien und gründeten von dort aus Messana auf Sicilien. Aristomenes soll sich nach Rhodus zurückgezogen haben und dort gestorben sein.

17. Athen. — Solon, 600.

In Attika, dem kleinen Ländchen, in welchem die Hauptstadt Athen lag, hatten seit Theseus' Zeit viele Könige regiert; der letzte derselben that sich durch seinen Tod fürs Vaterland hervor. Der Mann hieß Kodros und mußte gegen die Dorer zu Felde ziehen, als diese den Versuch machten, ihre Herrschaft auch außerhalb des Peloponnes auszubreiten, und schon bis in die Nähe von Athen vorgedrungen waren. Sie hatten aber vom Orakel die Weissagung erhalten, unfehlbar würden sie glücklich sein und Athen erobern, wenn sie den König von Athen nicht tödten würden. „Gut," sprachen sie, „das können wir leicht vermeiden;" — und es wurde streng befohlen, in der nächsten Schlacht ja recht um sich zu schauen, damit Keiner den König verletze. Das Gerücht davon aber war auch ins athenische Lager gekommen. Sogleich faßte Kodros den Entschluß, sein Vaterland zu retten. Er machte sich eines Tages in aller Stille auf und schlich sich als Holzhacker verkleidet zu den Feinden, fing dort absichtlich Streit an und wurde im Handgemenge erschlagen. Als nun die Feinde den Todten erkannten, verloren sie den Muth; schnell brachen sie das Lager ab, eilten zurück, und Athen war gerettet (1068).

Aber längst hatten viele Athener gewünscht, keinen König zu haben, damit die Herrschaft in die Hände der Vornehmen fiele. Sie gaben daher jetzt vor, Kodros sei ein so trefflicher König gewesen, daß kein Mensch ihm zu folgen würdig sei, und unter diesem Vorwande schafften sie die Königswürde ab und führten eine eingeschränkte Magistratswürde, die Archonten, ein, von denen auch Athen in den folgenden Jahrhunderten regiert worden ist. Aber wenn auch unter einer republikanischen Verfassung die Talente der Bürger sich in mancher Beziehung freier entwickeln können und der Einzelne mehr Gelegenheit hat, sich bemerkbar zu machen, so kann dagegen unter der Regierung eines selbstthätigen Königs das wahre Bürgerglück mehr gedeihen und die Ruhe wird besser erhalten. Das zeigte sich auch hier. Kaum war die neue Verfassung eingeführt, so entstanden Parteien auf Parteien. Eine kriegte gegen die andere; man sah Bürgerschlachten in den Straßen von Athen, und selbst die Tempel wurden mit Blut befleckt. Das athenische Volk drang endlich darauf, daß geschriebene Gesetze gegeben würden. Dieses schwierige Geschäft wurde dem ersten Archon übergeben;

aber die neuen Gesetze gefielen nicht, weil sie so streng waren, daß man nicht darauf halten konnte; denn fast auf alle Vergehungen, selbst auf die kleinsten, war die Todesstrafe oder die Verbannung gesetzt, und hätten die Richter sie befolgen wollen, so wäre Athen bald entvölkert gewesen. Der strenge Mann hieß Drakon, und von seinen Gesetzen sagt man, sie wären mit Blut geschrieben gewesen (624).

Bald nach ihm lebte ein anderer Mann, Solon, der zu den großen Geistern gehörte, die von der Vorsehung dazu bestimmt sind, noch weit über ihr Leben hinaus wohlthätig auf ihr Volk zu wirken. Auch er besaß, wie jener Lykurg in Sparta, das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger. Im Jahre 594 wurde er Archon in der ausgesprochenen Erwartung des Volkes, daß er nun eine neue Gesetzgebung einführen werde. Er that es und hat das Vertrauen gerechtfertigt; seine Gesetze haben lange das Glück Athens ausgemacht. Da ging es aber ihm wie so vielen nützlichen Menschen. Seine Verdienste wurden schnell vergessen, er selbst mit Undank belohnt, und erst nach seinem Tode lernte man seine Bemühungen schätzen. Von seinen Gesetzen mag hier nur Einiges stehen.

Eine recht schwere Last lag damals in Athen auf der ärmern Classe. Diese armen Leute waren meist sehr verschuldet, und ihre reichen Gläubiger benutzten das, sie auszuplündern, und machten sie zuletzt gar zu Leibeignen. Das erste, was Solon that, war daher, daß er jenen Erleichterung verschaffte. Er setzte die Schulden herunter und zwang die Gläubiger, mit Wenigerm zufrieden zu sein und die gefangen gesetzten Schuldner loszulassen. Nun hätte man glauben sollen, er wäre der Abgott der ärmeren Familien geworden. Aber keineswegs! Reiche und Arme waren mit ihm unzufrieden; er hatte es Keinem recht gemacht. Jene schrieen, daß er ihnen ihr wohlerworbenes Eigenthum schmälere, und diese meinten, warum er es nicht wie Lykurg gemacht und alle Aecker gleich eingetheilt habe? Besser gefiel den Bürgern eine zweite Einrichtung, die Volksversammlung. Wenigstens viermal im Jahre kam das Volk, das heißt alle atheniſchen Bürger, welche das 20. Jahr zurückgelegt hatten, auf dem Markte zusammen; da wurden ihm von den Rednern Vorschläge gemacht; es wurde über Krieg und Frieden berathschlagt, kurz, es wurde das Volk zu den öffentlichen Staatsgeschäften zugezogen. Freilich gab es nachmals Veranlassung zu vielen Unruhen und Parteiungen; denn wie leicht ist nicht das Volk zu bewegen und durch eine lebhafte Darstellung der Sache

dafür zu gewinnen oder dagegen einzunehmen. Aber auf der andern Seite hatte die Einrichtung den Vortheil, daß jeder Bürger ein gewisses Selbstgefühl bekam und sich mehr für sein Vaterland interessirte, an dessen Regierung er einen gewissen Antheil hatte. Ueber der Volksversammlung stand der große Rath der Vierhundert, eine aus den reichsten und vornehmsten Bürgern gebildete Behörde, deren Mitglieder das 30. Jahr vollendet haben mußten. — Endlich stiftete Solon den Areopag, einen Gerichtshof, zu welchem man nur die ältesten und bewährtesten Männer berief. Sie waren die Hüter über die Gesetze, über die Beobachtung der heiligen Gebräuche und die Sitten der Bürgerschaft.

In vielen Stücken waren die solonischen Gesetze ganz das Gegentheil von den lykurgischen, und es ist merkwürdig, zu sehen, wie zwei große Männer auf so ganz verschiedene Weise ihr Volk glücklich zu machen strebten. So waren die athenischen Bürger nicht, wie die in Sparta, zum Müssiggang verurtheilt, sondern jeder durfte ein Handwerk treiben; ja, wenn ein Vater seinen Sohn kein Handwerk oder keine Kunst lernen ließ, so brauchte dieser jenen nicht im hülflosen Alter zu ernähren. In die Erziehung der Kinder mischte sich der Staat nicht; jeder Vater konnte seine Kinder erziehen, wie er wollte. Indessen hielt jeder darauf, daß die Kinder früh schon den Körper übten, und sie gaben darin den Spartanern nichts nach, obgleich sie nicht mit der rauhen Härte behandelt wurden, wie dort. Im Kriege waren die Athener daher nicht weniger tapfer, und ihre Geschichte ist voll der herrlichsten Beispiele großen Heldenmuths und kalter Todesverachtung. Auch ehrte der Staat die Gefallenen auf eine würdige Weise. Sie wurden öffentlich beerdigt, ihr Andenken durch Reden verherrlicht und ihre Kinder auf öffentliche Kosten erzogen. Allem was zur Roheit führen konnte, wurde durch Gesetze gesteuert. Jeder, der ein Weib, ein Kind oder einen Sklaven mißhandelte oder nur beleidigte, konnte vor Gericht gestellt werden; denn Solon meinte, es bringe einem Manne Schande, den Schwächern zu unterdrücken, der sich nicht vertheidigen könne. Die Sklaven hatten es in Athen überaus gut; nichts von der Härte, die in Sparta gegen diese Unglücklichen täglich ausgeübt wurde, bemerkte man in Athen; so daß man zu sagen pflegte, die athenischen Sklaven hätten es besser, als die Freien in manchen andern Staaten. — Auch verbot Solon, von den Verstorbenen Böses zu sprechen, weil sie sich nicht rechtfertigen könnten.

Als die Gesetze vollendet waren, wurden sie in hölzerne Tafeln geschnitten, und Solon nahm dem Volke einen Eid ab, daß es sie befolgen wolle; hundert Jahre lang wünschte er sie erhalten zu wissen; dann, meinte er, könnten bessere kommen. Um sich von der mühevollen Arbeit zu erholen, reiste er 10 Jahre lang in verschiedenen fremden Ländern umher und kam unter andern nach Lydien, wo er den reichsten Mann seiner Zeit, den König Krösus, kennen lernte. Als er nach Athen zurückkehrte, erlebte er es noch, daß einer seiner Verwandten, Pisistratus, sich der Oberherrschaft bemächtigte. Man nannte einen solchen Gewaltherrn in einem sonst freien Staate einen Tyrannen. Indeß führte Pisistratus seine Herrschaft mit milder Gesinnung. Von seinen Söhnen — Hippias und Hipparch — wurde der letztere ermordet und der erste verjagt (510). Er begab sich nach Persien, wo er durch seine Aufhetzungen viel zu dem Zuge des Darius gegen die Griechen beitrug.

Zu Solons Zeit lebten auch die sogenannten sieben Weisen, von denen er selbst einer war. Das waren weise Männer, die in verschiedenen Städten und Inseln Griechenlands und Kleinasiens lebten, ihren Mitbürgern weise Gesetze und Rathschläge gaben, oder lehrreiche Denksprüche hinterließen. Auch fällt in seine Zeit der erste rohe Anfang der Schauspielkunst. Es soll ein gewisser Thespis gewesen sein, der mit einem Karren umherzog und bei einem Winzerfeste von da herunter ein Heldengedicht declamirte, vielleicht auch kleine Gespräche aufführte, in denen er die verschiedenen Stimmen der handelnden Personen nachmachte. Solon ereiferte sich über diesen Mann sehr. Nachdem er ein solches Schauspiel mit angehört hatte, fuhr er den Thespis an: „Ich wundere mich, daß du dich nicht schämst, vor einer so großen Versammlung zu lügen!“ — Und als Thespis, sich entschuldigend, erwiderte, es wären ja nur poetische Erdichtungen, um das Volk zu ergötzen — da schlug der strenge Gesetzgeber mit seinem Stocke unwillig auf die Erde und rief: „Wehe uns, wenn wir erst Geschmack an ergötzlichen Lügen finden! Dann wird sich Lug und Trug auch bald in die ernsthaftesten Geschäfte einschleichen.“ — Welch einen kleinen Anfang nahm doch die jetzt so weit ausgebildete Schauspielkunst; schon hundert Jahre später brachte Griechenland einige herrliche dramatische Dichter hervor.

18. Orakel in Delphi. — Olympische Spiele.

Mitten im eigentlichen Griechenland, am Fuße des Berges Parnaß, in einer wild schauerlichen Gegend, rings von hohen Bergen eingeschlossen, war eine tiefe Schlucht, aus deren Felsenritzen fortwährend ein erstickender Schwefeldampf emporstieg. Ein Hirt, der in diesen Bergen seine Ziegen weidete, hatte vor langen Zeiten diesen Schwefelpfuhl zufällig entdeckt, und da er wahrnahm, daß die Ziegen, die sich dem Rande des Schlundes näherten, convulsivische Sprünge machten, so ging er selbst hinzu, wurde auch wie betäubt, und nun glaubten er und Alle, die auch hingingen, oder denen er davon erzählte, daß das von einem Gotte herrühre, der die sich Nahenden begeistere. Man baute nun einen Tempel über den Schlund und weihte ihn dem Apollon. Nach und nach bauten die Leute, die mit dem Tempel zu thun hatten, sich Häuser herum, und so entstand eine Stadt, die Delphi hieß. Bei den Priestern dieses Heiligthums holten sich die Griechen und andere Völker — denn überall stand es in hoher Achtung — Rath und Trost, und sowohl Privatpersonen als die Abgesandten der Staaten und der Könige wallfahrteten hierhin. Schon von fern wurden die Besuchenden von heiliger Ehrfurcht erfüllt. Ringsum auf den Rücken der umgebenden Berge glänzten die Zinnen der heiligen Gebäude und die goldenen, silbernen und marmornen Bildsäulen, die von der Dankbarkeit der Fragenden hier in Menge aufgestellt waren. Kam man näher und stieg in den Kessel der Berge hinunter, wo der eigentliche Tempel lag, so trat man in den heiligen Hain ein und wurde von dem düstern Schatten der Lorbeerbäume und Oelbäume umfangen. Man hörte eine wilde, rauschende Musik, und köstlicher Weihrauch duftete entgegen. Ehe die Fragenden zugelassen wurden, mußten sie sich durch Opfer, Fasten und Bäder vorbereiten und vor Allem die unerläßlichen Geschenke für den Apollo abliefern. Oft mußten diese Opfer mehrmals wiederholt werden, damit die Priester Zeit gewannen, die Fremden auszuforschen. Endlich hieß es, der Gott erlaube, daß sie einträten. In feierlicher Procession, mit rauschender Musik und Lorbeerzweigen bekränzt, wurden sie in das Innere des Tempels geführt, und eine besondere Kapelle ihnen angewiesen. Die Fragen aber mußten auf Täfelchen geschrieben sein, welche die Priester in das Allerheiligste, wo der Dampf emporwallte, trugen und der Pythia, so hieß die Priesterin, übergaben.

Diese Pythia war eine Jungfrau, ebenso wie die Priester den vornehmsten Familien in Delphi angehörend. Nachdem sie in einer heiligen Quelle gebadet und einfach sich angekleidet hatte, bestieg sie, mit Lorbeeren bekränzt, den heiligen Dreifuß, der gerade über den Pfuhl gestellt war. Kaum saß die Arme darauf, als sie, von dem erstickenden Schwefelqualm betäubt, in so heftige Convulsionen fiel, daß die Priester sie mit Gewalt halten mußten. Sie verzerrte das Gesicht, ihre Augen gingen wildfunkelnd im Kopfe herum, die Haare sträubten sich, Schaum trat vor den Mund, und heulend stieß sie einzelne Worte aus, die von den Priestern sorgfältig aufgeschrieben wurden. Nachdem die Unglückliche heruntergehoben und wieder zu sich gekommen war, brachten die Priester die aufgefangenen Worte in Zusammenhang und ertheilten die Antwort des Gottes in Hexametern. Es ist wohl wahr, daß diese Orakelsprüche nicht selten zweideutig und dunkel waren, um in jedem Falle für wahr gelten zu können, aber eben so wahr ist es, daß sie in Griechenland im höchsten Ansehen standen, und daß ihre Entscheidungen um so wohlthätiger wirkten, je mehr die Unruhe und Beweglichkeit des griechischen Lebens eine so unerschütterliche Autorität in bedenklichen Fällen bedurfte. Durch die vielen und reichen Geschenke der Besucher des Heiligthums waren hier ungeheure Schätze aufgehäuft; man schätzte sie denen des reichen Königs von Persien gleich, der den größten Theil des bekannten Asiens beherrschte.

Im Peloponnes, und zwar auf seiner Westseite, im Ländchen Elis, lag ein heiliger, dem Zeus geweihter Hain, Olympia genannt.*) Schon Herakles hatte hier Nationalspiele angeordnet, aber sie waren nachher in Vergessenheit gekommen, und erst zu Lykurgs Zeiten wurden sie wieder erneuert. In dem heiligen Tempelhaine stand das berühmte Nationalheiligthum der Griechen, der Tempel des Zeus, und in demselben die Bildsäule des Gottes, ein Meisterwerk des Phidias. In einem Halbkreise um den heiligen Hain lagen die Räume für die verschiedenen Wettkämpfe, und in einem weiteren Halbkreise lagerten zur Zeit der festlichen Spiele die versammelten Stämme der Griechen. Alle vier Jahre, am Ende

*) Die deutsche Regierung hat unter Zustimmung der griechischen Ausgrabungen auf der Flur des ehemaligen Olympia veranstaltet, um die dort unter langer Verschüttung ruhenden Grundlagen des Tempels und sonstige Kunstüberreste an den Tag zu fördern. 1875 sind diese Arbeiten begonnen und bald durch sehr günstige Erfolge gerechtfertigt worden.

des Junius, wurden ſie fünf Tage lang gefeiert, und alle freie Männer griechiſcher Abkunft, die ſich durch kein Verbrechen beſchimpft hatten, durften hier zuſammenkommen. Und nicht leicht fehlte Einer, der nicht durch Alter, Krankheit oder ein anderes unabänderliches Hinderniß zurückgehalten wurde. Nicht nur aus dem europäiſchen Griechenland, auch aus Aſien und Afrika ſtrömten die Griechen herbei. Da fanden ſich Gaſtfreunde wieder, die ſich ſeit Jahren nicht geſehen hatten; Freundſchaften wurden erneuert oder neue geſchloſſen, entfernten Freunden Nachricht von den Ihrigen gegeben und was in der Zeit vorgefallen oder ausgedacht war, mitgetheilt und beſprochen. Der weite Plan vor dem heiligen Haine, ſonſt öde und todt, war dann von vielen Tauſenden fröhlicher Menſchen bedeckt, die im bunten Gewirre ſich durcheinander trieben. Da ſah man Säulengänge, Hallen und Zelte errichtet, die Wieſen waren mit Sitzen und Bänken eingefaßt, und die ganze Gegend glich einer bevölkerten Stadt, die wie durch einen Zauberſchlag aus der Erde geſtiegen war. Während dieſer Zeit ruhten alle übrigen Geſchäfte. Selbſt die erbittertſten Kriege wurden unterbrochen, und die, welche zuvor als Feinde gegeneinander gefochten hatten, ſtanden hier freundlich nebeneinander.

Das Feſt begann und endete mit einem feierlichen Opfer, auf daß der Gedanke an die Gottheit jeden Mißbrauch der Freude zurückhalte. Mit dem Aufgang der Sonne begannen die Spiele. Sie beſtanden im Wettlaufe und Wagenrennen, im Ringen, Fauſtkampfe, Springen und Diskoswerfen. Ein großer, langer Raum war dazu geebnet und mit weichem Sande beſtreut. In der Mitte ging eine Mauer, die ihn in zwei ungleiche Theile ſchied; einer war für die Wagenrennen, der andere kleinere für die andern Uebungen. Ringsum ſtanden oder ſaßen auf erhöhten Sitzen die zahlloſen Zuſchauer, deren aufmerkſamen Blicken keine Bewegung entging. Waren die fünf Tage vorüber, ſo wurden die Sieger belohnt. Sie erhielten nichts als einen Olivenzweig; aber dies einfache Anerkenntniß ihrer Kraft oder Geſchicklichkeit wurde für höher als eine Krone geachtet. Im Tempel vor der Bildſäule des Zeus geſchah die Bekränzung. Die Namen der Sieger wurden ausgerufen und in tauſendfachem Jubel von allen Anweſenden wiederholt; und kamen die Zuſchauer nach Hauſe, ſo wurden die Namen der Glücklichen den Zurückgebliebenen genannt, und Jeder pries ihren Ruhm. Man erzählt, daß einſt ein Jüngling den Preis erhielt, deſſen Vater gerade unter den Zuſchauern war. Der

alte Mann war außer sich vor Freude; er drückte vor den Augen der ganzen Versammlung seinen Sohn an sein Herz, und, überwältigt von der großen unerwarteten Freude, sank er entseelt zu Boden. Wahrlich, ein beneidenswerther Tod! Alle Zuschauer waren tief bewegt, kein Auge blieb trocken, und Alle begleiteten die Leiche zu Grabe. Ein ander Mal siegten zwei Brüder, und als sie hervortreten mußten, den Preis zu empfangen, holten sie ihren alten Vater aus den Zuschauern heraus, schmückten ihn, der in seiner Jugend auch einmal den Preis davongetragen hatte, mit den Olivenzweigen und trugen ihn im Triumphe vor den Augen der entzückten Zuschauer umher. Alle jauchzten laut; man warf dem glücklichen Vater Blumenkränze zu, und Einige riefen: „Stirb nur, Diagoras! denn nun kannst du nichts Herrlicheres wünschen!" — Wirklich erlag auch der Greis unter dem Strome seiner Gefühle und sank leblos vor den Blicken der Zuschauer zu Boden, die den Vater und die beiden Söhne, die ihn durch Freude getödtet hatten, glücklich priesen.

Aber nicht allein die Körperkräfte wurden hier geübt. Wer während der vier Jahre ein treffliches Werk, dessen er sich nicht schämen durfte, zu Stande gebracht hatte, legte es hier den versammelten Griechen vor. Die schönsten Werke der dramatischen Poesie, die Meisterwerke der Geschichte und andere wurden hier den erstaunten Ohren der Versammelten vorgelesen und der Ruhm der Verfasser schnell durch ganz Griechenland verbreitet. Eine so treffliche Einrichtung war es werth, daß sie sich über 1000 Jahre erhielt, und für jeden Griechen hätten diese Spiele so vielen Werth, daß man bald die Jahre nach ihnen zu zählen anfing. Man nannte die Zeit von einem Spiele zum andern, also einen Zeitraum von vier Jahren, eine Olympiade.

Die olympischen Spiele waren nicht die einzigen in Griechenland. Aehnliche wurden auch bei Delphi nach Verlauf von vier Jahren gefeiert; man nannte sie die pythischen. Die isthmischen hielt man auf der Landenge, welche den Peloponnes mit dem festen Lande verbindet, dem Isthmos, also bei Korinth; aber schon nach Verlauf von drei Jahren; eben so die nemeischen, so genannt von Nemea im Peloponnes.

19. Rom. 754.

Von wo Italien bevölkert worden ist, läßt sich nicht ausmachen; die ältesten Einwohner mögen zum größten Theile der pelasgischen Urbevölkerung Griechenlands stammverwandt gewesen sein. Aber das weiß man, daß schon früh von Griechenland aus öfters Colonisten hinüberschifften und sich dort niederließen, so daß Unter-Italien den Namen Groß-Griechenland führte. Die drei Hauptvölker Italiens waren die Etrusker, Sabeller und Latiner. Die Etrusker oder Etrurier im jetzigen Toscana sind als eins der früheften Völker bekannt; sie hatten eine nicht geringe Cultur. Die wenigen schriftlichen Ueberreste ihrer Sprache sind bis jetzt noch nicht zu deuten gewesen. Von ihnen haben die schöngeformten etruriſchen Gefäße noch den Namen, von denen wir an unsern Theekannen und Vasen Nachahmungen sehen*). Die Latiner waren ein Bundesvolk, aus dreißig selbständigen Städten bestehend, unter denen Alba longa den Vorrang und in Kriegszeit die Anführung hatte. Von Alba longa behauptet die Sage, daß des Aeneas und der Lavinia Sohn Askan sie gebaut habe. Hier lebten, etwa 100 Jahre nach Lykurg, zwei Könige, Numitor und Amulius. Sie waren Brüder; das hinderte aber Amulius nicht, Numitor vom Throne zu stoßen, und damit kein Rächer für ihn aufstehen möchte, tödtete er dessen Sohn durch Meuchelmord auf der Jagd, die Tochter aber, Rhea Sylvia, machte er zur Priesterin der Göttin Vesta, damit sie nie heirathen dürfte. Aber sie verband sich insgeheim mit einem Manne — wie die Sage berichtet, mit dem Kriegsgotte Mars — und bekam Zwillinge. Amulius erschrak. Er wollte die Kinder nicht am Leben lassen, ließ sie in eine Mulde legen und in den Fluß, die Tiber, tragen. Zum Glück für die Kinder war diese damals gerade ausgetreten; sie wurden an einen wilden Feigenbaum angetrieben und blieben, als das Wasser gefallen war, hier im Trocknen liegen. Es heißt, eine Wölfin habe sie gefunden und gesäugt, bis der Oberhirt des Amulius, Faustulus, sie fand, und sie seiner Frau Acca Larentia brachte. Hier wurden sie von den guten Leuten groß

*) Die Kunst der Etrusker hat sich wahrscheinlich nach griechischen Vorbildern zu entwickeln angefangen, ist aber ohne die Vollendung derselben zum Stillstand gekommen.

gezogen, Romulus und Remus genannt, und zeichneten sich bald vor allen andern Hirten aus, mit denen sie auf dem Hügel an der Tiber die Heerden weideten. Dabei bekamen sie einmal Streit mit den Hirten des in der Stille lebenden Numitor. Diese Hirten überfielen sie und schleppten den Remus zu ihrem Herrn. Dem Numitor fiel die Aehnlichkeit der Gesichtszüge mit denen seiner Tochter auf, er fragte weiter nach, erfuhr, daß Remus noch einen Zwillingsbruder habe, und endlich kam es heraus, daß es seine Enkel wären, die er längst für todt gehalten hatte. Eben kam auch Romulus herbei, welchem Faustulus eröffnet hatte, daß er ihn und den Remus für die ausgesetzten Enkel des Numitor halte. Wie freute sich dieser, der die durch seinen Bruder erlittene Schmach noch immer nicht vergessen hatte, Jemanden zu haben, der ihn rächen könnte; denn wenn wir nach unsern reineren moralischen Grundsätzen Den mit Recht unedel schelten, der Rache ausübt und eine Beleidigung nachträgt, so wurde dagegen im Alterthum, wie noch jetzt bei allen rohen Völkern, die Rache für ehrenvoll und ihre Unterlassung für schändlich gehalten. Die beiden rüstigen Enkel ließen sich von Numitor leicht überreden. Sie gingen mit ihren Freunden auf den Amulius los, erschlugen ihn und setzten den Großvater wieder auf den Thron.

„Was wollt ihr für euern Dienst haben?" fragte Numitor. — „Erlaube uns," antworteten die Jünglinge, „daß wir uns da, wo wir ausgesetzt worden, eine Stadt erbauen." Die bescheidene Bitte wurde ihnen gern gewährt und sie schritten schnell ans Werk. Aber es entstand bald Streit zwischen beiden Brüdern; Romulus schlug den Remus todt. Die Stadt wurde nun rasch erbaut; freilich mochte sie anfangs nur aus einem Haufen schlechter Lehmhütten bestehen; aber eine Menge von Hirten ließ sich hier nieder. Der neuerbauten Stadt wurde der Name „Rom" gegeben. Neue Häuser standen nun wohl da; aber in allen diesen Wirthschaften fehlten Frauen, die sie führen konnten. Die jungen Bürger der neuen Stadt warben daher um die Töchter der benachbarten Völker. Aber man betrachtete sie als Flüchtlinge, mochte sie vielleicht auch als Theilnehmer am Morde des Amulius verabscheuen; kurz, sie erhielten überall verneinende Antworten. Schon wollten sie sich blutig rächen, da beruhigte sie der schlaue Romulus; er wollte schon Alles machen, sagte er. Er ordnete festliche Spiele an und schickte zu den kleinen Völkern umher: ob sie nicht den Spielen beiwohnen wollten, die er zur Einweihung der Stadt halten würde?

sie möchten aber doch auch ihre Töchter mitbringen, die sich recht ergötzen würden. Die Leute kamen, schon aus Neugier, die neue Stadt zu sehen; die Jungfrauen blieben nicht aus. Man nahm sie freundlich auf, führte sie in die Häuser, und die Fremden konnten sich nicht genug wundern, wie schnell das Alles entstanden wäre. Jetzt begannen die Spiele, und neugierig starrten die Fremden hin — als plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, die römischen Jünglinge zu den Sitzen der Zuschauer sprangen, Jeder eine der Jungfrauen umfaßte und unter dem Kreischen der Mädchen und dem Geschrei der Väter in seine Hütte trug. Die Fremden knirschten vor Wuth; aber was wollten sie machen? sie waren ohne Waffen. Doch Alle beschlossen, Krieg zu führen, Krieg gegen die treulosen Römer. Wie leicht hätte nicht das Häuflein bezwungen und die ganze neue Stadt verbrannt werden können; aber die Völker waren so unklug, nicht gemeinsam den Krieg anzufangen. Eins kam nach dem andern, und so wurde eins nach dem andern geschlagen. Nur das letzte Volk, die Sabiner (nach ihnen wird auch die Begebenheit der Raub der Sabinerinnen genannt) focht mit Glück; die Römer waren schon in mehreren Schlachten geschlagen, und schon lagen beide Völker einander gegenüber und rüsteten sich zur letzten entscheidenden Schlacht. Schon waren sie handgemein geworden, da kamen die Frauen der Römer mit fliegenden Haaren herbeigelaufen, warfen sich zwischen die Kämpfenden und übten das schöne Geschäft der Friedensstifterinnen aus. Sie flehten die Römer an, nicht ihre Väter zu bekriegen, und wieder die Sabiner, nicht ihre Männer zu verderben, mit denen sie recht gut zufrieden wären. Sie hätten sich nun in die neuen Wirthschaften eingerichtet und lebten recht glücklich. Die vernünftige Rede fand Beifall; beide Völker legten ihre Waffen weg, reichten sich freundlich die Hände und beschlossen, hinfort ein Volk zu sein. Die Sabiner verließen ihre Städte und bauten sich bei Rom an, wodurch die Stadt nicht wenig vergrößert wurde.

Romulus war übrigens ein tüchtiger Mann, zum Herrschen wie geboren. Er machte kluge Einrichtungen, von denen einzelne sich so lange erhalten haben, wie das Reich währte. So führte er eine Rathsversammlung, den Senat, ein, und theilte das Volk in Patricier oder Vornehme, und Plebejer oder Gemeine, zwischen denen freilich späterhin manche Streitigkeiten entstanden sind. — Als Jahr der Erbauung Roms nimmt man an 754 vor Christus. Nach dieser Erbauung pflegen die Römer ihre Jahre zu zählen.

Romulus starb nach einer 37jährigen Regierung plötzlich während einer Senatsversammlung. Man sagte, die Senatoren hätten ihn ermordet, weil er zu eigenmächtig regiert; sie aber versicherten, ein Blitz habe ihn erschlagen und die Götter hätten seine Seele zu sich in den Himmel genommen (wo er als Gott Quirinus verehrt ward). Sein Nachfolger war der Sabiner Numa Pompilius, ein guter, friedsamer König, der allen Kriegsruhm verschmähte und statt dessen nur auf die Beglückung seines Volks durch gute Einrichtungen dachte, deren Kenntniß er seinem Umgange mit der Nymphe Egeria verdankte. So führte er einen bessern Kalender in Rom ein, in welchem wir schon die meisten der noch jetzt gebräuchlichen Monatsnamen finden*). Besonders aber suchte er den noch wilden und rohen Römern die Ehrfurcht vor den Göttern anzugewöhnen; er baute Tempel, vermehrte die Priester und verpflanzte auch den Orden der vestalischen Jungfrauen nach Rom. Ihr Hauptgeschäft war, dafür zu sorgen, daß das heilige Feuer, welches auf dem Altare der Vesta, der Göttin frommer Häuslichkeit, brannte, nie erlösche, und geschah dies einmal, so wurde es als eine höchst unglückliche Vorbedeutung betrachtet und die Schuldige von dem Oberpriester scharf gegeißelt. Die zu Vestalinnen bestimmten Jungfrauen wurden schon vor dem zehnten Jahre aufgenommen; dann wurden sie zehn Jahre lang unterrichtet; die folgenden zehn Jahre verrichteten sie den Tempeldienst und die letzten zehn Jahre unterrichteten sie wieder die neu hinzugekommenen Mädchen. Erst wenn sie diese dreißig Jahre gedient hatten, durften sie austreten und sich verheirathen. Gingen sie früher eine heimliche Verbindung mit einem Manne ein, so wurden sie lebendig begraben. Man zählt im Verlauf der römischen Geschichte bis zu der Zeit des Kaisers Domitian gegen dreizehn Fälle dieser schrecklichen Bestrafung. Die Verurtheilte wurde auf eine Bahre gelegt und in langsamer Procession, einer Todten gleich, durch die Stadt getragen. Jeder, der dem stillen Zuge begegnete, schloß sich schweigend an. So zog man zu einem Thore

*) Vor Numa hatte das Jahr nur 10 Monate, vom März bis Dezember. Der erste Monat war der März; dann folgten sie in der Reihe wie in unserem Kalender bis zum Dezember, der also damals der zehnte Monat war. Numa fügte ihnen den Januar und Februar zu. Dem Februar, als dem letzten Monate, hängte man den Schalttag an; daher kommt es, daß man auch jetzt noch dem Februar den Schalttag zutheilt. Späterhin, wahrscheinlich 150 v. Chr., setzten die Römer den Januar und Februar vor die übrigen Monate.

hinaus, das sonst immer geschlossen war und nur bei dieser Gelegenheit geöffnet wurde. Hier war ein tiefes Grab gegraben. Tief verschleiert stieg die Schuldige mit dem Oberpriester auf einer Leiter hinab; unten fand sie ein Brot, einen Krug mit Wasser und eine Lampe. Sobald der Oberpriester wieder oben war, schüttete man das Grab zu*).

Der dritte König war Tullus Hostilius, ein kriegerischer König, wie Romulus. Es that auch Noth, daß ein solcher die Römer anführte; denn kaum war er König, so gab es wieder einen Krieg. Die Albaner, Einwohner von Alba longa, zogen heran, Rom zu bekriegen. Beide Heere lagen schon gerüstet einander gegenüber, als man auf den Einfall kam, den Streit lieber durch einen Zweikampf zu entscheiden, als so vieles Blut zu vergießen. Zufällig fand sich in jedem Heere ein Drillingspaar; die römischen Drillinge hießen die Horatier, die albanischen die Curiatier. Beide Heere lagerten sich, um gemächlich dem Kampfe zusehen zu können, und die Kämpfer traten auf. Aber ach! die Römer verloren bald alle Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang; denn einer der Horatier fiel und bald fiel auch der andere. Schon frohlockten laut die Albaner; die Curiatier lebten noch alle drei. Aber sie waren verwundet, der eine schwerer als der andere; der Römer stand noch unverwundet da. Die Albaner brachen in ein lautes Freudengeschrei aus, als dieser allein noch übrige Horatier die Flucht ergriff. Aber diese Flucht war nur eine Kriegslist; denn als er sah, daß ihm seine drei Feinde, je nachdem es ihre Wunden erlaubten, in getrennten Zwischenräumen gefolgt waren, drehte er sich rasch um, stürzte auf den ersten los, tödtete ihn und wurde auch bald der beiden andern Herr. Da verstummten bestürzt die Albaner; die Römer jauchzten als Sieger. Der Horatier zog den Getödteten die Rüstungen aus und ließ diese vor sich her in die Stadt tragen, wohin sich der ganze Triumphzug in Bewegung setzte. Aber als man an das Thor kam, begegnete die Schwester dem Sieger. Der eine der getödteten Curiatier war ihr Verlobter gewesen; jetzt erkannte sie unter den vorgetragenen Siegeszeichen das Kleid ihres Bräutigams, das sie selbst einst gewebt hatte. Da ergriff sie ein wilder Schmerz; sie zerraufte sich das Haar und nannte laut mit Verwünschungen ihren Bruder den Mörder ihres Geliebten. Ergrimmt über das Betragen der eigenen

*) S. Mythologie S. 76.

Schwester, die, da Alle sich freuten, allein ihn mit Vorwürfen überhäufte, stieß er ihr das Schwert durch das Herz mit den Worten: „Fahre hin zu deinem Verlobten mit der unwürdigen Liebe, da du deiner Brüder, der todten und des lebenden, so wie des Vaterlandes vergessen hast!“ — Was sollte nun mit dem Mörder geschehen? Eben erst hatte er dem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen; ihn nun zu strafen, schien undankbar. Und doch konnte ein solches Verbrechen nicht ungestraft bleiben. Wirklich sprach auch das Volk die Todesstrafe über ihn aus. Da erschien der alte Vater des Verbrechers auf dem Markte. „Wehe mir!“ rief er; „vor wenigen Stunden war ich noch der glückliche Vater von vier Kindern; zwei davon sind den Tod fürs Vaterland, für euch Alle gestorben, und nun wollt ihr mir auch mein letztes Kind rauben?“ — Das Volk wurde gerührt; es sprach den Jüngling zwar von der Todesstrafe frei, aber er mußte zur Warnung Anderer durch einen Galgen hindurchkriechen.

Von dem friedlichen Ancus Marcius, dem vierten der Könige, einem Enkel des Numa, ist weniger zu sagen. Unter ihm wurde die Stadt bedeutend erweitert und nahm viele der Umwohnenden als Einwohner auf. Er hinterließ zwei Söhne, die er einem gewissen Lucius Tarquinius als Vormund anvertraut hatte. Dieser Mann stammte aus Korinth in Griechenland, sein Vater hatte sich in der etrurischen Stadt Tarquinii niedergelassen. Davon hatte der Sohn seinen Namen angenommen, und nun war er mit großen Reichthümern nach Rom gekommen und hatte sich in das Vertrauen des Königs eingeschmeichelt. Aber er war ein treuloser Vormund; er beredete das Volk, ihn statt seiner Mündel zum Könige zu wählen. An dieser Treulosigkeit war der Aberglaube und der Ehrgeiz eines Weibes Schuld. Als nämlich Tarquin mit seiner Frau Tanaquil nach Rom wanderte und eben hineinfahren wollte, senkte sich ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln herab, nahm ihm mit den Klauen den Hut vom Kopfe, flog mit lautem Geschrei über den Wagen hin und her und war zuletzt so artig, ihm den Hut wieder auf den Kopf zu setzen. Dann erst verschwand er in den Lüften. Sogleich versicherte ihm seine Frau, das könne nur hohe Würde bedeuten, die seiner in Rom wartete. Und als er nun nachher zum Vormund der königlichen Kinder ernannt worden war, glaubte er, dem erhaltenen Götterzeichen entsprechen und sich zum König machen zu müssen. Als solcher hieß er

Tarquinius der Aeltere, und die Römer hatten nicht Ursache, ihre Wahl zu bereuen. Er machte viele treffliche Anstalten, verschönerte Rom und führte glückliche Kriege. Aber so wie jedes Verbrechen seine natürliche Strafe findet, so entging auch er der seinigen nicht. Die Söhne des Ancus konnten das ihnen zugefügte Unrecht nicht vergessen. Sie bezahlten zwei Menschen, den König zu ermorden. Als Hirten verkleidet, begaben sich die Meuchelmörder in den Vorhof des königlichen Palastes und stellten sich, als wären sie im heftigen Zanke begriffen. Der König befahl ihnen, heraufzukommen; er wolle den Streit entscheiden. Während aber der Eine vor ihm stand und ihm die erdichtete Ursache des Zankes erzählte, schlich sich der Andere hinter ihn und spaltete ihm mit mächtigem Hiebe den Kopf. Wer sollte nun König sein? Die Söhne des Ancus? Die hatten sich durch ihre That selbst der Aussicht beraubt: denn sie waren eilig geflohen, weil sie voraussahen, man würde sie für die Mörder halten. Aber Tanaquil hatte einen Pflegesohn, den

Servius Tullius. Er war der Sohn einer gefangen genommenen Fürstin und im königlichen Hause erzogen worden. Schon als Kind hatte er Aufmerksamkeit erregt; denn als er einst schlief, bemerkte man über seinem Haupte eine Flamme, die ihm jedoch die Haare nicht sengte. Ein Diener wollte das Feuer mit Wasser löschen; aber Tanaquil verbot es. „Gieb Acht," sprach sie zum Könige, „dieser Knabe wird einst für uns eine Leuchte und für das sinkende Königshaus eine Stütze sein. Darum wollen wir ihn mit größter Sorgfalt erziehen." Das war nun auch geschehen und Servius Tullius ein ausgezeichneter Jüngling geworden. Tanaquil sprengte aus, der König sei nicht todt, sondern nur betäubt von der erhaltenen Wunde, und bis er wieder erscheinen könnte, möchte der Senat den Servius als Stellvertreter annehmen. Warum sollte man das nicht thun? Servius aber wußte sich so gut zu benehmen, daß man ihn, als nach wenigen Tagen der Tod des Königs nicht länger verschwiegen werden konnte, als König behielt. Unter allen früheren Königen war keiner weiser als er. Er machte viele nützliche Einrichtungen. So theilte er das nun schon stark vermehrte Volk nach dem Vermögen in sechs Classen und errichtete ein regelmäßigeres Heer.*) Die Bürger

*) Ursprünglich bestand in Rom nur das Verhältniß zwischen Freien und Hörigen. Jene, die Patricier, welche den drei verschiedenen Völkern angehörten,

segneten ihn wie einen Vater; nur in seiner eigenen Familie war der gute Mann nicht glücklich. Er hatte nämlich zwei Töchter, die ältere und die jüngere Tullia. Jene war sanft und seelensgut, diese dagegen von heftiger Gemüthsart. Beide hatte er an Tarquin's nachgelassene Enkel, Lucius und Aruns, vermählt, und zwar hatte er den unglücklichen Gedanken, die Wildheit des Lucius durch die sanfte Tullia mäßigen zu wollen, so wie er hoffte, daß der gutmüthige Aruns die Heftigkeit der jüngern Tullia mildern würde. Aber die so verschiedenen Temperamente vertrugen sich nicht lange. Die beiden schlechten Gemüther, Lucius und die jüngere Tullia, traten bald in ein Einverständniß: beide schafften ihre Gemahle aus dem Wege und heiratheten sich. Aber sie gingen noch weiter. Des Lucius unruhiger Geist konnte nicht erwarten, bis er durch den Tod des Königs auf den Thron stiege. Nachdem er unter der Hand den guten alten König bestmöglichst verleumdet hatte, ohne daß das Volk jedoch sich gegen denselben erklärte, beschloß er, ihn mit Gewalt vom Throne zu stürzen. Er begab sich eines Tages, mit den königlichen Abzeichen angethan, in die Senatsversammlung und setzte sich auf den Stuhl des Servius. Alle Senatoren wunderten sich und glaubten schon, der alte Mann sei todt. Noch größer aber wurde ihr Erstaunen, als die Thüre sich noch einmal öffnete und Servius selbst eintrat. Mit Verwunderung und Unwillen sah er seinen unwürdigen Schwiegersohn auf dem Königsstuhle sitzen und rief: „Was soll das sein, Tarquin? Wie kannst du dich erkühnen, bei meinem Leben meinen Stuhl einzunehmen?“ — Trotzig antwortete Tarquin: „Ich sitze auf meines Großvaters Stuhl, und der Thron gebührt mir mehr, als dem Sohne einer Sklavin.“ Nach diesen Worten eilte der Greis auf ihn zu, ergriff ihn beim Mantel und versuchte, ihn vom Throne zu reißen. Aber der jüngere Mann war stärker; er umfaßte den Greis, trug ihn durch den Saal und stürzte ihn mit

---

aus denen die Bürgerschaft Roms zusammengesetzt war, wurden zunächst in die drei Tribus der Ramnenses (Latiner), Titienses (Sabiner) und Luceres (Etrusker) getheilt; sie allein hatten staatliche Rechte. Erst allmälig bildete sich der Stand der Plebejer, aus freien Bürgern, welche aus den benachbarten Städten nach Rom übersiedelten. Sie waren aber nur persönlich frei, ohne politische Rechte. Erst Servius Tullius nahm die Plebejer in die Staatsgemeinschaft auf. Noch wichtiger aber war es, daß er das ganze Volk, abgesehen von allen Standesunterschieden, nach dem Vermögen (Census) abtheilte, und zwar in sechs Classen, von welchen wieder jede einzelne in Centurien zerfiel.

Gewalt die Stufen der hohen Treppe hinunter auf den Markt. Todt war er nicht; der Fall hatte ihn nur betäubt; er richtete sich mit Mühe auf und schwankte nach Hause. Lucius schickte ihm eilends Mörder nach, die ihn, ehe er noch seinen Palast erreichte, niederstießen. Kaum hörte die scheußliche Tullia von dem Unternehmen ihres Mannes, als sie ihren Wagen schnell anzuspannen befahl, damit sie die Erste sei, die ihm zu der erlangten Königswürde Glück wünschte. Als sie nach dem Markte eilte, kam sie durch die Straße, wo der blutige Leichnam ihres alten Vaters lag. Der Fuhrmann wollte ausweichen, sie aber zwang ihn, wie berichtet wird, über den Leichnam hinwegzufahren, daß die Räder vom Blute bespritzt wurden! Eine That, die zu unnatürlich ist, als daß man sie glauben könnte.

Lucius Tarquinius hieß dieser siebente König der Römer; Tarquinius den Stolzen oder Grausamen (superbus) nannten ihn seine Unterthanen. Denn die durch Blut errungene Herrschaft glaubte er nur durch Härte behaupten zu können, und für sein unruhiges Gewissen fand er nur in tyrannischen Handlungen Beruhigung. Immer besorgt, man könnte ihn ermorden, ging er nie ohne eine starke Leibwache aus. Den Senat betrachtete er immer mit Mißtrauen; viele der Angesehensten schaffte er aus dem Wege; ja, er wüthete gegen seine eigene Familie, und fast alle Verwandte wurden unter nichtigen Vorwänden hingerichtet. Nur Einer von diesen erhielt sein Leben, der schlaue Brutus. Als dieser sah, wie mißtrauisch Tarquin sei und wie er sich besonders vor seinen nächsten Verwandten fürchte, so stellte er sich ganz dumm und albern, sprach wie ein Narr, machte läppische Geberden und ließ sich von den Höflingen zum Possenreißer gebrauchen. Er erreichte seinen Zweck; alle hielten ihn für blödsinnig, nannten ihn darum Brutus oder Dummkopf, und der König dachte: „Den kannst du leben lassen; der wird dir gewiß keinen Schaden bringen!“ — Einmal schickte Tarquin zwei seiner Söhne nach Delphi, das Orakel zu befragen, weil böse Zeichen und Träume ihn ängstigten. „Wir wollen unsern Vetter, den Brutus, mitnehmen!“ meinte einer von ihnen, „damit uns unterwegs die Zeit nicht lang werde.“ Brutus reiste mit. Dem Tempel schenkte er einen goldenen Stab, der in einen hohlen hölzernen Stab eingeschlossen war, ein Sinnbild seines eigenen Geistes. In Delphi fragten die beiden Brüder aus eigenem Antriebe das Orakel, wer von ihnen zur Regierung bestimmt sei? Die Antwort lautete: „Derjenige, der seine Mutter

zuerst küssen wird." — „Gut!" sagten die Brüder, „das wollen wir für uns behalten, damit unser Bruder, der zu Hause ist, nichts davon erfahre; wir Beide aber wollen loosen, wer von uns, wenn wir zurückkommen, zuerst die Mutter umarmen soll." — Der schlaue Brutus aber überlistete Alle. Er merkte, das Orakel verstehe unter der Mutter die mütterliche Erde, die gemeinschaftliche Mutter aller Menschen, und als sie in Italien aus dem Schiffe stiegen, warf er sich, als wenn er fiele, auf die Erde und küßte sie. Wir werden nachher sehen, ob das Orakel eingetroffen ist. Die Andern aber liefen zur Mutter; der, welcher das Loos gezogen hatte, herzte die Mutter und dachte nun seiner Sache gewiß zu sein.

Einmal kam zum Könige ein altes häßliches Weib. Sie trug neun große Bücher unter den Armen, fragte den König, ob er sie kaufen wolle, und forderte eine große Summe dafür. Tarquin wies sie ab und meinte, das sei zu theuer. Da warf die Frau drei davon ins Feuer, wiederholte dann ihr erste Frage und verlangte denselben Preis. „Du bist wohl unklug!" rief Tarquin; „mache daß du wegkommst!" — Und die Frau warf wieder drei Bücher in die Flamme. „Nun, König!" kreischte sie, „willst du die letzten drei, aber für denselben Preis, wie für alle neun? Besinne dich wohl, sonst werfe ich auch sie ins Feuer." — Tarquin erstaunte. „Halt!" dachte er, mit den Büchern muß es doch eine eigene Bewandtniß haben." Er ließ geschwind die Auguren (Wahrsager) kommen, und die riethen ihm, er solle die Bücher unverzüglich kaufen; kein Preis wäre zu hoch. Das Weib erhielt nun, was sie gefordert hatte, und die kostbaren Bücher wurden in einem Tempel aufbewahrt. Aber was enthielten sie denn? Es waren Weissagungen in griechischen Versen, welche prophetische Frauen, die man Sibyllen nannte, ausgesprochen haben sollten, daher wurden die Bücher die sibyllinischen genannt. Bei wichtigen Vorfällen fragte man diese Bücher um Rath. Unter feierlichen Gebräuchen begab man sich dann nach dem Tempel und schlug sie auf; oft wurde die Stelle, die man zufällig aufschlug, auf den Vorfall angewandt. Späterhin sind die Originale mit dem Tempel verbrannt, dann aus Abschriften neu zusammengestellt worden, wobei aber viele Fälschungen mit unterliefen.

Nachdem der tyrannische König 24 Jahre lang die Römer geplagt hatte, schlug endlich seine Stunde. Er belagerte eben Ardea, eine Stadt (der Rutuler) in der Nähe von Rom; seine Söhne, die um nichts besser als ihr Vater waren, befanden sich

bei ihm. Eines Abends saßen sie mit mehreren Generalen zusammen im Zelte. Da kam die Rede auf ihre Frauen. Was war natürlicher, als daß Jeder die seinige rühmte. „Was wollen wir lange streiten?“ rief endlich einer der Generale, Collatinus, ein Verwandter des Königs; „auf, laßt uns zu Pferde sitzen! In wenigen Stunden sind wir in Rom. Da können wir unsere Frauen überraschen und sehen, welche sich am besten beschäftigen.“ — „Vortrefflich!“ schrieen Alle, „Pferde her!“ — Sie sprengten fort und kamen Abends nach Rom. Sie traten in des Königs Palast und fanden die Frauen der Prinzen mit Eitelkeiten beschäftigt; sie putzten, schminkten und salbten sich und dachten an keine Arbeit. Die Prinzen ärgerten sich, Collatin aber sagte lachend: „Nun kommt auch zu meinem Weibe!“ Er wohnte in einer benachbarten Stadt (Collatia); dorthin ritten sie nun. — Lucretia, so hieß seine Frau, saß eben mitten unter ihren Mägden, häuslich gekleidet, und webte mit ihnen um die Wette. „Seht ihr!“ sprach Collatin, „das ist noch eine Frau!“ — Sextus, der eine Sohn des Königs, knirschte und dachte auf Rache. Einige Tage darauf hörte Lucretia wieder Pferdegetrappel; es war schon spät; man klopfte an ihr Haus. Es war Sextus, der sie freundlich um ein Nachtlager bat, er habe sich verspätet. Freundlich nahm die gute Frau ihn auf. Als es aber Nacht und Alles stille war, überfiel er sie in ihrem Zimmer, machte ihr Liebesanträge und da sie dieselben mit Entrüstung zurückwies, mißhandelte er das arme Weib und jagte dann fort. Am folgenden Morgen erhielt Collatin einen Eilboten von Lucretia: er möchte doch eiligst nach der Stadt kommen und ihren Vater und einige andere vertraute Freunde als Zeugen mitbringen; sie habe ihm wichtige Dinge zu vertrauen. Schnell saßen sie auf und flogen dahin. Als sie in das Haus traten, kam ihnen Lucretia, in Thränen gebadet, schon entgegen. Sie erzählte ihnen, ganz außer sich, was vorgefallen war, und bat sie alle — auch Brutus war unter ihnen — die Schmach zu rächen. Alle stießen Verwünschungen gegen den Schändlichen aus, der die Rechte der Gastfreiheit gemißbraucht und ein wehrloses Weib überfallen hätte, und gelobten der weinenden Frau blutige Rache. „Gut,“ sagte sie „so bin ich beruhigt; aber es ist mir unmöglich, länger zu leben; alle Frauen würden mit Fingern auf mich weisen und sagen: Das ist Die, welche Sextus gemißhandelt hat! Nein, ich muß sterben!“ — Mit diesen Worten drückte sie einen Dolch, den sie dazu schon unter ihrem Kleide verborgen

hatte, in ihr Herz und sank ihrem erschrockenen Manne in die Arme. Alle schrieen auf, Brutus aber zog den blutigen Stahl aus der Brust, schwang ihn hoch und rief: „Bei diesem reinen Blute und bei euch, ihr Götter des Himmels, schwöre ich, daß ich mit blutiger Rache dich, Tyrann, und dein ganzes lasterhaftes Geschlecht verfolgen und nicht dulden will, daß einer von euch ferner über Rom herrschte!“ — Alle schwuren ihm nach. Dann rief Brutus das Volk jener Stadt auf dem Marktplatz zusammen. Wie erstaunte das, als es den Brutus mit einem Male vernünftig sprechen hörte! Er erklärte die Ursache seiner Verstellung, erzählte die Schandthat des Königssohnes und den traurigen Selbstmord der tugendhaften Lucretia, schilderte ihm die tiefe Trauer ihres alten Vaters und ihres Gemahles, und erinnerte endlich an die Nichtswürdigkeiten und die Tyrannei des Königs. Dann zogen alle nach Rom. Brutus versammelte auch hier das Volk, erzählte das Vorgefallene und rief endlich: „Und einen solchen Mann wollet ihr noch für euern König erkennen? Sein verruchtes Haus sollte noch über euch herrschen?“ — „Nun und nimmermehr!“ schrien Alle wie aus Einem Munde; „fort mit dem Tyrannen und seinem ganzen Geschlechte!“ — So wollten die Verschworenen das Volk. Während sie mit einem großen Volkshaufen nach dem Lager aufbrachen, um auch das Heer zu gewinnen, eilte Tarquin, der von dem Tumulte gehörte hatte, auf einem andern Wege nach Rom. Aber er fand die Thore schon geschlossen, und von den Mauern riefen die Bürger hinunter: „Du bist unser König gewesen, Tarquin! Suche dir ein anderes Reich!“ Er wollte ins Lager zurück, auch da empfing ihn laute Empörung. So blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als in einem benachbarten Staate eine Zuflucht zu suchen, und Rom ward frei von seiner Tyrannei, 510. Sein Sohn Sextus wurde bald darauf von den Einwohnern der Stadt, in die er sich geflüchtet hatte, ermordet.

Es ist kein Wunder, daß die Römer einen Abscheu gegen solche Fürsten bekommen hatten. Sie beschlossen daher, die Königswürde für immer abzuschaffen. Statt dessen wurden alle Jahre zwei Consuln aus den Patriciern vom Volke gewählt. Daß Brutus und Collatin zu den Consuln des ersten Jahres gewählt wurden, war sehr natürlich; doch trat der Letztere bald wieder aus dem Amte zurück, denn sein Name Tarquinius Collatinus erregte Anstoß. Er verließ Rom; an seine Stelle trat Publius Valerius.

Aber des edeln Brutus strenge Gerechtigkeit wurde bald auf eine harte Probe gestellt. Der vertriebene König hatte unter dem Vorwande, sein Privatvermögen zurückzufordern, Gesandte nach Rom geschickt, die ganz unter der Hand seine noch übrigen Anhänger vereinigten und mit ihnen eine Verschwörung anstifteten, um den Vertriebenen wieder einzusetzen. Zum Glück wurde der Anschlag verrathen, und Brutus fing an, die Sache zu untersuchen. Aber wie erschrak nicht der brave Maun, als er fand, daß seine eigenen Söhne nicht nur Theilnehmer, sondern Hauptbeförderer des Unternehmens gewesen waren! Das ganze Volk sah begierig auf ihn, was er thun würde. Sollte er, der eigene Vater, über seine Kinder das Todesurtheil sprechen? Das Vaterherz mußte sich hiergegen sträuben. Und doch wieder, würde man bei ähnlichen künftigen Verbrechen ihm nicht die Strafloſigkeit seiner Söhne vorgeworfen haben, wenn er sie jetzt losgesprochen hätte? — Wahrlich! ein harter Kampf zwischen der Pflicht des Staatsmannes und der Liebe des Vaters! Brutus unterdrückte die natürliche Regung und sprach als Consul das Todesurtheil aus. Vor seinen Augen mußte es vollzogen werden, und nur, als der tödtliche Streich fiel, wandte er sich ab. Wer bewundert nicht die Seelenstärke des Mannes, aber eine Seelenstärke, die uns schaudern macht.*)

*) Es muß hier bemerkt werden, daß die Geschichte der römischen Könige nicht durchweg einen streng historischen Charakter beanspruchen kann, sondern vielfach nur sagenhaft ist. Diese Neigung zur Sagenbildung in der älteren Geschichte Roms zieht sich auch noch in die ältere Zeit der Republik hinein.

UNIV. OF CALIFORNIA

Zweite Periode.

Von Cyrus bis Alexander, 555—333 vor Christus.

20. Stiftung des persischen Reiches. — Astyages. — Cyrus. — Kambyses. — Darius Hystaspis.

Es ist früher erzählt worden, daß im Reiche Medien (südlich vom kaspischen Meere) ein König Astyages regierte. Dem träumte einst, daß seiner Tochter Mandane solche Fluthen entströmten, daß nicht nur Medien, sondern ganz Asien davon überschwemmt wurde. Er ließ die Magier (Traumausleger und Priester) holen, und die erklärten, der Traum bedeute, Mandane würde einst einen Sohn bekommen, der über ganz Asien herrschen werde. Der König erschrak, und um es zu verhindern, beschloß er, sie an keinen Mächtigen zu verheirathen. Er gab sie daher einem Edelmanne aus dem Ländchen Persis am persischen Meerbusen.

Aber ein Jahr darauf hatte er wieder einen sonderbaren Traum: er sah aus seiner Tochter einen Weinstock herauswachsen, der größer und immer größer wurde und endlich ganz Asien überschattete. Die Magier wurden wieder gerufen und befragt; sie antworteten, der Traum bedeute dasselbe; sein Enkel werde ein mächtiger König und auch ihm gefährlich werden. „Das soll er wahrlich nicht!“ rief Astyages, ließ geschwind seine Tochter zu sich holen, und als sie einen Sohn bekam, rief er seinen treuen Minister Harpagos zu sich und sprach: „Nimm hier das Kind, welches Mandane geboren hat, tödte und begrabe es, wie du willst.“ — Harpagos schauderte, aber wagte nicht dem Könige zu widersprechen. Er antwortete: „Herr! ich habe dir immer gehorcht; auch jetzt ist dein Wille Gesetz für mich.“ — Er nahm das Kind und trug es nach Hause. Hier erzählte er seiner Frau, was geschehen war.

„Und was gedenkst du zu thun?" fragte diese. Er antwortete: „Ich werde dem Astyages nicht gehorchen, und wenn er noch zehnmal ärger wüthete; denn wenn er stirbt, würde mich da nicht Mandane zur Rechenschaft ziehen, daß ich ihr Kind getödtet hätte? Sterben soll es zwar, aber nicht durch mich." Er schickte zu einem der königlichen Rinderhirten und ließ ihn zu sich kommen. „Sieh, hier ist das Kind!" sprach Harpagos; „Astyages befiehlt dir, es im ödesten Gebirge auszusetzen, damit es sobald wie möglich sterbe. Zugleich läßt er dir sagen, daß du des schrecklichsten Todes sterben solltest, wenn du es auf irgend eine Weise am Leben erhieltest. Hörst du?" — Der Hirt verneigte sich, versprach Alles und ging mit dem Kinde weg.

Als er nach Hause kam, hatte seine Frau indessen auch ein Kind bekommen, aber ein todtes. Sie fragte ihn gleich, was er in der Stadt gesollt habe. Da erzählte er ihr Alles und fügte hinzu, er habe auf dem Wege erfahren, daß das arme zum Tode bestimmte Kind ein Sohn der Mandane sei. Die Frau schlug in ihre Hände, und als sie erst das kleine Kind sah, wie es wohlgebildet und freundlich dalag, umfaßte sie die Kniee ihres Mannes und bat unter vielen Thränen, daß er es doch nicht aussetzen möchte. „Das muß ich durchaus," antwortete er; „wie würde es mir sonst ergehen! Mir ist der fürchterlichste Tod gedroht, wenn ich es nicht thäte, und Harpagos will selbst kommen und nachsehen." Da entdeckte ihm die Frau, daß sie indessen ein todtes Kind bekommen habe, und bat ihn inständigst, dieses statt des kleinen Prinzen auszusetzen; das könne nie entdeckt werden. Der Hirte besann sich, er willigte endlich ein. Dem kleinen Prinzen wurden die schlechten Kleider des Hirtenkindes angezogen, und dagegen das todte Kind in die goldenen Kleider des Prinzen gesteckt, dann hinausgetragen und hingelegt. Nach einigen Tagen lief der Hirte in die Stadt zum Harpagos. „Das Kind ist todt," sprach er; „komm selbst und siehe!" — Harpagos war aber dazu zu bequem; er schickte einige treue Leute hin, welche die Nachricht bestätigten und das Kind begraben ließen.

So wuchs das wunderbar erhaltene Kind auf, wurde groß und stark, schön und klug, und erreichte bereits das zwölfte Jahr, als — seine Herkunft dennoch entdeckt wurde. Er spielte nämlich eines Tages mit andern Kindern. Einer sollte König sein und die andern seine Minister, Soldaten u. s. w. vorstellen. Da nun der Hirtenknabe der Klügste unter ihnen war, so wurde er zum König

gewählt, und er trug Jedem sein Geschäft auf. Es war aber ein Knabe darunter, der Sohn eines vornehmen Meders, der durchaus nicht gehorchen wollte; der Kinderkönig peitschte ihn daher recht tüchtig aus. Der verzärtelte Knabe weinte, lief fort in die Stadt und klagte seinem Vater, was ihm widerfahren sei. — Der Vater bedauerte das Söhnchen gar sehr und ging mit ihm zu Astyages. „Siehe, Herr!" sprach er, „so ist mein Kind mißhandelt worden! Und das hat sich der Sohn eines deiner Rinderhirten unterstanden!" — Der König ließ den Hirten holen sammt dessen Sohne und fuhr den Letzteren an: „Wie hast du dich unterstehen können, den Sohn eines so vornehmen Mannes zu schlagen? Rede!" — „Herr!" antwortete der Knabe, „das habe ich mit Recht gethan. Die Knaben hatten mich ja zu ihrem Könige gewählt und mußten mir also gehorchen. Der Junge aber war ungehorsam und hörte nicht eher, bis er seine Schläge bekommen hatte. Konnte ich anders? Machst du es nicht auch so?"

Der König lächelte. Je mehr er aber den Knaben ansah, desto nachdenklicher wurde er; denn er fand eine auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und seiner Tochter Mandane; er hatte das ganze Familiengesicht des königlichen Geschlechts. Dabei stand der Bursche so keck da, hatte einen so königlichen Anstand, einen so freien Blick, daß sich Astyages gar nicht satt sehen konnte. Endlich ließ er Alle abtreten; nur den Hirten behielt er bei sich. „Höre!" sprach er, „mit dem Knaben ist es nicht richtig; sage, woher hast du ihn?" — „Herr!" antwortete der Hirte, „woher sollte ich ihn haben? Er ist ja mein Sohn!" — „Du lügst!" schrie der König; „Knechte! legt ihn auf die Folter!" — Da fiel der Hirte auf die Kniee und bekannte Alles. „Du magst gehen!" sagte Astyages, „aber laß mir den Harpagos kommen."

„Sage mir doch," redete ihn der König an, „auf welche Art hast du denn damals meinen Enkel umgebracht?" — Harpagos erblaßte; denn er hatte den Hirten gesehen und fürchtete mit Recht, daß schon Alles verrathen sei. Er gestand also die Wahrheit ein und fügte hinzu, der Knabe sei sicherlich todt; seine treuesten Knechte hätten ihn selbst begraben. „Nein," sagte Astyages mit dem freundlichsten Gesichte — seinen Aerger verbarg er sorgfältig — „denke dir das Glück: der Knabe lebt noch! Ich hatte mir schon lange Vorwürfe gemacht, daß ich ihn hätte tödten lassen, und darum bin ich nun recht froh, daß er erhalten ist." Nun erzählte er ihm die ganze Geschichte. „Schicke mir doch deinen Sohn, Harpagos,"

setzte er hinzu, „damit mein Enkel einen Gespielen habe; du selbst komme heute Abend zum Gastmahle zu mir."

Harpagos war voll Freuden, daß der König so gnädig war; er warf sich ihm zu Füßen und ging vergnügt nach Hause. Am Abend fand er sich zu gehöriger Zeit ein und setzte sich fröhlich zur Tafel. Als der Braten herumgereicht wurde, setzte man dem Harpagos einen andern vor als den übrigen Gästen. Er ließ es sich trefflich schmecken. Endlich fragte ihn Astyages: „Weißt du wohl, von was für Braten du gegessen hast?" — „Nein, wahrlich," antwortete er, „ich weiß es nicht!" — „Nun," sprach Astyages zu den Bedienten, „so bringt ihm einmal die verdeckte Schüssel da!" — Wie bebte der unglückliche Harpagos zusammen, als er den Deckel abhob und den Kopf und die Glieder seines Sohnes erblickte! „Merkst du nun," rief der unmenschliche Astyages über den Tisch, „was für Wildpret das war, welches dir so gut schmeckte? Siehst du, so bestrafe ich ungehorsame Diener!" — Harpagos hatte Fassung genug, nichts zu erwidern, als: „Alles, was du thust, ist vortrefflich!" Dann sammelte er die Ueberreste seines Kindes und trug sie nach Hause, um sie zu begraben.

Astyages rief nun die Magier zu sich und berieth sich mit ihnen. Sie meinten, da der Knabe nun schon König gewesen sei, so sei das Orakel erfüllt, und Astyages brauche sich nicht mehr vor ihm zu fürchten. „So scheint es mir auch," sagte der König, und war nun guten Muthes. Den Cyrus aber — so wurde der Findling nun genannt — schickte er nach Persis zu seinem Vater und zu seiner Mutter Mandane, die voll Freude waren über den ihnen zum zweiten Male geschenkten Sohn.

Cyrus wuchs heran und entfaltete seine herrlichen Talente schnell. Nun, glaubte Harpagos, sei der Zeitpunkt gekommen, sich am Könige zu rächen. Er brachte zuerst alle medische Große auf seine Seite, indem er ihnen die Tyrannei des Astyages mit lebhaften Farben schilderte; dann schrieb er an den jungen Cyrus, nähete den Brief in den Bauch eines getödteten Hasen ein und schickte diesen an Cyrus. Der Bote mußte ausdrücklich bestellen, daß kein Anderer als Cyrus selbst den Hasen aufschneiden möchte. Der Prinz that es und fand den Brief. Da er nun den Harpagos aufrichtig liebte, weil er ihm eigentlich sein Leben verdankte, so befolgte er die ihm brieflich gegebenen Vorschriften. Harpagos munterte ihn nämlich auf, sich gegen den grausamen Astyages, der ihm selbst das Leben habe rauben wollen, zu empören. Alles sei

dazu in Medien vorbereitet. Er solle sich nicht fürchten; denn wenn der König ihm ein Heer entgegenschicken würde unter seiner oder eines andern Meders Anführung, so würde es alsbald zu ihm übergehen. Cyrus besann sich nicht lange. Seinen Großvater konnte er überdies nicht leiden; er hatte es ihm nicht vergessen, daß er ihn hatte tödten lassen wollen. Geschwind rief er die Einwohner von Persis zusammen. Er trat unter sie und sprach: „Hört, ihr Perser! Der König Astyages hat mich durch das Schreiben hier zu euerm Befehlshaber ernannt. Demnach befehle ich euch, daß ihr gleich sammt und sonders mit einer Sichel vor mir erscheint." — Alle liefen nach Hause und waren bald wieder da. Nun führte er sie auf ein großes Feld, das ganz mit Dornengebüsch übersäet war, und befahl ihnen, es zu reinigen. Die Perser gehorchten und arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts; endlich am Abend war Alles fertig. „Gut, Kinder!" sagte Cyrus; „morgen kommt wieder, aber in Feierkleidern." — Als sie erschienen, bewirthete er sie trefflich und fragte sie dann, welcher Tag ihnen besser gefalle? — „Und du fragst noch, Cyrus?" antworteten sie; „der heutige und und der gestrige sind wie Tag und Nacht." — „Gut!" rief Cyrus und trat mitten unter sie; „so hört denn: folgt meinem Rathe und fallt vom Astyages ab; dann sollt ihr frei sein von den Banden der Knechtschaft und viele Tage wie den heutigen genießen. Wollt ihr aber nicht, so wird es an solchen Mühseligkeiten nicht fehlen, wie ihr gestern erlitten habt. Nun! entschließt euch!" — Alle jauchzten ihm zu und versprachen ihm Beistand. Da Astyages von der Empörung hörte, sandte er einen Boten an Cyrus und ließ ihn zu sich entbieten. „Geh!" sprach Cyrus, „und sage deinem Herrn, ich würde eher bei ihm sein, als ihm lieb sein würde." Nun schickte Astyages ein Heer den Rebellen entgegen und wählte zum Anführer — den Harpagos. Gleich beim ersten Zusammentreffen ging dieser mit einem großen Theile des Heeres zum Cyrus über. Astyages knirschte; er ließ die Magier, die ihm zur Erhaltung des Cyrus gerathen hatten, ans Kreuz schlagen; dann ging er selbst zu Felde. Aber sein Heer wurde geschlagen und er selbst gefangen. Jetzt trat Harpagos vor ihn, lachte und spottete seiner, warf ihm jene grausame Mahlzeit vor und gefiel sich darin, ihm recht viel Herzkränkendes zu sagen. Der gefangene König hörte ihn lange ruhig an; endlich sprach er: „Du bist ein verworfener Mensch! denn du hast um eines dir allein zugefügten Unrechts willen ein ganzes Volk unglücklich gemacht." Er hätte noch

hinzufügen können, daß es schändlich sei, eines Unglücklichen zu spotten.

Cyrus war nun Herr von Medien und zugleich von Persis. Nach diesem kleinen Ländchen nannte er nachher das ganze große Reich, welches er sich unterwarf, Persien. Er heißt also mit Recht der Stifter des persischen Reichs, welches über 200 Jahre sich erhalten hat. Er regierte von 560—529 v. Chr. In einer Folge glücklicher Kriege bezwang er alle benachbarten Völker und Länder: Assyrien, Babylonien, Kleinasien und andere, streifte bis an Aegyptens Grenze und drang bis an den Archipel vor. Ehe er das aber konnte, mußte er erst den König Krösus (Kroisos) von Lydien in Kleinasien bezwingen. Dieses Reich stand damals in der Blüthe seiner Macht; unermeßliche Schätze waren in der Königsburg zu Sardes aufgehäuft; Krösus konnte sich für den reichsten Mann seiner Zeit halten. Als er von Cyrus und seinen Fortschritten hörte, gedachte er, ihm Einhalt thun zu können. Bevor er aber den Krieg anfing, fragte er das delphische Orakel um Rath, ob er glücklich sein würde? Um den Apollo recht zu gewinnen, schickte er ihm übermäßige Geschenke, die uns einen Begriff von seinem ungeheuern Reichthume geben. Es waren 117 Goldplatten, so groß und dick wie Ziegelsteine, von denen jede über 2000 Thlr. werth war, ein goldener Löwe, ein großes goldenes und ein silbernes Trinkgeschirr, vier silberne Fässer, ein goldenes und silbernes Gießbecken, zwei goldene Schüsseln, eine goldene Bildsäule und das Halsband und der Gürtel seiner Frau. Außerdem opferte er ihm zu Hause auf einmal 3000 Stiere.

Das Orakel antwortete ihm: „Wenn du die Perser angreifst, so wirst du ein großes Reich zu Grunde richten.“ Eine meisterhaft zweideutige Antwort; denn wer sagte ihm, ob das große Reich Persien oder Lydien sei? Aber Krösus merkte das nicht, sondern freute sich sehr, daß er Persien bezwingen werde. Er beschenkte in seiner Freude alle delphische Priester und fragte bei der Gelegenheit die Pythia: ob er sich lange in seiner Herrschaft behaupten würde? Auch hierauf antwortete sie ihm sehr zweideutig: „So lange, bis ein Maulthier einmal die Meder beherrscht.“ — „Nun,“ sprach er, „dann bin ich sicher; ein Maulthier wird doch nicht König von Medien werden?“ — Aber das Orakel meinte den Cyrus, welcher der Sohn einer Mederin und eines Persers war, also mit einem Maulthiere verglichen werden konnte. Geschwind rüstete nun Krösus sein Heer und zog bis ins Land der Perser, Alles verwüstend.

Endlich kam Cyrus und — siegte. „Schlimm," dachte Krösus; „aber das zweite Mal soll es schon besser gehen. Jetzt willst du nach Sardes — so hieß seine Hauptstadt — zurückgehen und nächstes Frühjahr mit stärkerer Mannschaft wiederkommen." — Gesagt, gethan! Zugleich schickte er an alle seine Bundesgenossen und ließ ihnen sagen, in einem halben Jahre möchten sie doch kommen und ihm beistehen. Aber so lange wartete der umsichtige Cyrus nicht; der machte sich rasch auf und folgte dem Krösus nach. Plötzlich erschien er vor Sardes, schlug den Krösus noch einmal und bemächtigte sich der Stadt. Krösus wurde gefangen. Was nützte ihm nun sein ganzer Reichthum, was die theuer erkauften Orakelsprüche? Obendrein ließ ihn Cyrus im ersten Siegesfeuer in Ketten auf einen hohen Scheiterhaufen setzen und befahl, ihn zu verbrennen. Eben wollte man schon den Holzstoß anzünden, da stieß Krösus tiefe Seufzer aus: „O Solon, Solon, Solon!" rief er mit lauter Stimme. Cyrus hörte das und ließ ihn fragen, wen er da anrufe? Lange konnte man aus ihm nichts herausbringen; endlich sagte er: „er rufe einen Mann, den alle Könige hören möchten." Darauf erzählte er folgende Geschichte.

Mehrere Jahre vorher war der berühmte athenische Gesetzgeber Solon auf seinen Reisen unter anderen auch nach Sardes gekommen und hatte den Krösus besucht, der ihn sehr freundlich aufnahm und einige Tage darauf durch seine Diener in seine Schatzkammer führen ließ, wo ihm alle aufgehäuften Reichthümer gezeigt wurden. Dann fragte ihn Krösus: „Mein lieber Solon, du bist ein weiser und ein vielgereister Mann; sage mir doch, ist dir wohl auf deinen Reisen irgend ein Mensch vorgekommen, der viel glücklicher war als alle Andere?" — Er hoffte, Solon würde ihn nennen; aber dieser besann sich schnell und antwortete: „O ja, König! der Grieche Tellos!" — „Tellos?" sagte Krösus, „Tellos? Von dem habe ich nie gehört; wer war denn der?" — „O," erwiderte Solon, „das war ein sehr glücklicher Mann; ihm wurden mehrere wohlgebildete, brave Söhne geboren, die gut einschlugen, und er erlebte noch, daß sie wieder Kinder bekamen, die alle am Leben blieben. Ihm selbst ging nichts ab, und endlich fand er einen ehrenvollen Tod. Er zog nämlich mit den Athenern zu Felde und starb, nachdem er die Feinde in die Flucht geschlagen hatte. Die Athener begruben ihn auf öffentliche Kosten und ehrten sein Andenken." — Krösus schüttelte den Kopf; er hoffte doch wenigstens die zweite Stelle einzunehmen und fragte, wen er denn

nach dem Tellos für den glücklichsten halte? — „Den Kleobis und den Biton," antwortete Solon. — „Auch das sind mir ganz unbekannte Menschen," meinte Krösus. — „Das waren," sagte Solon, „brave und starke Menschen, aus Argos gebürtig; sie siegten in den Kampfspielen; aber die schönste That ihres Lebens war folgende: Bei einem Feste der Here (Juno) sollte ihre Mutter, die eine Priesterin war, auf einem Wagen nach dem Tempel fahren; aber die Stiere kamen nicht zur rechten Zeit aus dem Felde zurück; da spannten sich die Jünglinge selbst in das Joch und zogen den Wagen an zwei Stunden weit bis zum Tempel. Als sie hier anlangten, priesen die Anwesenden die treffliche Jünglinge, die so gut waren, und auch die Mutter, die sie geboren habe. Sie aber legten sich ermüdet nieder und schliefen im Tempel ein. Während dessen opferte die Mutter; dann bat sie die Göttin, ihren Söhnen, die ihr so hohen Ruhm bereitet hätten, doch das höchste Glück zu schenken, das einen Sterblichen treffen könnte. Und siehe, als sie sich zur Abfahrt anschickte und die Söhne wecken wollte, fand sie dieselben todt; sie erwachten nicht wieder aus dem tiefen Schlafe. Welch ein Glück, nach einer schönen That zu sterben!" — „Aber," sagte Krösus empfindlich, „siehst du denn meine Schätze für so gering an, daß du mich nicht einmal mit jenen geringen Leuten vergleichen willst?" — Und Solon erwiederte: „Verlangst du mein Urtheil über das Schicksal der Menschen zu vernehmen, so wisse: während der langen Dauer unseres Lebens müssen wir gar viel wider unsern Willen erdulden. Nimm an, wir erreichten das 70ste Jahr. Diese 70 Jahre betragen fast 26,000 Tage. Keiner von diesen Tagen bringt eine Begebenheit mit sich, die denen der übrigen Tage vollkommen gleich wäre. Jetzt sehe ich dich als einen reichen und mächtigen König; aber glücklich kann ich dich nicht eher nennen, als bis ich erfahre, du habest deine Lebenszeit schön vollendet. Denn Reichthum macht den Menschen nicht allein glücklich; viele sehr reiche Menschen sind unglücklich, und vielen bei mäßigem Vermögen geht es sehr wohl. Wenn ein Solcher sein Leben wohl endigt, warum sollte er nicht werth sein, ein Glücklicher zu heißen? Denn bei jeglichem Dinge muß man das Ende betrachten, wie es hinausgeht." — Diese Rede war sehr verständig, hatte aber dem Könige nicht gefallen, dem es vielmehr ganz recht war, daß Solon ihn bald wieder verließ. Aber nun auf dem Scheiterhaufen fielen ihm plötzlich alle Worte des weisen Mannes ein; er fand sie auf eine schreckliche Weise jetzt an sich bestätigt. — Cyrus wurde bei der

Erzählung des Krösus nachdenklich; er bedachte, daß ja sein Ende auch noch nicht da sei und daß es sich also mit ihm auch noch sehr ändern könnte. Dieser Gedanke machte ihn milder gegen seinen Feind; er schenkte ihm nicht nur das Leben, sondern behielt ihn auch fortan als Freund bei sich.

Daß Cyrus die Juden aus der sogenannten babylonischen Gefangenschaft in ihr Land entließ, ist anderweitig bekannt. Ueber das Ende des großen Völkerbezwingers lauten die Nachrichten verschieden. Wahrscheinlich ist er in einem Kriege ums Leben gekommen, den seine unersättliche Eroberungssucht gegen die Völker der tartarischen Steppe angefangen hatte. Die Königin der Massageten, Tomyris, vernichtete das Perserheer in der entscheidenden Schlacht; Cyrus fiel. Die Siegerin ließ einen Schlauch mit Blut füllen und tauchte sein Haupt hinein. „Sättige dich," sprach sie, „an dem Blute, nach dem du so lange gedürstet hast!" — Cyrus hinterließ einen Sohn, den Kambyses, einen Mann von wilder, grausamer Gemüthsart und unersättlicher Herrschsucht (529—523). Er glaubte von dem Könige von Aegypten, Amasis, beleidigt zu sein und zog mit einem Heere nach Aegypten.*) Aber ehe er noch hinkam, starb Amasis, und dessen Sohn, Psammenit, mußte für den Vater leiden. Denn Kambyses überwand ihn in einer Schlacht und nahm endlich auch die Hauptstadt von Aegypten,

*) Das ist derselbe Amasis, dessen Bündniß mit Polykrates bekannt ist. Dieser Polykrates war der Herr der Insel Samos im ägäischen Meere, und Alles, was er unternahm, glückte ihm; er hatte eine Menge Schiffe, die ihm Inseln und Städte eroberten, er schlug alle seine Feinde, kurz, — nichts mißlang ihm. Da das sein Bundesgenosse Amasis von Aegypten hörte, schrieb er ihm einen Brief: „Gern hört man, daß es einem Freunde wohlgeht; aber mich ängstigt dein großes Glück; daher wünschte ich, daß du in manchen Dingen auch einmal unglücklich wärest. Denn ich habe noch von Keinem, der in allen Unternehmungen glücklich war, gehört, mit dem es nicht ein schreckliches Ende genommen hätte. Folge daher meinem Rathe und wirf Das, was dir das Liebste ist, von dir, damit du die neidischen Götter versöhnest." — Polykrates folgte dem Rathe. Nichts war ihm lieber als ein Ring, ein schöner Smaragd in Gold gefaßt. Mit ihm fuhr er weit ins Meer hinein und warf ihn ins Wasser; dann kehrte er tiefbetrübt nach Hause zurück. Sechs Tage darauf fing ein Fischer einen ausnehmend schönen Fisch, den er dem Könige zum Geschenk brachte, und als man das Thier aufschnitt, lag der Ring in seinem Magen. Polykrates meldete das Alles dem Amasis. Dieser aber schickte einen Herold nach Samos und ließ seinem Freunde das Bündniß aufkündigen. „Unmöglich," schrieb er ihm, „kann es mit dir einmal ein gutes Ende nehmen; lebe wohl!" Wirklich wurde auch Polykrates bald darauf ermordet.

Memphis ein (525). Psammenit wurde gefangen genommen, mit vielen andern vornehmen Aegyptern vor die Stadt geführt und dort bewacht. Da kam seine Tochter vorbei; sie war mit den Töchtern der vornehmsten Aegypter verurtheilt, als Sklavin Wasser in das feindliche Lager zu tragen. Als nun die unglücklichen Mädchen wehklagend vorüberzogen, jammerten die gefangenen Väter, nur Psammenit nicht; er beugte nur sein Angesicht zur Erde. Bald darauf sah er 2000 junge Aegypter vorübergeführt werden, seinen Sohn an ihrer Spitze. Alle hatten Stricke um den Hals und Gebisse im Munde und wurden zum Tode geführt. Alle ägyptischen Väter schrieen bei diesem Anblicke vor Schmerz auf; aber Psammenit beugte sein Antlitz zur Erde und — weinte nicht. Endlich kam sein vertrautester Diener vorbei, der jetzt in seinem Alter Alles verloren hatte und nun im feindlichen Lager von Zelt zu Zelt seinen Lebensunterhalt zusammenbettelte. Als der König diesen sah, schrie er laut auf, nannte schmerzhaft den Freund beim Namen und schlug sich vor die Stirn. Alles Das wurde dem Kambyses hinterbracht, und der ließ ihn fragen, wie es denn komme, daß er um das Schicksal der Tochter und des Sohnes nicht, wohl aber um das jenes Bettlers geweint habe? „O König!“ antwortete der unglückliche Psammenit, „das Unglück, welches mein Haus betroffen hat, ist so ungeheuer groß, daß alle meine Thränen versiegen und der Jammer keine Worte findet; aber für den Freund, der jetzt im Alter mit Mangel kämpft, habe ich noch Thränen.“ — Diese rührenden Worte machten selbst auf des Kambyses wildes Gemüth Eindruck; er vergoß selbst Thränen und befahl, daß augenblicklich Jemand hineilen und dem Sohne des Psammenit Gnade ankündigen solle. Aber es war zu spät; er war von Allen zuerst hingerichtet worden. Auch Psammenit erhielt Verzeihung; doch ertappte man ihn nachher auf dem Versuche, Aegypten von den Persern zu befreien, und er mußte nun auf Kambyses' Befehl Gift trinken.

Ueberhaupt war dieser Kambyses ein böser, grausamer Mensch. Die Leiche des Amasis ließ er ausgraben, auf alle Art mißhandeln und endlich verbrennen. Einmal ließ er aus bloßer Laune zwölf vornehme Perser lebendig in die Erde vergraben bis an den Kopf. Der alte Krösus, der noch lebte und ihn immer als Gesellschafter begleitete, stellte ihm vor, wie unmenschlich das sei; aber Kambyses, der auch nicht den leisesten Widerspruch vertragen konnte, schoß auf ihn einen Pfeil ab, und kaum konnte jener entspringen. Da befahl Kambyses seinen Dienern, den Krösus umzubringen. Sie

zögerten damit bis zum folgenden Tage; denn sie wußten, daß Kambyses den Befehl bereuen würde, weil ihm die Gesellschaft des alten Mannes unentbehrlich war. So geschah es auch. Als er am andern Morgen um den Verlust seines Freundes jammerte, brachten sie den Todtgeglaubten wieder zum Vorschein und erwarteten nun wenigstens einen großen Dank. Wirklich freute sich auch Kambyses sehr, aber die Diener wurden hingerichtet, weil sie ungehorsam gewesen waren.

Während er von Aegypten aus einen Zug gegen die Aethiopier unternahm, auf welchem die Perser solche Hungersnoth litten, daß der zehnte Mann geschlachtet werden mußte, wurde in Aegypten ein Kalb besonderer Art geboren, worüber die Aegypter eine gewaltige Freude hatten. Wenn nämlich ein schwarzes Kalb geboren wurde, welches auf der Stirn einen weißen, dreieckigen Flecken, auf dem Rücken weiße Flecken in Gestalt eines Adlers, am Schwanze zweierlei Haare und auf der Zunge einen Flecken wie ein Käfer hatte, so hielten sie ein solches Thier für ein heiliges Wesen, für ein Unterpfand der Götter, daß sie das Land segnen wollten, und nannten es Apis. Daher war das ganze Land recht herzlich froh und feierte Freudenfeste. Nur Kambyses ergrimmte in seinem Herzen, weil er glaubte, daß man sich über seinen verunglückten Feldzug freue und das Kalb nur zum Vorwande nehme. „Bringt mir," schrie er, „euern Gott her! Ich will ihn kennen lernen." — Die Priester brachten das Kalb; da zog Kambyses sein Schwert, stach den Apis todt und rief höhnisch: „Ihr Elenden! Also solche Götter habt ihr, von Fleisch und Blut, die man mit Eisen verwunden kann? Der Gott ist euer ganz würdig; aber mich soll man nicht zum Besten haben." — Die Priester standen vor Schreck und Betrübniß still da; er aber befahl, sie noch obendrein auszupeitschen, und verbot bei Lebensstrafe, dem Apis je wieder ein Fest zu feiern. Auch gegen seine eigenen Verwandten wüthete der Unmensch; seinen leiblichen Bruder Smerdis ließ er ermorden, und seine Schwester, die darüber weinte, trat er mit Füßen todt. Einen seiner vertrautesten Diener, Prexaspes, fragte er einst: „Was urtheilen wohl die Perser von mir?" — „Herr," antwortete dieser, „sie loben dich allgemein, nur Eins bedauern sie: daß du den Wein zu sehr liebst." — „So?" sprach der König, „da glauben sie also wohl, daß mir der Trunk den Verstand raubt? Du sollst gleich selbst davon urtheilen. Sieh, da unten im Vorhofe steht dein Sohn; ich werde ihn ins Herz schießen; treffe ich, so ist es der

ſicherſte Beweis, daß ich eine feſte Hand habe.“ Er ſpannte den Bogen und ſchoß; der arme Knabe ſank todt nieder, und als der König ihn öffnen ließ, ſtak der Pfeil im Herzen. „Nun?“ rief Kambyſes, „was ſagſt du nun? Haſt du wohl je einen beſſern Schützen geſehen?“ Der Vater hätte vor Wehmuth vergehen mögen, aber aus Furcht antwortete er: „Herr, ich glaube, ſelbſt ein Gott könnte nicht ſo gut ſchießen.“ — In Aegypten erhielt er die Weiſſagung, daß er in Ekbatana ſterben werde. „Gut!“ ſprach er, „ich kann mich ja leicht hüten, nach dieſer Stadt zu gehen.“ Sie lag in Medien und war die Hauptſtadt. Als er aber auf die Nachricht, daß ein Magier, Namens Smerdis, der dem ermordeten Smerdis ſehr ähnlich war, ſich des Thrones bemächtigt habe, nach Hauſe eilte, kam er unterwegs in eine kleine Stadt Syriens. Indem er ſich hier aufs Pferd ſchwang, fiel der Beſchlag ſeiner Dolchſcheide ab, und der ſcharfe Dolch fuhr ihm in den Schenkel. Schwer verwundet brachte man ihn zu Bette. „Wie heißt die Stadt hier?“ fragte er. „Ekbatana,“ war die Antwort; denn auch hier lag eine Stadt gleiches Namens. Bei dieſem Namen kam das Grauen des Todes über den Tyrannen, und der Schreck wirkte ſo auf ſein Gemüth, daß er nach einigen Tagen wirklich todt war. Er hinterließ keinen Verwandten, der ihm hätte in der Regierung von Perſien folgen können. Da traten ſieben der vornehmſten Perſer zuſammen, tödteten den falſchen Smerdis und machten aus, daß ſie Denjenigen unter ſich zum König des Reichs ernennen wollten, deſſen Pferd bei einem gemeinſchaftlichen Spazierritt zuerſt wiehern würde. Darius, der Sohn des Hyſtaspes, eines Perſers aus dem königlichen Geſchlechte der Achämeniden, (522—487) war der Glückliche; denn ſein ſchlauer Stallmeiſter führte Abends vorher ſein Pferd (dieſes wurde bei den Perſern für heilig gehalten) vor das Thor, vor welches der Ritt unternommen werden ſollte, und warf hier dem Thiere eine Menge trefflichen Hafer vor. Als nun am andern Morgen Darius an dieſe Stelle kam, erinnerte es ſich an das hier genoſſene Futter und wieherte laut. Hurtig ſprangen die andern Sechs von ihren Pferden und huldigten ihm als ihrem König. Er verdiente es aber auch, König zu ſein, und hat 34 Jahre hindurch Perſien mit vieler Weisheit regiert. Seine Reſidenzen waren abwechſelnd die großen Städte Ekbatana, Babylon und Suſa, von denen jetzt nur noch wenige Ruinen übrig ſind. Deſto wichtiger ſind die von Perſepolis, einer vierten großen Stadt des Reiches. Sie ſcheint die Todtenreſidenz der perſiſchen

Könige gewesen zu sein; hier wurden sie in ungeheuere Felsengrotten beigesetzt, die mit allen Bequemlichkeiten des Lebens ausgeschmückt waren; selbst eine große Schatzkammer hatte jeder Leichnam bei sich, und eine starke Wache bewahrte die Schätze. Noch jetzt setzt der Anblick der Riesentrümmer dieser Stadt den Reisenden in Erstaunen, obgleich die meisten Säulen umgestürzt daliegen und Vieles mit Schutt und Gras bedeckt ist. Hier sieht man ganze Wälder von ungeheuren Säulen, an 50 Fuß hoch und von einer Dicke, daß drei starke Männer sie nicht umspannen können; Tempelmauern und hohe Thore stehen auf gewaltigen Terrassen; Treppen breiter als unsere breitesten Straßen, führen zu ihnen hinauf, und die hohen Mauern sind mit Inschriften und sorgfältig ausgeführten Bildhauerarbeiten bedeckt. Gewaltige Zeugen einer mächtigen Vorzeit!

21. Krieg der Perser mit den Griechen. — Miltiades. — Schlacht bei Marathon. 490.

Von Darius ist uns der Theil seiner Geschichte am wichtigsten, wo er mit den Griechen in einen Krieg verwickelt wurde. Die Veranlassung zum Kriege war kürzlich folgende: Nicht lange nach dem trojanischen Kriege hatten sich drei Völkerhaufen (Aeoler, Jonier und Dorer), die aus Griechenland ausgewandert waren, auf der westlichen Küste von Kleinasien niedergelassen. Die Jonier waren darunter die zahlreichsten; sie brachten griechische Cultur mit und bauten eine Reihe von Städten längs der Küste des Archipels hin, die bald durch Handel so blühend wurden, daß sie den Städten im europäischen Griechenlande nichts nachgaben. Besonders waren es zwei Städte, die sich vor allen hervorthaten, Milet und Ephesus. Hier war ein Leben und Treiben, wie in unsern großen Seestädten; Schiffe gingen täglich ab, während andere in den Hafen einfuhren, und zahlreiche Karavanen aus dem Innern von Asien brachten die Erzeugnisse fremder Länder, die hier den erstaunten Blicken der Griechen zur Schau ausgelegt wurden. Herrliche Tempel und Paläste zierten diese Städte, und namentlich stand in Ephesus eins der schönsten Bauwerke des Alterthums, der köstliche Tempel der Artemis (Diana). Diese kleinasiatischen Griechen waren aber, als Cyrus Sardes erobert hatte, unter die Herrschaft der Perser gekommen und hatten seitdem nicht eben Ursache gehabt, sich über Härte zu beschweren. Aber

die Freiheit, in der ihre Nachbarn jenseit des Meeres, die europäischen Griechen, lebten, machte in ihnen die Sehnsucht nach derselben Freiheit rege, und sie empörten sich gegen Darius. Die guten Leute hatten aber vergessen, ihre Kräfte gehörig zu berechnen; sie waren dem mächtigen Perserkönig nicht gewachsen, der schnell mit einem Heere erschien und sie wieder unterwarf. Bei der Gelegenheit bemerkte er, daß auch die Athener an dem Kriege Theil genommen hatten. Sie hatten nämlich ihren kleinasiatischen Landsleuten auf deren dringende Bitte einige Schiffe geschickt, die nun eilig wieder nach Hause fuhren. Darius aber ergrimmte über die Einmischung dieses Volkes, dessen Namen er hier zum ersten Male hörte, über die Maßen; er schwur, sie für diese Frechheit zu züchtigen, und damit er es ja nicht vergäße, mußte ihm alle Tage bei der Mahlzeit ein Diener zurufen: „Herr, vergiß die Athener nicht!“

Darius vergaß ihrer auch wirklich nicht. Ein großes Heer wurde ausgerüstet und auf Schiffe gebracht. Der eigene Schwiegersohn des Königs, Mardonius, sollte es anführen. Da die Schiffe aber um das Vorgebirge Athos herumfuhren, ergriff sie ein solcher Sturm und eine so heftige Brandung, daß an 300 Schiffe untergingen und 20,000 Mann ertranken. Darius schalt den ungeschickten Schwiegersohn aus, denn dem schrieb er das ganze Unglück zu, und beschloß, im nächsten Jahre geschickteren Händen die Ausführung anzuvertrauen. Vorher aber schickte er Gesandte nach den Inseln des Archipels und nach Athen und Sparta, um sich Erde und Wasser, die Zeichen der Unterwerfung, einzufordern. Die Inseln gaben aus Furcht wirklich das Verlangte; aber in Athen und Sparta kamen jene schlimm an. Die Athener wiesen sie mit Schimpf und Hohn ab, und die Spartaner warfen sie sogar in einen Brunnen und riefen ihnen höhnisch nach: „Da, holt euch das Wasser selbst.“

Kaum war der Sommer da (490 vor Christus), so erschien auch schon eine neue persische Flotte unter zwei geschickten Feldherren (Datis und Artaphern). Sie fuhr von Insel zu Insel, und nahm dieselben ein. Was sich widersetzte, wurde schrecklich zusammengehauen und manche schöne Insel ganz zur Einöde gemacht. So wollte es Darius in seinem Zorne. Die Athener erschraken; so ernstlich hatten sie sich die Gefahr nicht gedacht. Sie sandten zu den Spartanern und baten um eilige Hülfe; denn nicht weit von Athen, auf der Insel Euböa, war schon der Feind

wir werden gleich das Gegentheil sehen. Die viele ihm widerfahrene Ehre hatte ihm manchen geheimen Feind erweckt, der sein Verdienst herunterzusetzen suchte. Besonders war es der junge Themistokles, ein Mann von großem Talent, aber von unermeßlichem Ehrgeize, der ganz unverholen sagte, der Ruhm des Miltiades lasse ihn nicht ruhig schlafen. Dieser und Andere warteten nur auf eine Gelegenheit, ihn bei dem veränderlichen Volke herabsetzen zu können. Und diese Gelegenheit fand sich bald. Man hatte den Miltiades nach der Insel Paros (im ägäischen Meere, dem jetzigen Archipel) geschickt, sie zu züchtigen, weil sie den Persern beigestanden hatte. Aber die Unternehmung gelang nicht. Miltiades hatte dabei das Unglück, zu fallen und das Bein zu brechen. Krank und mißmuthig kehrte er nach Athen zurück, und hier — sollte man es denken! stellten ihn seine Feinde vor Gericht und gaben ihm Schuld, er habe sich von den Persern bestechen lassen. Da der arme kranke Mann nicht selbst vor Gericht erscheinen konnte, so erinnerten seine Freunde das Volk an den den Tag von Marathon. Aber vergebens! Er entging kaum der Todesstrafe; es wurde ihm eine Buße von 60,000 Thalern auferlegt, und da er so viel nicht aufbringen konnte, warf man ihn in's Gefängniß, wo er auch bald starb. So belohnte das freie Athen die Verdienste seiner großen Männer. Aehnliches werden wir in andern Republiken wiederfinden.

22. Aristides. — Themistokles. — Schlachten bei Thermopylä und Salamis. 480.

Wenn einmal durch eine große Idee der Geist eines Volkes aufgeregt ist, so wird es ihm nicht leicht an bedeutenden Männern fehlen. Das war auch jetzt Athens Glück. Kaum trat ein großer Mann vom Schauplatze ab, so waren schon wieder andere zu seinem Ersatze da. Nach des Miltiades Tode bewarben sich Aristides und Themistokles um die Liebe des Volkes. Jener verschmähte dazu alle unrechtmäßigen Mittel, und nur durch strenge Rechtlichkeit suchte er sich die allgemeine Achtung zu erwerben, die ihm auch nicht fehlen konnte. Nicht so Themistokles, dem jedes Mittel gleich war, wenn es ihm nur Ansehen verschaffte. Seine großen Talente, seine Beredtsamkeit, seine schöne männliche Bildung machten ihn bald zum Liebling des Volkes, und nun wagte er, den braven Aristides beim Volke verdächtig zu machen und auf seine Verban-

nung anzutragen. Bei solchen Gelegenheiten versammelten sich die Bürger auf dem Markte; die Stimmen wurden auf kleine Scherben oder Täfelchen geschrieben, diese in eine große Urne geworfen und gezählt (Ostracismus). So auch hier. Dabei erzählt man, Aristides sei selbst auf den Markt gegangen, um sein Urtheil zu vernehmen. Da sei ein gemeiner Bürger zu ihm hingetreten und habe ihn, da er selbst nicht schreiben könne, gebeten, auf das Täfelchen den Namen des Aristides aufzuschreiben. „Was hat denn der Mann gethan?" fragte Aristides. — „Gethan hat er nichts," antwortete der Bürger; „denn ich kenne ihn nicht einmal; aber es ärgert mich, daß er bei Allen den Beinamen des Gerechten führt." — Und Aristides schrieb wirklich seinen Namen auf. Er wurde auf 10 Jahre verbannt, und nahm die Hoffnung mit, daß sein Vaterland den begangenen Irrthum einsehen würde. Nun hatte Themistokles allein das höchste Ansehen in Athen, und wenn man auch seinen Ehrgeiz nicht loben kann, so ist doch nicht zu leugnen, daß er ein sehr thätiger und verständiger Mann war. Besonders sorgte er dafür, daß eine Menge Schiffe gebaut wurden; dadurch meinte er, könnte Athen allein den Kampf mit den Persern bestehen. Und die Zukunft lehrte, wie richtig er gerechnet hatte.

Darius hatte indessen große Rüstungen gemacht, ein drittes, noch größeres Heer zur Züchtigung der Athener nach Griechenland zu schicken. Aber er starb darüber, und sein Sohn Xerxes (487 bis 467) hatte andere Unternehmungen auszuführen, so daß er erst neun Jahre nach der Schlacht bei Marathon ausbrechen konnte. Aber was für ein ungeheures Heer war das! 56 verschiedene Völkerschaften, die dem Perserkönige unterthan waren, hatte er dazu aufgeboten; aus dem entferntesten Asien waren Krieger dazu herbeigekommen. Eine recht bunte Zusammenstellung von Völkertrachten war hier zu sehen; von den feingekleideten Persern bis zu den wilden Nationen, die in Thierhäuten oder halb nackt und mit bemaltem Körper erschienen. Die Menge war so groß, daß man, um sie zu zählen, eine ganz eigene Methode anwandte. Xerxes ließ nämlich 10,000 Mann abzählen und eng zusammentreten; dann zog er eine Art Hürde um sie herum. Nachdem sie herausgekommen waren, ließ er mit Andern die Umzäumung füllen, und so fort, bis das ganze Heer gemessen war. Da fand er denn, daß er 1,700,000 Mann bei sich habe. *) Aber dabei war ein

*) Ohne Zweifel sind die Nachrichten von der Stärke dieses Heeres übertrieben.

ungeheurer Troß von Weibern, Knechten, Krämern und andern unnützen Leuten, die den Zug vergrößerten und mehr im Wege waren als nützten. So wälzte sich die gewaltige Menschenmasse durch Kleinasien heran nach dem Hellespont zu; denn hier wollte Xerxes nach Europa übersetzen. Vorher ließ er das ganze Heer auf einer weiten Ebene sich lagern, und bestieg einen schnell errichteten hohen Thron, um es zu überschauen. Anfangs schlug ihm das Herz vor Stolz und Freude, der Herr so vieler kräftigen Menschen zu sein; dann aber füllten sich seine Augen mit Thränen; denn er gedachte, daß in weniger als hundert Jahren kein Einziger mehr von diesen Millionen am Leben sein würde, die jetzt in tausendfachem Gewirre die Ebene füllten!

Noch mehr als jenes menschliche Gefühl ehrt den Xerxes die Großmuth, die er kurz vorher gegen die Spartaner bewiesen hatte. Oben wurde erzählt, daß die Spartaner die Gesandten des Darius in einen Brunnen geworfen hätten. Seitdem schien ein Fluch auf Sparta zu liegen; denn alle ihre Opfer fielen ungünstig aus. Da ließ die Obrigkeit durch den Herold ausrufen: ob nicht etwa Einer bereit sei, zum Besten des Vaterlandes freiwillig in den Tod zu gehen? Sogleich meldeten sich zwei edle Jünglinge, Sperthias und Bulis. Man schickte sie nach Persien, um sich dem Xerxes zu Sühnopfern für die getödteten Gesandten darzubieten. Auf der Küste von Kleinasien sprachen sie einen der persischen Großen, der sie gastfreundlich bewirthete und bei der Mahlzeit fragte: „Warum sträubt ihr euch doch so, Freunde meines Königs zu werden? Ihr könnt an mir ja sehen, wie er treue Männer belohnt, und wenn ihr ihm dienen wolltet, so würde er jedem von euch gewiß ein Land in Hellas zu regieren geben.“ — „Dein Rath ist gut,“ antworteten sie; „aber nur für dich, nicht für uns. Denn du verstehst dich nur auf die Knechtschaft; aber was Freiheit sei, weißt du nicht. Hättest du sie jemals gekostet, so würdest du uns rathen, sie mit jeder Waffe zu vertheidigen.“ Als sie nun zum Könige nach Susa kamen, sagte ihnen die Wache: sie müßten vor dem Könige niederfallen. „Nimmermehr!“ antworteten sie, „und wenn ihr uns mit dem Kopfe auf die Erde stießet; denn es geziemet sich nicht, daß man einen Menschen anbete; auch sind wir darum nicht hierher gekommen.“ — „König,“ sprachen sie dann, „die Spartaner haben uns geschickt, daß wir für die Herolde büßen, die in Sparta ermordet sind.“ — „Glaubt ihr,“ antwortete Xerxes, „daß ich es so machen werde, wie die

Spartaner, welche das Völkerrecht mit Füßen getreten haben, indem sie die Herolde getödtet? Was ich an ihnen tadle, wie kann ich das selbst thun?" Er entließ sie darauf unverletzt in ihr Vaterland.

Ueber den Hellespont hatte er zwei lange Brücken schlagen lassen; aber das kühne Unternehmen mißlang. Ein heftiger Sturm zersprengte das schwache Menschenwerk, ehe noch das Heer heran war. Xerxes ergrimmte; er befahl, die Baumeister mit dem Tode zu bestrafen; dem ungehorsamen Meere aber ließ er 300 Peitschenhiebe geben und Ketten hineinwerfen! So erzählten die Griechen. Diese Handlung würde uns als ein fast wahnsinniger Uebermuth erscheinen, wenn wir nicht bedenken, daß nach persischem Volksglauben der König die sichtbare Macht der Gottheit darstellte, weshalb er die feindseligen Elemente bestrafen durfte. Da wurde geschwind eine neue Brücke angefangen. Sie bestand aus vielen Hunderten von Schiffen, die durch Anker und Taue befestigt, und mit Balken und Brettern überlegt, auch der Pferde wegen mit einem Geländer versehen waren. In ununterbrochenem Zuge ging nun das Heer in sieben Tagen und sieben Nächten hinüber, und breitete sich in Griechenland aus. Außerdem war auch eine zahlreiche Flotte auf dem Wege nach Griechenland, um Athen von der Seeseite anzugreifen.

Die Annäherung des furchtbaren Perserheeres erweckte in Griechenland sehr verschiedene Empfindungen. Die nördlichen Länder, die zuerst angefallen wurden (Thracien, Macedonien und Thessalien) suchten sich durch geduldige Unterwerfung zu retten. Die Provinzen des eigentlichen Griechenlands aber sahen mit banger Furcht den kommenden Ereignissen entgegen. Nur Athen hatte Zuversicht, und hier war Themistokles die Seele des Ganzen. Er schickte durch ganz Griechenland von Stadt zu Stadt und ermahnte sie, sich zu rüsten, Mannschaft und Schiffe zu schicken und vor allen Dingen einig zu sein. Viele folgten seinem Rathe, aber hier und da ging man nicht auf seine Rathschläge ein. Endlich wogten die Perser immer näher heran; ohne Widerstand rückten sie vor bis an das eigentliche Griechenland. Da fanden sie den ersten Aufenthalt. Hier führte damals eine einzige befahrene Landstraße durch das Gebirge hindurch, der Paß von Thermopylä. Es war ein ziemlich langer, aber enger Weg; an der engsten Stelle konnte nur ein Wagen fahren. Auf der einen Seite stieg eine hohe Felswand empor, auf der andern war ein tiefer Morast, der

bis zum Meere reichte. Hier hatte sich ein kleines Heer von 8000 Mann aufgestellt, meist Peloponnesier, unter ihnen 300 auserlesene Spartaner mit ihrem Könige Leonidas: denn Wenige konnten hier ein ganzes Heer aufhalten. Da brausten die Perser heran; die Spartaner aber freuten sich auf den Kampf wie auf einen Festtag. Sie schmückten sich das Haar, bekränzten sich und erwarteten den Angriff. Noch zögerte Xerxes, denn er konnte es sich nicht als möglich denken, daß ein solches Häuflein wirklich Widerstand wagen würde, und ließ ihnen vier Tage zur Besinnung Zeit. Nach deren Verlauf befahl er den Angriff. Der erste persische Haufen wurde gleich zurückgeschlagen, einem zweiten ging es nicht besser. Selbst die sogenannten Unsterblichen, die Auserlesensten im persischen Heere, setzten vergebens an, auch sie deckten mit ihren Leibern den Wahlplatz. Xerxes sah von fern zu und stampfte mehrmals vor Unwillen auf den Boden. Am folgenden Tage ließ er wieder neue Truppen anrennen; vergebens! Die Spartaner standen wie die Mauern, und ganze Hügel von persischen Leichen lagen schon vor ihnen. Schon hofften sie, den Persern die Lust, weiter einzudringen, verleidet zu haben, als sie mit einem Male die erschütternde Nachricht erhielten, daß sie vom Feinde umgangen wären und daß dieser bald in ihrem Rücken erscheinen würde. Es war nämlich ein griechischer Verräther — Ephialtes hieß der schändliche Mensch — zu Xerxes gekommen und hatte sich für eine Belohnung anheischig gemacht, auf einem einsamen Fußwege, den nur die Umwohner kannten, über das Gebirge Oeta einen Haufen Perser zu führen. Wer war froher als Xerxes! In einer stillen Nacht stieg ein tüchtiger Haufen persischer Krieger, von dem Verräther geführt, über das steile Gebirge. Was sollten die Griechen thun? Leonidas rieth ihnen, sich geschwind zurückzuziehen, so lange es noch Zeit sei; er aber wollte mit seinen 300 Spartanern bleiben, und diesen schlossen sich 1100 gleichgesinnte Thespier und andere Griechen an. Sie hielten es für schändlich, den ihnen anvertrauten Posten zu verlassen und wollten lieber in den Tod gehen. Wüthend fiel Leonidas an der Spitze dieser tapfern Schaar die Perser selbst an, tödtete eine überschwengliche Menge und fand den gesuchten Tod. Indessen traf der über das Gebirge gezogene Haufen im Rücken der Spartaner ein und ein wilder Kampf tobte nun an beiden Eingängen des Passes. In fürchterliche Enge zusammengekeilt, schlugen die Spartaner heldenmüthig um sich herum und fielen endlich alle, von der

Menge erdrückt; keiner, ohne viele Feinde getödtet zu haben. Ephialtes aber erhielt den verdienten Lohn; er wurde bald nachher von einem Griechen erschlagen.

Unaufhaltsam fluthete der Strom der Perser über die Leichen der heldenmüthigen Schaar hinweg durch den Paß hindurch in das eigentliche Griechenland. Städte und Dörfer gingen in Rauch auf, und wer ihnen in die Hände fiel, wurde ermordet. In Athen erwartete man sie jeden Tag, und Alles machte sich auf die Flucht. Greise, Weiber und Kinder suchten theils auf der gegenüberliegenden Insel Aegina, theils im Peloponnes einen Zufluchtsort; die streitbare Mannschaft aber ging zu Schiffe; denn das Orakel hatte ja selbst verlangt, sie sollten sich hinter hölzernen Mauern vertheidigen. Ohne Themistokles wäre indessen nicht viel geschehen; denn Einer wollte dies, der Andere jenes. Er aber lief bald zu dem Einen, bald zu dem Andern, bat hier, drohte oder überredete dort, und wußte immer den besten Rath, wenn alle übrigen den Kopf verloren. Kaum waren auch die Athener auf der Flotte eingeschifft, so geschah es, daß die Perser in ihre Stadt einzogen, Häuser und Tempel ausplünderten, die Besatzung auf der Burg (Akropolis), die erstiegen wurde, ermordeten und endlich alle Gebäude im Feuer aufgehen ließen. Aber Themistokles tröstete: es sei nichts verloren, wenn man nur der Knechtschaft entflöhe und Einigkeit und Vaterlandsliebe treu bewahrte; das Uebrige könnten die Götter leicht wiedergeben.

Die Halbinsel, auf welcher Attika mit Athen liegt, bildet mit dem Peloponnes einen breiten, tiefen Meerbusen (den saronischen), der bis zum Isthmus hinreicht. In ihm liegt außer Aegina eine kleinere Insel, Salamis, Athen schräg gegenüber. Hier versammelte der thätige Themistokles die Schiffe aller griechischen Staaten. Er hatte die Absicht, in diesen Gewässern, die ihm so gut bekannt waren, der persischen Flotte eine Seeschlacht zu liefern. Aber dafür stimmten die andern griechischen Anführer nicht, und als sie gar hörten, daß das persische Landheer von Athen nach dem Isthmus vorrückte, wollten sie alle auf der Stelle fort. Denn quer über den Isthmus hatten die Peloponnesier eine lange Mauer gezogen, hier ihre Landmacht versammelt, und so hofften sie wenigstens den Peloponnes vor den Persern retten zu können. Themistokles verlachte diese thörichte Ansicht; aber seine Bitten und Vorstellungen, daß sie ja erst recht dem Feinde gewonnenes Spiel gäben, wenn sie auseinander liefen, halfen nichts. Da verfiel er

auf eine List, die trefflich gelang. Er schickte einen treuen Diener zum Xerxes und ließ ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit sagen: insgeheim sei er schon lange sein Freund gewesen und möchte ihm gern die griechische Flotte in die Hände spielen, darum melde er ihm jetzt, daß am folgenden Morgen die Flotte auseinandergehen wolle. Wenn er also sie anzugreifen und zu zerstören Lust habe, so müsse er noch in dieser Nacht sie umzingeln; dann könne ihm kein Schiff entrinnen. „Gut!“ dachte Xerxes, „das soll geschehen!“ — und schnell befahl er seinen Schiffen, einen großen Kreis um die griechische Flotte zu ziehen, die sich nun schlagen mußte, wie es Themistokles gewollt hatte. Noch wußte dieser nicht, ob seine List gelungen sei; da sah er am andern Morgen ein Schiffchen schnell auf die griechische Flotte zugerudert kommen, und es stieg ein Mann zu ihm an Bord, den er alsbald für — Aristides erkannte. Der brave Mann hatte sich bisher auf einer griechischen Insel (Euböa) aufgehalten; aber da jetzt Athen so bedrängt war, hatte man ihn zurückgerufen. Er hatte ein Schiff bestiegen und kam bei der Flotte der Athener an, die ihn schon lange zurückgewünscht hatten. „Nun,“ sprach er zum Themistokles, „soll kein Streit mehr unter uns sein, als der, wer von uns dem Vaterlande am meisten nützen kann.“ — Auch brachte er ihm die erste Nachricht, daß die persischen Schiffe jeden Ausgang versperrt hätten. Themistokles freute sich und machte schnell seine Anstalten zur Schlacht.

Alle Griechen, da sie sahen, daß sie nicht mehr entweichen könnten, fanden ihren alten Muth wieder und gingen freudig dem Feinde entgegen. Das war eine große blutige Schlacht, — die Schlacht bei Salamis, 480 vor Christus. In einem ungeheuern Bogen segelten die Perser herbei; aber eben ihre große Menge war ihr Unglück. Denn nachdem Griechen und Perser eine Zeit lang wie Verzweifelte gegeneinander gekämpft hatten, wurden sie zurückgedrängt; die hintersten aber drängten nach, und nun entstand in dem engen Gewässer eine ungeheuere Verwirrung, bei welcher die Griechen mit ihren kleineren und gewandten Schiffen recht gut fortkamen, die persischen Schiffe aber großentheils in den Grund gebohrt wurden. Ungeheuer war der Verlust der Perser; das Meer war mit Schiffstrümmern und schwimmenden Menschen bedeckt, die sich an die athenische Küste zu retten suchten, aber meist von den Griechen aufgefangen wurden. Xerxes selbst saß auf einem hohen Felsen am Ufer, um Zeuge des großen Sieges

seiner Flotte zu sein. Er hatte sich mit Schreibern umgeben, welche die Großthaten der Perser aufzeichnen sollten. Als er seine Soldaten fliehen und der Vernichtung preisgegeben sah, überfiel ihn eine Angst, die griechischen Schiffe möchten nun nach dem Hellespont eilen, und ihn nicht wieder nach Asien zurücklassen. Geschwind brach er daher auf und floh zurück, und um ihn noch schneller aus Europa zu jagen, ließ Themistokles ihn durch jenen vertrauten Diener wissen, daß die Griechen sich eben aufmachen würden, ihn abzuschneiden. Auf einem leichten Fischerkahne setzte er über den Hellespont, er, der vor vier Monaten mit Hunderttausenden von Menschen stolz über dasselbe Wasser nach Griechenland gezogen war. Themistokles aber genoß die unaussprechliche Freude, sein Vaterland gerettet zu sehen; die schönste Belohnung erhielt er, wie er selbst sagte, einige Jahre darauf, als er bei den olympischen Spielen erschien und Alle von den Kämpfern und den Spielen weg allein nach ihm sahen, und Einer dem Andern sagte: „Sieh, da ist Themistokles!“

Xerxes war nun zwar glücklich aus Griechenland herausgeschlagen; aber er hatte ein Heer von 300,000 Mann unter seinem Schwager Mardonius in Thracien (nördlich von Griechenland) zurückgelassen, welches den Griechen noch immer Besorgnisse einflößen konnte. Von dieser Sorge wurden sie aber schon im folgenden Jahre glücklich befreit, indem ein griechisches Heer unter Aristides und dem Spartaner Pausanias die Perser, die eben wieder gegen das kaum wiederaufgebaute Athen anrückten, bei Platää in Böotien recht tüchtig schlug, 479. Zugleich war die griechische Flotte nach der Westküste Kleinasiens gegangen, hatte auch hier die Perser beim Vorgebirge Mykale besiegt und die Jonier von der persischen Herrschaft befreit.

Mit welcher Ruhe hätte sich nun Griechenland der Freiheit und des schönen Ruhms freuen können, wäre nicht jetzt der Geist der Eifersucht und des Bürgerzwistes erwacht. Aber Athen, welches unstreitig das Meiste, besonders zur See in dem Perserkriege gethan hatte, nahm sich immer mehr heraus, und es war nicht zu verkennen, daß es eine Art von Oberherrschaft in Griechenland ausüben wollte; vorzüglich schien der unternehmende Themistokles es sich nun einmal vorgesetzt zu haben, Athen zur ersten Stadt Griechenlands zu machen. Er betrieb nicht nur den eiligen Aufbau der Stadt, sondern auch einer hohen Mauer um Athen, nicht allein gegen die Perser, wenn diese ja einmal wiederkämen, sondern gegen

die andern Griechen. Darüber wurden die Spartaner eifersüchtig, schickten Gesandte nach Athen und ließen fragen, was denn die Mauer bedeuten sollte? Dennoch überlistete sie der schlaue Themistokles. Er hielt sie mit freundlichen Worten hin, bis die Mauer in größter Eile vollendet war; dann sagte er ihnen: „Was wir hier bei uns beschließen und machen, ist allein unsere Sorge.“ — Darüber waren nun die Spartaner sehr unwillig; sie mußten aber jetzt schweigen und sparten ihre Rache bis auf gelegenere Zeit auf.

23. Perikles. — Phidias. — Aspasia. 444.

Aber nicht nur zwischen den einzelnen griechischen Staaten gährten Eifersucht und Neid; auch in Athen selbst standen feindliche Parteien einander gegenüber und bekämpften sich, wie es in demokratischen Republiken fast immer der Fall zu sein pflegt. Auch der thätige Themistokles entging nicht lange der Verfolgung seiner Feinde. Wie konnte es ihm an Feinden fehlen, da er sich großen Ruhm erworben hatte und das Volk in und außer Athen mit Auszeichnung von ihm sprach? Schon gleich nach Vertreibung der Perser wurde er von Denen, die in Athen das große Wort außer ihm führten, auf alle Weise zurückgesetzt und beim Volke verdächtig gemacht. „Hütet euch vor Themistokles!“ hieß es, „er will König von Athen werden!“ — Ja, man war ungerecht und undankbar genug, ihm endlich Schuld zu geben, daß er Griechenland an den Perserkönig verrathen wolle! — Zuletzt unterlag er den Verleumdungen seiner Feinde, und das irregeleitete Volk — verbannte ihn aus dem Vaterlande. Wohin sollte er gehen? Ueberall hatte er Feinde; die Spartaner hatten ihm die Einrichtung der athenischen Mauer nicht vergessen. Zuerst ging er nach Argos; aber bald erschienen hier athenische und spartanische Gesandte, um ihn einzufangen und vor Gericht zu stellen. Zeitig gewarnt, flüchtete er nach der Insel Korcyra (Corfu); aber auch hier ließ man ihm nicht lange Ruhe. Nach langem Umherirren nahm ihn endlich — der König von Persien auf. Xerxes war zwar schon todt; aber sein Sohn Artaxerxes Langhand (467—424) gab ihm in Kleinasien eine Freistatt. Hier hat er mehrere Jahre gelebt, und soll sich endlich vergiftet haben, weil der König heftig in ihn drang, die Perser gegen Griechenland anzuführen. Aber er wollte lieber sterben, als gegen sein geliebtes Vaterland fechten. So lohnte Griechenland seinen edelsten Männern! — In demselben

Jahre starb auch Aristides, der seinem Vaterlande bis zu seinem Tode in den angesehensten Aemtern gedient hatte. Er hinterließ kein Vermögen, aber den Ruhm der strengsten Rechtschaffenheit. Er war so arm, daß man auf öffentliche Kosten ihn begraben und seine Töchter ausstatten mußte. — Also zwei große Männer hatte Athen in Einem Jahre verloren.

Aber wie gesagt, es hatte das große Glück, daß es ihm nie an tüchtigen Männern fehlte. So auch jetzt. Kaum war Themistokles verbannt, so standen schon mehrere Andere (z. B. Cimon, des Miltiades Sohn) auf, von denen immer Einer den Andern zu verdrängen suchte, und gerade diese Eifersucht brachte sie dahin, alle ihre Kräfte anzuspannen und Alles zu leisten, was sie nur vermochten. Vor Allen aber leuchtete Einer hervor, ein Mann von vornehmer Geburt, großen Reichthümern, herrlichen Talenten, der feinsten Bildung und ungemessenem Ehrgeize — Perikles. Er übte solchen Einfluß auf seine Zeitgenossen aus, daß man nach ihm seine Zeit das Jahrhundert des Perikles zu nennen pflegt. Denn ohne König zu sein oder überhaupt den Namen eines Alleinherrschers zu führen, lenkte er das Volk, wie er wollte. Seine Beredtsamkeit war von unwiderstehlicher Kraft. Besonders hat er das Verdienst, die Stadt Athen recht eigentlich verschönert, mit herrlichen Gebäuden und Bildsäulen bereichert und überhaupt den verfeinertsten Kunstgeschmack eingeführt zu haben. Darin wurde er aber ganz trefflich unterstützt durch den größten Baukünstler und Bildhauer, den Griechenland je gehabt, den Phidias. Dieser wurde nicht allein für Athen beschäftigt, sondern wo nur irgend ein schöner Tempel stand, wollte man von ihm eine Bildsäule gemacht haben. Unter ihm arbeitete eine Menge tüchtiger Künstler, aber alle verdunkelte er durch seinen Ruhm. Schade, daß wir von seinen Werken fast Nichts mehr übrig haben; schon die bloße Beschreibung derselben setzt uns jetzt noch in Erstaunen. Von den vorzüglichsten hier nur etwas! In dem heiligen Haine von Olympia (Seite 86) hatten die Anwohner einen schönen Tempel gebaut, ein längliches Viereck, ringsum mit einem Säulengange umgeben, Alles von köstlichem, weißen Marmor. Für diesen Tempel, der dem Zeus geweiht war, sollte nun Phidias eine Bildsäule machen, und dies gelang ihm über alle Erwartung. Sein Zeus saß auf einem Throne und war von kolossaler Gestalt; mindestens 40 Fuß erreichte die Höhe der Statue. Der Körper war aus Elfenbein so künstlich zusammengesetzt, daß man die Fugen nicht

bemerken konnte. Auf dem Kopfe sah man eine goldene Krone; das Gewand war aus Gold und Figuren von Thieren und Blumen darauf gegraben; ebenso die Kopf- und Barthaare und die Sandalen. Der Thron bestand aus Gold, Elfenbein und Ebenholz. Auf den Seiten und auf dem Fußgestell waren mehrere mythologische Vorstellungen aufs künstlichste dargestellt. In der einen Hand trug der Gott eine Siegesgöttin, in der andern einen goldenen Scepter. Aber das Bewunderungswürdigste war der Ausdruck des Gesichts, die stille Majestät, die auf der Stirne thronte und, nach den alten Berichten, Alles zur stillen Anbetung fortriß.*) Der Künstler wurde, so erzählt man, als er sein Werk zum ersten Male ganz fertig betrachtete, von der göttlichen Würde in den Gesichtszügen so ergriffen, daß er vergaß, daß es ein Bild und sein Bild sei, und anbetend auf die Kniee niedersank. — In Delphi stand ein herrlicher Apollo von ihm. In Athen selbst erbaute er ein großes rundes Gebäude, das Odeon, wo musikalische Wettstreite abgehalten wurden. Aber sein herrlichstes Werk war das Parthenon in Athen und die Bildsäule der Athene, die es umschloß.

In Athen war nämlich auf einem Berge die sogenannte Burg, dieselbe, wo Cekrops sich zuerst angebaut hatte. Diese wurde nun so verschönert, daß selbst die Ruinen jetzt noch die Bewunderung jedes Reisenden auf sich ziehen. Eine hohe Treppe von weißem Marmor, breiter, als unsere breitesten Straßen, führte von der Stadt aus hinauf. Welch ein Anblick, wenn man in die Straße einlenkte, die dahin führte, und plötzlich vor dem erstaunten Auge die ungeheuere, glänzende Treppe sich erhob! War man oben angelangt und wandte man den Blick rückwärts, so lag zu den Füßen die große Stadt mit ihrem unendlichen Gewimmel, etwas weiter die drei Häfen mit einem Walde von Mastbäumen, und endlich das Meer mit den berühmten Inseln Salamis und Aegina, dahinter in äußerster Ferne die Berge des Peloponnes. Dann trat man ein in ein großes marmornes Säulenthor mit fünf Durchgängen, an welches rechts und links große Flügelgebäude stießen. Das links war ein Tempel der Siegesgöttin; rechts aber war eine lange weite Säulenhalle, Alles aus großen weißen Marmorquadern. Hier hingen in langen Reihen Gemälde, die großen Thaten der Athener vorstellend; hier sah man die Zerstörung Troja's, des

*) S. meine Mythologie für höhere Töchterschulen S. 43, wo auch die verschiedenen Säulenordnungen erklärt sind.

Theseus Großthaten, die Schlacht bei Marathon, in welcher die Helden der Athener nach dem Leben dargestellt waren und viele andere. Hier gingen gern die atheniſchen Jünglinge umher, und der Anblick der Thaten der Vorfahren munterte ſie zu ähnlichen Kraftanſtrengungen auf. War man hiermit fertig, ſo kam man durch das erwähnte fünffache Thor, die Propyläen, auf einen großen Platz, auf dem vor Allem das berühmte Parthenon, des Phidias Meiſterſtück, hervorragte. Dies war ein Tempel der Athene, aus weißem Marmor in länglicher viereckiger Geſtalt gebaut. Inwendig ſtand die herrliche Bildſäule der Göttin, auch durch des Phidias Kunſt aus Gold und Elfenbein; Alles an ihr war mit der feinſten Kunſt ausgearbeitet, auf ihrem Schilde z. B. eine Schlacht dargeſtellt, in welcher er auch ſein und des Perikles Bild verewigt hatte. Sie war mit einem äußerſt koſtbaren Gewande aus dem feinſten Golde bekleidet, welches an- und abgenommen werden konnte, und etwa auf 50,000 Thaler geſchätzt wurde. Sie ſtand noch mehrere Jahrhunderte, iſt aber endlich, eben ſo wie die andern Werke des Phidias, man weiß nicht, ob durch die Barbarei der Römer oder eines andern Volkes, geraubt oder durch Erdbeben verſchüttet worden.*) — Eine andere noch weit höhere Bildſäule der Athene ſtand auf demſelben Felſen, auf deſſen höchſter Spitze. Ihr langer Speer, ihr mächtiger Helm und alle Formen an ihr waren ſo ungeheuer groß, daß man ſie ſchon fünf Meilen weit erkannte; ein Wahrzeichen für Athen.

Aber nicht Perikles, Phidias und die andern Meiſter allein hatten den feinen Sinn für die Kunſt. Das ganze atheniſche Volk nahm lebhaften Antheil daran und unterſtützte dadurch die Bemühungen jener. Als Phidias die Anfertigung der Bildſäule der Athene für das Parthenon übernahm, wollte er anfangs ſie aus weißem Marmor bilden; „denn," ſagte er, „da koſtet ſie euch nicht ſo viel wie von Gold und Elfenbein." — „Nein, nein!" rief gleich das ganze Volk, „mache ſie nur aus den koſtbarſten Stoffen!" — Ein andermal legte Perikles die Rechnungen für die großen Bauten dem Volke vor; aber dieſes murrte über die großen Ausgaben und verlangte, daß Manches unterbleiben ſolle. „Nein!" rief Perikles,

*) S. Mythologie für höhere Töchterſchulen S. 95. — Das Parthenon ſtand noch das ganze Mittelalter hindurch; es wurde als chriſtliche Kirche benutzt. Bei einer Belagerung Athens durch die Venetianer im Jahre 1687 wurde es zerſtört. Nur einzelne Theile ſind noch vorhanden.

„das geht nicht an! Was angefangen ist, muß auch vollendet werden; aber wenn das Alles euch zu kostbar ist, so werde ich es aus meinem Vermögen vollenden; doch, das sage ich euch, dann lasse ich auch über jedes dieser Gebäude meinen Namen setzen." — „Nicht doch!" rief wieder das ganze Volk, „so laß nur bauen; wir wollen es schon bezahlen." — Auch darin erscheint Perikles merkwürdig, daß er sich in mancher Beziehung über den Aberglauben jener Zeit wegsetzte. Einst schiffte er sich ein, um gegen die Feinde einen Zug zu unternehmen, als — eine Sonnenfinsterniß einfiel. Das hielt man für ein sehr schlimmes Zeichen, und der Steuermann war in sichtlicher Bestürzung. Nur Perikles stand ruhig da. Er nahm seinen Mantel, warf ihn über den Kopf des Schiffers und fragte ihn: „Siehst du jetzt etwas?" — „Nein?" — „Hältst du das für ein böses Zeichen?" — „Keineswegs!" — „Nun also! und doch was für ein Unterschied ist zwischen meinem Mantel und dem Monde, als daß dieser größer ist?"

Dieser bewundernswürdige Mann hat an vierzig Jahre Athen beherrscht, nicht durch Tyrannei, sondern durch Anwendung seiner großen Beredtsamkeit und Gerechtigkeit. Dennoch entging er dem Neide seiner Feinde und der Undankbarkeit seiner Mitbürger nicht. Er theilte das Loos fast aller großen Männer Athens. Um ihn zu kränken, griffen sie erst seinen Freund Phidias an und gaben ihm Schuld, er habe von dem zu seiner Athene bestimmten Golde etwas unterschlagen. Da Perikles aber zeigte, daß das nicht möglich sei, machten sie ihm daraus ein Verbrechen, daß er sein und des Perikles Bild unter den Kämpfenden auf dem Schilde der Athene angebracht hätte. So albern es nun auch war, ihn deshalb vor Gericht zu belangen, so konnte ihn doch selbst die Beredtsamkeit des Perikles nicht retten. Der herrliche Künstler, dem Athen so viel verdankte, wurde ins Gefängniß geworfen, aus dem er nicht wieder herausgekommen ist!*) —

Perikles erlebte es noch, daß ein 27jähriger blutiger Krieg ausbrach, den fast alle griechischen Staaten, vor allen aber Sparta, gegen Athen führten. Man nennt ihn den peloponnesischen Krieg. Da es den Athenern anfangs nicht nach Wunsche ging,

*) Die berühmtesten Künstler aus dieser Periode und der nächstfolgenden Zeit sind: Phidias, Polyklet (Kolossalbild der Hera oder Juno zu Argos); Myron, berühmter Erzbildner (die eherne Kuh); Skopas, Praxiteles, Lysippus.

schoben sie alle Schuld auf Perikles, nahmen ihm seine Feldherrnwürde und legten ihm gar eine Geldstrafe auf. Es war, als wenn sich Alles vereinigte, um zu versuchen, ob seine große Seele nicht erdrückt werden könnte; denn es brach um diese Zeit eine verheerende Pest in Athen aus. Seine nächsten Verwandten, seine liebsten Freunde, seine treuesten Anhänger starben vor seinen Augen dahin. Schon hatte er fast alle seine Kinder begraben, da ergriff die Krankheit auch seinen einzigen, letzten Sohn. Auch ihn sah der unglückliche Vater hinaustragen. Alle Unglücksfälle hatte er mit männlicher Standhaftigkeit ertragen; aber dieser Schlag drückte ihn ganz zu Boden. Vergebens kämpfte er gegen seinen Schmerz und seine mit Gewalt hervortretenden Thränen. Die Athener, die den gethanenen Schritt gleich darauf bereut hatten, wählten ihn um diese Zeit wieder zum Feldherrn; aber der Schmerz hatte schon sein Herz gebrochen. Die Krankheit ergriff auch ihn und machte seinem unruhigen Leben ein Ende, 429 vor Christus.

Wir können den Perikles nicht verlassen, ohne noch seiner Frau, der berühmten Aspasia zu erwähnen, die auf die Lebensweise der atheniſchen Frauen einen so verderblichen Einfluß gehabt hat. Bis dahin hatten diese eine sehr einfache und zurückgezogene Lebensart geführt. Auf die Erziehung der Mädchen wurde freilich gar keine Sorgfalt verwendet; ja, wenn sie nur sticken, spinnen und weben konnten, wurden sie als hinlänglich gebildet angesehen. So ganz ununterrichtet wurden die armen Mädchen verheirathet, ohne einmal vorher Den gekannt zu haben, dem die Aeltern sie vermählten. Von seiner Frau verlangte der Athener weiter nichts, als daß sie ihm treu diente und die Oberaufsicht im Hause führte. Unterhaltung konnte ein gebildeter Mann natürlich bei seiner ungebildeten Frau nicht finden; er bekümmerte sich daher weiter nicht um sie und trieb seine Geschäfte außer dem Hause. Freundin und Rathgeberin konnte eine atheniſche Frau ihrem Mann nicht sein, weil sie ihm in Allem zu sehr nachstand, und so fiel also bei den Athenern ganz das schöne häusliche Verhältniß weg, das wir bei uns in allen solchen Ehen finden, wo Mann und Frau eine ähnliche Bildung haben und sich gegenseitig achten können. Während nun die Männer blos Männergesellschaften aufsuchten, saßen ihre Frauen daheim unter ihren Kindern und Sklavinnen, schminkten sich wohl auch zum Zeitvertreib mit rother und weißer Farbe und bemalten sich die Augen. Das Ausgehen der Frauen war in Athen nicht gewöhnlich; eine Frau auf der Straße war ein ungewohnter An-

blick und erschienen sie ja einmal bei besondern Veranlassungen, so wurden sie genau beobachtet und jede Kleinigkeit ihnen übel ausgelegt. So war es bei verheiratheten und unverheiratheten, und durch diese Abgeschiedenheit und die verächtliche Behandlung, die sie erfuhren, mußte der edlere Sinn in ihnen immer mehr getödtet und die Entwickelung ihres Verstandes zurückgehalten werden.

Das war freilich Alles nicht gut; aber bald wurde es noch schlimmer. Zu Perikles' Zeit kam aus Milet in Kleinasien eine sehr schöne und geistreiche Frau nach Athen, Aspasia. Sie war ganz anders als die athenischen Frauen; sie hatte feinen Witz, lebhaftes Gefühl, Gewandtheit im Umgange, und wußte über Dinge, von denen die andern Frauen nichts verstanden, selbst über Staatsangelegenheiten mit Verstand stundenlang zu sprechen. Kein Wunder, daß die gebildetsten Griechen die neue Erscheinung anstaunten, und die ersten Staatsmänner und Philosophen (auch Sokrates) in ihrem Umgange Vergnügen fanden, während sie bisher zu Hause bei ihren Frauen sich hatten langweilen müssen. Der anziehende Umgang der Aspasia machte bei manchen Männern und Vätern den Wunsch rege, daß ihre Frauen und Töchter doch auch so liebenswürdig sein möchten. Sie baten sie also, diese in die Lehre zu nehmen, und bald sah man die schöne Frau umgeben von einem Kreise junger Frauen und Mädchen, die von ihr in der Kunst zu gefallen unterwiesen wurden und mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihre Vorschriften horchten. Aspasia lehrte sie, wie sie am zierlichsten das Gewand in Falten schlagen, wie sie am geschmackvollsten die Haare ordnen, wie am geschicktesten die Füße setzen müßten, um dadurch den Beifall der Männer zu erlangen. Indem Aspasia so auf die Liebenswürdigkeit in äußeren Formen den größten Werth legte, hat sie durch Beispiel und Lehre unsäglich geschadet. Wenn auch einzelne griechische Frauen durch Verstand glänzten, so blieben doch die meisten blos bei der Bildung des Aeußern stehen und ergaben sich immer mehr der Gefallsucht und Eitelkeit. Ihr Hauswesen ekelte sie an, und statt, wie bisher, in anspruchsloser Beschränktheit demselben vorzustehen und wenigstens äußern Anstand zu beobachten, mischten sie sich nun in die Männergesellschaften und verloren das Gefühl für weibliche Tugend und zarte Sitte. Bei dem Allen wurde Aspasia als ein Wunder von Liebenswürdigkeit angestaunt, und Perikles hielt sie nicht für zu gering, sich mit ihr zu vermählen. Durch ihren ausnehmenden Verstand wußte sie sich in seiner Liebe zu erhalten, und nicht selten

begehrte selbst er ihren Rath in Staatssachen. Die Vornehmsten und Weisesten bildeten ihren Hof und horchten ihrer geistreichen Unterhaltung.

24a. Alcibiades. — Sokrates. 420.

Die verschiedenen Vorfälle und Schlachten des 27jährigen peloponnesischen Krieges wollen wir hier nicht erzählen, sondern nur so viel sagen, daß er zum großen Schaden der Athener endigte, und daß seitdem dieses sonst so angesehene Volk sich nicht wieder recht hat erholen können. Während des Krieges glänzten zwei Männer vorzüglich, die beiden Athener Alcibiades und Sokrates, freilich auf sehr verschiedene Weise.

Alcibiades war von vornehmer Familie und vom Glücke und von der Natur sehr begünstigt. Seine Aeltern hatten ihm ein großes Vermögen hinterlassen und die Natur ihm einen Empfehlungsbrief gegeben, der überall gilt: einen schönen Körper und ein angenehmes, äußerst gewandtes Wesen. Aber dabei war er ein höchst leichtsinniger, eitler, dem Vergnügen ergebener Mensch. Schon als Knabe machte er eine Menge leichtfertiger Streiche, zeigte aber bei dem Allen eine gewisse Größe der Seele und kühnen Muth. Einmal würfelte er als Knabe mit andern seines Gleichen auf der Straße. Da kam ein Wagen gefahren: Alcibiades rief dem Fuhrmann zu, er möchte etwas anhalten, bis das Spiel vorüber sei. Dieser aber fuhr immer zu und alle Knaben sprangen auf die Seite. Nur Alcibiades nicht; er warf sich gerade vor die Pferde hin. „Nun, Fuhrmann, fahre zu," rief er, „wenn du Herz hast!" — Natürlich hielt der Fuhrmann die Pferde an und lenkte endlich um. Als Alcibiades endlich größer wurde, fehlte es auch nicht an losen Streichen, und ganz besonderes Vergnügen war es für ihn, wenn die Leute recht viel von ihm sprachen. Täglich nahm er sich Dinge heraus, die jedem Andern übel bekommen wären, die man ihm aber durchließ, weil man seinen Muthwillen einmal kannte. Einst ging er zu einem Sprachlehrer und fragte ihn: „Hast du keins der Gedichte Homers?" Als der Gefragte mit Nein antwortete, gab ihm Alcibiades eine Ohrfeige und ging fort. — Ein ander Mal wettete er mit andern jungen Leuten, er wolle einem angesehenen Manne in Athen, dem Hipponikus, auf öffentlichem Markte eine Ohrfeige geben. Am andern Morgen war er auf dem Markte. Da kam Hipponikus gegangen. Geschwind ging

ihm Alcibiades entgegen und gab ihm eine Ohrfeige. Der Mann wußte nicht, wie ihm geschah, und ging bestürzt nach Hause, und Alle, die es gesehen hatten oder davon hörten, schalten den Thäter als einen abscheulichen Menschen. Dieser aber ging den folgenden Tag zum Hipponikus ins Haus, entblößte seinen Rücken und bat den Mann, ihn nun recht tüchtig für die gestrige Beleidigung abzustrafen; er hätte es ja thun müssen, um die Wette zu gewinnen. Der alte Mann lachte, verzieh ihm und gewann ihn endlich so lieb, daß er ihm gar seine Tochter zur Frau gab. Aber für ein solches Verhältniß war der Wildfang nicht. Er bekümmerte sich so wenig um sie, daß ihr endlich die Geduld riß und sie auf den Markt ging, um dem Richter den Scheidebrief zu übergeben. Eben ging auch ihr Mann über den Markt. „Sieh einmal!" sagte ihm Jemand, „da steht ja deine Frau!" Alcibiades lief hin, faßte sie um den Leib und trug sie, unter dem Gelächter der Zuschauer, nach Hause. — Als ihn eines Tages ein reicher Mann zu Gaste lud, sagte er es ab und machte sich indessen bei sich selbst mit seinen Freunden lustig. Plötzlich sprang er auf, rief einen armen, aber braven Mann herbei und ging mit diesem und seinem Sklaven zu jenem Reichen. Hier stellte er sich in die Thüre und befahl dem Sklaven, die Hälfte der auf der Tafel stehenden goldenen und silbernen Trinkgefäße abzuräumen und sie in die Wohnung des Armen zu tragen. „Aber wie kannst du das erlauben?" fragten die Gäste den Wirth. — „Warum nicht?" antwortete dieser; „er könnte mir ja Alles nehmen; ich kann daher froh sein, daß er mit der Hälfte zufrieden ist."

Einmal kaufte er sich einen sehr schönen Hund für fast 900 Thaler. Nachdem die Leute genug darüber gesprochen hatten, schnitt er ihm den Schwanz ab, der ihm besonders schön ließ. „Wie Schade!" sagte einer seiner Freunde; „alle Leute reden darüber und tadeln dich!" — „So?" antwortete Alcibiades; „das wollte ich ja eben!" — Als er ein ander Mal über den Markt ging, sah er einen großen Zusammenlauf. „Was giebt's?" fragte er. Man sagte ihm, es theile ein reicher Mann Geld unter das Volk aus. Geschwind ließ er sich von Hause einen Geldsack holen und fing auch an auszutheilen. Es läßt sich denken, daß er bald von einer Volksmasse umgeben dastand. Darüber vergaß er aber eine Wachtel, die er unter dem Rocke hatte, und die nun Luft bekam und davonflog. Alles lief nun wieder mit großem Geschrei dem Vogel nach, bis ein Steuermann ihn endlich erhaschte. So

etwas war des Alcibiades Hauptluſt. Bei Schmauſereien, Luſtbarkeiten und Schlägereien war er immer der Erſte und ſein Aufwand war ungeheuer. Obgleich der Purpur damals ſo theuer war, daß man ihn mit Golde aufwog und daß nur Könige ſich darin kleideten, ſo ließ er ſich doch einen Purpurmantel machen, mit dem er über den Markt hin ſtolzirte, und eine lange Schleppe folgte ihm nach. Sein Schild war von Gold, und man rechnete es ihm als eine beſondere Weichlichkeit an, daß er ſein Bette, wenn er über die See fuhr, in Riemen aufhängen ließ, um ſanfter zu ſchlafen. Kurz, es verging nicht leicht ein Tag, wo man nicht von Alcibiades irgend etwas zu erzählen gehabt hätte. Aber dennoch war er der Abgott des Volkes; denn er theilte oft Geſchenke aus, gab köſtliche Schauſpiele und war ſehr beredt und freundlich gegen Jedermann. Was man Anderen ſehr übelgenommen haben würde, nannte man bei ihm — unſchuldige Jugendſtreiche.

Ein einziger Mann war es, vor dem er Hochachtung hatte und ſich ſchämte. Das war der weiſe Sokrates, ein ſeltener Mann; denn ſo häßlich er auch war, ſo unwiderſtehlich war er doch für Alle, die ihn näher kennen lernten. Früh ſchon hatte er ſeinen ganzen Geiſt auf die Erforſchung der Wahrheit und der Natur der Dinge gerichtet. Unabläſſig dachte er, wenn er allein ging, über die Welt und ihren Urſprung, über die Gottheit, über Unſterblichkeit der Seele, kurz über Alles nach, was dem menſchlichen Geiſte am wichtigſten ſein muß, und kamen dann ſeine Schüler zu ihm, deren er eine Menge hatte, ſo theilte er ihnen ſeine Gedanken mit und aufmerkſam hingen ihre Blicke an den Lippen ihres Lehrers, deſſen Häßlichkeit dann Jeder ſchnell vergaß, wenn er mit hinreißender Beredtſamkeit die Tiefen der Natur und der Weisheit ihnen aufſchloß. Solche Männer, wie er war, nannte man Philoſophen (Freunde der Weisheit). Es gab ihrer viele in Athen. Jeder hatte eine Anzahl Schüler; das waren aber keine Knaben mehr, ſondern wißbegierige Männer, und der Unterricht wurde ſelten in einem beſondern Schulzimmer, ſondern auf Spaziergängen, oft im Gehen, ertheilt. Für die Erlaubniß, einem ſolchen Manne täglich Geſellſchaft leiſten zu dürfen, wurde gewöhnlich eine gewiſſe Summe ein für alle Mal bezahlt. Um nun recht vielen Zulauf zu haben, ſuchten manche dieſer Philoſophen dadurch Schüler anzulocken, daß ſie vorgaben, ſie verſtänden es, ihnen eine ganz beſondere Weisheit mitzutheilen; ſie lehrten, über jeden gegebenen Gegenſtand mit Geiſt zu ſprechen, auf jede Frage

witzig zu antworten, Andern schwer zu lösende Fragen vorzulegen und durch spitzfindige Reden zu verwirren. Sie fragten z. B.: „Nicht wahr, guter Freund, was du noch nicht verloren hast, das hast du noch?“ — Wer über diese Frage nicht nachdachte, antwortete wohl: „Nun freilich! wie sollte ich das nicht haben?“ — Geschwind sagte dann der schlaue Frager: „Nun siehe! Hörner hast du nicht verloren; also — hast du Hörner!“ Solche spitzfindige Scheinphilosophen wurden Sophisten genannt. Hinter ihrer vorgegebenen Weisheit war nicht viel, und Sokrates ärgerte sich über ihr Großthun und über den Leichtsinn, mit welchem sie den Glauben an Tugend und Rechtschaffenheit im Volke zerstörten. Er war dagegen die Bescheidenheit selbst, obgleich selbst das delphische Orakel ihn einmal für den weisesten Mann erklärt hatte. Es hatte nämlich einmal gesagt: „Weise ist Sophokles, weiser Euripides“ (ein paar berühmte Trauerspieldichter jener Zeit), aber aller Menschen weisester ist Sokrates.“ — Sokrates lächelte. „Wißt ihr,“ sprach er zu seinen Schülern, „worin meine Weisheit besteht? Ich weiß, daß ich nichts weiß; jene Sophisten aber glauben, daß sie etwas wissen und wissen doch auch nichts.“ — Ein ganz vorzügliches Talent besaß er darin, durch einzelne Fragen Andere selbst auf Das zu leiten, was er lehren wollte, und dann die Fehler der Menschen auf eine feine Weise lächerlich zu machen. Daß er sich dadurch auch manche Feinde machte, läßt sich leicht denken, aber ihre Verfolgungen machten auf den weisen Mann keinen Eindruck; er war viel zu vernünftig, als daß er sich hätte ereifern sollen, und in der That ist seine Seelenruhe bei allen Unannehmlichkeiten bewunderungswürdig. So ging er einmal mit seinen Schülern über die Straße, und es begegnete ihm ein Mensch, den er kannte, und deshalb grüßte. Der Mensch mochte aber den Sokrates nicht leiden können; kurz, er dankte ihm nicht. „Aber, lieber Sokrates,“ sagten die Schüler, „warum grüßest du auch einen solchen unhöflichen Menschen?“ — „Nun,“ war die Antwort, „wollt ihr denn, daß ich eben so grob sein soll?“ — Ein ander Mal kam ihm ein anderer ungeschliffener Mensch entgegen und rannte im Vorbeigehen absichtlich an Sokrates an. Schon wollten seine Schüler dem groben Menschen nach und ihn abstrafen; Sokrates aber hielt sie zurück. „Nicht doch!“ sagte er; „wenn euch ein Esel mit dem Mehlsacke begegnet und an euch anrennt, nicht wahr, ihr werdet ihn nicht prügeln? Ich hätte ihm mehr aus dem Wege gehen sollen.“

Er hatte eine Frau; sie hieß Xantippe und soll ein sehr böses zänkisches Weib gewesen sein, von deren Launen der arme Mann viel auszustehen hatte. Indessen, er wußte sich darein zu finden; er ließ sie sprechen, schwieg geduldig dazu, und wenn sie es gar zu arg machte, so ging er weg. Das geschah auch einmal, als sie gerade ganz entsetzlich schalt. Er ging gelassen mit seinen Schülern die Treppe hinunter und aus dem Hause hinaus. Wie er aber eben die Hausthüre hinter sich zumachte, goß ihm die wüthende Frau von oben aus dem Fenster das Waschbecken auf den Kopf. „Dachte ich's doch!" sagte er, sich schüttelnd, mit der größten Gelassenheit; „auf ein Donnerwetter pflegt es ja immer zu regnen;" und ruhig ging er weiter.

Vor diesem Sokrates nun fürchtete sich Alcibiades allein, und ein einziger Blick des weisen Mannes konnte ihn schamroth machen. Dabei war eine recht zärtliche Freundschaft zwischen diesen beiden so ganz verschiedenen Menschen, dem ältlichen, häßlichen, ernsthaften Sokrates und dem jungen, schönen, muthwilligen Alcibiades. Einst zogen Beide, wie es die Pflicht jedes atheniſchen Bürgers war, in den peloponnesischen Krieg. Immer sah man sie hier zusammen; sie bewohnten ein Zelt und fochten nebeneinander. In einer Schlacht erhielt Alcibiades, der sich an Sokrates' Seite besonders auszeichnete, eine Wunde, die ihn zu Boden streckte, und er wäre verloren gewesen, hätte sich nicht Sokrates vor ihn gestellt und ihn mit seinem Schilde beschützt. Ein paar Jahre darauf hatte Alcibiades Gelegenheit, seinem Lehrer und Freunde den hier geleisteten Dienst zu vergelten. Das atheniſche Heer, in welchem Beide fochten, wurde in die Flucht geschlagen. Sokrates war unter dem Fußvolke, das vom nachsetzenden Feinde bedrängt wurde, und schon waren an seiner Seite Manche niedergehauen worden. Da erblickte Alcibiades, der zu Pferde war, die Gefahr seines Lehrers. Er flog herbei und wich nun, immer um sich hauend, nicht eher von seiner Seite, bis er ihn außer Gefahr sah.

So sehr auch Sokrates seinen jüngern Freund liebte, so unterließ er doch nicht, ihm bei jeder Gelegenheit seine Eitelkeit zu verweisen. Einmal hörte er, wie Alcibiades prahlend von seinen Landgütern sprach. Sobald es die Gelegenheit erlaubte, rief er ihn bei Seite und führte ihn oben auf die Burg von Athen, wo in der großen Säulenhalle, neben den Propyläen, unter den großen Gemälden auch eine Landkarte von Griechenland hing. „Kannst du wohl, mein lieber Alcibiades," fragte er wie zufällig, „hier auf

der Karte mir das Gebiet von Attika aufsuchen?" — „Warum nicht? hier ist es." — „Aber auch die Stadt Athen?" — „O ja, hier!" — „Wo stehen aber deine großen Landgüter?" — Alcibiades stutzte und sah ihn groß an. „Ja, die sind nicht da." — „So?" sagte Sokrates; „also bist du stolz auf dein Stückchen Land, das nicht einmal einen bemerkbaren Theil der Erde ausmacht? Wohin dachtest du doch, Alcibiades?" Dieser schlug die Augen nieder und prahlte in seiner Gegenwart nicht wieder.

Als Alcibiades das erste Mal vor dem Volke auf öffentlichem Markte eine Rede halten sollte, gestand er dem Sokrates ein, er sei doch sehr ängstlich. „Würdest du dich wohl fürchten," antwortete ihm dieser, „mit einem Schuhmacher zu reden?" — „Behüte." — „Aber mit einem Kupferschmied?" — „Ei, eben so wenig!" — „Aber wohl mit einem Kaufmann?" — „Ich dächte gar!" — „Nun also," fuhr Sokrates fort; „sieh! aus solchen Leuten besteht das ganze Volk. Vor dem Einzelnen fürchtest du dich nicht und doch hast du Scheu vor ihnen, wenn sie versammelt sind!"

Seine Schüler waren so begierig nach seinem Unterricht, daß weder weite Entfernung ihrer Wohnung, noch böses Wetter sie abhalten konnte, zu ihm zu kommen. Einer war darunter, Anthisthenes, der alle Tage eine Meile zu ihm zur Stadt wanderte. Dieser Anthisthenes war ein sonderbarer Mensch; er setzte eine Ehre darein, sein Aeußeres ganz zu vernachlässigen, wusch sich selten und ging in einem zerrissenen Mantel einher. „Gewiß," dachte er, „werden die Leute nun denken, du seiest ein recht gelehrter und weiser Mann, der sich nicht die Mühe nimmt, auf solche Kleinigkeiten zu sehen." — Aber die Leute nannten ihn einen — Narren. Als Sokrates den guten Mann einst mit seinem zerlöcherten Mantel einherstolziren sah, rief er ihm schalkhaft zu: „Mein lieber Anthisthenes, ich sehe aus den Löchern deines Mantels deine Eitelkeit herausgucken." — Anthisthenes hat späterhin selbst Schüler angenommen, welche die Nichtachtung alles äußern Anstandes noch weiter trieben und sich auf der Straße Alles erlaubten, was man sonst nur zu Hause thut. Man nannte diese Philosophen daher Cyniker oder hündische Philosophen.

Ein anderer Schüler des Sokrates war Euklides, nachher ein nicht unberühmter Philosoph. Er wohnte vier Meilen weit von Athen, doch kam er alle Wochen, um seinen geliebten Lehrer zu hören, und als einmal die Athener in einem Kriege bei Todes-

strafe verboten hatten, daß Bürger aus dem Städtchen nach Athen kämen, wußte er sich vor Sehnsucht nicht zu lassen. Endlich zog er sich Frauenkleider an und ging so des Abends heimlich durch das Thor von Athen, nur um den folgenden Tag mit Sokrates zusammen zu sein.

Noch sechzehn Jahre vor seinem Tode hatte Sokrates den Kummer, seinen Freund Alcibiades sich entzogen zu sehen. Es ließ sich leicht denken, daß dieser, der schon als Knabe und Jüngling so muthwillig gewesen war, auch als Mann Unruhen genug veranlassen würde, sobald er sich einmal in das Gewirre der Staatshändel geworfen hatte. Das traf auch ein. Die Athener schickten ihn (415) mit einem Heere nach Sicilien, um dort einigen Städten gegen die mit den Spartanern verbundenen Syrakusaner beizustehen. Aber kurz ehe er sich einschiffte, waren in Athen von einigen Muthwilligen die kleinen Bildsäulen, die auf den Straßen standen und die man Hermen nannte, während der Nacht umgestürzt worden. Seine Feinde benutzten dies und sprengten aus, der Thäter könne kein anderer als Alcibiades sein. Obgleich nun dieses keineswegs erwiesen war, so glaubte es doch das Volk, und es wurde ihm eilends ein Schnellsegler nachgeschickt, ihn gleich nach Athen zurückzurufen, um sich zu verantworten. Alcibiades erschrak nicht wenig, er kannte das wetterwendische Volk und den Einfluß seiner Feinde hinlänglich, um nicht das Aergste für sich zu fürchten. Er nahm daher Gelegenheit, an der Küste Italiens, wo man gelandet war, zu entwischen, und entkam glücklich nach Sparta. Die Spartaner waren höchlich erfreut, einen Mann bei sich zu sehen, der ihnen früherhin so vielen Schaden zugefügt hatte und der ihnen jetzt tadelnswerther Weise seine Hülfe gegen die eigene Vaterstadt anbot. Sie konnten sich über die Verblendung der Athener, einen solchen Mann auszustoßen, nicht genug wundern. Alcibiades gab ihnen nun manchen klugen Rath an die Hand, und was die Spartaner unternahmen, gelang ihnen jetzt. Aber bald änderte sich das. Alcibiades nämlich hatte sich zwar anfangs in die Strenge der spartanischen Lebensart gefunden, aber auf die Länge konnte er sich so viel Zwang nicht anthun; er erlaubte sich Freiheiten, die gegen die spartanische Sitte anstießen, und beleidigte den König Agis von Sparta so empfindlich, daß dieser ihm nach dem Leben stellte. Alcibiades entkam mit genauer Noth und flüchtete sich nach Kleinasien zu einem persischen Statthalter (Tissaphern).

Indessen hatte sich in Athen Vieles geändert. Seine Feinde hatten allen Einfluß verloren, und ein braver Mann (Thrasybul), auf den damals das Volk am meisten hörte, machte diesem den Vorschlag, den Alcibiades nach Athen zurückzurufen; denn kein Mann sei so geeignet, Athen aus der Gefahr zu retten, als er. Wie sehr sich Alcibiades darüber freute, läßt sich denken. Aber leer wollte er nicht nach Athen zurückkommen. Er unternahm erst mit der Flotte, die man seinen Befehlen unterordnete, einige kräftige Züge, eroberte Städte, schlug die Spartaner (im Meer von Marmora) aufs Haupt, eroberte Byzanz, trieb von den Feinden große Strafgelder ein und nun — segelte er auf Athen los. Wie schwoll ihm das Herz vor Freude, als er nach achtjähriger Abwesenheit die geliebte Vaterstadt von fern liegen sah! Als er näher kam, erblickte er das ganze Ufer am Hafen dicht gedrängt voll Menschen. Wer nur laufen konnte, war hinausgeeilt, den liebenswürdigen Flüchtling zu bewillkommen. Alles drängte sich um ihn, als er ausstieg. Man warf ihm Blumenkränze zu; Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und zeigten ihnen den Helden. Es war, als hätte man ihn noch nie gesehen, so suchten ihn Aller Augen. Und als er nun in einer wohlgesetzten Rede sein voriges Betragen vor dem Volke zu rechtfertigen suchte, jauchzten ihm Alle lauten Beifall zu; jedes seiner Worte wurde wie ein Orakel aufgenommen, seine damalige Feinde mit Schimpfworten belegt und Alles gethan, das damals ihm angethane Unrecht wieder gut zu machen. Man setzte ihm einen goldenen Kranz aufs Haupt, hob den gegen ihn ausgesprochenen Fluch auf und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber zu Wasser und zu Lande.

Nun, sollte man glauben, wird sich doch Alcibiades in der Gunst seiner Mitbürger bis an den Tod behaupten? — Weit gefehlt! Er fuhr bald nach seiner Rückkehr wieder gegen den Feind aus. Sein Unterfeldherr ließ sich aber, während er einst abwesend war, gegen seinen ausdrücklichen Befehl mit dem Feinde in ein Seegefecht (bei Ephesus) ein und verlor mehrere Schiffe. Sogleich erhoben des Alcibiades Gegner in Athen wieder ihre Stimme, nannten ihn einen leichtsinnigen und treulosen Menschen, der die Flotte muthwillig zu Grunde gerichtet habe und zur Rechenschaft gezogen werden müsse. Das Ende davon war, daß man ihm den Oberbefehl nahm und ihm andeutete, man bedürfe seiner nicht mehr. Die Folge dieser Unklugheit, die fähigsten Männer auszustoßen, blieb nicht lange aus. Die Spartaner überfielen die

athenische Flotte im Hellespont und richteten sie in der Schlacht bei Aegospotamos (405) so gänzlich zu Grunde, daß sich die athenische Seemacht nie wieder erholen konnte.

Durch diesen Schlag war der peloponnesische Krieg mit einem Male geendigt, denn der Sieger Lysander segelte nach Athen und zwang die Stadt durch Hunger, sich zu ergeben. Das gebändigte Athen mußte sich nun dem obsiegenden Sparta unterwerfen und geduldig die schmählichsten Bedingungen annehmen. Es mußte fast alle Kriegsschiffe ausliefern, keinen Krieg ohne die Erlaubniß der Spartaner anzufangen versprechen und endlich gar die Mauern niederreißen, welche die Stadt und den Hafen umgaben. Und um die gedrückten Athener recht zu verhöhnen, zwangen die Spartaner die Bürger, dies Niederreißen nicht nur selbst zu besorgen, sondern es mußte dies geschehen unter dem Schalle und nach dem Takte der Musik, welche spartanische Musikanten dazu machten. Welche Schmach! —

Alcibiades war indessen nicht wieder in sein undankbares Vaterland zurückgegangen, sondern hatte einen Zufluchtsort in Kleinasien bei einem persischen Statthalter (Pharnabaz) gesucht und gefunden. Aber so lange er lebte, hatten die Spartaner keine Ruhe. Sie schickten Gesandte zum Statthalter und verlangten die Auslieferung des den Persern, wie den Spartanern feindlich gesinnten Mannes. Pharnabaz sandte seinen Bruder und seinen Oheim mit einer bewaffneten Schaar in das phrygische Dorf, wo Alcibiades sich aufhielt. Aber sie fürchteten sich, ihn geradezu anzugreifen, und legten lieber Feuer ans Haus. Als nun dieses aufloderte, sprang Alcibiades auf, wickelte sich in seinen Mantel, nahm in die rechte Hand das Schwert und sprang so durch die Flammen hinaus ins Freie. Die Mörder aber tödteten ihn mit Pfeilen aus dem Hinterhalte, in welchem sie lagen (404).

Noch lebte Sokrates, aber fünf Jahre darauf (399) folgte er seinem Freunde ins Grab. Er hatte in seinem hohen Alter noch den Kummer, den Verfall seines Vaterlandes zu sehen und mußte endlich noch erleben, daß seine Feinde ihn auf Tod und Leben anklagten. Zwar hatte er nie wissentlich Jemanden beleidigt; aber die Freimüthigkeit, mit welcher er die Thorheiten seiner Zeit angriff, hatte Viele verdrossen, die sich getroffen fühlten, und so gaben diese jetzt ihm Schuld, er sei ein Verächter der vaterländischen Götter und verderbe die Jugend. Fünfhundert Richter wurden niedergesetzt, über ihn zu entscheiden. Er vertheidigte sich vor

ihnen auf eine so geistreiche Weise, daß es oft schien, als wenn er der Kläger und sie die Angeschuldigten wären. Mehr als einmal standen sie beschämt vor ihm. Aber eben dadurch brachte er die Richter gegen sich auf; sie waren gewohnt, daß die Angeklagten ihnen schmeichelten und sie mit Bitten bestürmten. Trotz dieser von Sokrates selbst veranlaßten ungünstigen Stimmung der Richter erfolgte seine Verurtheilung zum Schierlingsbecher nur mit einer sehr geringen Mehrheit der Stimmen. „Ich danke euch," sagte Sokrates zu ihnen, „daß ihr mich verurtheilt habt, ihr Beförderer meines Glücks." — Schon am folgenden Morgen würde das Urtheil vollzogen worden sein, wäre nicht gerade das Schiff des Theseus nach Delos abgefahren*), um das Fest, welches seit Theseus' Zeit alle Jahre zu Ehren des Apollo dort gefeiert wurde, zu begehen. Während der Abwesenheit des Schiffes durfte kein Todesurtheil vollzogen werden, und das gab seinen Schülern Zeit, noch einen ganzen Monat hindurch ihren theuern Lehrer im Gefängnisse zu besuchen und seine Unterhaltungen zu genießen. Wenn der Morgen graute, waren sie schon an der Thüre des Kerkers und sie verließen ihn erst mit Sonnenuntergang. „Ach!" rief einmal einer von ihnen schmerzlich aus, „wenn du nur nicht so unschuldig stürbest!" — „So," antwortete Sokrates, „also wolltest du wohl lieber, daß ich schuldig stürbe?"

Endlich kam das verhängnißvolle Schiff zurück, und der lange zurückgehaltene Jammer der liebenden Schüler brach nun laut hervor. Die treuen Seelen legten Geld zusammen und bestachen damit den Kerkermeister, in der nächsten Nacht die Thüre offen zu lassen, damit Sokrates entwischen könnte. Als sie ihm aber den Plan mittheilten, schlug er es rund ab. „Was hülfe es mir auch," meinte er, „wenn ich flöhe?, Es giebt ja kein Land, wo ich dem Tode entgehen könnte. Und wenn ich auch ungerecht verurtheilt bin, so kann mich das nicht berechtigen, mich den Gesetzen des Vaterlandes ungehorsam zu bezeigen." Betrübt verließen sie ihn am Abende und versprachen, morgen — an seinem Todestage — in aller Frühe wieder da zu sein.

Als sie kamen, machten ihm die Gerichtsdiener eben die Ketten los und zeigten ihm an, daß er noch vor Sonnenuntergang sterben müsse. Er hörte das mit Gleichgültigkeit, ja mit Freude an. Aber

*) Siehe S. 41. Auch mein Lehrbuch der Mythologie für höhere Töchterschulen, 6. Ausg., S. 160.

als seine Frau Xantippe, mit dem kleinsten Kinde auf dem Arme, auch kam und entsetzlich jammerte und schrie, ließ er sie sanft hinausführen, um ungestört mit seinen treuen Schülern noch ein paar Stunden zu plaudern. Daß da besonders von der Unsterblichkeit der Seele und von dem Wiedersehen nach dem Tode die Rede war, braucht nicht erst gesagt zu werden. Einer fragte ihn, wie er begraben sein wolle? — „Wie es euch beliebt," antwortete er, „wenn ihr mich nämlich dann haben werdet und ich euch nicht entgehe." — „Ich kann euch doch nicht überzeugen," setzte er lächelnd hinzu, „daß nur Der, welcher jetzt mit euch spricht, der eigentliche Sokrates ist, nicht aber der todte Leib, den ihr bald sehen werdet. Diesen mögt ihr bestatten, wie es euch gefällt." Gegen Abend nahm er von seiner Frau und seinen Kindern einen kurzen Abschied, und als die Sonne bald untergehen wollte, kam der Gerichtsdiener und kündigte ihm an, es sei nun Zeit. „Holt den Trank!" sprach er, und als die Schüler weinend baten, doch noch etwas zu warten, verwies er ihnen diese Weichlichkeit; es sei thöricht, jetzt noch mit dem Leben zu geizen. Dann fragte er Den, der ihm den Becher reichte: „Wie muß ich's nun machen?" — „Du mußt," antwortete dieser, „nach dem Trinken im Zimmer umhergehen, und verspürst du eine Schwere in den Gliedern, so lege dich nieder." — Da ergriff Sokrates den Becher, so heiter, wie er sonst wohl nach einem Glase Wein gegriffen haben mochte. „Laßt uns beten, daß der Hinübergang leicht sei!" Mit diesen Worten setzte er den Rand des Bechers an den Mund und leerte ihn in einem Zuge. Bis dahin hatten die Schüler ihren Schmerz zurückgehalten; aber nun brach der Jammer unaufhaltbar hervor. Das Zimmer hallte wieder von ihren lauten Klagen, und mit Schluchzen und dem Geschrei der Verzweiflung beklagten sie den Verlust ihres Lehrers. Er aber redete ihnen sanft zu, Männer zu sein; des lauten Weinens wegen habe er ja eben die Weiber entlassen. Nun ging er nachdenkend auf und ab. Bald fand sich die Schwere in den Gliedern ein; er legte sich still auf das Ruhebett und verhüllte sein Gesicht, um seinen umstehenden Schülern den Anblick des Todeskampfes zu ersparen. Nach und nach starben ihm erst die Füße, dann die Kniee ab und so trat ihm der Tod immer näher. „Hast du noch etwas uns aufzutragen?" fragte mit verhaltenen Thränen der Eine, erhielt aber keine Antwort mehr. Die Seele war bereits dem Körper entflohen; er lag erstarrt da, und weinend drückten ihm seine treuen Schüler Mund und Augen zu. —

Unter seinen Schülern haben sich vorzüglich ausgezeichnet: der weise Plato, der Feldherr und Geschichtsschreiber Xenophon, der Philosoph Euklides, der Cyniker Antisthenes und der Trauerspieldichter Euripides. Von dem Letztern sind noch einige herrliche Trauerspiele übrig, so wie von den kurz vor ihm lebenden Aeschylus und Sophokles, in deren Werken wir noch den kräftigen Ausdruck, so wie die zarte Empfindung und die gelungene Ausführung bewundern.*) Ein Zeitgenosse des Sokrates war auch der geistvolle Aristophanes, der Lustspiele dichtete und unter großem Beifall aufführte. Er konnte es nicht lassen, sich nicht nur über die Thorheiten seiner Zeit lustig zu machen, sondern selbst einflußreichen, aber dabei eiteln und anmaßenden Personen es so genau nachzumachen, daß Jedermann laut rief: „Das ist Dieser! das ist Jener!"

24 b. Dionysius von Syrakus. Plato.

Das schöne Sicilien, durch seine Lage wie durch seine Fruchtbarkeit anlockend, war von griechischen Colonisten schon früh mit herrlich aufblühenden Städten bevölkert worden. Unter ihnen ragte an Reichthum und Macht Syrakus, von Korinth aus gegründet, hervor. Es soll in seiner besten Zeit einen Umfang von sechs Meilen und eine Einwohnerzahl von einer Million gehabt haben. Leider aber lebten diese sicilischen Griechen, eben so wie das Stammland, in gegenseitiger Anfeindung, und das Streben einiger Städte, vor allen der Syrakusaner, nach Oberherrschaft auf der Insel, veranlaßte häufige Kriege. Dazu kam, daß in Syrakus ein öfterer Wechsel der Regierung stattfand; bald herrschten die Vornehmen, bald stand ein Einzelner (Tyrann) an der Spitze, bald wieder hatte die Volksmasse die Gewalt.

Den Angriff der Athener im peloponnesischen Kriege hatten die Syrakusaner mit Hülfe der Spartaner glücklich abgeschlagen.

*) Das Leben der drei großen Dichter, Aeschylus, Sophokles und Euripides knüpfte sich nicht blos äußerlich an die Schlacht bei Salamis, in welcher der Erste mit kämpfte, an deren Siegesfeier der Zweite Theil nahm und die mit dem Geburtstag des Dritten zusammenfällt. Vielmehr zeitigte der Aufschwung des nationalen Lebens erst ihr Talent. Der große Fortschritt, den die Kunst durch Aeschylus machte, bestand darin, daß er höhere Stoffe von wahrhaft religiösem und geschichtlichem Gehalt zum Gegenstand seiner Darstellung wählte und durch seine Dichtungen nicht blos die Schaulust befriedigen, sondern sittlich erheben wollte.

Mehrere Jahre darauf aber hatte ein gewisser Dionysius, dem sie, in neue Kriege verwickelt, den Oberbefehl übergaben, sich selbst zum Tyrannen von Syrakus gemacht (406). Nun hatte die bedauernswerthe Stadt einen furchtbaren Herrn. Nicht blos, daß er zur Befriedigung seiner Herrschsucht mehrere blutige Kriege in Sicilien und auch in Unter-Italien führte, sondern er wüthete auch in Syrakus gegen seine unterworfenen Mitbürger, theils um sich durch Schrecken die Gewalt zu erhalten, theils auch weil er wirklich grausam war. Der Gedanke, daß man ihm nach dem Leben trachte, peinigte ihn unaufhörlich und bei dem leisesten Verdachte gegen Jemanden ließ er ihn hinrichten. Zehntausend Syrakusaner sind durch den Tyrannen ums Leben gekommen, ja, er soll seine eigene Mutter haben tödten lassen. Er traute Niemanden, bewohnte eine stark befestigte Burg und hatte eine Menge Schlafzimmer, damit man nicht wissen sollte, in welchem er schliefe. Seine Töchter nur durften ihm den Bart abnehmen, allein auch diesen gab er kein Messer dazu; sie mußten ihm mit glühenden Nußschalen den Bart absengen. Wenn er einmal zum Volke zu reden hatte, that er es nur von einem Thurme herab; Zutritt zu ihm zu erhalten war mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Einst wurde ein Mann ergriffen, der ihn hatte tödten wollen. Das Todesurtheil war rasch gesprochen. Da erbat sich der Verurtheilte eine Frist von drei Tagen, um eine Familienangelegenheit zu ordnen; „als Bürgschaft für meine Rückkehr," sprach er, „stelle ich dir hier meinen Freund." Dieser willigte ein, und der Tyrann, dem solche hochherzige Gesinnung wohl wie ein Märchen vorkommen mochte, ließ jenen abreisen, begierig auf den Ausgang. Und er schien Recht zu haben, daß die Hingebung des Bürgen Thorheit sei. Schon verrannen die Stunden des dritten Tages, und jener kam noch nicht zurück. Die Sonne sank; der Bürge, den doch der Glaube an den Freund nicht verließ, wurde zur Richtstätte hinausgeführt; schon stand er unter dem Kreuze. Da erhob sich Getümmel unter der umherstehenden Menge, man sieht einen Mann mit gewaltigen Armen sich durchdrängen — er ist's, der Verurtheilte; „mich," ruft er, „schlagt ans Kreuz! hier bin ich!" Hindernisse und Gefahren hatten seine Ankunft verspätet; athemlos stürzte er dem Freunde in die Arme. Und als nun der Glaube an menschliche Treue einen der herrlichsten Triumphe feierte, wie öde mochte es da der Tyrann in seinem Herzen fühlen. Aber er blieb nicht ungerührt; mit gütigen Worten schenkte er dem Verurtheilten das Leben. Er

fühlte auch selbst recht gut, wie er trotz aller Macht und Genüsse nicht glücklich sei, da ihm der Frieden der Seele fehlte. Einst machte er diesen qualvollen Zustand seinen Schmeichlern recht anschaulich. Sie priesen oft sein Glück. Einer von ihnen, Damokles, fand gar kein Aufhören. „Wohlan! nimm einmal meine Stelle!“ rief ihm Dionysius zu. Sogleich wurde Damokles herrlich bedient, eine prachtvolle Tafel bot ihm die seltensten Genüsse, Alles neigte sich vor ihm und ehrte ihn. Er war überglücklich, die Freude strahlte in seinen Zügen. Da blickte er zufällig empor — Entsetzen kam über ihn, ein scharfes, spitzes Schwert hing gerade über seinem Kopfe, an einem Pferdehaare. Rasch sprang er auf; alle Herrlichkeit hatte ihm keinen Werth mehr. „Siehst du,“ sagte Dionysius, „so beschaffen ist mein Glück, welches ihr Thoren so überschwenglich preiset!“

An seinem Hofe hatte Dionysius einen Verwandten, Dion, einen eben so vorsichtigen und erfahrenen als feingebildeten Mann. Als nun Plato, der berühmte Schüler des Sokrates, auf einer Reise nach Unteritalien kam, ließ Dionysius auf Dions Bitten den Philosophen nach Syrakus einladen. Plato kam, und fand in Dions Umgange vielen Genuß; aber dem Tyrannen wurde seine Freimüthigkeit in kurzer Zeit verhaßt, so daß er Sicilien bald wieder verließ. Unterwegs verkaufte ihn der Schiffer auf Dionysius' Anstiften als Sklaven. Welch ein Schicksal für den berühmten Mann! Freilich kauften ihn seine Freunde schnell wieder los, und er lebte nun in Athen, wo sich bald ein Kreis denkender und wißbegieriger Männer um ihn sammelte. Größtentheils lehrte Plato auf einem mit Gartenanlagen besetzten Platze bei Athen — die Akademie genannt — welcher Name auf Plato's Schule selbst übergegangen ist, und auch heute noch für wissenschaftliche Anstalten gebraucht wird. Hier empfing nun Plato wieder eine Einladung nach Syrakus. Dionysius war gestorben (367), und sein Sohn Dionysius II. hatte den Wünschen des Dion nachgegeben, als er ihm die Vortheile der Anwesenheit des Weisen an seinem Hofe vorstellte. Plato kam, denn er dachte auf das Gemüth des jungen Herrschers günstig einwirken und den gedrückten Syrakusanern manche Erleichterung verschaffen zu können. Es war eine Täuschung. Dionysius empfing ihn zwar sehr ehrenvoll, und schien sich auch seinem Umgange hinzugeben; allein bald stürzte er sich in Schwelgereien und Grausamkeiten, verbannte auch den Dion und Plato sah sein Bemühen vereitelt. Er kehrte nach Athen zurück, wo er in

seiner geliebten Akademie thätig war; doch ist er noch einmal auf kurze Zeit in Syrakus gewesen. Er starb, von seinen Zeitgenossen und der Nachwelt bewundert, im Alter von 82 Jahren.

Während so der Weise in edler Thätigkeit glücklich war, erfuhr Dionysius II. den Unbestand irdischer Größe. Die Syrakusaner, des Tyrannen satt, unterstützten den heimkehrenden Dion und vertrieben Dionysius II. Zwar wurde Dion nach einigen Jahren ermordet, und Dionysius bemächtigte sich später noch einmal der Stadt. Allein die Syrakusaner wandten sich an die Mutterstadt Korinth und diese schickte ihnen den edlen Timoleon mit einem kleinen Heere. Dionysius wurde bezwungen und ging nach Korinth, wo er in beschränkten Umständen lebte und sich mit Unterricht beschäftigte. Syrakus hat die von Timoleon wiederhergestellte Freiheit später eingebüßt und ist wieder unter Herrscher gekommen, bis es im zweiten punischen Kriege eine Beute der Römer wurde.

25. Theben. — Epaminondas und Pelopidas. 380.

Seit dem Ende des für Athen so unglücklichen peloponnesischen Krieges hatte Sparta die Obergewalt in Griechenland. Auch Theben, eine Stadt in Böotien, hatte sich den Spartanern unterwerfen müssen, die dort eine Besatzung in der Burg hielten und die Stadt durch vier Tyrannen beherrschen ließen, Archias, Philippus, Leontiades und Hypates. Alle Die, welche es mit der Stadt recht gut meinten und daher lebhaft für die Freiheit gesprochen hatten, wurden hingerichtet oder mußten auswandern; die Vertriebenen fanden in Athen eine willige Aufnahme. Unter ihnen war auch Pelopidas, ein trefflicher junger Mann. Er und der gleichgesinnte, nur viel sanftere Epaminondas waren dazu bestimmt, der bis dahin unbedeutenden Stadt Theben für einige Zeit große Berühmtheit zu verschaffen. Beide waren die innigsten Freunde und doch so ganz verschieden. Pelopidas reich; Epaminondas arm. Jener brannte vor Sehnsucht, sich im Kriege einen Namen zu machen, war überhaupt feurig, ehrgeizig und in allen körperlichen Fertigkeiten ein Meister. Dieser meinte es mit dem Vaterlande nicht weniger gut, war aber dabei sanft, gemäßigt, bescheiden, enthaltsam und unbestechlich redlich. Bei seiner stillen Zurückgezogenheit hatten die vier Tyrannen nicht erst für nöthig gehalten, ihn zu vertreiben, und so lebte er in aller Stille in seiner Vaterstadt, während Pelopidas in Athen Entwürfe machte, sein

Vaterland von den Tyrannen und der spartanischen Obergewalt zu befreien. Es gelang ihm auch wirklich, die meisten Vertriebenen zu einer Verschwörung zu vereinigen. Als einst in einer Nacht die Verschworenen in Athen eine Versammlung hielten, führte einer derselben den Phyllidas ein, einen schlauen Thebaner, Geheimschreiber der Tyrannen, der zum Besuche nach Athen gekommen war, bei den Tyrannen in großer Gunst stand, aber der guten Sache dienen wollte und daher seinen Beistand versprach. Unter ihnen wurde der Tag verabredet, an dem die Verschworenen heimlich nach Theben kommen wollten, um die Tyrannen zu ermorden. Anfangs ging Alles glücklich. Ein treuer Freund in Theben, Namens Charon, war bereit, sein Haus zum Versammlungsorte herzugeben, und am bestimmten Tage zogen die Verschworenen einzeln, theils als Jäger mit Netzen und Hunden, theils als Bauern verkleidet, durch die verschiedenen Thore in die Stadt ein und verschwanden alle im Hause Charons. An demselben Abend hatte Phyllidas zwei der Tyrannen, den Archias und Philippus, zu sich zu Gaste geladen. Sie kamen auch, und Phyllidas suchte sie trunken zu machen. Während dessen legten schon die Verschworenen die Panzer an und machten eben die Waffen zurecht, als an Charons Hausthüre geklopft wurde. Man öffnete behutsam. Es ist ein Bote vom Archias: Charon soll augenblicklich zu ihm kommen. Alle erblassen; sie können nicht anders denken, als daß die ganze Sache verrathen sei. Man überlegt, was zu thun? Soll er hingehen und sich dem wahrscheinlichen Tode überliefern, oder sollen alle Verschworenen hineilen und die That schnell ausführen? Endlich hält man das Erstere für besser, um erst zu hören, wie viel Archias wisse. Charon umarmt Weib und Kind wie zum ewigen Abschiede, sagt den Freunden Lebewohl, sucht sich zu fassen und tritt in des Phyllidas Haus. Archias und Phyllidas kommen aus dem Gastzimmer heraus: „Wir haben ja gehört, Charon, daß Vertriebene in die Stadt gekommen sind und von einigen Bürgern versteckt gehalten werden? — Charon wird bestürzt; da er aber merkt, daß jener nicht genau unterrichtet ist, antwortete er mit Fassung: „Das sollte ich kaum denken. Indessen will ich mich genau erkundigen und dir dann Bescheid bringen.“ — „Du bist ein braver Mann!“ sagte Phyllidas geschwind; „nun gehe nur wieder; und ihr, kommt ins Zimmer und laßt uns trinken.“ — Wie froh war Charon, als er fort war! Er eilt schnell nach Hause und bringt die frohe Nachricht, daß noch nichts verrathen sei. Aber es sollte noch besser

kommen. Als sich nämlich Archias und Phyllidas kaum wieder zu Tische gesetzt haben, kommt eilenden Laufes keuchend ein Bote aus Athen, mit einem Briefe an Archias von einem atheniſchen Freunde, der ihm darin die ganze Verſchwörung entdeckt. Der Bote verlangt den Archias ſelbſt zu ſprechen, wird an die Tafel geführt und giebt den Brief ſelbſt ab. „Du ſollſt ihn augenblicklich leſen," flüſterte er ihm zu; „denn die wichtigſten Dinge ſtehen darin!" — Archias, ſchon ganz trunken, lächelt und nickt mit dem Kopfe. „Wichtige Dinge?" lallt er; „o die müſſen mir bis morgen bleiben!" — „Du haſt Recht!" ruft der ſchlaue Phyllidas und ſchenkt ihm wieder ein, „heute müſſen wir fröhlich ſein!"

Indeſſen traten die Verſchworenen aus Charons Hauſe, und während Pelopidas mit einigen herzhaften Gefährten es auf ſich nahm, den Leontiades und Hypates zu ermorden, gingen die Andern in des Phyllidas Haus. Hier wurden ſie eingelaſſen. Sie hatten ſich über die Panzer Weiberkleider gezogen, das Geſicht geſchminkt und die Stirn, um recht unkenntlich zu ſein, mit Tannenzweigen bekränzt. „Ich habe auch Tänzerinnen beſtellt," ſagte Phyllidas zu ſeinen Gäſten; „ſie warten draußen; darf ich ſie hereinführen?" — „Immer zu!" ſchrieen die Trunkenen. Die verkappten Verſchworenenen traten ein, ſahen ſich um und wählten mit den Augen ihre Opfer. Plötzlich ſtürzten ſie dann mit dem verborgen gehaltenen Dolche auf die Verhaßten los und ſtachen ſie, ohne großen Widerſtand zu finden, nieder. — Schwerer wurde es dem Pelopidas gemacht, der den Leontiades ſchon ſchlafend fand. Schnell ſprang dieſer bei dem Lärmen auf, und erſt nach einem langen Kampfe gelang es dem Pelopidas, den ſtarken Mann niederzuſtoßen. Hypates war zwar bei dem erſten Tumulte entflohen, wurde aber entdeckt und auch getödtet.

Während der Nacht verbreitete ſich das Gerücht, daß die Tyrannen geſtürzt werden ſollten, zwar ſchnell von Haus zu Haus; aber wie die Unternehmung abgelaufen ſei, konnten die Bürger nicht erfahren. Keiner getraute ſich heraus, und in ängſtlicher Erwartung brach der Morgen an. Da berief Pelopidas das Volk, und an der Hand ſeines Freundes Epaminondas kündigte er den freudetrunkenen Bürgern das Geſchehene an. Alle jauchzten den beherzten Bürgern zu, und ohne große Schwierigkeit wurde nun auch die ſpartaniſche Beſatzung aus der Burg vertrieben.

Was Pelopidas durch die Ermordung der Tyrannen muthig begonnen hatte, führte der treffliche Epaminondas mit Beſonnenheit

aus und machte Theben für die Zeit, wo er lebte, zu dem ersten Staate Griechenlands. Die Spartaner knirschten über die Empörung der Thebaner und fingen einen Krieg an; diese wählten den Epaminodas zu ihrem Feldherrn. Er gewann zwar anfangs die Athener, die den Spartanern die hämische Zertrümmerung ihrer Mauern noch nicht vergessen hatten; aber sie söhnten sich bald wieder mit Sparta aus. Um so ehrenvoller war es daher, daß die Thebaner auf ihre eigenen Kräfte zurückgeführt, dennoch siegten. Epaminondas überwand die Spartaner in einer großen Schlacht bei Leuktra in Böotien (371). Und ehe sich diese von der Niederlage erholen konnten, erschien schon der kühne Mann im Peloponnes, jagte den Feinden einen fürchterlichen Schrecken ein und wenig fehlte, daß er Sparta selbst eingenommen hätte. Aber Agesilaus, damals König von Sparta, ein kleiner, verwachsener und hinkender Mann, aber ein unvergleichlicher Kopf, hinderte es, indem er immer auf den Höhen blieb und jede Schlacht vermied.

Als Epaminondas zurückkehrte, empfingen ihn wohl seine Mitbürger mit Jubel und Danksagungen? — Im Gegentheil! Sie machten es ihm und dem Pelopidas zum Verbrechen, daß sie ein paar Monate lang über die festgesetzte Zeit die Befehlshaberstelle bekleidet hätten, und wollten schon Beide zum Tode verdammen. Da trat Epaminondas hervor! „Ihr habt Recht, das Gesetz spricht mir das Leben ab. Aber ich verlange, daß ihr niederschreibt: Die Thebaner haben den Epaminondas hingerichtet, weil er sie bei Leuktra gezwungen, die Spartaner anzugreifen und zu schlagen, denen sie sonst nicht wagten unter die Augen zu treten; weil er das Vaterland gerettet, weil er Sparta belagert hat, welches froh war, seinem Verderben zu entgehen. Das Volk schämte sich und sprach Beide los.

Einige Jahre darauf hatte er die Betrübniß, seinen Freund Pelopidas zu verlieren. Dieser war nämlich von den Thebanern nach Macedonien geschickt worden, um dortige Thronstreitigkeiten zu ordnen. Nachdem er dies gethan, kehrte er zurück und durchreiste das zwischen Macedonien und Hellas liegende Thessalien. Hier war damals Alexander von Pherä König, ein grausamer Mensch, der sich durch eine Mordthat auf den Thron geschwungen und seine Unterthanen so gequält hatte, daß die Thebaner einige Jahre früher von ihnen um Hülfe gebeten worden waren. Pelopidas hatte damals den Auftrag erhalten, diese Hülfe ihnen zu leisten, und hatte den Tyrannen bewogen, Besserung zu versprechen. Jetzt

zog er durch ein beruhigtes und, wie er glaubte, befreundetes Land. Er schickte daher seine Soldaten vorauf und zog in weniger Begleitung sorglos hinterdrein; selbst als man ihm meldete, daß Alexander an der Spitze seiner Söldner ihm entgegenkomme, schöpfte er keinen Verdacht, sondern glaubte, er wolle ihm nur seine Hochachtung bezeigen. Jetzt erschien Alexander, machte Halt und befahl mit lauter Stimme, den Pelopidas zu ergreifen, zu binden und in den Kerker zu werfen. Als die thebanischen Krieger dies erfuhren, wählten sie sogleich den Epaminondas zu ihrem Führer und baten ihn, ihren Feldherrn zu befreien. Aber dies erforderte viel Klugheit; denn wenn man Gewalt gebrauchte, war zu fürchten, daß Alexander, dem Alles zuzutrauen war, seinen Gefangenen ermordete. Epaminondas hütete sich daher, ihn aufs Aeußerste zu treiben; er erhielt ihn aber in Besorgniß und Ehrfurcht, schwärmte um ihn herum und schüchterte ihn endlich so ein, daß er um Frieden bat. „Diesen bewillige ich ihm nicht," antwortete Epaminondas den Abgeordneten, „wohl aber einen vierwöchentlichen Waffenstillstand, wenn er den Pelopidas sofort ausliefert." Dies geschah, und Pelopidas kehrte in die Arme seines Freundes zurück. Drei Jahre darauf wurde er noch einmal nach Thessalien geschickt, weil die Einwohner wieder über die Bedrückung Alexanders bei den Thebanern geklagt hatten. Es läßt sich denken, mit welcher Erbitterung Pelopidas sich seinem Feinde näherte. Es kam zur Schlacht bei einer Hügelreihe, die man die Hundsköpfe (Kynoskephalä) nannte. Pelopidas sah sich spähend um; jetzt erblickte er seinen verhaßten Gegner; von Wenigen begleitet, jagte er auf ihn los, rief ihn laut beim Namen und forderte ihn zum Zweikampf auf. Aber Alexander war feige, er zog sich hinter seine Leibwache zurück, und Pelopidas wurde, als er sich durch sie fechtend Bahn machen wollte, durch ihre Wurfspieße getödtet. Die Thebaner rächten zwar seinen Tod; sie retteten seine Leiche und schlugen die Feinde in die Flucht; aber der Fall des trefflichen Feldherrn blieb ein schwerer Verlust.

Um nun die Macht Thebens fester zu begründen, unternahm Epaminondas, auf welchem die Kraft des Staates beruhte, einen Zug gegen Sparta. Er brach in den Peloponnes ein und lieferte den Feinden eine Schlacht bei Mantinea in Arkadien (362). Er bringt glücklich die Spartaner zum Wanken; indem er sie aber zu hitzig verfolgt, wird er von einem Haufen der Feinde eingeschlossen und muß fast allein gegen einen ganzen Schwarm wüthend

auf ihn eindringender Krieger sich vertheidigen. Eine Zeit lang hält er sich und streckt viele zu Boden. Unzählige Wurfspieße prallen von seinem Panzer ab; endlich bringt einer durch eine Schiene tief in die Brust und wirft ihn nieder. Ein hitziger Kampf entsteht nun um seinen Körper; die Seinigen, die indessen herbeigekommen, wollen ihn nicht fahren lassen, und die Spartaner setzen Alles daran, ihn im Triumphe fortzuführen. Endlich siegen die Ersteren und bringen ihn aus dem Getümmel auf eine Anhöhe. Während hier Alles um ihn her in stummer Betrübniß stand, untersuchten die Aerzte die Wunde und erklärten, sie sei tödtlich; er werde augenblicklich sterben, sobald er den Wurfspieß herausziehe. „Wo ist mein Schild?" fragte er mit matter Stimme. Er fürchtete, derselbe möchte den Feinden in die Hände gefallen sein. Als man ihn herbeibrachte, küßte er diesen treuen Begleiter in so vielen Gefahren. Dann ließ er das Eisen herausziehen; das Blut stürzte nach. „Wehe!" rief einer seiner Freunde, „du stirbst, Epaminondas! Hättest du doch wenigstens Söhne, die du uns nachließest!" — „Ich hinterlasse euch," antwortete er sterbend, „zwei unsterbliche Töchter, die Siege bei Leuktra und Mantinea."

Nach dem Tode dieses herrlichen Mannes verlor Theben bald seinen Einfluß auf die andern griechischen Staaten und sank zu der Schwäche herab, in der es früher gelegen hatte, ein Loos, welches, wie einzelne Menschen, auch die größten wie die kleinsten Reiche trifft.

26. Demosthenes. — Diogenes. 350.

Fast zu derselben Zeit lebte in Athen ein Mann, der sich durch seine Beredtsamkeit unsterblich gemacht hat. Demosthenes — so hieß er — war der Sohn eines Waffenschmieds, verlor seinen Vater schon im siebenten Jahre, und wuchs, weil er schwächlich war, fast ohne allen Unterricht auf. Seine Spielkameraden neckten ihn daher unaufhörlich und pflegten ihn einen Weichling zu nennen. Einmal sollte ein berühmter Volksredner eine öffentliche Rede halten. Alles war neugierig darauf; auch der junge Demosthenes wünschte ihn zu hören. Eigentlich durften Knaben nicht dabei sein; aber sein Hofmeister nahm ihn mit und verschaffte ihm einen Platz, von wo er jedes Wort deutlich hören konnte. Er war entzückt über Alles, was der Redner sagte; eine solche Kraft hatte er in der menschlichen Rede nicht geahnet, und als nun der

Redner schwieg und die ganze Versammlung in lauten Beifall ausbrach und sein Lob von Tausenden von Zungen gepriesen wurde — da faßte er den festen Entschluß, auch einmal ein Redner zu werden. Von der Zeit an war jedes Spiel verbannt. War er mit andern Knaben zusammen, so war einer der Richter, ein anderer der Verklagte und Demosthenes hielt die Vertheidigungsrede. War er allein, so las und schrieb er unaufhörlich; denn er wußte wohl, daß man durch Lesung vorzüglicher Muster und dann durch eigene schriftliche Uebung allein einen guten Styl sich erwerben kann.

Unter diesen Uebungen wuchs er heran, und als er das gehörige Alter erreicht hatte, um vor dem Volke auftreten zu dürfen, setzte er eine Rede recht sorgfältig auf, lernte sie auswendig und hoffte nun ganz sicher auf großen Beifall. Aber wie wurde ihm, als er — ausgepfiffen wurde! Mürrisch und blutroth vor Scham lief er nach Hause und gelobte sich im ersten Augenblicke, in seinem Leben nicht wieder aufzutreten.

Einst ging er spazieren; in sich gekehrt schlich er umher und wagte Keinen anzusehen. Da begegnete ihm ein alter Mann, der ihn gut kannte und ihn freundlich anredete: „Wie schade um dich, junger Mensch, daß du deine schöne Rednergabe so unbenutzt lässest! Du könntest ein zweiter Perikles werden; aber aus Trägheit willst du deine Talente nicht üben!“ — Er mußte ihm versprechen, noch einen Versuch zu wagen. Es wurde wieder eine schöne Rede ausgearbeitet und einstudirt. „Nun dies Mal,“ dachte er, „wird es doch gewiß gut gehen!“ — und er genoß schon im voraus der Freude über den allgemeinen Beifall. Aber — kaum hatte er den Mund geöffnet, so brach auch das Volk, das ja nur zum Lachen gekommen war, in ein schallendes Gelächter aus und hörte nicht auf zu pfeifen und zu zischen. Demosthenes stand da wie vernichtet; er hätte in die Erde sinken mögen. Er hüllte sein Gesicht in den Mantel und lief nach Hause. Da warf er sich voll bittern Unmuths in den Sessel. Noch saß er da, als ihn ein Freund, ein berühmter Schauspieler, besuchte. Gegen den beklagte er sich bitter über seinen Unstern. „Das Volk,“ rief er, „weiß nicht, was es will. Mich verlacht es mit meiner fleißig ausgearbeiteten Rede, während es Trunkenbolden und ungeschickten Menschen mit Aufmerksamkeit zuhört. Nein, es sind verdrehte Menschen, dieses Volk!“ — „Höre,“ erwiderte der Schauspieler, „ich will dir wohl sagen, woran es liegt. Sei nur einmal so gut,

mir aus Sophokles oder Euripides irgend eine Stelle herzudeclamiren." Demosthenes that es und glaubte seine Sache recht schön gemacht zu haben. Aber wie erstaunte er, als nun jener dieselbe Stelle auch hersagte, aber mit einem Ausdrucke der Stimme und mit einer so lebhaften und treffenden Gesticulation, daß Demosthenes eine ganz andere Stelle zu hören glaubte. Nun merkte er erst, woran es ihm fehle. Er hatte eine schwache Stimme, einen kurzen Athem, konnte das R nicht aussprechen und hatte endlich zum Ueberfluß noch die Gewohnheit, fast bei jedem Komma mit der einen Schulter zu zucken; kein Wunder also, daß er Lachen erregte.

Nun fing er geschwind neue Uebungen an. Bald ging er an den Meeresstrand und suchte hier die tobende Brandung zu überschreien; bald legte er sich kleine Steine auf die Zunge und bemühte sich, trotz dieses Hindernisses, deutlich zu sprechen; bald sagte er, einen steilen Berg hinaufsteigend, lange Reden laut her. Nachdem er so eine stärkere Stimme, längern Athem und deutlichere Aussprache bekommen hatte, miethete er eine Wohnung unter der Erde, schloß sich ein, und, damit er ja nicht Lust bekommen sollte, fürs erste auszugehen, schnitt er sich auf der einen Seite des Kopfes die Haare kurz ab. Nun stellte er sich vor den Spiegel,*) sagte lange Reden her und übte sich in Bewegung der Arme, und wenn er müde war, setzte er neue Reden auf. Um sich das Zucken abzugewöhnen, hing er ein bloßes Schwert an der Decke auf und stellte sich darunter, so daß die Spitze seine Schulter berührte und ihn empfindlich verletzte, wenn er sich einmal vergaß und die Schulter bewegte.

Als nun drei Monate verflossen waren, ging er als ein vollendeter Redner aus dem Keller hervor und betrat die Rednerbühne mit neuem Muthe. Das Volk freute sich, da es ihn sah; es dachte wieder etwas zu lachen zu bekommen. Aber wie staunte es, als er den Mund öffnete und mit hinreißender Beredtsamkeit sprach. Es glaubte einen ganz andern Demosthenes zu hören. Seit dieser Zeit hatte er den größten Einfluß, und noch jetzt werden seine Reden als Muster der Beredtsamkeit betrachtet. Als Philipp, König von Macedonien, sich gegen Griechenland rüstete und die Athener durch verstellte Freundlichkeit einzuschläfern suchte, war es Demosthenes allein, der sie durch seine kräftigen Reden aus

*) Spiegel von Glas kannte man damals noch nicht, wohl aber von hellpolirtem Metalle.

ihrer Sicherheit aufzurütteln suchte und sie zur Einigkeit und zur Wachsamkeit ermahnte. Leider wurde die Wirkung seiner herrlichen Reden durch andere Volksredner, die von Philipp bestochen waren und der Trägheit des Volks schmeichelten, vereitelt. Griechenland kam unter macedonische Herrschaft, aber Demosthenes hatte den Ruhm, dem Falle des theuern Vaterlandes sich kräftigst entgegengestemmt zu haben. Späterhin wurde er von seinen Mitbürgern verwiesen, wahrscheinlich weil man dem mächtigen Könige von Macedonien, Alexander dem Großen, damit einen Gefallen zu thun glaubte. Als dieser aber todt war, wurde er wieder zurückgerufen. Doch er mußte noch ein Mal die Veränderlichkeit seiner Mitbürger erfahren: man verbannte ihn zum zweiten Male. Er ging nach Kalauria, einer kleinen Insel südwärts von Aegina an der Küste des Peloponnes, und gab sich im Poseidontempel selbst den Tod durch Gift, weil seine Feinde das Heiligthum umstellt hatten und er keinen Ausweg mehr sah. Die Athener haben später seine Ueberreste nach Athen geholt und ihm ein Standbild auf dem Markte errichtet.

Ein Mann ganz anderer Art war der Philosoph Diogenes. Er war eigentlich kein Grieche, sondern in Sinope, einer Stadt in Klein-Asien am schwarzen Meere, geboren, aber früh schon nach Athen gekommen. Der Mann hatte schon immer den sehr vernünftigen Grundsatz gehabt, sich so wenig wie möglich Bedürfnisse anzugewöhnen; denn diese machen abhängig und unzufrieden. Nun kam er nach Athen und hörte von dem Philosophen Antisthenes, der nach dem Tode des Sokrates seine Neigung, die äußern Güter und die Sitten des Umganges zu verachten, noch gesteigert hatte und mit zerissenem Mantel, mit ungekämmtem Haare, ungewaschen, mit langem Barte und einem Bettlersacke auf dem Rücken in der Stadt umherging. Dasselbe verlangte er von seinen Schülern. „Das ist mein Mann!“ dachte Diogenes. Er ging zu ihm und bat, ihn unter die Zahl seiner Schüler aufzunehmen. Das schlug ihm aber Antisthenes rund ab; er habe schon so viele, mehr könne er nicht aufnehmen. Allein Diogenes war so auf ihn ersessen, daß er nicht fort wollte, und als Antisthenes böse wurde und einen Stock holte, um den lästigen Gast wegzujagen, rief ihm Diogenes zu: „Schlage nur zu, Antisthenes! Du wirst keinen Stock finden, der hart genug wäre, mich von dir zu treiben.“ — Diese Beharrlichkeit gefiel dem alten Philosophen; er erkannte, daß Diogenes ein ganz vorzüglich wißbegieriger Mensch sein müsse, und behielt ihn bei sich.

Wirklich hat ihm Diogenes viele Ehre gemacht, wenn ein Schüler dadurch seinen Meister ehrt, daß er ihn noch übertrifft. Denn war Antisthenes schon ein Freund der Vernachlässigung des Aeußeren gewesen, so war es Diogenes noch weit mehr. Er ging so weit darin, daß er sich nie wusch und kämmte, sich gar keine Wohnung miethete, sondern nur eine Tonne kaufte, in welcher er wohnte; bald war er in Athen, bald in Korinth; bald auf dem Markte, bald vor der Stadt. Sein ganzer Hausrath und Besitzstand bestand in einem abgeschabten Mantel, einem Stocke und einer Schale; und da er einmal sah, daß ein Hund aus dem Flusse trank, warf er die Schale weg, weil, was ein Hund könne, ein Mensch auch im Stande sei. Man nannte daher ihn und Alle, die es wie er machten, wie schon gesagt, Cyniker oder hündische Menschen. Dabei war er ganz arm; wenn er hungerte, so scheute er sich nicht zu betteln, und Jeder gab ihm gern, weil man den alten närrischen Mann wohl leiden konnte. Immer hatte er eine Menge witziger Einfälle vorräthig; er sprach nur wenig, aber sinnreich. „Wie könnte man sich wohl," fragte ihn Einer, „am empfindlichsten an seinem Feinde rächen?" — „Wenn man tugendhafter würde," war die Antwort. — „Höre, Diogenes!" sagte ein Anderer, „die Leute lachen über dich." — „Das kann wohl sein," antwortete er, „aber sie lachen mich nicht aus." — Als er einmal hörte, daß ein junger wohlgebildeter Mensch etwas Unanständiges sagte, und sah, daß ein anderer Jüngling darüber erröthete, rief er diesem zu: „Bravo, mein Sohn! das ist die Leibfarbe der Tugend." Dann wandte er sich zu dem Andern: „Schäme dich, daß du eine bleierne Klinge aus einer elfenbeinernen Scheide ziehst!"

Einmal schiffte er sich ein, um nach der unfern Athen liegenden Insel Aegina zu reisen. Auf der See fiel das Schiff Seeräubern in die Hände, welche die Mannschaft auf einen Sklavenmarkt nach Kreta führten und feil boten. Dem Diogenes hatten sie nichts nehmen können, weil er nichts hatte, und während die Andern sich die Haare ausrauften, stand er gleichgültig da. Als ihn ein Käufer fragte, welche Kunst er verstände? antwortete er: „Keine!" — Was er denn sonst wisse? Antwort: „Nichts?" — Endlich kaufte ihn ein reicher Mann aus Korinth und machte ihn zum Aufseher über seine Kinder und seine Wirthschaft, und dabei benahm sich Diogenes so willig und verständig, daß sein Herr zu sagen pflegte, es sei mit ihm ein guter Geist in sein Haus gekommen. Er starb fast 90 Jahre alt (324).

27. Rom. — Horatius Cocles. — Mucius Scävola. — Clölia.

Die Römer fühlten sich recht glücklich, als sie nicht mehr unter einem Tyrannen, wie Tarquinius der Stolze gewesen war, sondern unter geachteten Consuln standen. Aber so geschwind gab der vertriebene König seine Ansprüche und Hoffnungen nicht auf. Er wandte sich an mehrere benachbarte Völkerschaften, zunächst an die Einwohner von Veji und Tarquinii. In dem Kriege gegen diese fand Brutus seinen Tod. Als in der Schlacht Brutus und Aruns Tarquinius, der Sohn des vertriebenen Königs, einander erblickten, sprengten sie wuthentbrannt mit eingelegten Lanzen auf einander los und durchbohrten sich gegenseitig. Brutus wurde mit hohen Ehren bestattet; ein ganzes Jahr lang trauerten die römischen Frauen um ihn als den Rächer der verletzten Frauenehre.

Nach dem Fehlschlagen dieses Kriegszuges gegen Rom begab sich Tarquinius zu Porsenna, dem Könige von Clusium, der auch über ganz Etrurien herrschte. Dieser sagte ihm Hülfe zu, schickte Gesandte nach Rom, welche die Wiedereinsetzung des Tarquinius verlangen mußten, und da die Römer das abschlugen, rüstete er sich zum Kriege und rückte vor Rom. Dieses hatte zwar Mauern, wäre aber doch gewiß endlich eingenommen worden, hätte es nicht Bürger gehabt, deren Muth die beste Mauer für die Stadt war.

Einmal wurden die Römer, die bis jenseit der Tiber einen Ausfall gemacht hatten, von den Clusiern zurückgeworfen. In wilder Flucht stürzten sie über die Brücke dem Thore zu, und dicht hinter ihnen jagten die Feinde und hofften, mit ihnen zugleich über die Brücke in die Stadt eindringen zu können. Da stemmte sich ihnen am Eingange der Brücke ein Römer entgegen — Horatius Cocles hieß der brave Mann — und wehrte mit noch zwei gleichgesinnten Männern dem Andrange der Feinde. „Werft die Brücke hinter mir ab!“ rief er den Andern hinter sich zu, und so wüthend hieb er um sich, daß die drei Männer allein das ganze Heer aufhielten. Zuletzt stand er allein da, nachdem die beiden Andern sich auch hinübergerettet hatten. Nun stürzte auch der letzte Balken krachend hinter ihm ins Wasser; Rom war gerettet! „Heiliger Flußgott!“ rief er nun aus, „trage mich auf günstiger Welle hinüber!“ und stürzte sich in den Fluß hinab. Zwar schossen die Feinde einen Hagel von Pfeilen auf ihn ab, aber unverwundet

erreichte er unter dem frohen Jujauchzen der Römer das jenseitige Ufer.

Solcher wackerer Männer hatte Rom damals mehrere. Einer davon, Mucius Scävola, bat sich beim Senate die Erlaubniß aus, ins feindliche Lager zu gehen; er wollte dort einen Streich ausführen; mehr sagte er nicht. Glücklich kam er durch alle Wachen und schlich sich nach dem Zelte des Königs. Hier war gerade ein großes Gedränge. Es wurde den Soldaten der Sold ausgetheilt, und unter denen, die aus- und eingingen, kam auch Mucius unentdeckt hinein. Inwendig saßen an einem Tische der König und sein Geheimschreiber, Einer fast wie der Andere gekleidet. „Wer von Beiden mag nun der König sein?" dachte Mucius; „gewiß Der, mit welchem die Meisten sprechen und wo das größte Gedränge ist." — Geschwind drängte er sich auch heran und stieß dem vermeinten Könige den verborgen gehaltenen Dolch so tief ins Herz, daß jener augenblicklich todt niedersank. Es war der Geheimschreiber. Sogleich wurde der Mörder ergriffen und vor den erschrockenen König gestellt. „Wer bist du?" fuhr ihn dieser an. — „Ich bin ein Römer," antwortete Mucius ruhig und unerschrocken; „Mucius ist mein Name. Ich habe einen Feind meines Vaterlandes tödten wollen und trete nun beherzt dem Tode entgegen. Männlich handeln, männlich leiden, ist römisch. Ich bin aber nicht der Einzige, der so denkt. Eine lange Reihe römischer Jünglinge hat dasselbe geschworen, und Alle dürsten darnach, diesen Ruhm zu erwerben. Mache dich also bereit, jeden Augenblick den Tod über dir schweben zu sehen. Immer wird dich ein geheimer Feind umlauern; denn die römische Jugend kündet dir den Krieg an, dir, dem Könige allein!"

Porsenna wurde zornig; er befahl, um Mucius herum ein Feuer anzuzünden, bis er das Nähere über die Verschwörung aussage. „O!" rief Mucius, „siehe her, wie Die, welche nach unvergänglichem Ruhme streben, ihren vergänglichen Leib für nichts achten!" — Und mit diesen Worten streckte er seine rechte Hand in das Kohlenfeuer und ließ sie, ohne durch eine Miene Schmerz zu verrathen, langsam abschwelen, „Geh!" rief der König und sprang voll Entsetzen vom Sessel auf; „du hast feindlicher gegen dich als gegen mich gehandelt. Ich würde mich glücklich schätzen, einen so heldenmüthigen Mann in meinem Heere zu besitzen. Von mir hast du fortan nichts zu fürchten; geh', wohin du willst!" — „Gut!" sprach Mucius, „so wisse denn zum Danke, daß es 300

Römer ſind, die ſich gegen dein Leben verſchworen haben. Wir looſten, wer zuerſt dich anfallen ſollte; mich traf das Loos, die Andern folgen nach."

Porſenna wurde durch dieſe Eröffnung beunruhigt; denn dem offenen Tode entgegengehen, iſt nicht ſo ſchwer, als mit der Furcht vor Meuchelmord jeden Augenblick kämpfen zu müſſen. Er dachte, es wäre unter dieſen Umſtänden beſſer, mit Rom ſich zu vertragen, obendrein da er ja nicht um ſein ſelbſt willen Krieg führte. Ueber die Bedingungen des Friedens wurde man bald einig. Porſenna verzichtete auf die Wiedereinſetzung des Tarquinius; die Römer traten ein den Vejentern früher entriſſenes Gebiet wieder ab und gaben Geißeln, vornehme Jünglinge und Jungfrauen. Unter dieſen war eine von beſonderm Muthe Clölia mit Namen. Sie fand es unerträglich, im feindlichen Lager zu ſein, und einmal ſtahl ſie ſich mit einigen Andern aus dem Lager und ſchwamm im Angeſichte der erſtaunten Feinde glücklich über die Tiber. Aber der römiſche Senat hielt es für unredlich, das gegebene Wort zu brechen und das Vertrauen zu täuſchen. Er ſchickte folgenden Tages die Flüchtlinge dem Porſenna zurück. Dieſer erſtaunte über die Redlichkeit, die er ſelbſt vielleicht im ähnlichen Falle nicht ausgeübt hätte; er bewunderte zugleich den Muth des Mädchens, verſicherte, die That gehe noch über die des Cocles und Scävola, und gab ihr ſelbſt nicht nur die Freiheit, ſondern erlaubte ihr auch, die Hälfte ihrer Mitgeißeln mit nach Rom zu nehmen. Sie wählte die jüngſten und kehrte unter der Bewunderung der Römer ſowohl als der Feinde nach der Stadt zurück. „Wie glücklich iſt eure Stadt," ſagte Porſenna zu den römiſchen Geſandten, „daß ſie nicht nur ſo viele tüchtige Männer, ſondern auch Mädchen beſitzt, die mit jenen im Ruhme der Tapferkeit wetteifern!" Die Römer belohnten ſie dadurch, daß ſie ihr Standbild zu Pferde öffentlich aufſtellten.*)

28. Menenius Agrippa. Coriolan.

Die römiſchen Staatsangehörigen beſtanden, wie überall in der alten Welt, aus den Vornehmen, Freien und den ihnen unter-

*) Auch in dieſen Erzählungen von dem Kriege gegen Porſenna iſt manches nur ſagenhaft; vergl. die Anmerkung am Schluſſe von Nr. 19. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Rom ſich hat ergeben und ſeine Waffen ausliefern müſſen.

thänigen Schutzbefohlenen, d. h. aus Patriciern und Clienten. Erst allmälig bildete sich der dritte Stand — der Plebejer, aus freien Bürgern, die von benachbarten Städten freiwillig oder durch Eroberung gezwungen, nach Rom übersiedelten und Anfangs nicht den geringsten Antheil an der Staatsverwaltung hatten. Die Patricier allein konnten obrigkeitliche Würden bekleiden. Wenn es Krieg gab — und Rom hatte dessen immer — so mußten die Plebejer mit in den Krieg ziehen, während ihre Aecker unbebaut liegen blieben. Kamen sie endlich nach Hause, so blieb ihnen nichts Anderes übrig, als von den Reichen zu borgen. Diese drückten sie oft sehr hart, forderten schmähliche Zinsen, und so sanken die armen Leute in immer tieferes Elend. Denn in Rom waren damals äußerst drückende Gesetze in Betreff der Schuldner. Wer seinen Gläubiger nicht bezahlen konnte, verfiel ihm mit Freiheit und Habe. Der Gläubiger hatte das Recht, ihn als seinen Schuldknecht in hartem Gewahrsam zu halten, ihm Alles zu nehmen und ihn dann noch als Sklaven in die Fremde zu verkaufen. Lange hatten die Gedrückten ausgehalten; endlich fingen sie an zu murren und weigerten sich, in den Krieg zu ziehen. Doch hätten sie sich vielleicht noch beruhigen lassen, hätte nicht ein Vorfall die Gemüther noch mehr erhitzt. Ein hochbejahrter Mann kam jammernd auf den Markt gelaufen; sein Kleid war mit Schmutz bedeckt, zerlumpt und deckte kaum den von gräßlicher Magerkeit entstellten Körper; sein langer Bart und sein struppiges Haar machten sein Aussehen noch wilder. Man sammelte sich um ihn und erkannte in ihm einen ehemaligen Kriegsanführer, der sich durch viele rühmliche Thaten hervorgethan hatte. Von allen Seiten fragte man ihn, wie er in diese Lage gekommen sei. „Im letzten Kriege," sprach er, indem er seine ehrenvollen Narben sehen ließ, „haben mir die Feinde mein Feld verwüstet, die Ernte zerstört, meinen Hof verbrannt, mein Vieh, Alles, Alles geraubt; dennoch sollte ich die Steuern bezahlen. In meiner Verzweiflung mußte ich Schulden machen, und da ich diese so wenig wie die Zinsen bezahlen konnte, so wurde die Schuld endlich so groß, daß ich mein väterliches, dann mein großväterliches Erbtheil, zuletzt mein eigenes Hab' und Gut hingeben mußte. Aber damit waren die Gläubiger noch nicht zufrieden; sie schleppten mich in die Knechtschaft und legten mich in Ketten. Von da bin ich eben entsprungen; seht nur meinen zerfetzten, noch blutigen Rücken!" Darüber entstand ein großer Lärm, der aber noch tobender wurde, als überall aus ihren Banden los-

gemachte Schuldner herbeigestürzt kamen und die Grausamkeit der Gläubiger bestätigten. „Das ist also der Lohn für unsere Kriegsdienste?“ rief das aufgebrachte Volk und verlangte tobend, daß sich der Senat versammelte. Dies geschah; aber die Senatoren konnten sich nicht einigen, und während einige riethen, nachzugeben, andere aber Gewalt anwenden wollten, wurde der Schrecken durch die Nachricht, daß mächtige Feinde anrückten, noch vermehrt. Was war zu thun? Das Volk weigerte sich, wieder die Waffen zu ergreifen. Da trat Consul Servilius auf: „Es soll euch geholfen werden; aber jetzt ist der Feind vor dem Thore; erst müßt ihr den bekämpfen.“ Die Plebejer folgten, zogen dem Feinde willig entgegen, schlugen ihn zurück und verlangten nun Abhülfe. Aber jetzt machten die Patricier wieder Ausflüchte und suchten die Plebejer hinzuhalten. Die Gährung wurde immer größer; die Gemeinen hielten nächtliche Zusammenkünfte, in denen Pläne zum Aufruhr entworfen wurden. Darüber verging ein ganzes Jahr. Jetzt waren aufs neue Feinde im Anmarsch. Dies Mal verweigerte das Volk entschieden die Anwerbung. In dieser Noth ernannte der Senat einen Dictator, d. i. einen Befehlshaber, dem man sechs Monate lang gehorchen mußte, und vor dem selbst die Consuln zurücktraten. Der Mann, der dazu gewählt war, Valerius, war als mild und gerecht bekannt, und daher leistete ihm das Volk Gehorsam, besonders da er aufs neue Abhülfe zusagte. Nachdem die Feinde besiegt waren, zeigte auch Valerius guten Willen; er machte beim Senat den Antrag, den Klagen des Volkes abzuhelfen, und da der Senat nicht darauf hörte, legte er seine Dictatur nieder. Nun war die Geduld der Plebejer erschöpft, Sie zogen (494) zur Stadt hinaus, drei Stunden weit, bis auf den sogenannten heiligen Berg. Da schlugen sie eine Art von Lager auf und dachten: „Nun mögen die Patricier sehen, ob sie allein fertig werden können.“

In Rom war indessen unter den Reicheren große Bestürzung. Solchen Ernst hatte man von den sonst so demüthigen Plebejern nicht erwartet, und man fürchtete, sie möchten nie wiederkehren oder gar ihrer Vaterstadt feindlich begegnen. Nach vielen Berathschlagungen schickte der Senat endlich eine Gesandtschaft hinaus: „Kommt wieder nach Rom! Es soll besser werden, glaubt unserm Worte.“ — „O geht uns mit euerm Worte,“ erwiederte einer der Volksführer; „wie oft habt ihr uns das nicht schon gebrochen!“ — Die Gesandtschaft mußte unverrichteter Sache wieder zurück, und

einer zweiten ging es nicht besser; sie wurde kaum angesehen. Die Verlegenheit der Patricier wurde indessen immer größer; es fehlte überall an arbeitenden Händen, und wenn das noch lange so währte, so mußten endlich die Patricier selbst die Dienste der Plebejer verrichten. Da entschloß sich endlich ein Mann, der bei beiden Parteien in Ansehen stand, weil er immer die goldene Mittelstraße gehalten hatte, mit neun Andern ins Lager zu gehen und durch vernünftige Vorstellungen auf die Mißvergnügten zu wirken. Er hieß Menenius Agrippa. Sobald die Plebejer ihn von fern erkannten, kamen sie ihm freundlich entgegen, drängten sich um ihn und hörten ruhig seine Rede an. Nachdem er ihnen die traurigen Folgen der Spaltungen auseinandergesetzt hatte, erzählte er ihnen folgende Fabel, eine der ältesten, die wir haben: Einmal entstand eine Uneinigkeit zwischen den Gliedern des menschlichen Körpers und dem Magen. Jene klagten, daß sie nur arbeiten müßten, während der Magen nichts thue als essen; sie müßten sich abmühen, und er schiene nur da zu sein, um zu genießen. „Will er nichts thun," sprachen sie, „so darbe er auch." Demnach regte sich kein Fuß mehr, um Speise zu holen, die Hände steckten keine Speise mehr in den Mund, und dieser und die Zähne öffneten sich nicht mehr, sie zu kauen. Aber da der Magen nichts erhielt, konnte er auch keine stärkenden Säfte mehr den Gliedern zuführen. Die Arme hingen schlaff am Leibe herunter, die Beine magerten ab, der Mund lechzte und der ganze Körper fiel in eine große Schwäche. Da erkannten die Glieder, daß der Magen doch nicht ganz müßig sei, und daß, wenn sie auch arbeiteten, er dafür sie wieder nähre und stärke. „Seht!" fuhr Menenius fort, „so ist es auch mit uns und euch. Keiner kann wohl ohne den Andern bestehen; einzeln verzehren wir uns selbst; miteinander verbunden werden wir beide stark." — Was vielleicht seine bloße Rede nicht bewirkt hätte, bewirkte seine Fabel. Die Plebejer gaben jedem seiner Worte Beifall und das Ende davon war, daß sie zurückzukommen versprachen, wenn man ihnen die Schulden, die sie nicht bezahlen könnten, erließe und ihnen erlaubte, alle Jahre aus ihrer Mitte zwei Volkstribunen zu wählen. So hießen neue Magistratspersonen, die darüber wachen sollten, daß der Senat nichts Nachtheiliges für das Volk beschließe. Sie durften zwar nicht in die Senatsversammlung kommen, aber an der Thüre durften sie sitzen und auf Alles, was darin gesprochen wurde, horchen, und gefiel ihnen ein Senatsbeschluß nicht, so riefen sie ihr Veto, d. i. „wir

wollen nicht!“ hinein, und gleich war der Beschluß ungültig. — So war also der Friede wenigstens für einige Zeit wieder hergestellt.

Ein großer Theil der Patricier war jedoch unwillig, daß die Plebejer jetzt Theil an der Regierung haben sollten und lauerten nur auf eine Gelegenheit, ihrem Unwillen Luft zu machen. Es lebte damals in Rom ein Patricier, C. Marcius, der von der Eroberung der volskischen Stadt Corioli den Beinamen Coriolanus führte. Vornehme Geburt, Reichthum und Kriegsruhm machten ihn so stolz, daß Wenige so glühend die Plebejer haßten wie er. Nun entstand um diese Zeit (489) eine große Hungersnoth in Rom. Das Volk fing an zu murren, schob alle Schuld auf die Patricier, und es verbreitete sich das Gerücht, daß diese Getreide genug in ihren Häusern hätten, es aber nicht herausgeben wollten. Einigermaßen beruhigte sich zwar das Volk, als der Senat einige Schiffe nach dem kornreichen Sicilien schickte und dort auf öffentliche Kosten Getreide aufkaufen ließ. Die Schiffe kamen reichbeladen zurück, und das Volk sah begierig der Austheilung entgegen. Nur wie man dabei verfahren wollte, darüber wurde noch im Senat berathschlagt. Die Vernünftigeren meinten, man solle das Korn dem armen Volke entweder ganz schenken, oder doch nur einen ganz geringen Preis setzen. Da sprang der stolze Coriolan unwillig auf und rief: „Will das Volk von unserm Getreide essen, so mag es auch uns dienen und die Tribunenwürde aufgeben. Gefällt es ihm bei uns nicht, so ziehe es aus; der heilige Berg und jeder andere steht ihm frei. Glaubt mir, nur Elend und Noth kann das Volk bei seiner Pflicht erhalten!“ Diese Worte erfuhr das Volk bald wieder; es gerieth in Wuth, und wenig fehlte, daß es nicht die Versammlung gestürmt und den Coriolan zerfleischt hätte. Er wurde vor den Richterstuhl der Tribunen berufen und, da er nicht erschien, auf Betrieb der Plebejer aus Rom verbannt. Mit stolzem Selbstgefühl riß er sich aus den Armen seiner Mutter, seines Weibes und seiner Kinder und, furchtbare Drohungen ausstoßend, verließ er die Stadt. Dann begab er sich zu den Volskern, damals dem furchtbarsten Feinde der Römer, und bewog sie, den Römern den Krieg anzukündigen. Sie stellten ihn mit Freude an ihre Spitze. Alles ging nach Wunsch; er nahm den Römern einen Platz nach dem andern weg, verheerte alle dem gemeinen Volke gehörenden Felder und rückte endlich selbst bis Rom vor. Die Römer erschraken; denn Alles

ließ die Wuth und Rache des wilden Coriolan fürchten. Die Weiber liefen mit Angstgeschrei durch die Straßen; in den Tempeln umfaßten die Greise die Bilder der Götter und flehten um Abwendung der Gefahr, und das Volk ruhte nicht eher, bis der Senat eine Gesandtschaft an Coriolan abgehen und ihm Widerruf der Verbannung anbieten ließ, wenn er abzöge. Coriolan empfing sie mit Hohn, und als sie zum zweiten Male kamen, ließ er sie nicht einmal vor sich. Eine dritte Gesandtschaft, die aus den ehrwürdigsten Priestern in ihren Feierkleidern bestand, hatte kein besseres Schicksal. Da flehten die römischen Frauen die Mutter (Veturia) und die Frau (Volumnia) des Unerbittlichen an, einen Versuch auf sein Herz zu machen.

Als man ihm meldete, man sehe eine lange Procession römischer Frauen dem Lager sich nähern, wandte er sich unwillig weg. Da meinte aber einer, er glaube die Mutter, die Frau und die Kinder Coriolans an der Spitze des Zuges zu erkennen. Coriolan horchte auf und schaute hin. Wirklich! sie waren es. Wie sinnlos sprang er von seinem Sitze auf; mit offenen Armen lief er ihnen entgegen; sein hartes Herz war von dem langentbehrten Anblicke seiner Lieben erweicht. Aber seine Mutter stieß ihn zurück. „Laß mich erst wissen," sprach sie, „ob ich mit dem Feinde Roms oder mit meinem Sohne rede. Habe ich so lange leben müssen, um den Jammer zu erfahren, daß mein Sohn erst ein Verbannter und endlich gar ein Feind Roms ist! Wie? Du kannst Rom bekriegen, die Stadt, die dich geboren hat und Alles enthält, was deinem Herzen theuer sein muß? Hätte ich keinen Sohn, so brauchte die Stadt nicht diese Bedrängniß zu erfahren. Was aus mir werde, das scheint dich nicht zu kümmern; aber denkst du denn nicht an deine unschuldigen Kinder?" Bei diesen Worten, die durch die Thränen der begleitenden Frauen unterstützt wurden, hängten sich seine Kinder, die auch mitgekommen waren, schmeichelnd an seine Arme. Coriolan, von so vielen Empfindungen zugleich bestürmt, erlag seinen heftigen Gefühlen. Er preßte Mutter, Weib und Kinder an sein Herz. „Mutter!" rief er schmerzhaft aus, „Rom hast du gerettet, aber — dein Sohn ist verloren!" — Er hatte nicht unrecht geweissagt; denn nachdem er die Volsker von Roms Mauern zurückgeführt hatte, haben sie ihn — so wird erzählt — wegen dieser Treulosigkeit ermordet.

29. Quinctius Cincinnat. — Die Zehnmänner. — Appius Claudius und Virginia. 450.

In einer Stadt, wo es an bestimmten Gesetzen fehlt, kann es unmöglich immer ruhig hergehen. In diesem Falle befand sich Rom in jener Zeit. Die Richter hatten jederzeit meist nach ihrem Gutbefinden Recht gesprochen, und das Volk sich ihrer Rechtlichkeit überlassen. Indessen konnte nicht fehlen, daß nicht oft Menschlichkeiten dabei vorfielen, und so sehnte man sich denn sehr nach bestimmten geschriebenen Gesetzen, nach denen sich Jeder richten könnte. Endlich machte ein Volkstribun (Terentius Arsa) den Vorschlag, geschriebene Gesetze dem Volke zu geben, um der Willkür der Richter, die damals nur aus den Patriciern genommen wurden, einen Damm entgegenzusetzen. Aber dieser Vorschlag fand unter den Patriciern, besonders den jüngern, heftigen Widerspruch, am eifrigsten erklärte sich dagegen der junge Cäso Quinctius, der alsbald vor die Volksversammlung geladen und, da er sich nicht stellte, verbannt wurde. Sein Vater, der alte ehrwürdige Quinctius Cincinnat, der schon mehrmals die Consulwürde begleitet, hatte für ihn sich verbürgt; er mußte nun die Bürgschaft bezahlen und sah sich dadurch genöthigt, Rom zu verlassen, seinen Acker selbst zu bebauen und seine kleine Hütte zu beziehen. Bald darauf wurde Rom von Feinden bedrängt; in dieser Noth gedachte man des alten Cincinnat, der schon so oft geholfen hatte, und wählte ihn zum Dictator. Als die Abgesandten zu ihm kamen, war er gerade auf dem Felde; halb angekleidet ging er hinter dem Pfluge her. Von der Absicht der Kommenden durch einen derselben, der vorangeeilt war, benachrichtigt, eilte er in seine Hütte, um sich zum Empfang der Senatsboten anständig anzukleiden. Jetzt traten sie ein, verkündigten ihm seine Wahl zum Dictator, bekleideten ihn mit dem Purpurmantel und baten ihn, alsbald mit ihnen nach Rom zu kommen. Cincinnat war bereit, so sehr es ihn schmerzte, seinen Acker zu verlassen. Die Lictoren traten mit ihren Beilen, dem Abzeichen ihres Amtes, vor ihn und geleiteten ihn nach Rom. — So genügsam, wie Cincinnat, waren damals die meisten vornehmen Römer, und so lange sie so tugendhaft und genügsam blieben, war Rom unüberwindlich.

Nachdem die Feinde besiegt waren, wurde der Antrag, schriftliche Gesetze abzufassen, erneuert. Nach langen Streitigkeiten dar-

über setzte endlich das Volk durch, daß man drei zuverlässige Männer nach Athen und andern griechischen Städten schickte, um die dort üblichen Gesetze zu sammeln. Als sie zurückkamen, setzte man zehn Männer, die man daher Decemvirn, d. i. Zehnmänner, nannte, ein, damit sie die Gesetze ordnen und über die Ausführung wachen sollten. Alle Jahre wollte man zehn andere wählen, und die Consuln- und Tribunenwürde sollte indessen aufhören. Die Gesetze wurden nun in eherne Tafeln gegraben und öffentlich ausgestellt, und Jeder war damit zufrieden.

Allein die Freude dauerte nicht lange. Schon im zweiten Jahre maßten sich die Decemvirn immer mehr Gewalt an, und erklärten endlich geradezu, als der Tag anbrach, wo sie ihr Amt niederlegen sollten, daß sie darin bleiben würden, ohne weiter das Volk zu fragen. Was wollte das Volk machen? Es wäre zwar leicht gewesen, die zehn Uebermüthigen mit Gewalt abzusetzen; aber es fehlte an Einem, der den Ton angab, und wirklich hatten jene auch viele Anhänger, die durch Eigennutz an sie geknüpft waren. Kurz, Alles schwieg, und wer weiß, wie lange das Volk noch geschwiegen hätte, wäre nicht (450) eine Schandthat vorgefallen, die, wie ein Funken ins Pulver geworfen, den allgemeinen Unwillen zum Ausbruche brachte.

Der übermüthigste der Zehnmänner war Appius Claudius, ein böser Mensch, zu allen Schandthaten fähig. Der hatte einst die Virginia, die Tochter des Plebejers Virginius, eines übrigens allgemein geachteten Mannes, gesehen, und sie hatte ihm, da sie von ausgezeichneter Schönheit war, so gefallen, daß er sich mit ihr zu verbinden wünschte. Aber Virginia, etwa sechzehn Jahre alt, war schon an den Icilius, einen trefflichen jungen Mann, der erst kürzlich Volkstribun gewesen war, verlobt und wartete nur auf die Rückkunft ihres Vaters — der im Lager dem Feinde gegenüber stand —, um die Hochzeit zu feiern. Sie wies also die Anträge des verhaßten Appius ab. Dieser stolze Mann aber, nicht gewohnt, sich etwas verweigert zu sehen, noch dazu von einer plebejischen Familie, war außer sich vor Wuth und sann über einen boshaften Plan, sich an dem Mädchen empfindlich zu rächen und sich ihrer dennoch zu bemächtigen. Er nahm einen gemeinen Menschen, einen gewissen Claudius, der jedes Verbrechen zu begehen aufgelegt war, auf die Seite und verabredete mit ihm: Claudius solle sie für seine Sklavin ausgeben und sich ihrer bemächtigen; Appius werde dann schon als Richter sie ihm zusprechen.

Als nun einst das Mädchen mit ihrer Erzieherin — denn eine Mutter hatte sie nicht mehr — über den Markt nach der Schule ging, trat Claudius zu ihr heran, faßte sie bei der Schulter und verlangte, sie sollte gleich mit ihm kommen; denn sie sei die Tochter seiner Sklavin. Das arme Mädchen war außer sich vor Schrecken, wurde bald roth, bald blaß, zitterte und fing an, jämmerlich zu weinen. Ihre Führerin rang die Hände und rief das Volk, das von allen Seiten herbeiströmte, um Hülfe an. „Macht nur nicht solchen Lärm," sagte der schändliche Claudius, „ich will sie ja nicht mit Gewalt fortführen. Kommt mit vor den Richterstuhl des Appius, da will ich mein Recht erweisen." So zog denn der ganze Haufen zum Tribunal hin, auf welchem Appius saß. Er stellte sich ganz unwissend und fragte, was es gäbe? „Siehe!" sprach Claudius, „ich hatte eine Sklavin, die eine Tochter bekam. Aber das böse Weib hat das Kind an die Frau des Virginius verkauft, die keine Kinder hatte, und so ist es dort als eine Tochter des Virginius aufgezogen worden. Aber es ist ein untergeschobenes Kind, und ich mache hiermit mein Recht auf sie geltend." — „Ja!" sagte Appius, „wenn dem so ist, so gehört das Mädchen allerdings dir zu. Es ist schlimm, daß Virginius nicht zur Stelle ist; komm morgen wieder und nimm sie indessen mit dir." — Da brachen Virginia und ihre Begleiterin aufs neue in Wehklagen aus; alle Weiber, die zugegen waren, schluchzten und betrachteten das arme Schlachtopfer mit Mitleid; das Volk hielt sich, aus Furcht vor den Gerichtsdienern, noch ruhig. Plötzlich drängte sich ein Mann durch den dichten Haufen herbei. Es war Icilius. Das Gerücht von der Gewaltthat des Claudius hatte ihn erreicht, und er stürzte herzu, Virginien beizustehen. „Zurück!" schrie ihm einer der Gerichtsdiener entgegen und hielt ihn auf; „das Urtheil ist schon gesprochen!" — „Nimmermehr," rief Icilius außer sich vor Zorn, „gebe ich zu, daß meine Braut mir entführt werde; nicht Eine Nacht darf sie außer dem Hause ihres Vaters zubringen. Hast du auch, Appius, einen großen Theil unserer Freiheiten uns entrissen, so werden wir doch nie zugeben, daß du mit unsern Kindern nach Willkür schaltest. Ziehe das Schwert und reiße sie mit Gewalt fort, wenn du es wagst! So lange ich lebe, lasse ich sie nicht fahren."

Der Tumult wurde immer größer; eine ungeheure Volksmasse umdrängte den Richterstuhl; Jeder wartete ängstlich auf den Ausgang. Als Appius die drohenden Blicke der Umstehenden und die

Festigkeit des Icilius bemerkte, trug er noch Bedenken, die Sache aufs äußerste zu treiben. „Ich sehe wohl," sprach er, „daß du, Icilius, nur Unruhe erregen willst; aber es soll dir nicht gelingen. Nur aus gutem Willen gebe ich nach, daß Virginia nach Hause gehe und morgen die Sache entschieden werde. Ist aber Virginius morgen nicht zur Stelle, so fällt sie dem Claudius anheim, und die Gerichtsdiener werden dann schon meinen Befehlen Gehorsam verschaffen."

Kaum war er nach Hause gekommen, so sandte er auch schon einen Eilboten ins Lager an seine Collegen: „Setzt den Virginius unter genaue Aufsicht und gestattet ihm nicht, nach der Stadt zu kommen. Es liegt mir viel daran." — Aber die Warnung kam zu spät. Noch während des Tumults auf dem Markte waren des Icilius Brüder auf schnellen Pferden ins Lager gejagt und hatten dem erschrockenen Virginius den Vorfall gemeldet; er hatte sich gleich aufs Pferd geworfen, war mit verhängtem Zügel nach Rom geeilt und schon einige Stunden fort, als des Appius Boten ankamen. Appius stampfte mit dem Fuße, als er es hörte; aber er war entschlossen, durchzuführen, was er begonnen hatte. Als der Tag anbrach, erschien Virginius mit seiner Tochter auf dem Markte. Das unglückliche Mädchen hatte die Augen starr an den Boden geheftet; sie war so ganz mit ihrem Unglücke beschäftigt, daß sie unwillkürlich vorwärts schritt, ohne zu wissen, was mit ihr geschah. Neben ihr ging der trostlose Vater; er weinte noch mehr als sein Kind, streckte die Hände nach dem zahlreich versammelten Volke aus und flehte um Hülfe und Beistand. Auch Icilius erschien und bat mit verzweifelnder Geberde das Volk, jetzt, nur jetzt nicht sie zu verlassen. Appius ließ nicht lange auf sich warten. Außer den zahlreichen Gerichtsdienern war der ganze Platz mit starker Wache besetzt, und trotzend darauf bestieg er den Richterstuhl. Alles drängte ihm nach; jeder war aufs äußerste gespannt. Claudius machte noch einmal sein vermeintliches Recht auf das Mädchen geltend, Virginius aber bewies mit unleugbaren Gründen, daß sein Kind nicht untergeschoben sei, und alle Verwandte und Viele aus dem Volke bezeugten die Wahrheit seiner Aussage. Da erhob sich Appius von seinem Stuhle und rief mit fester Stimme: „Virginia — das ist mein Spruch — gehört dem Claudius zu! Wohl weiß ich, daß viele Rebellen hier stehen, die nichts als Aufruhr und Meuterei anzurichten suchen; aber hütet euch und haltet euch ruhig, wenn euch euer Leben lieb ist. Und

nun, ihr Gerichtsdiener, vor! Treibt das Volk auseinander und verschafft dem Claudius Platz, seine Sclavin nach Hause zu führen." — Bestürzt wich das Volk zurück; der Schrecken hatte Aller Hände und Zungen gelähmt. Jede Hoffnung, sein Kind zu retten, verschwand dem verzweifelnden Vater. Nach kurzem Besinnen bat er den Appius um die einzige Gnade, noch einmal mit dem Mädchen einige Worte insgeheim sprechen zu dürfen. Es konnte ihm nicht wohl verweigert werden; er führte sie etwas abseits, dahin, wo die Fleischbänke standen. Plötzlich sah man ihn ein Fleischermesser ergreifen und es mit den Worten: „Sieh, mein liebes Kind, dies ist das einzige Mittel, deine Ehre und Freiheit zu retten!" — in ihre Brust stoßen. Ein Schrei des Entsetzens folgte der blutigen That. Der Mann aber zog das blutige Messer aus der Brust der hingesunkenen Tochter, hob es hoch in die Höhe und rief mit funkelnden Augen: „Durch dies schuldlose Blut weihe ich dein Leben, Appius, den höllischen Mächten!" — Länger hielt sich das Volk nicht; es schaarte sich um den trostlosen Icilius und um die Leiche seiner Braut herum. Appius aber sah nicht sobald die Bewegung, als er die Diener absandte, sich des Icilius zu bemächtigen, und da die Knechte zauderten und nicht zuzugreifen wagten, kam er selbst herbei, sie anzutreiben. Das Volk aber vergriff sich an ihnen, warf sie nieder und zerbrach ihre Stäbe. Da begann Appius sich zu fürchten; er begab sich eilend hinweg, hüllte sein Gesicht in den Mantel und rettete sich in ein nahegelegenes Haus zur rechten Zeit; denn das Volk war so wüthend, daß es ihn zerrissen hätte, wenn er in seine Hände gefallen wäre.

Indessen war Virginius mit dem blutigen Messer wie außer sich davongeeilt, hatte sich aufs Pferd gesetzt und langte so im Lager an. Alles stürzte herbei und fragte erschrocken, was es gäbe? Das emporgehobene Messer, das mit Blut befleckte Kleid und seine rollenden Augen setzten Alle in Erstaunen und Schrecken. Lange konnte er vor Thränen keine Worte finden; endlich streckte er seine Hände nach den Soldaten aus, flehte um Rache und erzählte Alles. Das Ende der Sache war, daß einmüthig die Absetzung der Zehnmänner beschlossen und die alte Verfassung mit Consuln und Tribunen wieder eingeführt wurde. Dann aber lud Virginius den Appius vor den Richterstuhl des Volks; dieser verzweifelte an einem günstigen Ausgange der Sache und nahm sich, einen Tag vor dem Termine, im Gefängnisse selbst das Leben.

30. Die Gallier in Rom. 390.

Nach dieser Erschütterung des Staates brachte Rom 50 Jahre lang leidlich zu. An kleinen Kriegen und an Reibungen zwischen Patriciern und Plebejern fehlte es freilich nicht, indessen fiel doch nichts vor, was das ganze Volk so aufgeregt hätte, als die Begebenheit mit der Virginia. Aber 60 Jahre darauf ereignete sich ein Vorfall, der nicht nur die Zerstörung der Stadt herbeiführte, sondern auch leicht dem ganzen römischen Staat seine Existenz hätte kosten können.

Eine Stadt in Etrurien, Clusium, dieselbe, wo Porsenna König gewesen war, schickte Abgesandte nach Rom. „Liebe Römer," sprachen die, „kommt doch und helft. Ein wildes Volk — Gallier nennen sie sich — belagert unsere arme Stadt. Es sind große, ungeschlachte Männer, wie Riesen; sie kommen über das Gebirge (Apeninnen) her und sind wild wie das Land aus dem sie kommen. Diese Gallier, die den Namen der senonischen führten, waren früher über die Alpen nach Italien gekommen und hatten sich seit kurzem am adriatischen Meere, südlich von den Po-Mündungen, niedergelassen. — Die Römer überlegten, was zu thun sei. Sie wollten nicht gern gleich Krieg anfangen und schickten daher drei Brüder, die Fabier, an die Gallier ab, sie abzumahnen; sonst, drohten sie, würden sie den Clusiern beistehen. Diese Gesandten wurden vor den König der Gallier, Brennus*), geführt und richteten ihren Auftrag aus. Brennus antwortete, er habe zwar eben jetzt zum ersten Male den Namen der Römer nennen gehört; doch wolle er gern glauben, daß sie brave Leute wären, weil die Clusier in der Noth zu ihnen ihre Zuflucht genommen hätten. Auch ihm sei es ganz recht, wenn die Sache friedlich abgemacht würde; dies könne aber nur geschehen, wofern die Clusier, die mehr Aecker besäßen als sie gebrauchten, den Galliern von ihrem Ueberflusse abgeben wollten. Schlügen dies die Clusier ab, so würden sie, die Gallier, darum kämpfen, in Gegengenwart der römischen Gesandten, damit diese in Rom verkündigten, wie weit die Gallier alle Völker an Tapferkeit überträfen. „Wahrlich!" erwiederten die Fabier, „eine sonderbare Art, sich Länder zu erwerben! Was für ein Recht habt ihr denn auf dies

*) Der Name Brennus bezeichnet eine Würde, etwa Herzog oder Heerfürst.

Land? — „Wir führen," rief Brennus, „unser Recht auf der Spitze unserer Schwerter, und tapfern Leuten gehört Alles!"

Ueber diese kecke Antwort ärgerten sich die Fabier; aber statt den Umständen nachzugeben und die Clusier zu einem Vergleiche zu ermahnen, begaben sie sich in die Stadt und redeten den Einwohnern noch mehr zu, nicht nachzugeben, sondern die Gallier mit Gewalt wegzutreiben. Ja, sie stellten sich selbst an die Spitze der Einwohner bei dem Ausfalle; Einer von ihnen erschlug selbst einen Hauptanführer der Gallier — und diese erkannten sie. „Wie!" riefen Alle, „sind das die römischen Friedensvermittler, die jetzt so feindlich gegen uns verfahren?" Sie verlangten die Auslieferung der Fabier, und da der Senat sich derselben weigerte, brach das gallische Heer nach Rom auf und die Belagerung von Clusium wurde von Stunde an aufgehoben. Auf dem ganzen Wege nach Rom verübten sie nirgends Feindseligkeiten; aber überall schrien sie mit funkelndem Blick, die Schwerter furchtbar schwingend: „Wir ziehen nach Rom! Die Römer allein sind unsere Feinde!" So näherte sich unter wildem Geheul der Schwarm der Stadt Rom. Die Nachricht von dieser großen Gefahr setzte hier Alles in Grausen und Schrecken. Man rafft in der Eile ein Heer zusammen, zieht damit den Galliern entgegen, aber am Flüßchen Allia werden die Römer geschlagen. In wilder Flucht kommen sie nach der Stadt zurück und einem Jeden fällt nun der letzte Muth. Alles flieht auseinander und denkt nur daran, das Leben vor den wilden Barbaren zu retten. Viele flüchten nach den benachbarten Städten; dorthin werden auch die Weiber, Kinder und Greise und die Bildsäulen der Götter in Sicherheit gebracht; der Senat aber und die wehrhaftesten Männer steigen auf das Capitol, die Burg, die mitten in Rom sich erhob, und rüsten sich hier zur Gegenwehr.

Bald war ganz Rom wie ausgestorben; kein Mensch war mehr zu sehen. Nur 40 ehrwürdige Greise, die sonst hohe Ehrenämter bekleidet hatten, blieben zurück. Sie wollten den Untergang ihrer Vaterstadt nicht überleben und beschlossen zu sterben, aber innerhalb der Mauern ihrer theuren Stadt. Sie zogen ihre Staatskleider an, nahmen die Stäbe, die Zeichen ihrer Würde, in die Hand und setzten sich so auf ihre elfenbeinernen Amtsstühle in ihre Häuser, den Feind erwartend.

Brennus ließ nicht lange auf sich warten. Er erreichte die Thore der Stadt. Sie standen offen. Deß wunderten sich die

Gallier; noch mehr aber, daß sie keinen Menschen auf den Straßen sahen. Anfangs vermutheten sie eine Kriegslist; da sich aber immer noch kein Römer sehen ließ, zogen sie endlich langsam ein, schauten sich rechts und links um und dachten jeden Augenblick nun würden sie auf den Feind stoßen. Aber Alles war öde und leer; eine Todtenstille herrschte durch die ganze Stadt. Nun erst überzeugten sie sich, daß die Stadt wirklich verlassen sei. Nur auf dem Capitol bemerkten sie einige Köpfe und nun wurden geschwind die Zugänge zum Berge besetzt, damit Keiner entrinne. Als sie in die Häuser eindrangen, traten sie beim ersten Anblicke der Greise ehrfurchtsvoll zurück, denn steif und unbeweglich, mit ernstem Blicke saßen die Männer da und wurden von den Galliern für die Götter Roms gehalten. Ein vorwitziger Gallier aber trat näher, um den einen vermeintlichen Gott — es war der alte Papirius — genauer zu besehen, und da dieser ehrwürdige Greis immer unbeweglich blieb und ihn festen Blicks ansah, wollte er versuchen, ob Leben in ihm sei. Er strich ihm an seinem langen weißen Bart hinunter. Aber das nahm Papirius übel und schlug den Gallier mit dem Stabe über den Kopf. Das erbitterte den Barbaren und er spaltete dem Greise das Haupt. Dies war das Signal zu einer Ermordung aller Greise. Dann zündeten die Gallier die Stadt hier und da an, und bald stand die ganze große Häusermasse in lichten Flammen. Mit bekümmerten Herzen sahen die Römer auf dem Capitol, wie eine Straße nach der andern vom Brande ergriffen wurde, und ihre Wohnungen, in welchen sie geboren waren und an welche sich so viele Erinnerungen der Jugend knüpften, in Asche sanken. Uebrigens hatten die Gallier sehr unklug gehandelt; denn nun fehlte es ihnen selbst an schützenden Wohnungen und alle Vorräthe waren mit verbrannnt. Es mußten daher täglich einzelne Schaaren in der Gegend umherziehen, um Lebensmittel zusammenzutreiben.

Eine solche Schaar kam eines Tages auch nach der Stadt Ardea. Hier lebte seit kurzer Zeit ein sehr verdienter Römer, Camillus mit Namen. Der Mann hatte früher mehrmal im Kriege die Römer angeführt und sich, besonders durch die Eroberung der mächtigen Stadt Veji, so viel Ruhm erworben, daß er zu den geachtetsten Männern in Rom gehörte; aber es fehlte ihm auch nicht an Feinden und man hatte ihn hart getadelt, daß er von der Beute aus Veji eine eherne Thüre zum Andenken behalten hatte, was ihm doch mit Recht als Feldherr zukam, da selbst

jeder gemeine Soldat seinen Antheil an der Beute bekommen hatte. Ja, seine Feinde waren so weit gegangen, daß sie ihn förmlich vor dem Volke verklagt hatten, welches durch seinen Stolz schon gegen ihn erbittert war. Camillus hatte eingesehen, daß er gewiß verbannt werden würde, und daher den Gerichtstag nicht erst abgewartet, sondern war freiwillig nach Ardea in die Verbannung gegangen, indem er die Götter bat, sie möchten doch verleihen, daß die Römer recht bald bereuten, ihn so undankbar behandelt zu haben. Dieser Wunsch nun schien jetzt schon in Erfüllung gehen zu sollen. Er munterte die Ardeaten auf, die Waffen zu ergreifen, führte sie einmal in einer dunkeln Nacht auf einen Haufen Gallier los, als diese sorglos im tiefsten Schlafe lagen, und hieb fast alle nieder. Das Gerücht von diesem Siege verbreitete sich schnell in der ganzen umliegenden Gegend, und nun kam eine Menge der geflüchteten Römer herbei und bat ihn, er möchte sie doch auch anführen gegen den Feind. „Nein, liebe Landsleute," antwortete er ihnen, „das kann ich nicht ohne die Erlaubniß des Senats thun." — „Aber," erwiederten sie, „wenn es nun der Senat erlaubt?" — „Ja," sagte Camillus, „dann könnt ihr auf mich rechnen." — Nur war die Schwierigkeit die, wie man den Willen des Senats erfahren könnte; denn der war ja auf dem Capitol eingeschlossen. Endlich fand sich ein Mann, der die Botschaft zu übernehmen versprach. Er kannte in und um Rom alle Wege, und wußte, daß die Gallier nur die Aufgänge zum Capitol besetzt hatten; aber da wo der Berg steil war, stand keine Wache, weil sie da jeden Aufweg für unmöglich hielten. Jener treue Bote aber schwamm in einer dunkeln Nacht über den Fluß, die Tiber, schlich sich durch die öden Gassen bis an den Fuß des Capitols und kletterte die Felswand hinan. Glücklich kam er bis an die Schildwache, die ihn einließ; er richtete seinen Auftrag aus, der Senat bewilligte Alles, ernannte den Camillus gar zum Dictator, und noch in derselben Nacht kehrte der Bote auf demselben Wege zurück.

Aber am andern Tage bemerkten die Gallier die Spuren menschlicher Fußtritte in dem Rasen, der die Felswand bedeckte. „Wenn da Jemand hat hinaufklettern können," dachten sie, „so wird es für uns auch nicht unmöglich sein!" — und eine Schaar ausgesuchter Leute machte sich in einer der folgenden Nächte auf, um von dieser Seite das Capitol zu überfallen. Sie erreichten glücklich die Höhe; nur über die letzte Mauer brauchten sie noch zu klettern. Sie horchten, ob oben Jemand Wache stände. — Alles

war still. — Einer kletterte hinüber, die Andern folgten. Da wachten von dem Geräusch die Gänse auf, welche man zu Ehren der Göttin Juno, der sie geweiht waren, fütterte. Die Thiere fingen an laut zu schnattern. Davon erwachte wieder ein tapferer Patricier, Manlius, der in der Nähe schlief. „Was giebt es da?" schrie er, sprang auf, nahm Schild und Schwert und stürzte hinaus. Den ersten Gallier stieß er mit dem Schwerte nieder; einen zweiten, der eben über die Mauer stieg, warf er mit einem kräftigen Stoße des Schildes zurück, so daß einer über den andern hinabstürzte und die folgenden die Lust verloren, noch einen Versuch zu machen — und die Burg war gerettet. Daß am folgenden Morgen Manlius von Allen wacker gelobt und ihm herzlich gedankt wurde, versteht sich von selbst; Jeder schenkte ihm seine Lebensmittel auf einen Tag, damals ein großes Opfer, weil die Vorräthe schon auszugehen anfingen. Die nachlässige Wache aber, die sich ruhig schlafen gelegt hatte, weil sie hier keinen Ueberfall für möglich hielt, wurde zur Strafe und Warnung — vom Felsen hinabgestürzt.

Indessen gingen die Lebensmittel auf dem Capitol immer mehr aus; der Mangel wurde immer drückender, und man fing an, daran zu denken, ob es nicht besser sei, sich mit den Galliern abzufinden. Brennus machte den Vorschlag, er wolle mit den Seinigen abziehen, wenn man ihm eine gewisse Menge Goldes bezahlte; denn auch bei ihnen herrschte Mangel und besonders eine schlimme Seuche, an der schon Tausende gestorben waren; auch hatten sie Nachricht erhalten, daß ein feindlicher Volksstamm, die Veneter, in ihr Land eingefallen wären. So wurde denn nach vielem Hin- und Herreden ausgemacht, daß die Römer 1000 Pfund Goldes zahlen sollten. Aber wo so viel hernehmen? Da schossen denn die Frauen zu, was jede an Ringen, Ohrgehängen, Halsketten und dergleichen hatte, und glücklich brachte man die Summe heraus. Vergnügt eilten die Commissarien hinunter auf die Brandstätte des alten Roms, wo auf dem Marktplatze schon eine Wage aufgerichtet war. Aber — das Gold reichte nicht zu, denn die Gallier hatten falsches Gewicht hineingelegt und verlangten noch mehr. Die Römer protestirten; es entstand ein heftiger Wortwechsel, und endlich warf Brennus höhnisch noch sein Schwert in die Wagschale zu den Gewichten und rief aus: „Wehe den Besiegten!"

Während des Streites sah man den Markt mit Kriegern sich füllen, die aus allen Straßen herausströmten, und endlich trat ein

Mann an die Wage, den die Römer sogleich für — Camill erkannten. „Was giebt es hier?“ fragte er schnell, und da er den Zusammenhang der Sache erfahren hatte, rief er: „Fort mit dem Golde! Zurück damit aufs Capitol! Die Römer, ihr Gallier, erkaufen ihre Freiheit nicht mit Golde, sondern mit Eisen! Heraus mit den Schwertern!“ — Brennus wollte nun noch viel reden und meinte, der Vertrag sei ja einmal abgeschlossen und er wolle ja mit dem Golde zufrieden sein; aber Camill erklärte, ohne ihn, den Dictator, sei kein Vertrag gültig, winkte seiner mitgebrachten Schaar, hieb auf die Gallier ein und drängte sie fechtend aus Rom hinaus. Die Römer vom Capitol eilten nun auch herbei und schlugen wacker darauf los, und bald war kein Gallier mehr weder in Rom, noch in der Umgegend zu sehen. Auf dem Rückwege erlitten sie eine zweite Niederlage, bei der Brennus gefangen genommen wurde. Er wurde in Rom hingerichtet, indem man ihm die Worte: „Wehe dem Besiegten!“ höhnisch zurief. Ergrimmt kehrten die Gallier in ihr Land zurück und hatten keine Lust wieder nach Rom zu kommen. Camill hielt nun einen herrlichen Triumph. Er stand, so war es gewöhnlich, auf einem zweirädrigen Wagen, den vier weiße Pferde zogen, war bekränzt mit Palmenzweigen, vor ihm her ging schallende Musik, hinter ihm schritten alle die Römer, welche sich in die benachbarten Städte geflüchtet hatten, her, auch die Priester mit den Bildsäulen der Götter und dem heiligen Geräthe. Jauchzend kamen dem Zuge alle Die entgegen, welche die Belagerung auf dem Capitol ausgehalten hatten, und umarmten mit Entzücken die langentbehrten Freunde. Nun ging es ans Bauen, und da so viele rüstige Hände arbeiteten, so stand Rom bald wieder da, aber so unregelmäßig wie vorher.

Auch nachmals hat der treffliche Camill seinem Vaterlande noch manchen Sieg über benachbarte Feinde erfochten, und sich stets als einen ehrenhaften, strengrechtlichen Mann gezeigt. Nur ein Beispiel davon. Als er noch vor dem gallischen Kriege (394) eine Stadt, Falerii, belagerte, ließ sich bei ihm ein Turnlehrer aus der Stadt mit den ihm anvertrauten Kindern melden. Um sich eine gute Belohnung zu verdienen, hatte dieser schändliche Mensch die Kinder der vornehmsten Einwohner aus der Stadt geführt, als wolle er mit ihnen körperliche Uebungen anstellen, und lieferte sie nun dem Camill aus. Wie erschrak er aber, als Camill ihn mit folgenden Worten anfuhr: „Glaubst du, Schurke, daß ich ein Mann deines Gelichters bin? Sieh! deine Mitbürger sind zwar

die Feinde der Römer, aber dennoch besteht zwischen beiden Völkern der Vertrag, den die Natur gestiftet hat. Der tapfere Krieger hat wenig Werth, wenn er dabei nicht auch rechtlich ist. Unsere Waffen führen wir gegen Männer, aber mit Kindern haben wir keinen Krieg." Darauf ließ er dem Verräther die Hände auf den Rücken binden und gab jedem der Knaben eine Ruthe in die Hand, damit sie ihrem unwürdigen Erzieher den entblößten Rücken peitschen und ihn so nach der Stadt zurücktreiben sollten. Diese schöne That des Camill bewirkte mehr, als die Waffen bis dahin hatten ausrichten können. Die Einwohner priesen laut die Gerechtigkeit des feindlichen Feldherrn und übergaben ihm die Stadt; „denn," sagten sie, „du hast uns durch Edelmuth, nicht durch Gewalt bezwungen, und ein Mann, der so brav handelt, kann gegen uns nicht hart verfahren." — Manlius aber, der Retter des Capitols, hat ein trauriges Ende genommen. Man entdeckte nämlich einige Jahre später, daß er damit umgehe, sich zum Könige von Rom zu machen. Noch hatten aber die Römer die Greuelthaten des Tarquinius nicht vergessen und daher einen großen Abscheu schon vor dem königlichen Namen. Manlius wurde daher zum Tode verurtheilt, und die Römer stürzten ihn, seiner frühern That uneingedenk, von demselben Felsen (dem tarpeïschen) hinab, auf dem er Rom gerettet hatte.

Einige Zeit vor dem Einbruche der Gallier war die Einrichtung in Rom getroffen worden, daß statt der zwei Consuln drei Kriegstribunen gewählt wurden. Aber so wie jene früher nur aus den Patriciern genommen werden durften, so war auch zu diesen bisher kein Plebejer erwählt worden, obwohl es gesetzlich erlaubt war. Ueberhaupt dauerte der Streit zwischen Plebejern und Patriciern fort; jene verlangten mehr Rechte, diese wollten die ihrigen nicht schmälern lassen; jene klagten über den Wucher und den Druck der Reichen, diese benutzten ihre Macht zur Vermehrung ihres Reichthums. Die Spannung war sehr groß. Schon früher hatten die Plebejer beantragt, daß auch ihnen die Würde des Consulats zugänglich sei; vergeblich! Doch haben die Plebejer diese Forderung unter heftigen Parteikämpfen durchgesetzt; die Veranlassung dazu wird durch die Ueberlieferung folgendermaßen dargestellt. Es lebte damals in Rom ein reicher und angesehener Patricier, Marcus Fabius Ambustus. Er hatte zwei Töchter: die ältere war an den Patricier Servius Sulpicius, die jüngere an den reichen Plebejer Licinius Stolo vermählt. Eines Tages war die jüngere bei der ältern, deren Mann gerade

Kriegstribun geworden war zum Besuche, als Sulpicius vom Markte nach Hause kam. Die Lictoren (die begleitenden Gerichtsdiener) donnerten nach ihrer Gewohnheit mit ihren Ruthenbündeln an die Hausthüre. Die Frau des Licinius erschrak über das ihr ungewohnte Getöse, die Schwester aber sagte, wohlgefällig lachend: „Weißt du denn nicht, daß mein Mann Kriegstribun ist? Sieh! solche Ehrenbezeigungen genießt er alle Tage.“ Jene ärgerte sich, daß ihr Mann nicht auch zu solcher Ehre gelangen könne, und ging verdrießlich und empfindlich über den Hochmuth der Schwester nach Hause. Hier saß sie Tage lang und weinte, und zuletzt gestand sie ihrem Vater: ihr Kummer sei die unglückliche Heirath; denn ihr Mann sei ja nur ein Plebejer und könne daher schwerlich hoffen, wie ihrer Schwester Gatte, Kriegstribun zu werden. Der Vater tröstete sie, indem er versprach, er wollte schon dafür sorgen, daß das anders werde. Nun entwarf er mit Licinius und noch einem andern unternehmenden Plebejer (Sextius) einen Plan, wie man die Verfassung ändern könne. Beide müssen Männer gewesen sein, die ohne Furcht vor dem drohenden Widerstande entschlossen waren, ihren Standesgenossen, den Plebejern, durchzuhelfen. Sie meldeten sich zu Volkstribunen und wurden es, und nun traten sie gleich mit dem Vorschlage auf, daß die Kriegstribunenwürde abgeschafft, dagegen wieder zwei Consuln gewählt werden sollten, von denen der eine ein Patricier, der andere aber ein Plebejer wäre. Und damit das gemeine Volk für diesen Plan gewonnen würde, so schlugen sie ferner noch vor, daß zur Erleichterung der armen Schuldner künftighin die abgezahlten Zinsen vom Capitale abgezogen werden sollten — eine an Solons Lastenerleichterung erinnernde Maßregel — und daß kein Bürger mehr als 500 Morgen Gemeindelandes besitzen dürfte. Die Ländereien nämlich, welche in den Kriegen mit den benachbarten Völkern diesen abgenommen worden waren und also eigentlich dem ganzen Volke gehörten, hatten die Patricier unter dem Vorwande, eine Pacht dafür zahlen zu wollen, an sich gerissen. Die Pacht war aber theils sehr unbedeutend, theils wurde sie gar nicht bezahlt, und so hatten also die Patricier sich nach und nach, in den Besitz fast aller Gemeindeäcker gesetzt. Natürlich setzten die Patricier Alles daran, diese ihnen so nachtheiligen Gesetze zu hintertreiben; aber die Tribunen waren unbeugsam und neun Jahre lang tobten die Parteien gegen einander. Endlich nahmen die Patricier zu dem alten ehrwürdigen Camill ihre Zuflucht, ernannten ihn zum Dictator und baten ihn,

durch sein Ansehen die Tribunen und das Volk zur Ruhe zu bringen. Aber auch dies half nichts; denn Licinius und Sextius waren unermüdlich in ihren Anstrengungen, und als eines Tages Camill sich wieder Mühe gab, das Volk zu beschwichtigen, stürmte dies wüthend gegen seinen erhabenen Sitz los. Die Tribunen befahlen den Lictoren, den alten Mann zu greifen, und das Volk schrie: „Herab mit ihm! Herab mit ihm!“ Dagegen umdrängten ihn die Patricier, um ihr ehrwürdiges Haupt zu schirmen. Jetzt erkannte er, daß aller Widerstand vergeblich und es besser sei, nachzugeben, um größeren Unruhen vorzubeugen. Er gelobte der Eintracht einen Tempel, wenn die Götter die Ruhe wieder herstellen wollten, begab sich in die Versammlung des Senats und rieth, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Das geschah, und froh jauchzte nun das Volk seinem alten Dictator zu. Sextius wurde im nächsten Jahre Consul.

Camillus baute nun der Bürgereintracht den angelobten Tempel, 367. Nachdem in den nächstfolgenden Jahrzehnten die völlige Ausgleichung der beiden Stände durchgeführt worden war, wetteiferten beide Stände, Patricier und Pebejer, in Tapferkeit und bürgerlicher Tugend, und es begann die Zeit der wahren Heldengröße Roms.

Dritte Periode.

Von Alexander bis zur Schlacht von Actium, 333—31 vor Christus.

31. Alexander der Große. 336—323.

Nördlich vom eigentlichen Griechenland, über Thessalien hinaus (siehe Abschnitt 8), lag Macedonien, ein schönes Land, voll herrlicher Thäler, früherhin aber von rohen, ungeschlachten Menschen bewohnt, die von den feingebildeten Griechen als Barbaren betrachtet wurden. Hatten auch manchmal die Griechen, namentlich die Thebaner, mit ihnen Krieg gehabt, so hatten die Macedonier doch immer den Kürzern gezogen und wurden überhaupt von den Griechen nicht sehr geachtet. Aber zu der Zeit der beiden thebanischen Helden, Epaminondas und Pelopidas, war ein macedonischer Königssohn, Philipp mit Namen, als Geisel nach Theben gekommen. Hier hatte der lernbegierige Jüngling Gelegenheit, Dinge zu sehen und kennen zu lernen, wovon seine ungebildeten Landsleute nichts wußten. Er studirte die Wissenschaften mit großem Eifer und horchte besonders auf, wenn er den Epaminondas oder Pelopidas sprechen hörte. Er war Zeuge der großen Thaten dieser berühmten Männer, er sah die Begeisterung, welche dieselben bei ihren Landsleuten erregten, und war selbst voll Bewunderung für sie. Nachmals wurde er König von Macedonien, und es ist kein Wunder, daß er nun gleich eine Menge Verbesserungen machte. Er übte seine Macedonier in einer bessern Kriegszucht, legte Bergwerke an, die ihm vieles Geld verschafften, und bemächtigte sich mehrerer Handelsstädte an der Küste seines Landes. — Aber er hatte in Theben auch die Schwäche und Uneinigkeit der griechischen Staaten belauscht, und ehrgeizig, wie er war, wollte

er nun davon Vortheil ziehen. Er hatte den Plan, ganz Griechenland unter seine Herrschaft zu beugen. Nachdem er mit ihnen Krieg angefangen hatte, bezwang er sie in einer Schlacht bei Chäronea in Böotien (338), und schon fürchteten die Griechen das Schlimmste, als er ihnen freundlich Frieden anbot und nichts weiter verlangte, als daß sie ihn zum Mitgliede des griechischen Staatenbundes annähmen, ihm auf einem Zuge gegen die Perser beiständen und ihn zum Oberfeldherrn machten. Der schlaue Mann nämlich wußte wohl, daß er als solcher über Griechenland gebieten könnte und daß ihm die Griechen williger gehorchen würden, als wenn er sich ihren König nannte. Aber ehe es noch zu diesem Kriegszuge kam, wurde der gefährliche Philipp ermordet (336). Die Griechen frohlockten, als sie es hörten; sie bedachten nicht, daß bald ein Größerer kommen würde.

Philipp hinterließ einen Sohn, Alexander (336—323). Dieser hatte sich schon als kleiner Knabe ausgezeichnet und früh schon große Hoffnungen erregt. Er zeigte vielen Verstand, eine ungemeine Wißbegierde und einen unbegrenzten Ehrgeiz. Schon das hielten die Griechen für eine Vorbedeutung, daß in derselben Nacht, in welcher er geboren wurde, der herrliche Dianentempel in Ephesus an der Küste Klein-Asiens abbrannte. Ein alberner Mensch nämlich, Herostrat, ärgerte sich, daß er durch nichts seinen Namen berühmt zu machen verstände. Er zündete darum das Meisterwerk an und hätte verdient, daß zur Strafe sein Name der Vergessenheit übergeben worden wäre. Aber er ist erhalten worden, und man nennt noch heutigen Tages jeden muthwilligen Zerstörer einen zweiten Herostrat.

Philipp hatte über Alexanders Geburt eine rechte Herzensfreude gehabt und gleich daran gedacht, etwas Tüchtiges aus ihm zu machen. Nun lebte damals in Athen, als Schüler des Plato, ein ausgezeichneter Kopf, der gelehrteste und scharfsinnigste Mann seiner Zeit, Aristoteles. An den schrieb Philipp: „Es ist uns ein Sohn geboren worden. Wir danken den Göttern, die ihn uns zu der Zeit geschenkt haben, wo ein Aristoteles lebt. Wir hoffen, du werdest aus ihm einen Fürsten bilden, der seinem Vater und Macedonien Ehre mache.“ Aristoteles wurde auch wirklich der Lehrer und Erzieher des heranwachsenden Alexander, und früh schon entwickelten sich die herrlichen Talente des Knaben. Kein anderer Knabe that es ihm im Laufen, Springen und andern Künsten zuvor; die Gesänge des Homer las er mit Entzücken und wußte

sie fast auswendig. Einmal kamen persische Gesandte an den macedonischen Hof; der König war gerade gegen die unruhigen Nachbarn zu Felde gezogen; sogleich machte sich der Knabe an sie, ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein und fragte sie so vernünftig aus, daß sie einen Mann zu hören glaubten und mit Besorgniß an die Zeit dachten, da dieser Knabe Mann und König sein würde. „Unser König ist reich," sprachen sie, „aber dieser hier wird ein wahrhaft großer König werden." Und als man ihm einmal von einem neuen Siege seines Vaters erzählte, rief er traurig aus: „Mein Vater wird mir gewiß nichts mehr zu erobern übrig lassen!"

Einst wurde seinem Vater ein wildes thessalisches Pferd gebracht; Bucephalus hieß es, ein herrliches Thier, aber so wild, daß sich kaum Einer herantraute. Der Verkäufer verlangte die ungeheuere Summe von 16,000 Thalern. Mehrere Stallmeister Philipps setzten sich auf, wurden aber durch die wilden Sprünge des Thieres gleich wieder heruntergeworfen. Zuletzt wollte Keiner mehr hinauf, und Philipp befahl, es wieder fortzuführen. Da bat der junge Alexander, es ihm doch einmal zu erlauben. „Du willst es reiten?" sagte der König lächelnd, „wo denkst du hin!" — Aber Alexander bat so lange und so flehentlich, daß endlich der Vater es mit Besorgniß zugab. Alexander führte das Pferd zuvörderst so, daß es mit dem Gesicht gegen die Sonne stand; denn er hatte bemerkt, daß es sich vor seinem eigenen Schatten scheute; dann stellte er sich ruhig daneben, streichelte es, ließ dann plötzlich seinen Mantel fallen und — schwang sich hinauf. Wie ein Sturmwind flog es davon und Alle sahen ängstlich dem kühnen Jüngling nach. Der aber kehrte bald wieder um, lenkte es hierhin und dorthin und tummelte es zu Aller Erstaunen umher. Als er endlich herabsprang, schloß ihn Philipp mit Freudenthränen in seine Arme und rief: „O mein Sohn, suche dir ein anderes Reich; Macedonien ist dir zu klein!" — Das Pferd wurde nun für den Jüngling gekauft und blieb sein Leibpferd auf allen seinen Zügen.

Als sein Vater starb, war Alexander erst 21 Jahre alt, aber er fühlte die Kraft eines erfahrenen Mannes in sich. In seinem Charakter vereinigten sich Innigkeit und Milde mit dem Feuer des Helden; das Ungewöhnliche reizte seinen hochfliegenden Geist, Verstellung und List waren ihm fremd. Zuerst ließ er sich von den Griechen zum Oberfeldherrn, wie sein Vater, bestätigen; sie thaten es, aber mit Haß im Herzen. Dann zog er gegen seine nördlichen und westlichen Nachbarn, lauter rohe Nationen, zu Felde und warf

Alles vor sich nieder; denn sein Vater hatte schon eine neue Art erfunden, die Soldaten so zu stellen, daß ihrem Stoße nichts widerstehen konnte. Er stellte nämlich 8000 Mann in 16 lange Reihen, so daß in jeder Linie 500 Mann standen, alle ganz dicht aneinander. Jeder Soldat hatte eine lange Lanze, die er vorstreckte, wodurch das Ganze eine unbiegsame Festigkeit bekam, denn Keiner konnte nun einzeln heraustreten, sondern mußte der Richtung des ganzen Haufens folgen. Bewegte sich nun dieser vorwärts, so warf er mit dem Walde von Lanzen, der aus den Gliedern hervorragte, Alles darnieder. Diese Stellung nannte man eine Phalanx. Ihr verdankte Alexander die meisten seiner Siege. Auf einem seiner Züge gegen die nördlicher wohnenden Völker kam er in einen Hohlweg und sah hier plötzlich, daß ihm die Feinde einen Hinterhalt gelegt hatten. Sie hatten nämlich eine Menge Wagen auf dem Bergabhange aufgestellt und ließen sie nun herabrollen, wodurch alle Macedonier zerschmettert werden mußten. Aber Alexander wußte sich zu helfen; er schrie, Alle sollten sich augenblicklich aufs Gesicht niederwerfen, und nun rollten die Wagen über die Rücken der Soldaten, die sich mit den Schilden gedeckt hatten, hin, ohne ihnen sonderlichen Schaden zuzufügen. — Während er nun sich noch mit den wilden Nachbarn herumschlug, kam das Gerücht nach den griechischen Städten: Alexander sei todt. Die unklugen Griechen, statt die Bestätigung erst abzuwarten, konnten ihre Freude darüber nicht bändigen. Ueberall geschah Abfall und Empörung, und die Thebaner schlugen theils die macedonische Besatzung todt, theils jagten sie dieselbe fort. Aber als sie noch in ihrer besten Freude waren, erschien — Alexander. Er ging rasch auf Theben los und alle Griechen erstarrten vor Schrecken. Die Thebaner allein machten Miene sich zu wehren; aber ihr Heer wurde auseinandergesprengt und düngte mit seinem Blute das Schlachtfeld. Dann nahm er die Stadt ein, und um den übrigen griechischen Städten an einem abschreckenden Beispiele zu zeigen, wie gefährlich es sei, ihn zu reizen, ließ er er die ganze Stadt zerstören, so daß nur die Tempel und das Haus des Pindar, eines berühmten Odendichters (etwa 500 Jahre vor Christus), stehen blieben. Desto gnädiger war er gegen die andern griechischen Städte, die freilich auch die besten Worte gaben und dies Mal mit dem Schrecken davonkamen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er mehrere griechische Städte, unter andern Korinth, wo er den berühmten Diogenes aufsuchte, der sich damals gerade da aufhielt. Er fand ihn in der Vorstadt vor

seiner Tonne auf der Erde liegend und sich sonnend, und kaum hob sich Diogenes, als die stattliche Gesellschaft zu ihm herantrat, etwas in die Höhe. Alexander unterhielt sich lange mit ihm und freute sich sehr über die gesunde Vernunft des sonderbaren Alten. Endlich fragte er ihn, womit er ihm wohl eine Gnade erweisen könnte? „Wenn du mir," antwortete der genügsame Philosoph, „mit deinen Leuten da etwas aus der Sonne gingest." Die Begleiter des Königs lachten, dieser aber sagte ernsthaft: „Wahrlich! wäre ich nicht Alexander, ich wünschte Diogenes zu sein!"

In Griechenland lernte er auch den berühmten Maler Apelles kennen. Er verweilte mit Vergnügen oft in seiner Werkstatt und sah ihm zu, wenn er arbeitete. Da geschah es denn zuweilen, daß Apelles, wenn Alexander über die Malerei, von der er doch nichts verstand, urtheilen wollte, ihn in seiner Unwissenheit bloßstellte. So ließ sich Alexander sammt seinem Bucephalus — denn das treue Thier mußte überall mit — von ihm malen, hatte aber, als das Bild fertig war, allerhand an der Zeichnung zu tadeln. Das ärgerte den stolzen Künstler; er ließ das Pferd zur Vergleichung holen, und siehe da! als es sein Bild sah, fing es an, laut zu wiehern. „Nun sieh einmal!" sagte Apelles, „dein Pferd versteht sich besser auf die Malerei als du!" — Ein ander Mal schwatzte Alexander über die Kunst der Malerei, über Gemälde und Farben; da stieß ihn endlich Apelles an und sagte: „Höre auf, Alexander; sieh nur, wie dort die Jungen, welche die Farben reiben, schon lachen!" Alexander, der solche Wahrheiten ruhig hinnahm, und Apelles, der sie zu sagen wagte, sind wahrlich beide zu loben.*)

---

*) Von diesem Apelles erzählt man noch Folgendes: Er hatte einmal ein herrliches Gemälde vollendet und öffentlich ausgestellt, und um die freimüthigen Urtheile der Beschauer zu vernehmen, versteckte er sich dahinter. Unter Andern kam auch ein Schuhmacher und tadelte etwas an den Sohlenriemen der gemalten Figur. „Gut!" dachte Apelles, „das willst du verbessern." Als aber der Schuster auch andere Theile der Figur tadeln wollte, sprang jener hervor und rief: „Mein lieber Schuster, bleib bei deinem Leisten!"

Einst reiste er nach der Insel Rhodus, um einen dort wohnenden berühmten Maler kennen zu lernen. Er fand den Mann nicht zu Hause, und auf die Frage, seiner Frau: wer er sei? nahm er einen Pinsel und zeichnete auf eine leere Leinwand eine Figur in ganz feinen Umrissen. „Zeige das nur deinem Manne," sagte er und ging. Als dieser nach Hause kam und die Zeichnung sah, rief er: „Das muß Apelles sein!" Er nahm aber auch einen Pinsel und zeichnete mit anderer Farbe auf dieselbe Figur noch zartere Umrisse. Während er nun aber ausgegangen war, kam Apelles wieder. Die Frau zeigte ihm die Striche ihres

Nach der Bestrafung Thebens hatte Alexander vor den Griechen Ruhe und konnte daran denken, den großen Zug gegen die Perser zu unternehmen, zu dem schon sein Vater Lust gehabt hatte. In der That ein abenteuerliches Unternehmen! Das ganze Macedonien war viel kleiner als die kleinste Provinz des ungeheueren persischen Reiches, und Alexander hatte nur 35,000 Mann. Aber bei den Kämpfen zwischen den Völkern kommt es weniger auf die natürliche Kraft und die Menschenmasse an, als auf den Geist, der sie belebt, und hatten doch auch die Athener bei Marathon gesiegt!

In Persien regierte damals ein gutmüthiger, aber schwacher König, Darius Kodomannus. Er war solchen Zeiten der Gefahr und Umwälzung nicht gewachsen und sein Volk nach und nach so entartet und verweichlicht, daß keine Spur mehr von des Cyrus Geiste in ihm zu finden war. Mit einem solchen Volke konnte Alexander wenigstens den Versuch machen; mißlang dieser auch, so brauchte er doch nicht zu fürchten, daß die Perser ihn, wie einst zu Miltiades' und Themistokles' Zeiten, bis nach Europa verfolgen würden. Alexander setzte über den Hellespont nach Asien über (bei Sestos und Abydos), besuchte auf der Ebene von Troja die Grabmäler des Achilles und Patroklos und rief bei dem Grabe des Ersteren aus: „O du glücklicher Achill! Du hast im Leben einen Freund in Patroklos und im Tode einen Homer gefunden, der deine Thaten besungen und dein Andenken unsterblich gemacht

---

Mannes. „Schön! herrlich!“ rief er; „aber gieb mir doch den Pinsel noch einmal her.“ Er machte nun mit einer dritten Farbe noch mehrere feine Schattirungen, welche die seines Collegen noch übertrafen, und ging fort. „Ich bin besiegt!“ rief der Rhodier, als er zurückkehrte. Er eilte zum Apelles und drückte ihn entzückt in seine Arme, und mehrere Hundert Jahre hat man die gemeinsame Zeichnung der beiden Künstler als ein Meisterwerk aufbewahrt, bis sie in einer Feuersbrunst zerstört wurde.

Als einmal Apelles nach Alexandrien in Aegypten kam, wollte ihn dort ein Mensch, der ihn nicht leiden konnte, in Verlegenheit bringen und lud ihn zum Könige Ptolemäus ein, obgleich derselbe vielleicht noch nie etwas von Apelles gehört hatte. Dieser fand sich ein. Der König verwundert, einen unbekannten Menschen sich eindrängen zu sehen, fuhr ihn barsch an; was er wolle? wer ihn geladen habe? — Und als der König nicht glauben wollte, daß Apelles hintergangen sei, nahm dieser eine Kohle und zeichnete damit die Züge jenes Mannes, der ihn geladen hatte, so sprechend an die Wand, daß der König ihn augenblicklich erkannte. Der Unverschämte erhielt seinen Lohn: den Apelles aber ließ der König nicht eher fort, bis er von ihm gemalt worden war.

hat!" — Dann ging es weiter. Noch war die Nachricht von seinem Anzuge kaum bis zu Darius gelangt; aber dessen Statthalter in Klein-Asien hatten schnell ein Heer zusammengerafft und traten damit dem macedonischen Helden entgegen. Nur ein kleines Flüßchen, der Granikus (er geht in das Meer von Marmora), war zwischen ihnen. Noch überlegte man, ob man hinübergehen sollte oder nicht, und Parmenio, ein alter Feldherr Alexanders, widerrieth es. „Nein!" rief plötzlich Alexander, „da müßte sich ja der Hellespont schämen, wenn dies Flüßchen uns aufhalten sollte!" — und so drückte er dem Pferde die Sporen ein und jagte mit der Reiterei hindurch auf den Feind los. Aber bald wäre er ein Opfer seines Muthes geworden. Zwei persische Generale sprengten auf ihn ein; denn ob er gleich nicht von großer Statur war, so unterschieden ihn doch sein wilder Muth und der hohe wallende Federbusch auf dem strahlenden Helme. Tapfer hieben sie sich herum; endlich traf der Eine seinen Helm mit einem so kräftigen Hiebe, daß er entzweisprang, und schon hob der Andere den Arm auf, um dem Wehrlosen den Kopf zu spalten. In diesem Augenblicke der Todesgefahr jagte einer seiner Generale, Klitus, herbei und rannte — eben noch zur rechten Zeit — dem Feinde die Lanze durch den Leib. Den Andern tödtete dann Alexander selbst. Die Schlacht wurde gewonnen, und im erbeuteten persischen Lager fand man große Schätze; denn die Perser pflegten alle ihre Kostbarkeiten mit sich zu führen. Die Beute wurde unter Macedonier und Griechen getheilt; er selbst behielt nichts; denn Eigennutz war seine Sache nicht. Dann zog er weiter. Auf seinem Zuge mitten durch Klein-Asien kam er in eine Stadt, die Gordion hieß. Hier, erzählte man ihm, sei der berühmte gordische Knoten, von dem ein altes Orakel gesagt hatte: wer ihn nicht lösen könnte, würde auch Asien nicht erobern. Es hatte damit folgende Bewandtniß. Vor uralten Zeiten lebte in dem Lande ein Landmann Namens Gordios. Der pflügte einmal auf seinem Acker; da kam ein Adler geflogen und setzte sich ganz dreist auf das Joch seiner Stiere und blieb den ganzen Tag sitzen. „Was mag das zu bedeuten haben?" dachte Gordios. Geschwind ging er nach einer benachbarten Stadt (Telmessos), deren Einwohner in dem Rufe standen, gute Wahrsager zu sein, und fragte ein Mädchen, das ihm begegnete, wo wohl ein geschickter Wahrsager wohnte? „Ich kann dir selbst darin dienen," antwortete das Mädchen; „sage an, was ist dir widerfahren?" Da erzählte denn Gordios die Geschichte mit dem Adler. „Der

Adler bedeutet," meinte die Wahrsagerin, „daß du einmal König werden wirst." — Der Landmann freute sich, heirathete das Mädchen und blieb fürs erste bei ihr. Nach einiger Zeit entstanden in seinem Vaterlande Streitigkeiten, und die Einwohner fragten das Orakel, was sie machen sollten, daß die Ruhe wieder hergestellt würde? „Wenn ihr nach Hause geht," lautete die Antwort, „werdet ihr einem Wagen begegnen; den Mann, der darin sitzt, macht zu euerm Könige." — Um diese Zeit wollte Gordios einmal seine Verwandten daheim besuchen und reiste in sein Vaterland. Plötzlich sah er seinen Wagen umringt; man hob ihn heraus und begrüßte ihn als König. Anfangs wußte er nicht, wie ihm geschah und hielt die Leute für närrisch; endlich wurde ihm der Zusammenhang erklärt und er ließ es sich gefallen, König des Landes zu werden. Zum Andenken an die Begebenheit wickelte er das Geschirr um das Joch, umwand es mit Bast, schürzte einen künstlichen Knoten, an dem man weder Anfang noch Ende sah, und hing Alles in einem Tempel auf. Dies war der bekannte gordische Knoten, den bisher Keiner hatte lösen können. — Wenn Alexander auch wohl verständig genug war, über den Aberglauben zu lachen, so durfte er doch, um des Volkes und der Soldaten willen, den Knoten nicht ungelöst zurücklassen. Er besann sich schnell und zerhieb mit dem Schwerte die verschlungenen Fäden.

Endlich kam er nach Cilicien, der hintersten und südlichsten Provinz Klein-Asiens, und nahm sein Quartier in Tarsus. Ein klarer, frischer Fluß, der Cydnus, floß hier vorbei. Die Hitze des Tages machte Alexander Lust, sich in dem Flusse zu baden; aber kaum war er im Wasser, als ihn ein heftiger Fieberfrost ergriff und man ihn halbtodt heraustragen mußte. Sein Zustand war äußerst bedenklich; die Aerzte waren besorgt, und zum Uebermaße des Unglücks hörte man, daß Darius selbst mit dem Hauptheere schon ganz in der Nähe stände und in ein paar Tagen da sein könnte. Da entschloß sich ein treuer Arzt, Philippus, ein gefährliches aber entscheidendes Mittel anzuwenden, welches entweder schnell zum Tode oder zur Besserung führen mußte. Eben bereitete der Arzt den wichtigen Trank; da kam ein Bote an, vom alten Parmenio, den Alexander in Klein-Asien zurückgelassen hatte, geschickt. „Nimm dich ja," so schrieb er, „vor dem Philippus in Acht; er ist von Darius bestochen worden, dich zu vergiften." Alexander las und überlegte. Schon trat Philipp ins Zimmer, die Schale in der Hand, aber mit so ruhiger, unbefangener Miene,

daß der König, der ihn scharf ansah, gleich alles Mißtrauen fahren ließ und unbesorgt die Schale an den Mund setzte, während er dem Arzte den Brief überreichte. Als dieser ihn gelesen hatte, wurde er zornig über die unwürdige Verleumdung und wollte sich rechtfertigen. „Sei ruhig, Philipp," antwortete ihm der König, „ich glaube, daß du unschuldig bist; der Erfolg wird es ja zeigen." — Er zeigte es auch wirklich: nach drei Tagen war Alexander so weit wieder hergestellt, daß er sich den Soldaten wieder zeigen konnte, die vor Entzücken gar nicht wußten, wie sie dem verständigen Arzte genug danken sollten.

Wirklich war es auch die allerhöchste Zeit, daß Alexander sich wieder an seines Heeres Spitze stellen konnte; denn Darius kam eben heran und traf bei Issus, da, wo Klein-Asien an Syrien stößt, in dem Winkel des mittelländischen Meeres, Cypern (Kypros) gegenüber, auf die Macedonier. Nichts hier von Alexanders kühnem Muthe und seinen trefflichen Maßregeln! Genug, er gewann den Sieg und Darius selbst entkam nur mit genauer Noth. Er hatte während des Treffens, nach der Sitte persischer Könige, auf einem hohen Wagen gesessen, und als nun die Flucht allgemein wurde, konnte der Wagen nicht schnell genug fortgebracht werden. Der König sprang daher schnell herunter, so schnell, daß er Schild, Mantel und Bogen darauf zurückließ, schwang sich aufs Pferd und jagte fort. Alles Gepäck fiel wieder in Alexanders Hände, aber auch, was den Darius noch mehr betrüben mußte, seine Mutter, die liebste seiner Frauen und zwei seiner Töchter nebst seinem unmündigen Sohne. Als diese Frauen hörten, daß die Waffen und der Wagen des Königs von den Macedoniern aufgefangen wären, wurden sie sehr betrübt; denn sie zweifelten nun nicht an dem Tode desselben. Sogleich schickte Alexander einen seiner Generale zu ihnen und ließ ihnen sagen: Darius sei weder todt noch gefangen, sondern glücklich entkommen; sie möchten sich daher trösten, es solle ihnen nichts Böses geschehen. Am andern Tage ging er selbst in Begleitung seines Lieblings Hephästion zu ihnen ins Zelt, und da sie diesen, der größer als Alexander war, für den König hielten und daher vor ihm niederfielen, so trat er bescheiden zurück und wies sie an Alexander. Die Damen waren bestürzt und fürchteten, dieser möchte empfindlich sein, daß sie ihn nicht gleich erkannt hatten; aber höflich erwiederte er: es habe gar nichts zu sagen, auch Hephästion sei ein Alexander. Und die ganze Zeit ihrer Gefangenschaft wurden sie mit der größten Auszeichnung behandelt.

Nach der Beſtrafung Thebens hatte Alexander vor den Griechen Ruhe und konnte daran denken, den großen Zug gegen die Perſer zu unternehmen, zu dem ſchon ſein Vater Luſt gehabt hatte. In der That ein abenteuerliches Unternehmen! Das ganze Macedonien war viel kleiner als die kleinſte Provinz des ungeheueren perſiſchen Reiches, und Alexander hatte nur 35,000 Mann. Aber bei den Kämpfen zwiſchen den Völkern kommt es weniger auf die natürliche Kraft und die Menſchenmaſſe an, als auf den Geiſt, der ſie belebt, und hatten doch auch die Athener bei Marathon geſiegt!

In Perſien regierte damals ein gutmüthiger, aber ſchwacher König, Darius Kodomannus. Er war ſolchen Zeiten der Gefahr und Umwälzung nicht gewachſen und ſein Volk nach und nach ſo entartet und verweichlicht, daß keine Spur mehr von des Cyrus Geiſte in ihm zu finden war. Mit einem ſolchen Volke konnte Alexander wenigſtens den Verſuch machen; mißlang dieſer auch, ſo brauchte er doch nicht zu fürchten, daß die Perſer ihn, wie einſt zu Miltiades' und Themiſtokles' Zeiten, bis nach Europa verfolgen würden. Alexander ſetzte über den Hellespont nach Aſien über (bei Seſtos und Abydos), beſuchte auf der Ebene von Troja die Grabmäler des Achilles und Patroklos und rief bei dem Grabe des Erſteren aus: „O du glücklicher Achill! Du haſt im Leben einen Freund in Patroklos und im Tode einen Homer gefunden, der deine Thaten beſungen und dein Andenken unſterblich gemacht

---

Mannes. „Schön! herrlich!“ rief er; „aber gieb mir doch den Pinſel noch einmal her.“ Er machte nun mit einer dritten Farbe noch mehrere feine Schattirungen, welche die ſeines Collegen noch übertrafen, und ging fort. „Ich bin beſiegt!“ rief der Rhodier, als er zurückkehrte. Er eilte zum Apelles und drückte ihn entzückt in ſeine Arme, und mehrere Hundert Jahre hat man die gemeinſame Zeichnung der beiden Künſtler als ein Meiſterwerk aufbewahrt, bis ſie in einer Feuersbrunſt zerſtört wurde.

Als einmal Apelles nach Alexandrien in Aegypten kam, wollte ihn dort ein Menſch, der ihn nicht leiden konnte, in Verlegenheit bringen und lud ihn zum Könige Ptolemäus ein, obgleich derſelbe vielleicht noch nie etwas von Apelles gehört hatte. Dieſer fand ſich ein. Der König verwundert, einen unbekannten Menſchen ſich eindrängen zu ſehen, fuhr ihn barſch an; was er wolle? wer ihn geladen habe? — Und als der König nicht glauben wollte, daß Apelles hintergangen ſei, nahm dieſer eine Kohle und zeichnete damit die Züge jenes Mannes, der ihn geladen hatte, ſo ſprechend an die Wand, daß der König ihn augenblicklich erkannte. Der Unverſchämte erhielt ſeinen Lohn: den Apelles aber ließ der König nicht eher fort, bis er von ihm gemalt worden war.

hat!" — Dann ging es weiter. Noch war die Nachricht von seinem Anzuge kaum bis zu Darius gelangt; aber dessen Statthalter in Klein-Asien hatten schnell ein Heer zusammengerafft und traten damit dem macedonischen Helden entgegen. Nur ein kleines Flüßchen, der Granikus (er geht in das Meer von Marmora), war zwischen ihnen. Noch überlegte man, ob man hinübergehen sollte oder nicht, und Parmenio, ein alter Feldherr Alexanders, widerrieth es. „Nein!" rief plötzlich Alexander, „da müßte sich ja der Hellespont schämen, wenn dies Flüßchen uns aufhalten sollte!" — und so drückte er dem Pferde die Sporen ein und jagte mit der Reiterei hindurch auf den Feind los. Aber bald wäre er ein Opfer seines Muthes geworden. Zwei persische Generale sprengten auf ihn ein; denn ob er gleich nicht von großer Statur war, so unterschieden ihn doch sein wilder Muth und der hohe wallende Federbusch auf dem strahlenden Helme. Tapfer hieben sie sich herum; endlich traf der Eine seinen Helm mit einem so kräftigen Hiebe, daß er entzweisprang, und schon hob der Andere den Arm auf, um dem Wehrlosen den Kopf zu spalten. In diesem Augenblicke der Todesgefahr jagte einer seiner Generale, Klitus, herbei und rannte — eben noch zur rechten Zeit — dem Feinde die Lanze durch den Leib. Den Andern tödtete dann Alexander selbst. Die Schlacht wurde gewonnen, und im erbeuteten persischen Lager fand man große Schätze; denn die Perser pflegten alle ihre Kostbarkeiten mit sich zu führen. Die Beute wurde unter Macedonier und Griechen getheilt; er selbst behielt nichts; denn Eigennutz war seine Sache nicht. Dann zog er weiter. Auf seinem Zuge mitten durch Klein-Asien kam er in eine Stadt, die Gordion hieß. Hier, erzählte man ihm, sei der berühmte gordische Knoten, von dem ein altes Orakel gesagt hatte: wer ihn nicht lösen könnte, würde auch Asien nicht erobern. Es hatte damit folgende Bewandtniß. Vor uralten Zeiten lebte in dem Lande ein Landmann Namens Gordios. Der pflügte einmal auf seinem Acker; da kam ein Adler geflogen und setzte sich ganz dreist auf das Joch seiner Stiere und blieb den ganzen Tag sitzen. „Was mag das zu bedeuten haben?" dachte Gordios. Geschwind ging er nach einer benachbarten Stadt (Telmessos), deren Einwohner in dem Rufe standen, gute Wahrsager zu sein, und fragte ein Mädchen, das ihm begegnete, wo wohl ein geschickter Wahrsager wohnte? „Ich kann dir selbst darin dienen," antwortete das Mädchen; „sage an, was ist dir widerfahren?" Da erzählte denn Gordios die Geschichte mit dem Adler. „Der

Adler bedeutet," meinte die Wahrsagerin, „daß du einmal König werden wirst." — Der Landmann freute sich, heirathete das Mädchen und blieb fürs erste bei ihr. Nach einiger Zeit entstanden in seinem Vaterlande Streitigkeiten, und die Einwohner fragten das Orakel, was sie machen sollten, daß die Ruhe wieder hergestellt würde? „Wenn ihr nach Hause geht," lautete die Antwort, „werdet ihr einem Wagen begegnen; den Mann, der darin sitzt, macht zu euerm Könige." — Um diese Zeit wollte Gordios einmal seine Verwandten daheim besuchen und reiste in sein Vaterland. Plötzlich sah er seinen Wagen umringt; man hob ihn heraus und begrüßte ihn als König. Anfangs wußte er nicht, wie ihm geschah und hielt die Leute für närrisch; endlich wurde ihm der Zusammenhang erklärt und er ließ es sich gefallen, König des Landes zu werden. Zum Andenken an die Begebenheit wickelte er das Geschirr um das Joch, umwand es mit Bast, schürzte einen künstlichen Knoten, an dem man weder Anfang noch Ende sah, und hing Alles in einem Tempel auf. Dies war der bekannte gordische Knoten, den bisher Keiner hatte lösen können. — Wenn Alexander auch wohl verständig genug war, über den Aberglauben zu lachen, so durfte er doch, um des Volkes und der Soldaten willen, den Knoten nicht ungelöst zurücklassen. Er besann sich schnell und zerhieb mit dem Schwerte die verschlungenen Fäden.

Endlich kam er nach Cilicien, der hintersten und südlichsten Provinz Klein-Asiens, und nahm sein Quartier in Tarsus. Ein klarer, frischer Fluß, der Cydnus, floß hier vorbei. Die Hitze des Tages machte Alexander Lust, sich in dem Flusse zu baden; aber kaum war er im Wasser, als ihn ein heftiger Fieberfrost ergriff und man ihn halbtodt heraustragen mußte. Sein Zustand war äußerst bedenklich; die Aerzte waren besorgt, und zum Uebermaße des Unglücks hörte man, daß Darius selbst mit dem Hauptheere schon ganz in der Nähe stände und in ein paar Tagen da sein könnte. Da entschloß sich ein treuer Arzt, Philippus, ein gefährliches aber entscheidendes Mittel anzuwenden, welches entweder schnell zum Tode oder zur Besserung führen mußte. Eben bereitete der Arzt den wichtigen Trank; da kam ein Bote an, vom alten Parmenio, den Alexander in Klein-Asien zurückgelassen hatte, geschickt. „Nimm dich ja," so schrieb er, „vor dem Philippus in Acht; er ist von Darius bestochen worden, dich zu vergiften." Alexander las und überlegte. Schon trat Philipp ins Zimmer, die Schale in der Hand, aber mit so ruhiger, unbefangener Miene,

daß der König, der ihn scharf ansah, gleich alles Mißtrauen fahren ließ und unbesorgt die Schale an den Mund setzte, während er dem Arzte den Brief überreichte. Als dieser ihn gelesen hatte, wurde er zornig über die unwürdige Verleumdung und wollte sich rechtfertigen. „Sei ruhig, Philipp," antwortete ihm der König, „ich glaube, daß du unschuldig bist; der Erfolg wird es ja zeigen." — Er zeigte es auch wirklich: nach drei Tagen war Alexander so weit wieder hergestellt, daß er sich den Soldaten wieder zeigen konnte, die vor Entzücken gar nicht wußten, wie sie dem verständigen Arzte genug danken sollten.

Wirklich war es auch die allerhöchste Zeit, daß Alexander sich wieder an seines Heeres Spitze stellen konnte; denn Darius kam eben heran und traf bei Issus, da, wo Klein-Asien an Syrien stößt, in dem Winkel des mittelländischen Meeres, Cypern (Kypros) gegenüber, auf die Macedonier. Nichts hier von Alexanders kühnem Muthe und seinen trefflichen Maßregeln! Genug, er gewann den Sieg und Darius selbst entkam nur mit genauer Noth. Er hatte während des Treffens, nach der Sitte persischer Könige, auf einem hohen Wagen gesessen, und als nun die Flucht allgemein wurde, konnte der Wagen nicht schnell genug fortgebracht werden. Der König sprang daher schnell herunter, so schnell, daß er Schild, Mantel und Bogen darauf zurückließ, schwang sich aufs Pferd und jagte fort. Alles Gepäck fiel wieder in Alexanders Hände, aber auch, was den Darius noch mehr betrüben mußte, seine Mutter, die liebste seiner Frauen und zwei seiner Töchter nebst seinem unmündigen Sohne. Als diese Frauen hörten, daß die Waffen und der Wagen des Königs von den Macedoniern aufgefangen wären, wurden sie sehr betrübt; denn sie zweifelten nun nicht an dem Tode desselben. Sogleich schickte Alexander einen seiner Generale zu ihnen und ließ ihnen sagen: Darius sei weder todt noch gefangen, sondern glücklich entkommen; sie möchten sich daher trösten, es solle ihnen nichts Böses geschehen. Am andern Tage ging er selbst in Begleitung seines Lieblings Hephästion zu ihnen ins Zelt, und da sie diesen, der größer als Alexander war, für den König hielten und daher vor ihm niederfielen, so trat er bescheiden zurück und wies sie an Alexander. Die Damen waren bestürzt und fürchteten, dieser möchte empfindlich sein, daß sie ihn nicht gleich erkannt hatten; aber höflich erwiederte er: es habe gar nichts zu sagen, auch Hephästion sei ein Alexander. Und die ganze Zeit ihrer Gefangenschaft wurden sie mit der größten Auszeichnung behandelt.

Die bei Issus gemachte Beute war so groß, daß seit der Zeit die bisherige Genügsamkeit an Alexanders und seiner Offiziere Tafel verloren ging. Er selbst war oft der Mäßigste von Allen; er trank selten viel, aber er saß gern lange beim Glase Wein und prahlte dann von seinen Thaten auf eine unausstehliche Weise. Mit vollen Händen theilte er das Geld unter seine Soldaten aus, die ihn dafür bei jeder Gelegenheit hoch leben ließen, und er war nie froher, als wenn er Alles um sich herum recht lustig sah. Bald aber merkten ihm seine Begleiter die Schwäche ab, daß er sich gern schmeicheln lasse, und nun erhoben sie ihn bis zu den Göttern; ja, seine Thaten wurden noch höher gesetzt als Alles, was Perseus, Theseus, Herkules und andere Heroen gethan hatten. Unvermerkt wurde dadurch sein Verstand bethört und der unbändige Stolz erzeugt, der ihn von nun an nicht wieder verließ. Für sich selbst hatte Alexander das Wenigste aus der Beute behalten, nur Einiges wie zum Andenken. Darunter war ein reichlich mit Edelsteinen besetztes und sehr künstlich gearbeitetes Kästchen, in welchem Darius wohlriechende Specereien zu bewahren pflegte. Alexander warf diese heraus. „Ich will," sagte er, „etwas Kostbareres hineinlegen; denn Specereien brauche ich nicht." Und was legte er hinein? — Homers Ilias, und zwar das von Aristoteles durchgesehene Exemplar.

Den Darius ließ er für jetzt los und zog an der Küste des mittelländischen Meeres hinunter. Da kam er nach dem handeltreibenden Phönicien, dessen Hauptstadt Tyrus vor 270 Jahren von Nebukadnezar zerstört, seitdem aber auf einer gegenüberliegenden Insel wieder aufgebaut worden war. Die Tyrier wollten ihn nicht in ihre Stadt lassen; das machte ihn nur noch hitziger, und er schwur, an der Stadt nicht vorbeizugehen. Sogleich wurden Anstalten zur Belagerung gemacht; die Tyrier glaubten sich sicher; denn zwischen der Stadt und dem festen Lande war ein ziemlich breiter Meeresarm. Aber sie kannten Alexander nicht, der sich durch keine Hindernisse abschrecken ließ. Auf seinen Befehl mußten viele Tausend Arbeiter Erde und Steine in das Meer schütten und so einen Damm bis zur Tyrusinsel anlegen. Voll Staunen und Schrecken sahen die Einwohner die kühnen Macedonier immer näher herankommen, und nach sieben Monaten waren diese drüben auf der Insel. Nun begann der Sturm; aber Alexander fand einen Widerstand, wie er ihn nicht erwartet hatte. Die Tyrier standen auf den Mauern, Gefäße mit glühendem Sande in den Händen,

den sie auf Die hinabschütteten, die auf Leitern heranstiegen. Alexander ließ mit dem Mauerbrecher gegen die Mauer rennen, um sie einzustürzen; vergebens! Denn die Einwohner schwächten seine Kraft durch vorgehaltene Häute und wollene Decken. Der Widerstand machte ihn nur noch wüthender; er war überall, wo die Gefahr am größten war, zugegen, ermunterte die Säumenden, drohte den Feigen, und hatte endlich die Freude, daß ein Theil der Mauer einstürzte. Ueber die Trümmer hin kletterten die tapfersten Macedonier hinein und schlugen in der ersten Wuth 8000 Tyrier todt; 30,000 wurden in die Sklaverei geführt. So wurden ehemals die Städte erobert! Und das von dem so menschlichen Alexander!

Nun ging er nach Aegypten, welches sich desto leichter unterwarf. Seit Kambyses' Zeit hatten die Einwohner die persische Herrschaft nur ungern ertragen und manchmal sich empört. Kein Wunder, daß sie mit Freuden Den aufnahmen, der sie davon befreite. In Memphis wurden kostbare Spiele gefeiert und den ägyptischen Göttern zum Danke geopfert, daß die Eroberung schnell von Statten gegangen war. Dann legte er den Grund zu einer neuen Stadt am mittelländischen Meere und nannte sie nach sich Alexandria. Sie sollte das zerstörte Tyrus ersetzen und wurde auch bald durch die Tyrier bevölkert, die zur Zeit der Zerstörung ihrer Vaterstadt gerade auf Reisen gewesen waren. Schon 20 Jahre nach ihrer ersten Anlegung war Alexandria eine blühende Stadt. Ihre Lage am mittelländischen Meere, auf dem Wege von Europa nach Indien, machte sie bald zu einem Hauptsitze des Handels. Viele Jahrhunderte blühte sie durch Handel und Wissenschaft.

Nun fiel es ihm ein, in die brennend-heiße Wüste Libyens einen Zug zu unternehmen. Hier lag auf einer Oase (ein fruchtbarer Fleck mitten in einer Sandwüste) der Tempel des Jupiter Ammon, wohin eine Menge Menschen jährlich wallfahrteten, um das Orakel zu befragen, und wo ein großer Verkehr durch Karavanen getrieben wurde; denn eine Handelsstraße aus dem mittlern Afrika ging hier durch. Fast wäre er mit seinem ganzen Heere unterwegs vor Durst verschmachtet; denn wochenlang mußte er ziehen, und kein Baum gab ihm Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen, keine Quelle kühlte die lechzende Zunge der Wandernden. Endlich war er da. Was ihm das Orakel gesagt habe, weiß man nicht genau; es soll ihn einen Göttersohn genannt haben, ein großes Unglück für ihn; denn seit der Zeit scheint er sich wirk-

lich für etwas Besseres gehalten zu haben, und sein Stolz kannte keine Grenzen. Wie Schade, daß sein treffliches Gemüth durch eigennützige Schmeichler so verdorben wurde!

Uebrigens blieb ungeachtet seines Stolzes Alexander immer noch der Abgott seines Heeres. Er theilte mit seinen Soldaten so gut jede Beschwerde, als jedes Lustgelag, sprach freundlich mit Jedem und war bis zur Verschwendung freigebig.

Nachdem er vom Ammonstempel zurückgekehrt war, ging er durch Aegypten wieder nach Asien zurück und fing die Verfolgung des Darius von neuem an. Da erschienen Gesandte von diesem in seinem Lager, die ihm alle Länder westlich vom Euphrat, eine seiner Töchter zur Frau und noch 12 Millionen-Thaler zur Auslösung der Gefangenen anboten, wenn er Frieden machen wolle. Er fragte den Parmenio um Rath. „Ich würde das annehmen," meinte dieser, „wenn ich Alexander wäre." — „Ich auch," sagte dieser, „wenn ich Parmenio wäre." Und nun erhielten die Gesandten zur Antwort: Darius könne sich alles Gute versprechen, wenn er selbst zum Alexander käme; sonst aber würde ihn dieser schon aufsuchen. Indessen starb die gefangene Frau des Darius, die schöne Statira, im macedonischen Lager und Alexander ließ sie mit einem wahrhaft königlichen Gepränge zur Erde bestatten. Gleich darauf wußte einer der persischen Bedienten, die zugleich mit ihr bei Issus gefangen genommen waren, zu entwischen, kam zu Darius und meldete ihm den Tod seiner Statira. Darius war untröstlich; ein Mal über das andere rang er die Hände und rief voll Wehmuth aus: „O Unglück! o Unglück! War es denn nicht genug, daß des Königs Gemahlin im Leben vom Feinde gefangen wurde? Mußte sie auch noch im Tode ein königliches Begräbniß entbehren!" — „Du irrst dich, König," setzte der Diener hinzu, „sie ist aufs prächtigste bestattet worden. Es hat auch weder der Statira, noch deiner Mutter und deinen Töchtern das Geringste gemangelt, außer daß sie nicht bei dir sein konnten, und Statira ist nicht nur mit königlicher Pracht bestattet, sondern selbst mit vielen Thränen von den Feinden beklagt worden; denn Alexander ist als Sieger eben so freundlich als fürchterlich in der Schlacht." Und nun ergoß sich der Diener in ein übermäßiges Lob Alexanders und wußte nicht Worte genug zu finden, dessen Großmuth, Freigebigkeit und Güte zu schildern. Da hob Darius seine Hände betend gen Himmel: „Ihr Götter! o helft mir doch das Perserreich wieder aufrichten, daß ich es meinen Nachkommen so über-

gebe, wie ich es von meinen Vorfahren bekommen habe, damit ich dem Alexander die Wohlthaten vergelten kann, die er Denen, die mir am liebsten sind, als Feind erzeigt hat! Sollte aber beschlossen sein, daß das Reich der Perser mit mir zu Grunde gehe, so laßt wenigstens keinen Andern den Thron des Cyrus besteigen, als Alexander!"

Endlich erreichte Alexander seinen Feind bei Arbela und Gaugamela in Assyrien. Darius hatte ein ungeheueres Heer bei sich, wie einst Xerxes in Griechenland; man zählte eine Million, und das Gewirre im persischen Lager war so groß, daß es von ferne wie das Tosen des wogenden Meeres klang. Alexander schreckte das nicht. Er machte seine Anstalten mit der gewohnten Ruhe und Besonnenheit und schlief in der Nacht vor der Schlacht so ruhig und fest, daß er am Morgen erst zwei bis drei Mal geweckt werden mußte. „Du schläfst ja so fest," rief ihm Parmenio zu, „als wenn du schon gesiegt hättest!" — „Nun," antwortete Alexander, „wir haben ja schon so gut wie gesiegt; denn wir haben ja nun den gesuchten Feind endlich vor uns und brauchen ihn nicht erst durch Wüsten und Gebirge zu verfolgen." — Und nun rüstete er sich schnell zur Schlacht, die entscheidender als die beiden vorigen war. Des Darius großes Heer wurde ganz auseinander geworfen, und es fehlte sehr wenig, daß er selbst von Alexander gefangen genommen wäre. Er saß wie gewöhnlich auf einem hohen Wagen in der Mitte des Treffens und ragte überdies durch seine hohe Gestalt weit über die Andern hinweg. Sobald Alexander ihn bemerkte, jagte er mit seinem getreuen Bucephalus, den er noch immer in jeder Schlacht ritt, auf ihn zu und Darius wäre verloren gewesen, weil der Wagen wegen der vielen Leichen nicht fortgebracht werden konnte, wenn sich nicht die tapfersten Perser den andringenden Macedoniern entgegengeworfen und dadurch dem König Zeit verschafft hätten, sich auf ein schnelles Pferd zu schwingen und fortzujagen. Aber Wagen, Schild, Mantel und so weiter fielen wieder den Macedoniern in die Hände. Ungeheuere Reichthümer waren außerdem erbeutet worden und Alexander hatte nun wieder Gelegenheit, seine Freunde zu beschenken und zu bereichern.

Ungehindert zog er nun weiter; ganz Persien stand ihm offen. Zuerst ging er nach dem weiten Babylon, dessen Bauwunder er nicht genug anstaunen konnte; dann nach Persiens Hauptstadt Susa, wo ungeheuere Schätze ihm in die Hand fielen. Darauf

ging er nach Persepolis, jener herrlichen Stadt, deren Trümmer jetzt noch die Reisenden mit Staunen erfüllen. Des Goldes allein war hier so viel, daß man 20,000 Maulesel und 5000 Kameele brauchte, es wegzuführen! Wer denkt bei diesen Schätzen und bei der verlassenen Lage des Darius nicht unwillkürlich an Krösus und an Solons Ausspruch: „Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen!" Auch fand er hier eine große Bildsäule des Xerxes. Sie war von den eindringenden Soldaten umgestoßen worden und lag noch auf dem Boden. Alexander blieb stehen. „Soll ich dich liegen lassen, weil du Griechenland bekriegt hast, oder soll ich dich wegen deiner sonstigen Großmuth wieder aufrichten?" Nachdem er lange in tiefes Nachdenken versunken dagestanden hatte, ging er endlich still weiter. — Vier Monate blieb Alexander hier, damit sein Heer sich ausruhe, und alle Tage wurden hier in Festlichkeiten verlebt. Endlich waren die vier Monate um; Alexander wollte nun aufbrechen und gab seinen Freunden noch vorher in Persepolis einen großen Schmaus. Da fiel es einer Tänzerin aus Athen, die mit dabei war, ein: es müsse recht schön sich ausnehmen, wenn der ganze große Königspalast in Flammen stände; Xerxes habe ihn erbaut und da dieser die Griechen bekriegt und Athen verbrannt habe, so gezieme es sich, noch an seinem Andenken sich dadurch zu rächen, daß man ihn verbrenne. Das fanden die Berauschten ganz vortrefflich und man bat den Alexander so lange, bis er selbst eine Fackel ergriff und den schönen Palast zuerst anzündete, der auch gänzlich abbrannte! Wahrlich, keine königliche That!

Von Alexanders großer Freigebigkeit sind uns mehrere Beispiele aufbewahrt worden. Einmal sah Alexander, wie ein gemeiner macedonischer Soldat einen Maulesel vor sich hertrieb, der mit einem dem Könige zugehörigen Geldsack beladen war; endlich konnte der Esel nicht mehr von der Stelle. Da nahm ihm der Soldat den Sack ab und schleppte ihn keuchend weiter. Alexander fragte, was er da trage, und als er es erfuhr, rief er ihm zu: „Werde nicht müde, sondern trage den Sack vollends in dein Zelt und behalte ihn für dich!" — Er pflegte über nichts unwilliger zu werden, als wenn man seine Geschenke ausschlug. Daß man ihn um etwas bat, nahm er nicht leicht übel. Er hatte im Lager einen jungen Menschen, mit dem er zuweilen Ball spielte; dieser hatte noch nie ein Geschenk erhalten, weil er zu bescheiden war, den König darum zu bitten. Endlich aber gab er es ihm auf

folgende Art zu verstehen: er schlug den Ball, als er einmal wieder mit ihm und einigen Andern Ball spielte, nicht dem Alexander, sondern immer den Andern zu." „Warum bekomme ich den Ball nicht?" fragte der König. „Deswegen," antwortete jener, „weil du mich nicht darum gebeten hast." Alexander merkte den Stich und beschenkte ihn um so reichlicher. — Seinem Feldherrn, dem alten Parmenio, schenkte er einmal das ganze Haus eines reichen Persers, in welchem er allein für 1,200,000 Thaler kostbare Kleider fand. Seine Generale benutzten seine Freigebigkeit auch und wußten oft in ihrer Verschwendung nicht, wie sie das viele Geld durchbringen sollten. Einer ließ sich die Stiefeln mit silbernen Nägeln beschlagen, ein Anderer durch viele Kameele den Sand zu den Kampfspielen aus Aegypten nach Persien holen und ein Dritter nahm so viele Tapeten mit auf die Jagd, daß er eine Strecke von dritthalb Meilen damit umziehen konnte. Dergleichen Ueppigkeiten tadelte Alexander sehr. „Ich wundere mich," sagte er einmal, „daß Leute, die so manche große Gefahr bestanden haben, nicht einsehen, daß nichts knechtischer ist als Ueppigkeit, und nichts königlicher als Arbeit. Wißt ihr nicht, daß der Zweck unseres Sieges der ist, daß wir nicht thun, was die Ueberwundenen gethan haben?" Auch seine Mutter Olympias war unzufrieden, daß er seine Generale so reich mache. „Thue deinen Freunden auf eine andere Weise Gutes," schrieb sie ihm einmal, „und zeige deine Pracht auf eine andere Art. Du machst sie jetzt alle zu Königen neben dir und verschaffst ihnen viel Freunde, während du dich der deinigen beraubst." — Diese seine Mutter liebte er sehr, und als er einmal einen Brief gelesen hatte, in welchem der von ihm in Macedonien zurückgelassene Statthalter (Antipater) über ihre Eigenmächtigkeit Klage führte, rief er aus: „Der Mann weiß nicht, daß eine einzige Thräne meiner Mutter zehntausend seiner Briefe auslöscht." So freigebig Alexander auch Geschenke austheilte, so erntete er doch oft Undank; Viele meinten, er hätte ihnen wohl noch mehr geben können. Bei einer solchen Gelegenheit sagte er einmal: „Es liegt etwas Königliches darin, Anderen Gutes zu thun und sich Böses nachsagen zu lassen." Wenn Jemand einen Andern verklagte, so pflegte er nur das eine Ohr hinzuhalten, um, wie er scherzhaft sagte, das andere dem Beklagten aufzubehalten.

Der unglückliche Darius floh indessen aus einer Provinz in die andere. Alexander brach nun auf, entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis er ihn eingeholt hätte. Der Marsch ging durch die

wildesten und wüstesten Gegenden; bald hatte man die rauhesten Gebirge zu übersteigen, bald die brennendsten Sandwüsten zu durchwandern; denn Darius floh bis in die entferntesten Provinzen jenseit des kaspischen Meeres. Einmal war Alexander mit seinem Heere in einer brennend-heißen Sandwüste und nahe daran, vor Hitze und Durst zu verschmachten. Da hatten einige Soldaten eine Quelle gefunden und füllten ihre Schläuche. Als sie ihren König vor Durst schmachten sahen, brachte ihm einer der Soldaten in seinem Helme einen Trunk und sagte: „Trinke doch, König! Wir haben zwar das Wasser für unsere Kinder geschöpft; aber sollten die auch vor Durst sterben, so kann uns der Himmel andere schenken; du aber kannst uns nie wieder ersetzt werden.“ Alexander nahm den Helm; da er aber sah, wie alle Reiter um ihn herum die Köpfe hängen ließen und schmachtend nach dem Wasser sahen, gab er es zurück. „Nein,“ sagte er, „ich will nicht trinken; tränke ich allein, so würden diese hier nur noch mehr ihren Durst fühlen!“ — Da riefen die Reiter allzumal: „Führe uns getrost weiter, o König; wir sind nicht müde, wir achten den Durst nicht, so lange wir einen solchen König haben!“ — Nach langer Verfolgung erfuhren endlich die Macedonier, daß Darius sich in der allertraurigsten Lage befinde. Einer seiner Statthalter, Bessus, ein sehr böser Mensch, hatte sich seiner bemächtigt und führte ihn gefangen mit sich fort; denn er hatte die Absicht, sich zum Könige jener Gegenden aufzuwerfen. Alexander war so sehr geeilt — denn er hatte, um schneller fortzukommen, das Fußvolk zurückgelassen —, daß er endlich die Hütten erreichte, wo Darius und Bessus die letzte Nacht gerastet hatten. Im Fluge ging es nun weiter. Als aber Bessus sah, daß er den König nicht vor den Verfolgern retten könnte, versetzte er ihm mehrere tödtliche Stiche, ließ ihn blutend auf seinem Wagen liegen und eilte zu Pferde schnell fort. Es war auch für ihn die höchste Zeit; schon sah er hinter sich die Staubwirbel der ihn verfolgenden Soldaten aufsteigen. Kaum war er fort, so sprengten schon einige von Alexanders Reitern herbei und fanden den Darius in seinem Blute liegen. Der arme Mann — sonst Herrscher eines ungeheuren Reiches und von tausend Dienern umgeben, die auf seine Winke lauschten — hatte jetzt nicht einen Diener bei sich, der ihm das Nöthigste reichte. Er empfand, wie alle Verwundete, einen brennenden Durst und bat um einige Tropfen Wassers. Ein macedonischer Soldat brachte es ihm in seinem Helme und erquickte ihn. „Freund!“ sagte Darius, das betrachte

ich als mein größtes Leiden, daß ich dir deine Wohlthat nicht vergelten kann. Aber Alexander wird dich belohnen. Ihm reiche ich durch dich meine Hand und ich hoffe, die Götter werden ihm die Großmuth vergelten, die er meiner Mutter, meiner Statira und meinen Kindern bewiesen hat." Bei diesen Worten legte er sich zurück und starb. Eben kam Alexander herangesprengt; er hatte gehofft, ihn noch lebend zu finden, und war tief ergriffen, als er ihn todt daliegen sah. Er zog seinen eigenen Mantel aus, bedeckte den Leichnam damit und ließ diesen königlich beerdigen. Den Bessus aber verfolgte er, bis derselbe ihm in die Hände fiel, und nun ließ er den feigen Königsmörder grausam hinrichten.

Nachdem er sich noch mit mehreren wilden Bergvölkern herumgeschlagen hatte, wurde eine Zeitlang geruht, und die Muße mit Spielen, Schmausereien und andern Festen ausgefüllt. Mitunter schlug er die wilden Feinde zurück und es ist nicht möglich, hier alle seine Thaten zu erzählen; wie er bald Felsen erkletterte, um Festungen einzunehmen, bald Mauern niederwarf, bald Völker durch Strenge oder Großmuth bezwang. Um die Zeit vermählte er sich mit einer Königstochter jener Gegend, Roxane, einer Jungfrau von ausgezeichneter Schönheit. Ueber diese Heirath mit einer Fremden schon sahen die Soldaten scheel, noch mehr aber, als er immer mehr die vaterländischen Gebräuche verachtete und die persischen Gewohnheiten annahm, sich in persische Tracht kleidete und bei jeder Gelegenheit Vorliebe für die Perser zeigte. Zugleich wuchs sein Stolz von Tage zu Tage; denn niedrige Schmeichler umlagerten ihn und verwöhnten ihn durch den Weihrauch, den sie ihm unaufhörlich streuten, so, daß ihm der gerade Sinn und die zutrauliche Sprache seiner Macedonier immer mehr zuwider wurde. Nur wenige seiner Freunde blieben sich gleich und sahen mit Bedauern, wie sein edler Sinn nach und nach verdorben und wie er gegen sie immer kälter wurde. Seit dieser Zeit kommen auch manchmal Beispiele von Härte des Gemüths vor, die jedoch immer wieder mit Aeußerungen der Großmuth abwechselten. So entdeckte er einmal daß mehrere macedonische Jünglinge eine Verschwörung gegen seine Leben gemacht hatten, und zu seinem Kummer war der Haupttheilnehmer kein anderer als Parmenio's noch einziger Sohn Philotas. Alexander ließ ihn, den er lange wegen seines großsprecherischen Wesens nicht hatte leiden können, gefangen nehmen und endlich hinrichten. Aber nun fürchtete er, der alte Parmenio, der damals in Medien stand, möchte aus Rache sich empören;

darum schickte er Meuchelmörder an den alten Mann, dem er doch so Vieles zu danken hatte, ab, und die stachen ihn, als er den vom Alexander dazu mitgegebenen Brief las, nieder. — Noch mehr muß man das Betragen Alexanders gegen seinen Feldherrn Klitus bedauern, denselben, der ihm in der Schlacht am Granikus das Leben gerettet hatte. Bei einem jener Trinkgelage, die Alexander jetzt oft mit seinen Freunden hielt, geriethen Beide, Alexander und Klitus, in heftigen Wortwechsel. Klitus war einer der Wenigen, die sich nicht zur Schmeichelei herablassen konnten und jetzt, von Wein und Zorn erhitzt, hielt er sich um so weniger und warf dem Könige, der ihn feige gescholten hatte, vor: „Meinst du etwa die Feigheit, mit welcher ich einst dem schon fliehenden Göttersohne am Granikus das Leben rettete? Du bist allein durch die Anstrengungen deiner Macedonier so groß geworden, und doch weißt du dich vor Stolz nicht zu lassen und giebst dich gar für einen Sohn des Zeus aus." — Der Streit wurde immer hitziger; jedes Wort traf schärfer und endlich verlor der König die Geduld; er nahm einen Apfel von der Tafel, warf ihn dem Klitus ins Gesicht und griff nach dem Schwerte. Alles sprang auf. Mehrere warfen sich dem Alexander entgegen, um ihn vor einer Unbesonnenheit zu bewahren; Andere brachten den Klitus aus dem Saale. Dieser aber kam schäumend vor Wuth zur andern Thüre wieder herein und reizte den König so sehr zum Zorne, daß dieser einer dastehenden Wache den Spieß wegriß und diesen dem Klitus durch den Leib rannte. Der Verwundete stürzte nieder, röchelte und war nach wenigen Augenblicken todt. Augenblicklich war Alexanders Wuth und Rausch verschwunden. Der Anblick des dahinsterbenden Freundes löschte jede Empfindung des Zornes aus; nur die That stand gräßlich vor seiner Seele. Im Uebermaße des Schmerzes wüthete er gegen sich selbst und hätte sich mit demselben Spieße erstochen, hätten nicht die Umstehenden ihn festgehalten. Thränen der Reue und des Schmerzes stürzten aus seinen Augen, als er den Freund seiner Jugend todt hinaustragen sah, und die ganze Nacht brachte er in einem trostlosen Zustande hin. Er schrie und weinte, daß man es weithin hören konnte; dann wieder lag er völlig sprachlos da und nur tiefgeholte Seufzer unterbrachen die schauerliche Stille, oder er rief den Namen: Klitus! schmerzhaft aus. Alle Soldaten waren besorgt um ihn; indessen nach einigen Tagen faßte er sich und theils sein natürlicher Leichtsinn, theils sein neuer Kriegszug beruhigten sein Gemüth bald wieder.

Dieser neue Zug ging nach Indien, dem Lande, welches wir jetzt die Halbinsel diesseit des Ganges oder Vorder-Indien nennen. Eine ungeheuere Unternehmung! So zog ein vor kurzem noch unbedeutender König eines kaum entwildeten Volkes, erst einige zwanzig Jahre alt, mit einer Hand voll Menschen an 700 deutsche Meilen weit hin, um ein großes Land zu erobern, das von einem zahlreichen Volke bewohnt ist! Nur ein Alexander konnte so etwas unternehmen. — Schon der Zug bis an die Grenze Indiens war mit unerhörten Schwierigkeiten verbunden. Er mußte ein steiles, von reißenden Thieren bewohntes Gebirge (Hindukuh), oft ohne Weg und Steg übersteigen; dann hielten reißende Ströme ohne Brücken, der Indus mit seinen Nebenflüssen (jetzt das Land der Seihks) seinen Marsch auf, und jenseits stand jederzeit ein drohender Feind, den Uebergang zu verwehren. Näherte man sich einer Stadt, so mußte diese erst belagert werden, ehe man weiter konnte, und solche Belagerung kostete oft Wochen, ja Monate. Wahrlich, der Geduldigste hätte hier die Geduld verloren — nur Alexander nicht. Jede Schwierigkeit steigerte seine Begierde, bis an den Ocean zu kommen; denn diesen vermuthete er gleich hinter Indien. Das Volk, welches er hier fand, war ein sanftes, gutartiges Geschlecht und seine Fürsten benahmen sich mit Würde und Verstand. Als Alexander in die Gegend einer großen Stadt, Nysa, kam, konnte man nicht heran, weil der Fluß dazwischen fluthete. Eine Weile sah Alexander nachdenkend in den Fluß und rief schmerzhaft aus: „Warum habe ich Unglücklicher doch nicht schwimmen gelernt!“ — Plötzlich nahm er seinen Schild, stürzte sich ins Wasser und schwamm auf ihm hinüber. Die Einwohner, die seine wilde Kühnheit sahen, verzweifelten an einem glücklichen Erfolg ihrer Gegenwehr und schickten Abgesandte zu ihm ins Lager, die einen Vergleich anbieten mußten. Sie fanden ihn ohne allen königlichen Schmuck, ganz mit Staub und Schweiß bedeckt und völlig bewaffnet; sie konnten ihr Erstaunen darüber nicht bergen. Ihre Fürsten meinten sie, ließen sich nie anders als prächtig geschmückt sehen. Alexander empfing sie stehend — auch etwas bei ihnen Unerhörtes; und da einer von ihnen ein sehr alter Mann war, so befahl er, ein Polster zu bringen und es demselben unterzulegen. Der Greis war über diese Freundlichkeit betreten und fragte ängstlich nach den Bedingungen des Vertrags. „Sie sollen dich,“ antwortete Alexander, „zu ihrem Fürsten machen und hundert ihrer besten Männer mir zu Geiseln geben.“ — Der Gesandte lächelte.

„Höre," sagte er, „ich würde besser regieren, wenn ich dir nicht die besten, sondern die schlechtesten Bürger schicken dürfte." — Alexander freute sich über die verständige Antwort und war mit wenigen Geiseln zufrieden.

Dann kam ihm ein anderer indischer Fürst, einer der mächtigsten, Taxiles mit Namen, entgegen. „Wozu, Alexander," redete er ihn an, „wozu haben wir erst nöthig, uns zu bekriegen, wenn du nicht kommst, uns das Wasser und die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu nehmen; denn nur darum sollten verständige Menschen sich streiten. Habe ich mehr Geld und Gut als du, so bin ich gern bereit, dir einen Theil davon abzugeben; habe ich dagegen weniger als du, so werde ich mich nicht schämen, von dir etwas anzunehmen." — Alexander hörte mit Vergnügen der vernünftigen Rede zu; endlich schloß er ihn in seine Arme und sagte: „Glaubst du wirklich, daß es zwischen uns so ohne allen Streit abgehen werde? Da irrst du dich. Du sollst nichts vor mir voraus haben und ich werde mich nicht von dir an Großmuth und Freigebigkeit übertreffen lassen." Und nun nahm er zwar die Geschenke an, die ihm der wackere Taxiles mitgebracht hatte, aber er schenkte ihm noch weit bedeutendere und gab ihm noch obendrein 12,000 Thaler gemünzten Geldes, worüber die Macedonier nicht wenig scheel sahen.

Ein ander Mal bekam er einen andern mächtigen König in Indien, den Poros, gefangen, nachdem sich dieser verzweifelt gegen ihn gewehrt hatte. Als der Gefangene vor ihn gebracht wurde, bewunderte er den stattlichen Mann; denn Poros war ein Mann von ausnehmender Größe. „Wie willst du behandelt sein, Poros?" fragte er ihn. Dieser antwortete ihm: „Königlich!" — Alexander fragte weiter: „Verlangst du sonst nichts?" — „Unter dem Worte königlich ist alles Uebrige begriffen," war die Antwort. Wirklich behandelte ihn auch Alexander mit Großmuth; er gab ihm die Freiheit und setzte ihn nicht nur wieder in sein Reich ein, sondern gab ihm noch mehr Land, als er vorher gehabt hatte. Von diesem Poros erzählt man noch, er habe einen merkwürdig zahmen und verständigen Elephanten gehabt von vorzüglicher Größe. Das Thier hatte eine große Liebe für seinen Herrn. So lange dieser noch unverwundet war, lief es mit ihm keck in das Schlachtgetümmel und schlug mit seinem Rüssel wacker um sich herum. Sobald es aber merkte, daß der König verwundet und durch die vielen Pfeile entkräftet war, zog es sich langsam zurück, ließ sich ganz sanft auf die Kniee nieder, damit sein Herr, wenn er etwa herabfalle,

sich nicht beschädige, und zog ihm mit dem Rüssel einen Pfeil nach dem andern heraus. — In einer der darauf folgenden Schlachten wurde Alexanders treuer Bucephalus so sehr verwundet, daß er starb. Das gute Thier hatte nie einen andern Reiter auf seinem Rücken geduldet, als Alexander, und hatte ihn in allen Schlachten und Gefahren getragen. Obgleich es alt war, so hatte es doch alle Züge mitgemacht, und Alexander konnte sich auf kein anderes Pferd so gut verlassen. Ging er daher zur Schlacht, so ritt er so lange, als er die Vorbereitungen traf, auf andern Pferden, um das alte Thier nicht zu sehr zu ermüden; aber aufgezäumt stand es schon da und so wie die Trompete zur Schlacht rief, setzte er sich auf und nun konnte er ganz auf seine Ausdauer rechnen. Einmal war es in Gefangenschaft gerathen; Alexander war außer sich. Er ließ dem Feinde drohen, er würde Alle mit ihren Weibern und Kindern niederhauen, wenn sie ihm nicht gleich sein Pferd wiederbrächten. Sie brachten es. Alexander beschenkte die Leute reichlich. Als das Thier starb, war es dreißig Jahre. Alexander beweinte es, wie einen Freund; er ließ es feierlich begraben und baute hier ihm zu Ehren eine Stadt, die er Bucephalia nannte.

Nun war er schon tief in Indien eingedrungen. Ueber den Indus und dessen Nebenflüsse bis zum Hyphasis war er schon längst gesetzt; jetzt hoffte er bald den Ganges zu erreichen, wollte auch über diesen gehen und dann? — Was er dann thun wollte, wußte er so eigentlich selbst noch nicht ganz gewiß. Er scheint den kühnen Plan gehabt zu haben, auf dem indischen Meere eine Flotte zu erbauen, dann um Afrika, welches man sich damals nicht so groß dachte, wie es ist, herumzusegeln und durch die Säulen des Herkules nach Macedonien zurückzukehren. — Aber kaum ließ er von dem Uebergange über den Ganges etwas fallen, als das ganze Heer mißmuthig wurde und murrte. Denn sie hatten sich einreden lassen, das sei ein ganz ungeheurer Fluß; er sei wenigstens eine starke Stunde breit, 200 Fuß tief und jenseits desselben ständen schon ungeheuere Heere mit 6000 Elephanten und was der Mährchen mehr waren. Alexander merkte den allgemeinen Widerwillen. Er schilderte ihnen die Gegenden dort aufs reizendste und stellte ihnen mit glänzenden Farben den Ruhm dar, der dort ihrer harrte. Da das noch nicht half, rief er: „Ich bin entschlossen, über den Ganges zu gehen, aber ich will Keinen zwingen, mir zu folgen. Geht nur nach Hause und erzählt dort, daß ihr euern König unter den Feinden allein gelassen habt. Geht!“ — Er

hatte gehofft, das würde durchschlagen, und sich deshalb drei Tage lang in sein Zelt eingeschlossen. Aber er irrte sich; Keiner meldete sich, ihn zu begleiten. Da kündigte er endlich an, die angestellten Vorbedeutungen wären ungünstig ausgefallen und er würde daher — umkehren. Ein allgemeines Freudengeschrei zeigte ihm, daß er den Wunsch Aller ausgesprochen habe. Nun ließ er zwölf ungeheuere Altäre, so hoch wie unsere höchsten Häuser errichten, opferte auf ihnen Hunderte von Stieren für eine glückliche Rückkehr, stellte große Kampfspiele an und machte sich auf den Rückweg.

Aber die Gefahren waren nicht vorüber; im Gegentheil warteten deren noch größere auf ihn, als er je vorher bestanden hatte. Er schlug nämlich dies Mal einen andern Weg ein. Auf dem Hinwege war er über die Gebirge gegangen; den Rückweg nahm er südlicher, näher dem Meere. Da kam er unter andern zu einem kriegerischen indischen Volke, den Mallern. Diese Leute flohen in ihre Festung, die um einen Berg herum lag. Alexander wollte vor ihr nicht vorbeigehen, ohne sie zu erobern, und ließ Sturm laufen. Aber es ging ihm Alles zu langsam; denn von außen waren die Mauern weit höher als von innen. Da riß er einem Säumigen die Leiter aus der Hand und stürmte selbst hinauf. Er schwang sich, Alles vor sich niederstoßend mit noch Dreien auf die Zinne der Mauer, als plötzlich hinter ihm die Leiter von der Last der Nachkommenden einbrach. Eine Zeitlang hielt er sich mit der gewohnten wilden Tapferkeit gegen die andringenden Feinde; endlich entschloß er sich kurz und sprang gerade hinunter in die Stadt. Nun begann erst der wüthende Kampf. Alexander stellte sich mit dem Rücken an die Mauer und hieb wild um sich herum; aber schon sank einer seiner Begleiter todt zu Boden; der Andrang der Maller wurde von allen Seiten immer fürchterlicher; Pfeil an Pfeil rasselte an seinem Panzer, mehrere drangen in das Fleisch ein und einer fuhr gar tief in die Brust. Jetzt schien er verloren; er stürzte bewußtlos zu Boden und einer der Feinde sprang hinzu, ihm den Kopf zu spalten. In dem Augenblicke stellten sich seine beiden noch übrigen Begleiter vor ihn hin und fingen alle Stöße und Hiebe auf, die ihn treffen sollten. Indessen erholte er sich wieder, richtete sich mühsam auf und wollte den Kampf erneuern, als ihn ein Keulenschlag erreichte, der ihm fast die Besinnung raubte. Glücklicherweise drangen jetzt seine Macedonier in die Stadt ein; auf frischen Leitern war es ihnen gelungen, die Mauern endlich zu ersteigen, und die Thore wurden nun von ihnen aufge-

schlagen. Des Königs Zustand war höchst mißlich. Er warf Ströme von Blut aus und die Spitze des Pfeils stak so tief in der Brust, daß die Aerzte lange vergeblich daran zogen und er aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Endlich überwand seine Jugend und gute Natur auch diese Gefahr, und als er zum ersten Male wieder öffentlich im Lager sich sehen ließ, drängten sich Alle freudig um ihn und dankten den Göttern für seine glückliche Erhaltung.

Die Einrichtungen des indischen Volkes waren damals schon so, wie sie jetzt sind. So hatten sie auch damals schon Braminen, die sich durch Einsicht vor Allen auszeichneten. Eines Tages sah man mehrere dieser Leute auf einer Wiese stehen und, als Alexander vorbeizog, mit den Füßen auf die Erde stampfen. Er ließ sie durch einen Dolmetscher fragen, was sie damit sagen wollten, und erfuhr ungefähr folgendes: „Jeder Mensch hat so viel Erde, wie er braucht, um darauf zu stehen. Du scheinst zwar von einer unersättlichen Begierde nach Mehrerem erfüllt zu sein; aber nach deinem Tode wirst du doch nicht mehr behalten, als nöthig sein wird, deine Gebeine zu fassen.“ Alexander mochte diese Rede wohl nicht sonderlich behagen; indessen stellte er sich doch so und fragte, ob keiner von ihnen Lust habe, mit ihm zu gehen und bei ihm zu bleiben. Einer (Kalanos) entschloß sich dazu, und wir werden nachher sehen, welch sonderbaren Tod der Mann hatte.

Alexander ließ eine Menge Schiffe bauen, schiffte sich darauf ein und fuhr den Indus hinunter bis an dessen Mündung. Hier theilte er das Heer. Mit dem einen Theil beschloß er längs der Küste nach Persien zurückzugehen; einen andern ließ er über das Gebirge ziehen und einen dritten schickte er zu Schiffe durch den persischen Meerbusen, um dieses bis dahin wenig bekannte Wasser kennen zu lernen. Die Letzten kamen nach zwei Monaten glücklich an der Mündung des Euphrat an. Weit schlimmer erging es dem Theile des Heeres, der von Alexander selbst geführt wurde. Alexander wußte nicht, daß hier zwischen Indien und Persien eine lange, ganz dürre, wasserlose Wüste liegt. Hier standen die Unglücklichen ein grenzenloses Elend aus. Die senkrecht herabschießenden Sonnenstrahlen hatten den tiefen Sand so erhitzt, daß er durch die Sohlen brannte; dabei sanken sie bei jedem Schritte bis über die Knöchel ein. Nirgends, so weit das matte Auge auch sich umschaute, fand man einen Baum oder Grashalm; nichts als über sich den blauen wolkenlosen Himmel und um und neben sich das weiße Sandmeer. So wie am Tage die Hitze unerträglich war,

so war es in der Nacht schneidend kalt. Dadurch erkrankte eine Menge Soldaten; man packte die Kranken auf Wagen; aber bald mußte man diese stehen lassen und die Unglücklichen, die darauf lagen, dem grausamen Hungertode preisgeben, weil die Zugthiere vor Hunger und Durst umfielen und nicht weiter zu bringen waren. Viele, die sich am Abend schmachtend niederlegten, wachten nicht wieder auf; oder erlebten sie den Morgen, so schleppten sie sich, lechzend vor Durst, dem Heere mit starrem Blicke nach und sanken endlich erschöpft, die Verzweiflung in den starren Zügen, kraftlos in den brennenden Sand hin, um nie wieder aufzustehen. Und dieser Zustand dauerte 60 unendlich lange Tage. In dieser Noth sahen Alle auf ihren König hin, der seine Thorheit, diesen unseligen Weg genommen zu haben, längst bereute und schweigend und in sich gekehrt zu Fuß vor dem Heere herschritt. Das allein richtete noch einigermaßen die niedergeschlagenen Gemüther wieder auf, daß sie ihren König alle Noth mit ihnen theilen sahen. Einst hatten einige Soldaten in einer Pfütze etwas schlammiges Wasser gefunden und brachten es ihm in einem Helme. Er dankte ihnen für ihren guten Willen, goß es aber, so brennend auch sein Durst war, vor Aller Augen auf die Erde. Diese Enthaltsamkeit that Wunder. Alle fühlten sich nun fast so gestärkt, als hätten sie das Wasser getrunken. Endlich — endlich kam der entkräftete Zug an der Grenze der Wüste an, aber bis auf die Hälfte geschmolzen und lebendigen Leichen ähnlich. Die Schmausereien begannen nun wieder und bald vergaßen sie beim vollen Tische der glücklich überstandenen Drangsale. Sie fuhren auf großen Wagen, auf denen oben ein langer Tisch angebracht war, singend und jubelnd durch das Land und hatten sich mit Kränzen, die Wagen aber mit Laubwerk und Teppichen geschmückt, so daß die Perser riefen, der Gott des Weines sei in ihr Lager eingekehrt.

Hier in Persien war es nun, wo der mitgenommene Bramin plötzlich erklärte, er wolle sterben und zwar, nach der Sitte seines Landes, sich verbrennen lassen. Man gab sich alle Mühe, dem Manne den Gedanken auszureden, aber Alles war vergebens. So wurde denn ein Scheiterhaufen errichtet; der Bramin begab sich, von einer Menge Macedonier, die alle neugierig waren, das seltsame Schauspiel zu sehen, begleitet, hinaus, verrichtete sein Gebet, ließ sich die Haare abschneiden und legte sich, nachdem er von seinen Bekannten fröhlich Abschied genommen hatte, so ruhig auf das Holzgerüst, wie wir des Abends uns zu Bette legen. Nun

hüllte er sich in seinen Mantel ein und wartete ruhig, bis sich die Flamme ihm näherte. Auch jetzt blieb er unbeweglich; man hörte ihn noch fröhliche Lieder singen, bis der Dampf seine Stimme erstickte. In Persien mußte Alexander mehrere Befehlshaber bestrafen, die in seiner Abwesenheit sich Bedrückungen erlaubt hatten, weil sie an seiner Rückkehr aus Indien gezweifelt. Einer z. B. hatte des Cyrus Grab geöffnet, weil er da Reichthümer erwartet hatte. Aber er hatte nichts gefunden, als einen Stein mit der Inschrift: „O Mensch, wer du auch bist und woher du auch kommst, ich bin Cyrus, der einst die Perser beherrschte. Mißgönne mir nicht dies Fleckchen Erde, das meine Gebeine bedeckt.“ Alexander wurde durch die erhabene Einfachheit dieser Worte gerührt und ließ den Entweiher des Grabes hinrichten.

Dem Alexander schien es, je länger er in Persien war, desto besser hier zu gefallen. Er nahm immer mehr die persischen Gebräuche an und verlangte ihre Beobachtung auch von allen Macedoniern. Endlich machte er auch die persische Sitte mit, mehrere Frauen zu nehmen; er heirathete noch zur Roxane eine der Töchter des Darius und gab dann ein großes Hochzeitsfest, sich und allen denen seiner Offiziere, die Töchter des Landes heirathen wollten. Dann fragte er unter seinen Soldaten herum, wer sich bereits mit Perserinnen vermählt habe? Und da fanden sich über 9000, die auch alle von ihm zur Hochzeit eingeladen wurden und ein Geschenk erhielten. Aber das Alles machte nicht wieder gut, daß Alexander so sichtlich die Perser begünstigte und sich von seinen biedern Macedoniern zurückzog. Diese sahen mit stillem Ingrimme, wie er 30,000 junge Perser in der macedonischen Kriegskunst unterrichten ließ, vornehmen Persern ansehnliche Aemter ertheilte und sie gar zu Offizieren über das macedonische Heer setzte. Als er endlich gar einen großen Theil der Macedonier nach Hause senden wollte, brach die lang verhaltene Unzufriedenheit aus. Sie hielten es für eine schändliche Undankbarkeit, daß er Die nun unbelohnt nach Hause schickte, die ihm in die unwirthbarsten Länder gefolgt wären und ihm die großen Reiche hätten erobern helfen. Daher verlangte das ganze Heer seinen Abschied; denn sie sähen, daß er sie nicht mehr gebrauche; er möge nun mit seinen neuen Soldaten, den weichlichen Persern, die Welt durchziehen und neue Reiche sich unterwerfen. Alexander war anfangs bestürzt und wußte nicht gleich, was er machen sollte. Mit zornigem Gesichte sprang er unter sie und befahl seiner Leibwache, die verwegensten

Schreier zu greifen und gleich zur Hinrichtung abzuführen. Es waren ihrer dreizehn. Dies wirkte; der Tumult legte sich; Alexander aber bestieg eine Rednerbühne und hielt eine Rede voll Feuer an die versammelte Schaar. „Gut," sprach er, „geht! ich will euch nicht daran hindern; erst aber lernt mich und euch kennen. Als mein Vater Philipp euer König wurde, waret ihr nichts als elende Flüchtlinge, die, in Schaffelle gekleidet, auf den Bergen abgehungerte Schafheerden weideten und diese nicht einmal gegen die räuberischen Nachbarn zu vertheidigen vermochten. Philipp führte euch in die Ebene hinab, gab euch die Waffen in die Hand, lehrte euch Schiffahrt und Handel und machte euch endlich zu den Besiegern Derer, die sonst eure Herren gewesen waren. Nun wurde ich König. Ich fand eine große Schuld vor und mußte neue Summen dazu borgen; dann aber führte ich euch nach Asien, gewann durch eine Schlacht ganz Klein-Asien, durch eine andere die übrigen großen Provinzen, die dahinter liegen, euch aber machte ich so mächtig, daß ihr wie Feldherren, Fürsten und Statthalter seid. Was habe ich wohl für mich behalten? Was Anders als das Diadem, diesen Purpur? Ich habe keine Schätze gesammelt; wozu auch? Ihr wißt ja, ich speise schlechter als die Meisten unter euch. Meine eigene Person habe ich nie geschont. Seht her, meine Brust ist mit Wunden aller Art bedeckt. Oft wache ich, wenn ihr ruhig schlaft, und um meiner zärtlichen Sorge für euch die Krone aufzusetzen, hatte ich beschlossen, die Alten und Schwachen unter euch, mit Reichthum und Ehre beladen, nach Hause zu senden. Aber da ihr Alle mich zu verlassen wünscht, so geht immerhin und erzählt euern Landsleuten daheim, daß ihr, die Güte eueres Königs vergessend, ihn den überwundenen Barbaren überlassen habt!" Mit diesen Worten sprang er von der Bühne herab und schloß sich in seine Wohnung ein. Die Soldaten waren beschämt und wußten nicht, was sie thun sollten. Eine Weile blieben sie noch stehen und starrten die leere Bühne an; endlich gingen sie unentschlossen in ihre Wohnungen. Alexander ließ sich zwei Tage lang nicht sehen. Am dritten rief er die vornehmsten Perser zu sich — vertheilte die Offizierstellen unter sie, und errichtete aus den asiatischen Truppen eine Leibgarde. Als das die Macedonier hörten, brach die verhaltene Wehmuth und Reue plötzlich aus. Sie liefen nach seinem Palaste, legten ihre Waffen demüthig vor den Thoren desselben nieder, warfen sich zu Boden und flehten um die einzige Wohlthat, das Angesicht des Königs

sehen zu dürfen; und als er nicht gleich erschien, erklärten sie, sie würden nicht eher von der Stelle weichen, bis ihre Thränen sein Herz erweicht hätten. Da trat er heraus, sah, wie sie Alle weinend vor ihm auf den Knieen lagen, und konnte seine Thränen nicht länger zurückhalten. Endlich nahm einer der geachtetsten Offiziere das Wort: „Deine Macedonier bedauern das am meisten, o König, daß die Perser deine Verwandten heißen und dich umarmen dürfen, während wir nie dieser Ehre gewürdigt werden." — Da breitete Alexander die Arme aus und rief: „O, ihr seid ja Alle meine lieben Verwandten!" Er umarmte, die ihm zunächst standen; Alle jauchzten laut, nahmen ihre Waffen wieder auf und kehrten mit Gesang und Jubel ins Lager zurück. Um aber die Versöhnung recht feierlich zu machen und auch die Perser daran Theil nehmen zu lassen, richtete er ein großes Fest aus, an welchem Alle Theil nahmen und die Macedonier ihm zunächst saßen. Nachdem Alle noch einmal recht vergnügt miteinander gewesen waren, reisten die Invaliden, 10,000 an der Zahl, nach Macedonien ab. Alexander zahlte ihnen nicht nur den Sold bis zu dem Tage aus, wo sie im Vaterlande ankommen würden, sondern schenkte noch dazu Jedem 1200 Thlr. Als sie von ihm Abschied nahmen, stürzten ihm die Thränen aus den Augen, daß er von so vielen Gefährten seines Ruhmes und seiner Gefahren vielleicht für immer sich trennen sollte.

Feinde gab es nun nicht viel mehr zu bezwingen; daher dachte der unruhige Geist nun darauf, sein weites Reich genauer kennen zu lernen. Er durchreiste Asien in verschiedenen Richtungen und besuchte die großen Städte, Persepolis, Susa, Ekbatana und Babylon. Ueberall machte er neue Einrichtungen; bald trocknete er Seen und Moräste aus, bald legte er Dämme und Kanäle an, und bald dachte er an die Umschiffung Afrikas. Zugleich empfing er Gesandtschaften aus Spanien und aus Mittel-Asien, aus Italien und Afrika, und wer weiß, was der große Mann nicht Alles noch unternommen haben würde, hätte nicht der Tod seinem Leben unerwartet früh ein Ende gemacht. Er hatte nämlich beschlossen, Babylon zu seiner Hauptresidenz zu machen, und wirklich eignete sich kein Ort so gut dazu, weil es in der Mitte seines gewaltigen Reiches lag. Aber sein Gemüth war um diese Zeit sehr zur Schwermuth geneigt, weil sein liebster Freund, Hephästion, eben gestorben war. In dieser Stimmung gab er sich allen traurigen und ängstigenden Eindrücken vorzüglich hin. Doch reiste er gen Babylon ab. Da kamen ihm die Priester in langem Zuge ent-

gegen und baten ihn, doch von dem Plane abzustehen, weil das Orakel ihm sein Unglück in Babylon geweissagt habe. Die eigennützigen Menschen fürchteten nämlich, er würde sie zwingen, die Güter des Belustempels, die sie sich unrechtmäßigerweise zugeeignet hatten, wieder herauszugeben, und er hatte sich auch wirklich von dieser Absicht etwas merken lassen. Aber er war nicht der Mann, der sich so leicht irre machen ließ; er bestand auf seinem Einzuge. Doch war er nicht ganz unempfänglich gegen die Eindrücke des Aberglaubens, und man merkte ihm die Aengstlichkeit an, in der er in Babylon lebte. Dazu kam, daß er sich jetzt der letzten Worte jenes Braminen erinnerte, der sich freiwillig hatte verbrennen lassen. Als dieser nämlich von allen Bekannten Abschied genommen hatte, fragte man ihn, ob er nicht auch den König noch einmal sehen wollte. „Nein!" hatte er geantwortet, „den werde ich ja bald in Babylon wiedersehen!" — Alles dies verstimmte ihn so, daß die Mauern Babylons ihm wie eine Bergeslast auf der Brust zu liegen schienen. „Fort!" rief er, „ich muß fort!" — Er reiste auch und zerstreute sich etwas, kehrte aber dann doch wieder nach Babylon zurück, um hier die Vorbereitungen zu verschiedenen Unternehmungen zu vollenden. Um sich die schwermüthigen Gedanken zu vertreiben, schmauste und trank er alle Tage über die Gebühr und rieb dadurch seine Leibeskräfte vor der Zeit auf. Ueber seinen Tod sind die Nachrichten verschieden; so viel ist wohl gewiß, daß er an einem hitzigen Fieber starb. Als seine Macedonier hörten, daß er im Sterben läge, strömten sie zu seinem Palaste herbei und verlangten dringend, hineingelassen zu werden. Man öffnete ihnen das Thor, und nun sah man eine rührende Scene. Sie gingen Mann für Mann durch sein Schlafzimmer bei seinem Bette vorbei und küßten ihrem sterbenden Herrn die Hände; viele weinten ihre bittersten Thränen, während andere, in stummen Schmerz versunken, vor sich hin starrten. Das ist gewiß, daß er sich während des Fiebers nicht schonte, den heftigen Durst mit Wein stillte und sich vor Ungeduld bald in den Garten, bald in diesen, bald in jenen Saal tragen ließ, wobei Erkältung nicht zu vermeiden war. Er starb 323, kaum 33 Jahre alt, und hinterließ zwar zwei Söhne, aber sie waren noch unmündig und sind auch nie mündig geworden; denn die armen Knaben sind nachmals, der eine 12, der andere 17 Jahre alt, ermordet worden.

Ueberhaupt entstanden nach seinem Tode weitläufige Unruhen über seine Erbschaft. Es heißt, man habe ihn kurz vor seinem

Tode gefragt, wer sein Reich bekommen sollte? Da habe er geantwortet: „Der Tüchtigste.“ Aber nun war die Frage, wer denn dieser Tüchtigste sei? Jeder seiner Generale glaubte es zu sein. Der Streit unter ihnen war so heftig und erbittert, daß sie darüber ganz der Leiche Alexanders vergaßen und sie 30 Tage lang unbeerdigt dastehen ließen. Endlich kam es zu einem allgemeinen Kriege, der einige zwanzig Jahre dauerte, in dem viele dieser Generale ihren Tod fanden und der die schönen Provinzen des neuen macedonischen Reiches zerfleischte. Die Schlacht bei Ipsus in Phrygien (301) machte diesen Kämpfen der Diadochen d. h. der Nachfolger Alexanders um die Herrschaft ein Ende. Die Provinzen des Reiches fielen als eigene neue Reiche auseinander; die größten davon waren: Aegypten, Syrien (mit Judäa) und das eigentliche Macedonien mit Griechenland. Die Könige von Aegypten, nach Alexander, führten fast sämmtlich den Namen Ptolemäus; die von Syrien hießen Seleukus und Antiochus. Daher nennt man jenes das Reich der Ptolemäer, dieses das Reich der Seleuciden. Beide sind später mit dem Römerreiche vereinigt worden.

32. Pyrrhus. — Fabricius. 280.

Wenn auch die Kriege der Römer, selbst während der innern Kämpfe der Plebejer und Patricier, nie ganz aufgehört hatten, so hatten sie doch bisher kaum Mittel-Italien erobert. Jetzt aber, nach dem Erfolge der Plebejer in dem Streite um das Consulat, wuchs die Macht Roms gegen seine Nachbarn und strebte, sich weiter in Mittel-Italien und auch in Unter-Italien auszudehnen. Die Folge davon war ein mehr als 50jähriger Krieg mit den Samnitern, in welchen auch die Latiner, Campaner und Etrusker verwickelt wurden. Es waren eigentlich drei Samniterkriege mit kurzen Friedenspausen. Im zweiten wurde ein römisches Heer von den Samnitern in den caudinischen Pässen eingeschlossen und mußte schimpflich durchs Joch gehen. Aber wenn auch das Glück wechselte, zuletzt waren die Römer doch siegreich; herrliche Thaten geschahen und die Samniter, wie auch die Etrusker, wurden unterworfen. Nun aber gab es in Unter-Italien, welches man damals Groß-Griechenland nannte, eine Menge blühender Seestädte, die von Griechen angelegt waren, griechische Bildung hatten und eigenen Ge-

setzen gehorchten.*) Die reichste unter diesen war damals Tarent, an dem großen tiefen Meerbusen, der noch jetzt der tarentinische heißt. Aber so wie Reichthum, besonders wenn er ohne große Mühe erworben ist, leicht übermüthig macht, so war es auch hier. Es gab keine prahlerischern, naseweisern Menschen, als diese Tarentiner. Lange schon hatten sie ein Auge auf die Römer gehabt; denn es ärgerte sie, daß diese immer mehr Land gewannen, und sie fürchteten, zuletzt möchten die Römer auch wohl gar bis Tarent kommen. Und so ganz Unrecht hatten sie nicht; die Römer hatten allerdings schon manchmal mit lüsternen Augen nach Tarent geschaut; die reiche, herrlich gebaute Stadt reizte ihre Geldgier; denn keine Stadt war so wohlhabend, wie Tarent, aber auch keine Menschen so schwelgerisch, wie ihre Einwohner; man sagte, es gebe bei ihnen mehr Feste als Tage im Jahre.

Einmal waren die Tarentiner gerade im Theater versammelt, als sich von fern eine römische Flotte zeigte, die in den Hafen einlaufen wollte, was aber durch einen zwischen beiden Völkern geschlossenen Vertrag verboten war. Die Tarentiner sahen kaum die römischen Schiffe, als ihr ganzer Nationalhaß erwachte. Sie warfen sich in ihre Schiffe, fuhren den römischen entgegen, griffen sie ohne Kriegserklärung an, versenkten mehrere, nahmen einige weg und jagten die übrigen in die Flucht. In Rom nahm man, wie sich leicht denken läßt, den Vorfall sehr übel auf; doch wollte man erst eine friedliche Ausgleichung versuchen und schickte einen sehr achtbaren Mann, Posthumius, der schon drei Mal Consul gewesen war, nach Tarent ab. Der Mann kam gerade dort an, als das Volk wieder im Theater war. Man hatte eben ein Fest gefeiert, und von dem vielen Weine waren die Leute noch ganz trunken. Dennoch führte man den alten Römer ins Theater, um da seinen Antrag zu vernehmen. Kaum aber hatte er seinen Mund geöffnet, als ein schallendes Gelächter sich erhob und ihn überschrie; denn er sprach als Römer das Griechische nicht so geläufig wie sie, und jedes Mal, wenn er ein Wort anders sprach, erneuerte sich der Jubel. Als er endlich unwillig die Versammlung verließ, drängten ihm Viele nach, und ein unverschämter Mensch machte sich gar das Vergnügen, des Posthumius Mantel zu besudeln, worüber wieder das Volk in Jubelgeschrei ausbrach. Da wandte

*) Eine derselben, Sybaris, war wegen der Weichlichkeit ihrer Einwohner so berüchtigt, daß man noch jetzt einen übertriebenen Luxus einen sybaritischen nennt.

sich der Römer zornig um und rief laut aus: „Lacht nur jetzt, lacht! Euer Lachen soll sich bald in Weinen verwandeln; denn diese Flecken kann nur Tarentinerblut auswaschen!“ — Darauf kehrte er schnell nach Rom zurück, und der Krieg wurde beschlossen.

Nun wurde den Tarentinern doch bange. Sie wandten sich also an den König Pyrrhus, der jenseits des adriatischen Meeres in Epirus herrschte, und baten ihn um Beistand. Dem Pyrrhus war das gerade recht. Er hatte von Alexanders Generalen die Kriegskunst gelernt und längst ein Gelüst gehabt, sich einmal mit den Römern zu messen, von deren Tapferkeit man so viel Redens machte. Er versprach daher zu kommen und erschien auch bald (280) mit einem auserlesenen Heere und — was man noch nie in Italien gesehen hatte — mit 20 Elephanten, die auf dem Rücken Thürme mit bewaffneter Mannschaft trugen. Es kam zur Schlacht bei Heraklea (an der Küste des tarentinischen Meerbusens), und die Römer wurden geschlagen; denn als nach einem entsetzlichen Gemetzel die Elephanten vorrückten, wurden die römischen Pferde scheu, bäumten sich und warfen ihre Reiter ab. So hatte also Pyrrhus gesiegt, aber dabei viele Leute verloren, und als er auf dem Wahlplatze umherging und sah, wie die Römer in Reihe und Glied und alle mit rühmlichen Wunden todt da lagen, sprach er: „Mit solchen Soldaten wollte ich die ganze Welt erobern!“ — Uebrigens war er jetzt in einer mißlichen Lage; er konnte sich nicht verhehlen, daß er sich die Römer anders gedacht hatte, als er sie nun fand; im glücklichsten Falle, wenn er Sieg auf Sieg erfocht, mußte er bald aus Mangel an Soldaten genöthig sein, sich zu ergeben, und wünschte sich daher weit hinweg aus dem Handel. Darum schickte er den beredten Cineas, einen seiner Räthe, nach Rom, um am Senate seine Rednerkünste zu versuchen. Dieser Cineas war ein kluger Mensch. Als ihm der König vor seinem Zuge nach Italien erzählt hatte, daß er von Tarent zum Kriege gegen Rom aufgefordert wäre, bemerkte Cineas: „Weißt du aber wohl, daß die Römer ein sehr kriegerisches Volk sein sollen? Und wenn du sie auch besiegst, was kann dir der Sieg in dem entfernten Lande helfen?“ — „O mein lieber Cineas,“ antwortete der König, „wenn wir die Römer werden bezwungen haben, dann soll uns keine Stadt in Italien mehr widerstehen, und dies ganze schöne Land wird uns unterthan sein.“ — „Gut, o König; aber was werden wir hernach thun?“ — „Hernach? Dann gehen wir nach dem benachbarten Sicilien über und erobern das auch.“ — „Das

läßt sich hören; aber sind dann unsere Feldzüge zu Ende?" — „Keineswegs; im Gegentheil wäre das nur das Vorspiel zu größeren Eroberungen. Denn wer sollte uns dann hindern, nach Afrika überzuschiffen und dies und Karthago uns zu unterwerfen?" — „Du hast recht, kein Mensch könnte uns daran hindern. Und darf ich fragen, was du dann thun willst?" — „Dann wollen wir recht in Ruhe des Lebens genießen, alle Tage schmausen und froh und lustig sein." — „Aber," unterbrach ihn Cineas, „was hindert uns denn, das schon jetzt zu thun? Haben wir nicht Alles, was wir zu einem ruhigen und frohen Leben gebrauchen? Wozu also erst die vielen Kämpfe, deren Erfolg noch ungewiß ist, und das viele Blutvergießen, um ein Gut zu erkämpfen, das wir schon haben?„ — Wie richtig dachte nicht Cineas, und doch ließ sich Pyrrhus nicht abhalten. Jetzt reiste also Cineas als Gesandter nach Rom. Den Vornehmsten des Senats brachte er reiche Geschenke mit, die aber sämmtlich zurückgewiesen wurden. Endlich wurde im Senate über seinen Antrag, mit Pyrrhus Frieden und Freundschaft zu schließen, berathschlagt, und da waren Viele der Meinung, ein solcher Friede sei vortheilhaft für den Senat und man möchte ihn daher schließen. Plötzlich erhob sich ein alter Senator, Appius Claudius (Cäcus, der Blinde), der, des Gesichts beraubt, sich nur heute in einer Sänfte in die Versammlung hatte tragen lassen und in allgemeiner Achtung stand. „Wie?" rief er aus, „sind das Rathschläge des sonst so tapferen römischen Volks? Bisher habe ich den Verlust meiner Augen bedauert; nun wünsche ich auch das Gehör zu verlieren, um eure unwürdigen Rathschläge nicht zu hören. Vor dem Pyrrhus zittert ihr, der einst ein Diener eines makedonischen Generals war und sich kaum in seinem eignen Lande vor seinen Feinden zu retten weiß? O, ihr Unwürdigen!" — Diese Rede schlug durch. Einstimmig wurde nun dem Cineas die Antwort gegeben: so lange Pyrrhus noch auf italienischem Boden stehe, sei an keinen Frieden zu denken. Als Cineas zum König zurückkam, fragte ihn dieser, wie ihm Rom gefallen hätte? „Wahrlich!" antworte er, „Rom kam mir wie ein Tempel und der Senat wie eine Versammlung von Göttern vor."

Einige Tage darauf meldete man dem Pyrrhus, es seien einige römische Gesandten da, um die Gefangenen gegeneinander auszuwechseln. „Hört!" sagte er, „wenn ich euch eure Gefangenen wiedergebe, so heißt das den Krieg verlängern. Ich weiß einen besseren Ausweg; laßt uns Frieden schließen; dann bekommt

ihr die Gefangenen ohne Lösegeld wieder, und ihr habt mir so viel Hochachtung eingeflößt, daß ich eure Freundschaft zu erwerben wünsche."

Einer der Gesandten war der in Rom allgemein geachtete Fabricius, ein Mann von unerschütterlicher Rechtschaffenheit. „Den suche nur zu gewinnen," sagte Cineas, und wirklich ließ ihn Pyrrhus allein zu sich kommen und sprach: „Ich weiß, daß du arm bist und das thut mir sehr leid, weil ich dich über Alles schätze. Daher habe ich mich entschlossen, dir von meinen Schätzen so viel zu geben, daß du reicher seiest, als alle andern Senatoren. Dies will ich aber nicht etwa dir als eine Gnade geben, sondern im Gegentheil werde ich es als eine Gefälligkeit betrachten, wenn du es annimmst. Das Einzige, was ich dafür von dir wünsche, ist, daß du deinem Volke zum Frieden räthst. Siehe, ich möchte euch Römer gern zu Freunden haben, seit ich euch näher kennen und achten gelernt habe, und doch kann ich ehrenhalber nicht ohne einen anständigen Frieden nach Hause gehen." — Fabricius besann sich eine Weile; dann sagte er: „Ich danke dir für die gute Meinung, die du von mir hast; aber ich wünsche auch, daß du sie behaltest; darum schlage ich deine Reichthümer aus. Du hast ganz Recht, daß ich sehr arm bin; ich habe nur ein kleines Haus und ein Stückchen Acker; aber ich habe wenige Bedürfnisse, und also so viel, wie ich gebrauche. Was fehlt mir, da ich zufrieden bin? Behalte also dein Geld, und ich will meine Armuth und meinen guten Namen behalten." — Pyrrhus fühlte, wie richtig Fabricius urtheilte; aber es ärgerte ihn dieser Stolz. Er nahm sich vor, es anders anzufangen. — Am andern Morgen sollte wieder eine Audienz sein. Pyrrhus ließ vorher seinen größten Elephanten hinter eine Tapete verbergen und sorgte dafür, daß Fabricius gerade vor der Tapete zu stehen kam. Plötzlich flog der Vorhang zurück; der Elephant streckte seinen Rüssel brüllend über des Fabricius Schulter hin, dieser aber kehrte sich um, sah das Ungeheuer ruhig an und sagte lächelnd zum Pyrrhus: „So wenig wie mich gestern dein Gold gerührt hat, schreckt mich heute dein Elephant." Pyrrhus konnte sich nicht genug über den unbestechlichen Mann wundern und erwies ihm alle nur mögliche Achtung. Die Gefangenen gab er zwar nicht los, erlaubte aber zweihundert derselben, zum nächsten Feste nach Rom zu gehen und sich mit den Ihrigen zu freuen, wenn sie nur versprächen, wieder zu kommen. Und — Alle kamen richtig wieder.

Bald kam es zu einer zweiten Schlacht bei Asculum, östlich von Neapel, die Pyrrhus wieder, aber nur mit genauer Noth gewann. „Noch einen solchen Sieg," rief er, als er das Schlachtfeld mit seinen Todten bedeckt sah, „und ich bin gänzlich verloren?" — Nun aber wurde Fabricius Consul und griff die Sache gleich thätiger an. Gewiß hätte auch nun Pyrrhus unterliegen müssen, wäre er nicht den Römern immer sorgfältig ausgewichen. Einmal erhielt Fabricius einen Brief von unbekannter Hand: er war von dem Leibarzte des Königs, der ihm ganz insgeheim meldete, er sei bereit, dem Pyrrhus ein Giftpulver beizubringen, wenn ihm die Römer eine gute Belohnung gäben. Sogleich packte Fabricius den Brief wieder zusammen und schickte ihn geraden Weges an den König. Wie erschrack dieser, als er seinen Inhalt las! Aber voll Verwunderung rief er aus: „Was für ein Mann ist dieser Fabricius! Eher würde die Sonne aus ihrer Bahn treten, als dieser Mann vom Wege der Redlichkeit weichen!" — Der Arzt wurde, wie er es verdient hatte, hingerichtet.

Gern wäre Pyrrhus dem weitern Kriege mit den Römern ausgewichen und nahm daher eine Aufforderung sicilischer Griechen, ihnen gegen die Karthager zu helfen, mit Freuden an. Allein er war auch hier nicht glücklich, und als er nach einigen Jahren nach Italien zurückkehrte, kam es zu einer dritten Schlacht mit den Römern bei Beneventum, die Pyrrhus — verlor. Denn die Römer hatten gemerkt, daß die Elephanten sich vor dem Feuer fürchteten, und der Consul Curius Dentatus*) hatte daher eine Maschine erfunden, mit welcher sie eine Art großer Wurfspieße schleuderten, die hohl und inwendig mit Pech und andern brennbaren Stoffen angefüllt waren. Sobald es nun zum Treffen kam, flog ein ganzer Hagel davon auf die Elephanten; die Pfeile blieben mit den vorn angebrachten Widerhaken in der Haut der Thiere hängen; diese wurden scheu, machten gleich rechts um und liefen

*) Von Manius Curius Dentatus' Genügsamkeit und Rechtlichkeit erzählt man folgendes Beispiel: Unter seinem ersten Consulate kamen einst Abgesandte der Samniter zu ihm, um ihn zu bitten, einen Frieden zwischen diesem Volke und Rom zu vermitteln. Sie boten ihm für diesen Dienst eine bedeutende Summe und zweifelten an deren Annahme um so weniger, da er am Heerde saß und sich selbst Rüben kochte, also augenscheinlich sehr arm war. Er wies aber ihr Geld kalt zurück, indem er sprach: „Wer so wenig Bedürfnisse hat, wie ich, braucht so viel Geld nicht. Ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich sein."

unter die eigenen Leute des Pyrrhus, unter denen sie eine greuliche Verwirrung anrichteten. Pyrrhus verlor nun alle Hoffnung, je mit den Römern fertig zu werden, und ging eiligst nach Epirus zurück, ist auch nie wiedergekommen. Und Tarent? — Die Römer wollten die Einwohner nicht zu sehr reizen und hätten doch im Grunde sich hier nicht behaupten können, da Tarent von der Seeseite her leicht fremde Hülfe erhalten konnte. Sie begnügten sich daher, die Stadt zur Uebergabe zu zwingen, und ließen ihr die Freiheit. Italien hatten sich die Römer nun unterworfen.

Aber man glaube ja nicht, daß Rom nun etwa Frieden gehabt hätte. Ehe noch ein Krieg beendigt war, war ein anderer schon wieder ausgebrochen, und in den 1200 Jahren, die das römische Reich dauerte, ist nur drei Mal ein kurzer Friede gewesen. Man hatte in Rom einen Tempel, der dem Gott Janus geweiht war und, so lange Krieg war, immer offen stand. Dieser Tempel ist also nur drei Mal geschlossen gewesen.

33. Die beiden ersten punischen Kriege.

Bald nach Pyrrhus' Abzuge bekamen die Römer einen weit gefährlichern Feind an den Karthagern. Ungefähr zu den Zeiten des Lykurg und des Sardanapal hatten die thätigen Phönicier unter andern Städten an der Küste des mittelländischen Meeres auch eine an der afrikanischen Küste, etwa da, wo jetzt Tunis liegt, gebaut. Sie wurde Karthago genannt, hob sich mehr als alle andern durch einen lebhaften Handel, den sie auf der einen Seite mit dem Innern von Afrika und auf der andern auf der See trieb, und riß zuletzt fast den ganzen phönicischen Handel an sich, so daß ihre Schiffe nicht nur das mittelländische Meer in allen Richtungen befuhren, sondern selbst über die Säulen des Herkules hinaus an den Küsten des atlantischen Meeres südwärts bis gegenüber den kanarischen Inseln, nordwärts bis Britannien einen ausgebreiteten Handel trieben. Bisher hatten diese thätigen Kaufleute mit den Römern in Frieden gelebt; denn jene dachten nur auf Erweiterung des Handels und diese auf Unterwerfung der kleinen italischen Völker; so waren sie einander noch nicht in den Weg gekommen. Aber die Karthager überlegten endlich, es werde ihnen nützlich sein, wenn sie auch die großen Inseln des mittelländischen Meeres, Corsica, Sardinien und Sicilien, in Besitz hätten, und wußten sich auch nach und nach da festzusetzen.

In jenen beiden Inseln war es ohne viele Schwierigkeiten gegangen, in Sicilien dagegegen hatten sie fortwährende Kämpfe mit den dortigen Städten, besonders auch mit Syrakus, zu bestehen gehabt. Nun aber, nachdem die Römer Unter-Italien erobert hatten und ihnen das schöne Sicilien so einladend nahe lag, war ein feindliches Zusammentreffen der Römer und Karthager vorauszusehen. Die Veranlassung dazu fand sich bald.

Eine wilde Rotte Miethsoldaten, Mamertiner genannt, hatte sich der Burg von Messana — jetzt Messina — bemächtigt. Die Karthager benutzten diese Gelegenheit, um gleichfalls in Messana einzurücken, aber die Mamertiner wollten die neue Herrschaft sich nicht gefallen lassen und baten die Römer um Hülfe. Diese hatten längst schon mit neidischen Augen die Fortschritte der Karthager bemerkt und nahmen den Antrag an. So entstand ein 24jähriger Krieg zwischen Rom und Karthago (264—241), den man den ersten punischen Krieg nennt, weil die Karthager auch Punier genannt wurden. Es hat drei solcher Kriege gegeben.

Römische Heere gingen auf Flößen nach Sicilien über, drängten die Karthager aus einer Stadt nach der andern und eroberten endlich gar die große, an der Seeküste gelegene Stadt Agrigent (Girgenti). Aber endlich sahen die Römer ein, daß man, wenn man mit einer seefahrenden Nation Krieg führen wollte, auch eine Flotte haben müßte. Wo aber die hernehmen? Die Römer hatten sich bis jetzt nicht viel um die See bekümmert und noch nie ein Kriegsschiff gebaut; ja, sie wußten nicht einmal, wie sie das anfangen sollten. Da warf zufälligerweise einmal ein Sturm eine karthagische Galeere an das italische Ufer. Sie zogen sie auf das Land und studirten sie so sorgfältig, daß sie nun selbst eine zu bauen versuchen konnten. Und siehe da, der Versuch gelang! Nun wurde schnell gezimmert mit solchem Eifer, daß binnen zwei Monaten 130 römische Galeeren fertig waren. Nur fehlte es noch an geschickten Seesoldaten, und dem Mangel war nicht so leicht abzuhelfen; denn ein Anderes ist es, auf dem Lande, als auf der See zu fechten, und die ersten siebzehn Schiffe, die in die See stachen, wurden auch wirklich von den Karthagern weggekapert. Aber zum Glück hatten die Römer damals einen sehr klugen und erfindungsreichen Consul, den Duilius. Der Mann dachte: „Wie fängst du es an, daß deine Soldaten auf der See wie auf dem Lande fechten können?“ Denn da, wußte er wohl, waren die Römer allen Völkern weit überlegen. Bald hatte er ein Mittel

gefunden. Er ließ an dem Vordertheile des Schiffes einen Mast aufrichten und an diesem eine Brücke befestigen, welche durch Taue in die Höhe gezogen und wieder herabgelassen werden konnte. Am Ende einer solchen Brücke waren starke, spitzige Eisen angebracht. Wenn nun ein feindliches Schiff in die Nähe eines römischen Schiffes kam, so ließ dieses die Brücke herabfallen, deren eiserne Spitze sich in das feindliche Schiff einbohrte. So hielt man dieses fest und die römische Mannschaft stürmte hinüber. Auf einen Kampf Mann gegen Mann mit dem Säbel in der Faust hatten die seekundigen Karthager nicht gerechnet; die Römer fochten nun wie auf dem festen Lande und hatten bald die ganze feindliche Flotte erobert. Dies geschah bei Mylä an der nordöstlichen Küste von Sicilien. Den Duilius empfing das Volk, als er nach Rom zurückkam, mit ungeheurem Jubel, und man errichtete ihm zu Ehren eine schöne Säule von weißem Marmor, auf der sein Name, die Zahl der eroberten Schiffe u. s. w. stand, und die zum Theil noch heute (in Wien) übrig ist.

Aber das war nur ein Sieg neben mehrern andern, die nun die Römer bald zur See, bald zu Lande erfochten, und endlich machten sie sich auf, segelten nach Afrika selbst und griffen die Karthager in ihrem eigenen Lande an. Diese wären jetzt auch verloren gewesen, hätten ihnen nicht die Spartaner (unter Xantippus) Hülfe geschickt, und der eine Consul, der treffliche Regulus, der so viele Siege schon über die Karthager erfochten hatte, wurde gar gefangen. Dieser Regulus war ein ausgezeichneter Mann, etwa wie Fabricius. So arm wie dieser, war er auch eben so genügsam. Im Kriege fehlte es nicht an Gelegenheit, sich zu bereichern; aber er wollte lieber ehrlich und arm, als unredlich und reich sein. Schon hatte er ein Jahr lang das Heer angeführt und hätte nun sollen nach Rom zurückkehren; aber man war mit ihm so zufrieden, daß er beauftragt ward, den Oberbefehl noch eine Zeitlang fortzuführen. Er schrieb an den Senat, er müsse jetzt gleich nach Rom reisen; denn ein Schelm habe ihm sein ganzes Ackergeräth, mit welchem sein Pachter bisher seine sieben Morgen Landes bebaut, gestohlen, und da müsse er fürchten, daß seine Frau und seine Kinder nichts zu leben hätten. Der Senat befahl darauf, daß sein Feld auf öffentliche Kosten angebaut würde, kaufte ihm auch Ackerwerkzeug und ließ seine Familie aus der Staatskasse unterhalten. So arm waren damals viele der vornehmsten Römer! Und so lange sie es blieben, waren sie glücklich, redlich und zu-

frieden. Es hatten die Römer eine obrigkeitliche Person, die über die Erhaltung der guten Sitten wachen mußte; alle fünf Jahre wurden von dem Censor — so war der Titel dieser Magistratsperson — alle römischen Bürger gemustert, und die Ausschweifenden wurden gestraft. So wurde einmal ein angesehener Mann, der selbst Consul gewesen war, vom Censor aus dem Senate ausgestoßen, weil er auf seiner Tafel Silbergeschirr im Werthe von 240 Thaler oder 720 Mark habe.

Regulus nun ist auch bekannt wegen des traurigen Endes, welches er gehabt haben soll. Nachdem er eine Zeitlang als Gefangener in Afrika gelebt hatte, wollten die Karthager eine Gesandtschaft nach Rom schicken. Es lag ihnen nämlich viel daran, Frieden zu schließen. Auch wollten sie gern die Kriegsgefangenen auswechseln. Sie trugen daher dem Regulus auf, ihre Gesandten nach Rom zu begleiten, und suchten ihn zu bereden, seinen Mitbürgern recht zuzureden, daß sie Frieden schließen möchten. Thäten diese es nicht, so würden sie, die Karthager, sich an ihm rächen. Ferner verlangten sie, daß er schwören solle, sogleich nach Ausrichtung seines Auftrags zurückzukommen. — Regulus schwur und reiste ab. So wie er ankam, ließ er sich gleich vor den Senat führen. „Die Karthäger," so sprach er, „wünschen zwar Frieden und Auswechselung der Gefangenen, aber ich kann euch dazu nicht rathen. Auf mich nehmt dabei keine Rücksicht; denn ich bin alt und nicht mehr zu gebrauchen; aber ihr habt jüngere und rüstige karthagische Generale in euern Händen; die laßt ja nicht los." — Das war sehr brav vom Regulus, daß er so ganz seinen eigenen Vortheil dem seines Vaterlandes nachsetzte. Er hätte nur ein Wort zu sagen gebraucht, so hätte der Senat ihn gleich ausgewechselt; aber das war gegen sein Gewissen. Als er aus der Senatsversammlung heraustrat, warteten schon seine Kinder auf ihn. Die Nachricht, daß der berühmte Regulus da sei, hatte sich schnell in Rom verbreitet und war auch zu den Ohren der Seinigen gedrungen, die schnell herbeigeeilt waren, ihn zu umarmen. Nachdem das erste Entzücken des Wiedersehens vorüber war, baten sie ihn, mit ihnen nach Hause zu kommen; sie wollten seiner recht pflegen. „Nein, nimmermehr!" rief er, „ich kann meinen Schwur nicht brechen. Ich habe geschworen, gleich nach Ausrichtung meines Auftrags wieder nach Karthago zurückzukehren. Ich bin hier nur im Auftrag des karthagischen Senats, nicht als Privatmann. Lebt also wohl, ihr Lieben!" — Dabei schloß er zum letzten Mal die

Seinigen in ſeine Arme, und alles Zureden war vergebens; er reiſte noch in derſelben Stunde ab. Wahrlich, ein ſeltener Mann! — Die Karthager waren ſehr unwillig, als ihre Geſandten ihnen die abſchlägige Antwort brachten, und noch mehr, als ſie erzählten, daß Regulus ſelbſt daran ſchuld ſei. Sie dachten nun darauf, ihn zu Tode zu quälen. Sie ſchnitten ihm die Augenlider ab und banden ihn ſo der brennenden Sonne gegenüber feſt, bis ſeine Augen vom Glanze der Sonne erblindet waren. Dann ſteckten ſie ihn in eine Tonne, die inwendig mit ſpitzigen Nägeln ausgeſchlagen war, und ſtießen ſie von Zeit zu Zeit an, damit er keinen Augenblick Ruhe habe, und zuletzt ſchlugen ſie ihn noch ans Kreuz. So erzählt man; aber dieſe Barbarei iſt den Karthagern kaum zuzutrauen und eher anzunehmen, daß die Römer aus Haß gegen ihre Feinde ihnen dieſe Grauſamkeit nur nachgeſagt haben. Eben ſo ſcheint uns die Rache, welche Marcia, des Regulus Frau, an karthagiſchen Gefangenen ausgeübt haben ſoll, die der Senat ihr übergeben hatte, um den Tod ihres Gatten zu rächen, faſt unglaublich. Sie ſperrte ſie in einen großen, inwendig mit eiſernen Stacheln verſehenen Kaſten und ließ ſie fünf Tage lang in dieſer martervollen Lage ohne Speiſe. Da ſtarb der eine von ihnen. Ein anderer lebte noch fünf Tage länger, mußte aber neben der faulenden Leiche liegen bleiben und erhielt Nahrung, um ſeine Martern zu verlängern. Endlich erfuhr der Senat dieſe Schändlichkeit und befahl, daß die noch lebenden Gefangenen beſſer gehalten würden.

Endlich gewann ein römiſcher Conſul, Luctatius Catulus, eine große Seeſchlacht bei den ägatiſchen Inſeln, an der Weſtſpitze Siciliens. Die Karthager mußten nun um den Frieden bitten und ſich jede Bedingung gefallen laſſen. Sie mußten ganz Sicilien räumen, alle Gefangene ohne Löſegeld los geben und noch dazu eine anſehnliche Summe zahlen. Mit welcher Erbitterung die Beſiegten den Frieden unterzeichneten, läßt ſich denken, und hätten ſie das nachherige Betragen der Römer vorher gewußt, ſie hätten ihn nie unterſchrieben; denn wenige Jahre darauf fingen die Römer ſchon wieder an, Karthago zu reizen. Sie nahmen mitten im Frieden Sardinien und Corſica weg, und als ſie merkten, daß die Karthager in Spanien ſich auszubreiten ſuchten für das verlorene Sicilien, ſetzten ſie, die doch Spanien eigentlich gar nichts anging, ihnen den Ebro zur Grenze. Auch verboten ſie, daß die Karthager die Stadt Sagunt, die ſüdlich vom Ebro an der ſpaniſchen

Ostküste lag, angriffen, weil sie sich unter römischen Schutz begeben habe.

Indessen hatten die Karthager in Spanien immer mehr Eroberungen gemacht und belagerten endlich auch — etwa 20 Jahre nach jenem Frieden — Sagunt. Sogleich schickte Rom eine Gesandtschaft, erst ins karthagische Lager, dann, als sie hier zurückgewiesen worden, nach Karthago selbst, und verbot die Fortsetzung der Belagerung. Allein Karthago hörte nicht darauf; endlich fiel Sagunt nach verzweifelter Gegenwehr; alle wehrhaften Bürger wurden dabei erschlagen; viele verbrannten sich selbst in ihren Häusern mit Weibern und Kindern. Die Römer schickten eine neue Gesandtschaft nach Karthago, um zu fragen, ob der karthagische Feldherr die Stadt aus eigenem Antriebe oder auf Befehl des Senats angegriffen und zerstört habe. Da die karthagischen Senatoren Ausflüchte suchten und viele Worte machten, trat einer der Gesandten, Quintus Fabius, vor, faßte seine Toga wie zu einer Tasche zusammen und rief ungeduldig: „Was soll das viele Gerede? Hier bringe ich euch Krieg und Frieden! wählt davon, was ihr wollt!“ — „Gebt uns,“ erwiederte der Senat, „was euch beliebt.“ — „Gut denn!“ rief Fabius, indem er den Zipfel der Toga wieder fallen ließ, „so nehmt denn den Krieg hin.“ — „Wir nehmen ihn,“ war die Antwort, „und werden ihn zu führen wissen.“

So entstand der zweite punische Krieg, 218—201.

Die Karthager hatten damals einen Mann von seltenen Talenten zum Feldherrn, den Hannibal. Er war der Sohn des Hamilkar Barkas, der sich im ersten Kriege gegen die Römer ganz besonders ausgezeichnet und mit Schmerz den Frieden hatte unterschreiben sehen. Als er nach dem Frieden von Karthago nach Spanien überging, hatte ihn sein Sohn Hannibal flehentlich gebeten, ihn mitzunehmen. „Gut!“ sagte der Vater, „aber komm erst in die Kapelle und schwöre, daß du dein Leben lang ein unversöhnlicher Feind der Römer sein willst.“ — Der Knabe kniete nieder, umfaßte den Altar, schwur und hat zeitlebens den Schwur gehalten.

Aber zu diesem Hasse gegen Rom kamen die allerseltensten Gaben, wie sie sich nicht leicht bei einem Manne beisammen finden. Er war ein Mann von schönem, gebieterischem Ansehen, dem die Hoheit und Ueberlegenheit wie auf die Stirne geschrieben war. In der Schlacht schwebte sein Adlerblick über die Schlachtordnung

und nicht der kleinste Fehler der Feinde entging ihm. Dabei hatte er einen dauernden, abgehärteten Körper; Frost und Hitze, Hunger und Durst und die allerermüdendsten Märsche erduldete er mit Leichtigkeit. Keine Schwierigkeit schien ihm zu groß, daß sie nicht überwunden werden könnte. An ihm sahen seine Soldaten mit eben so viel Liebe als Vertrauen hinauf; denn er sprach mit Jedem freundlich, sorgte für Jeden, und sie wußten, daß ihm der Sieg nicht fehlen konnte. Es schien, als wäre ein neuer Alexander aufgestanden.

Jetzt stand er in Spanien und die Römer dachten nicht anders, als daß er sich mit seinen Soldaten in Schiffe setzen, quer über das mittelländische Meer fahren und etwa bei Rom landen, oder vielleicht nach Sicilien gehen würde. Deshalb schickten sie auch den einen Consul nach Sicilien, während der andere nach Ober-Italien marschirte. Plötzlich erfuhren sie, daß Hannibal zu Lande, über die Pyrenäen und Alpen, nach Italien gekommen sei. Wirklich war der kühne Held mit etwa 60,000 Mann, lauter Kerntruppen, und 37 Elephanten von Spanien aufgebrochen, über die beschneiten und damals noch unwegsamen Pyrenäen gegangen, und langte an der reißenden und breiten Rhone an. Hier war aber nirgends eine Brücke, nicht einmal ein Kahn zu sehen, und jenseit standen die wilden Gallier, feindselig ihm den Uebergang zu wehren. Jeder andere hätte vielleicht hier den Muth verloren und wäre umgekehrt. Hannibal aber täuschte den Feind durch geschickte Märsche und kam glücklich theils auf Schiffen, theils schwimmend, theils watend hinüber. Aber der Schwierigkeiten waren dabei entsetzlich viele. So wollten z. B. die Elephanten durchaus in kein Schiff, und man mußte eine besondere Art von Flößen für sie erfinden und bauen, um sie nur aufs Wasser zu locken. Und doch überwand Hannibal die Hindernisse glücklich.

Aber noch fehlte viel, ehe man am Ziele war; denn nun erhoben sich vor den Karthagern die himmelhohen, ganz in Schnee, Eis und Wolken gehüllten West-Alpen, über die damals weder Weg noch Steg führte. Und dazu war man im Monat September, wo der im Gebirge schon fallende Schnee die Schwierigkeiten und Gefahren des Marsches erhöhte. Um aber das Grausen noch zu vermehren, hatten die wilden Bergbewohner, die da glaubten, Hannibal wollte ihnen ihr Land nehmen, sich auf den Abhängen aufgestellt und schleuderten Pfeile und Felsenstücke auf die Kletterer. Die Packpferde wurden scheu vor dem fürchterlichen Geschrei der

wilden Feinde, rissen aus, stürzten über die Soldaten hinweg und zogen viele von ihnen mit in die Abgründe hinunter. Wenn Hannibal endlich glaubte, die Feinde verjagt zu haben, so führten ihn treulose Wegweiser nach einem neuen Hinterhalte, wo er am Rande scheußlicher Schlünde wieder von allen Seiten angegriffen wurde. Und nun denke man sich ein schwerbepacktes Heer, das ohne Weg und Kenntniß der Gegend aufs Gerathewohl über Felsenwände und Schneefelder hinklettert, dem es an Lebensmitteln und warmer Kleidung gebricht; man denke sich viele Tausend Pferde, die von den Reitern am Zaume geführt werden mußten und die, des Kletterns nicht gewohnt, oft ausglitten und wohl gar die Reiter mit in die Abgründe hinunterrissen; und nun endlich die 37 schwerfüßigen Elephanten, die bei jedem Schritte weiter zu gehen sich sträubten — wahrlich, Hannibal ist zu bewundern, daß er dennoch den Uebergang versuchte, und noch mehr, daß er ihn wirklich glücklich durchführte.

Nach neun Tagen eines äußerst mühseligen Marsches erreichte man die Spitze des Gebirges.*) Ungeachtet hier Alles mit tiefem Schnee bedeckt war, mußte man doch zwei Tage rasten, um sich etwas zu erholen. Von hier zeigte Hannibal den schon ganz muthlosen Soldaten die herrlich grünen Gefilde des obern Italiens. „Seht!“ sprach er, „das ist Alles euer, wenn ihr willig noch die kleine Mühe des Heruntersteigens überwunden habt. Dorthin liegt Rom, die reiche Hauptstadt; bald werden wir vor ihr stehen.“ — Diese Worte thaten Wunder. Die Soldaten vergaßen alle überstandenen Leiden und die schneeigen Gipfel, auf denen sie standen, und dachten nur an die Herrlichkeiten Italiens. Aber so ganz leicht war das Hinuntersteigen nicht, wie sie es sich gedacht hatten. Der Weg wurde zuweilen so steil, daß kaum die Menschen durch Anhalten an Gesträuchen sich hinunterwinden konnten, die Pferde und Elephanten aber hinunterrutschen mußten; und einmal gähnte ihnen ein fürchterlicher Abgrund von einigen Tausend Fuß Tiefe entgegen. Was war zu thun? Zurück konnte man doch einmal nicht. Da ließ Hannibal einen Schneckenweg durch die Felsen hindurchhauen, was wieder entsetzliche Arbeit verursachte. Endlich nach 15 Tagen hatten die ausharrenden Karthager das hohe Ge-

*) Es ist sehr wahrscheinlich, daß Hannibal sein Heer über den kleinen Bernhard geführt hat, dann in das Thal der Dora Baltea hinabgestiegen und etwas oberhalb des heutigen Ivrea aus den Alpen herausgetreten ist.

birge glücklich hinter sich und Ober-Italien lag vor ihnen. Aber wie geschmolzen war nicht das schöne Heer! Kaum die Hälfte war noch übrig, und von allen Elephanten war nur ein einziger glücklich über das Gebirge gekommen. Die Römer, nicht wenig erschrocken über die unvermuthete Erscheinung der Karthager, da, wo kein Mensch sie erwartet hatte, hatten ihnen ein Heer unter Publius Cornelius Scipio entgegengeschickt; aber es wurde am Flusse Tessino geschlagen. Ein zweites unter Sempronius hatte südlich vom Po, an der Trebia, dasselbe Schicksal, und ein drittes unter Flaminius Nepos erhielt am trasimenischen See im Toscanischen (See von Perugia) eine noch größere Niederlage.

In Rom, dem Hannibal immer näher kam, war indessen eine entsetzliche Verwirrung. Bei der ersten Nachricht von der letzten verlorenen Schlacht stürzten Alle auf den Markt und forschten ängstlich nach dem Umfange des Unglücks. Die Magistratspersonen konnten die Sache nicht verschweigen. „Ja! leider ist es wahr!“ sprachen sie, „die Schlacht ist verloren, der Feldherr ist todt, die Meisten erschlagen, nur Wenige entkommen!“ — Da war das Jammern und Weinen grenzenlos, das besonders die Frauen ausstießen; und als die ersten Flüchtlinge ankamen, liefen ihnen die Frauen bis vor das Thor entgegen, umringten Jeden und wollten von den Ihrigen Nachricht haben, welche die Ankömmlinge doch nicht geben konnten. Eine Frau, die ihren Sohn glücklich zurückkommen sah, starb in seinen Armen vor Freude; eine andere, der man erzählt hatte, ihr Sohn sei unter den Erschlagenen, und die ihn plötzlich in ihr Zimmer eintreten sah, rührte der Schlag vor freudiger Ueberraschung auf der Stelle. Viele durchliefen jammernd die Straßen mit fliegendem Haare, und die ganze Stadt war erfüllt mit Schmerz, Angst und Entsetzen.

In dieser Noth beschloß der Senat, einen Dictator zu erwählen, der ein halbes Jahr lang befehligen und den Staat zu retten suchen sollte. Keine Wahl konnte glücklicher sein als die getroffene. Sie fiel auf einen alten, allgemein geachteten Mann, Fabius Maximus, welcher den Beinamen Cunctator erhielt, der ihm anfangs zum Schimpf gegeben wurde, nachher aber zur größten Ehre gereichte, denn er bedeutet einen Zauderer und wurde ihm beigelegt, weil er mit der äußersten Vorsicht gegen den gefährlichen Hannibal verfuhr. Dieser hätte nach dem letzten Siege leicht auf Rom losgehen können; aber er wagte es doch nicht, mit seinen wenigen Truppen die große Hauptstadt anzugreifen, sondern zog

lieber am adriatischen Meere um sie herum und so nach Unter-Italien. Sehr gern hätte er den Fabius zu einer Schlacht bewogen, um so die Römer auch ihres letzten Heeres zu berauben; aber der kluge Dictator wußte sich immer so geschickt auf unzugängliche Höhen zu stellen, daß Hannibal ihm nicht beikommen konnte. Lagerte sich Hannibal, so lagerte sich Fabius auch, aber auf den Bergen, und marschirte jener weiter, so zog auch dieser neben ihm her. Darüber murrten nun freilich die römischen Soldaten und Offiziere sehr; denn sie brannten vor Begierde, sich an den Karthagern wegen der drei erlittenen Niederlagen zu rächen. Aber Fabius ließ sie reden und blieb bei seiner Vorsicht; er wußte, nur durch beständige Beunruhigung könne man den Hannibal ermüden. Wirklich wäre dieser auch beinahe mit dem ganzen Heere in den Apenninen gefangen worden. Falsche Wegweiser hatten ihn irre geleitet und in ein enges Thal geführt, welches alsbald von den Römern ringsum so genau besetzt wurde, daß kein Karthager entwischen konnte. Hannibal wußte erst nicht, was er anfangen sollte. Endlich ersann er eine Kriegslist. Er brachte etwa 2000 Ochsen zusammen, die sich unter der mitgeschleppten Beute befanden, ließ jedem ein Reisbündel zwischen die Hörner binden, und als es dunkel wurde, ließ er die Bündel anzünden und die wild gewordenen Thiere gegen die römischen Wachen jagen. Diese wußten nicht, was sie sahen. Eine Menge Fackeln, die sich wunderbar durchkreuzten, kamen auf sie zu; kein Wunder, daß sie endlich glaubten, Hannibal wolle einen nächtlichen Ueberfall machen und käme mit dem ganzen Heere auf sie los. In großer Angst liefen sie auseinander und flüchteten sich auf die Bergspitzen, während Hannibal, die allgemeine Verwirrung benutzend, ganz still abzog. Erst am folgenden Morgen erkannte Fabius die glücklich ersonnene List seines Feindes. — Hannibal hätte viel darum gegeben, wenn er den lästigen Fabius hätte los werden können; kein feindlicher Feldherr hatte ihm das Kriegführen so schwer gemacht. Endlich fiel ihm eine List ein; er befahl, daß seine Leute alle Landgüter plündern sollten, die des Fabius allein ausgenommen, damit die Römer glauben sollten, daß er mit ihm im Einverständnisse sei. Wirklich gelang auch die List. Fabius erhielt Befehl, mit seinem Untergenerale (Minucius) den Oberbefehl zu theilen. Das mußte er sich zwar gefallen lassen; da er aber wußte, daß dieser ein unbesonnener Mensch sei, so theilte er das Heer und ließ ihn nun mit seiner Abtheilung machen, was er wollte. Fabius erlebte bald,

was er vorausgesehen hatte. Jener übereilte Mensch wollte sich gleich sehen lassen und einen Sieg nach Rom zu berichten haben; er zog geschwind vom Gebirge hinunter und fiel in einen Hinterhalt des Hannibal, der schon auf den Unbesonnenen lauerte. Zum Glücke des Minucius kam Fabius, der Alles von oben mit angesehen hatte, ihm geschwind zur Hülfe, hieb ihn wieder heraus und kehrte dann schnell wieder auf seine Berge zurück. „Dacht' ich's doch," rief Hannibal ärgerlich, „daß die Wolke da auf den Bergen uns auf einmal ein Donnerwetter bringen würde." — Minucius aber zog, sobald er ins Lager zurückgekehrt war, mit seinen Soldaten nach dem Zelte des Fabius, pflanzte vor demselben seine Fahne auf und sprach: „Großer Dictator, du hast so eben mir und meinen Leuten das Leben gerettet; du bist weiser als ich, darum gebe ich meinen Feldherrnstab in deine geschickteren Hände zurück."

So lange der treffliche Fabius die Römer anführte, konnte Hannibal nichts machen. Nun war aber die Zeit des Fabius um; er wurde zurückgerufen und die beiden Consuln Aemilius Paulus und Terentius Varro gegen den Feind geschickt. Gegen den Rath seines Amtsgenossen drang Varro, ein unbesonnener Mann, auf eine Schlacht. Bei Cannä, einem Städtchen in Unter-Italien, unweit des adriatischen Meeres, ließ er sich (216) von dem umsichtigen Hannibal überfallen und erlitt eine solche Niederlage, wie die Römer noch nie erfahren hatten. Da gab es wieder in Rom ein großes Wehegeschrei, aber der Senat benahm sich dabei recht männlich, verbot alles Lärmen und Jammern auf den Straßen, schickte gleich einen andern Feldherrn mit einem schnell neuausgehobenen Heere den Karthagern entgegen und gab den Gesandten des Hannibal, welche Friedensvorschläge thaten, zur Antwort: so lange ein Karthager noch in Italien sei, möchten sie nur an keinen Frieden denken. Dieser Muth in der Gefahr hat Rom allein gerettet. Schnell wurden neue Truppen ausgehoben und alle Anstalten mit römischer Kraft getroffen, den gefährlichen Feind abzuhalten und das abgefallene Unter-Italien wieder zu bezwingen. Hannibal rückte zwar im weiteren Verlaufe des Krieges einmal bis in die Gegend von Rom und setzte dadurch die Furchtsamen in solches Schrecken, daß sie ihn in Gedanken schon in der Stadt sahen.*)

*) Der Schreckensruf „Hannibal ist vor den Thoren" erhielt sich in Rom sprüchwörtlich. Noch lange nachher brachten Mütter und Kinderwärterinnen unruhige Kinder mit diesem Rufe zur Ruhe.

Aber die Stadt wirklich anzugreifen, wagte er doch nicht. Noch einen Blick finstern Unmuths warf er auf diese Hauptstadt des ihm so verhaßten Volks und zog wieder nach Unter-Italien zurück. Sein Heer schmolz von Tage zu Tage mehr, und der Senat von Karthago schickte ihm keine Unterstützung, weil die mißtrauischen Seelen fürchteten, er möchte, wenn er Rom bezwänge am Ende sich zum Herrscher seiner Vaterstadt machen. Wahrlich, solche Leute waren eines solchen Mannes nicht werth. Daher wurde nun auch der treffliche Feldherr von den Römern immer weiter zurückgedrängt, und zuletzt wagte es gar ein unternehmender römischer Consul, Claudius Marcellus, den man das Schwert Roms nannte, so wie Fabius Cunctator das Schild Roms hieß, nach Sicilien überzusetzen und das mächtige Syrakus anzugreifen; denn die Sicilianer hatten sich gegen die Römer empört, und der Abfall griff immer weiter um sich. Aber hier zeigte es sich recht, wie viel oft ein einziger Mann werth ist. In Syrakus lebte damals Archimedes, ein berühmter Mathematiker und Mechaniker, der allein durch die von ihm erfundenen Maschinen den Marcellus lange Zeit abwehrte. Daß er Brennspiegel gehabt, mit denen er einen Theil der römischen Schiffe im Hafen verbrannt habe, ist wohl übertrieben; aber er hatte eine Art eiserner Haken erfunden, welche an einem Stricke, der wieder oben an einem Balken, wie bei unsern Ziehbrunnen befestigt war, auf die feindlichen Schiffe herabgelassen wurden, deren Vordertheil wie mit einer Hand umklammerten, in die Höhe zogen und dann das Schiff mit aller Gewalt fallen ließen, so daß das Hintertheil tief ins Wasser sank. Mit andern Maschinen schleuderte er einen Hagel von Pfeilen und ungeheueren Steinen auf die Schiffe, die unter der Last zerzertrümmert wurden. Dennoch nahm endlich Marcellus die Stadt durch Ueberrumpelung ein und befahl dabei ausdrücklich den Soldaten, den geschickten Archimedes ja nicht zu tödten. Ein Soldat trat in dessen Zimmer ein, wo er einsam saß, mit dem Stabe mathematische Figuren in den Sand gemalt hatte und ganz in sich vertieft nur über die Auflösung der Aufgabe nachdachte. Ohne aufzustehen, rief er dem herantretenden Römer zu: „Störe mir meine Cirkel nicht!“ Dieser aber wurde unwillig über den grämlichen Alten und spaltete ihm den Kopf, der so viel Herrliches ausgedacht hatte. Marcell war untröstlich; er ließ den Archimedes feierlich zur Erde bestatten und errichtete ihm ein Grabmal, wodurch er zugleich sich selbst ehrte.

Endlich hatten die wiederholten Bitten des Hannibal so viel bewirkt, daß der karthagische Senat ihm ein ansehnliches Heer unter seinem Bruder Asdrubal schickte. Dieser nahm denselben Weg, den Hannibal früher genommen hatte, konnte aber, weil es bessere Jahreszeit war, schneller vorrücken, und langte daher in Italien an, ehe es Hannibal vermuthet hatte. Daher kam ihm auch dieser nicht, wie er versprochen, entgegen, sondern lag noch ruhig hinter seinen Verschanzungen unten am tarentinischen Meerbusen. Asdrubal sah indessen der Ankunft seines Bruders sehnlichst entgegen; er wußte nicht, daß alle sein Briefe von den Römern aufgefangen waren, und statt Hannibals erschienen plötzlich die beiden Consuln und fielen ihn (207) mit großer Heeresmacht an. Asdrubal wurde (bei Sinigaglia, an der adriatischen Küste) geschlagen und fand den gesuchten Tod; alle seine Leute wurden getödtet oder versprengt. Von dem Allen erfuhr Hannibal nicht eher etwas, bis ihm der römische General Asdrubal's Kopf über seine Verschanzungen werfen ließ. Hannibal erkannte die Züge des geliebten Bruders, den er nach so langer Zeit einmal wieder an sein Herz zu drücken gehofft hatte, mit herzzerschneidendem Jammer. „O wehe!" rief er, „an diesem grausamen Unfalle erkenne ich Karthagos Geschick! Alle Hoffnung, alles Glück ist mit Asdrubal dahin!"

Er hatte richtig geahnet. Ein junger talentvoller Römer, Publius Cornelius Scipio, den man, von seinen Siegen in Afrika, nachher den Afrikaner genannt hat, trat jetzt als ein gefährlicher Feind auf. Er war der Sohn jenes obengenannten Scipio, unter dem er in Spanien den Krieg zu führen gelernt hatte. Als 24jähriger Jüngling hatte er sich erboten, den Krieg in Spanien zu führen, als es hier, wo sein Vater und sein Oheim gefallen waren, für die Römer sehr schlecht stand und daher kein Anderer hingehen wollte. Hier hatte er sich so ausgezeichnet, daß er mit Ruhm gekrönt zurückgekehrt war.*) Nun hatte man den

*) In Spanien hatte er eben so durch seine Freundlichkeit die Herzen, wie durch die Waffen die Städte gewonnen. Als er Karthagena eingenommen hatte, wurde ihm unter den Gefangenen eine sehr schöne Prinzessin vorgeführt; Jedermann glaubte, daß er sie für sich behalten werde. Aber kaum erfuhr er, daß sie Braut sei, als er auch ihren Verlobten, einen spanischen Prinzen, kommen ließ und sie ihm übergab. Der Prinz war entzückt und schenkte ihm späterhin einen silbernen Schild, auf dem er die großmüthige Handlung Scipio's hatte eingraben lassen. Dieser Schild versank nachher bei der Ueberfahrt über die Rhone, ist aber

Scipio zum Consul gewählt. Er hatte sich kein geringeres Ziel gesetzt, als den Krieg mit Karthago in Afrika selbst zu beendigen. Mit einem ausgesuchten Heere setzte er nach Afrika über, landete in der Nähe von Karthago, nahm eine Stadt nach der andern ein und schlug alle Karthager, die ihm entgegengeschickt wurden. In der Nachbarschaft des karthagischen Gebietes, etwa im heutigen Algier, lag ein Königreich Numidien. Hier waren zwei Könige; der eine, Masinissa, in Ost-Numidien, war ein Freund der Römer, während der andere, Syphax, in West-Numidien, es mit den Karthagern hielt. Jener hatte eine Braut gehabt, die schöne Sophonisbe, die Tochter eines angesehenen Karthagers, der aber nun, weil Masinissa von den Karthagern abgefallen, sie ihm nicht geben wollte, sondern an Syphax verheirathete. Nun aber fügte es sich, daß dieser geschlagen und gefangen wurde und daß Masinissa die Stadt eroberte, in welcher Sophonisbe lebte. Sie empfing ihn an der Thüre ihres Palastes. Bei ihrem Anblicke erwachte wieder seine frühere Neigung und er gab ihr das Versprechen, daß sie nicht in die Hände der Römer fallen solle. Da Scipio dies erfuhr, bestand er darauf, daß sie ausgeliefert würde, denn sie sei eine Gefangene der Römer und solle seinen Triumph in Rom zieren. Diesen Gedanken konnte der stolze König nicht ertragen, und da er erkannte, daß er sie nur durch den Tod vor der Schande retten könne, schickte er ihr durch einen treuen Sklaven einen Giftbecher. Sie gehorchte, trank das Gift und entging so der zugedachten Schande. — In Rom war man über die Siegesnachricht außer sich vor Freude. Männer und Weiber liefen mit Freudengeschrei durch die Gassen, die unbekanntesten Menschen fielen sich entzückt in die Arme und Alles drängte sich nach den schnell geöffneten Tempeln, um hier den segnenden Göttern zu danken. Dagegen bemächtigte sich der Karthager Angst und Grauen. Wie mochten sie jetzt bereuen, daß sie den Hannibal so vergebens nach Unterstützung hatten rufen lassen! Sie riefen ihn nun schnell zurück und er verließ, unaufgehalten von den Römern, das Land, das 16 Jahre hindurch der Schauplatz seiner Thaten gewesen war. An Afrika traf er bei Zama mit den Römern zusammen. Beide Feldherrn fühlten wohl, daß diese Schlacht den ganzen Krieg entscheiden würde; Hannibal war daher wegen des Ausganges nicht

(1665) von Schiffern aufgefunden worden und in Paris in der Antikensammlung zu sehen.

wenig besorgt; denn Karthago mußte, wenn die Schlacht verloren ging, das Aergste von der Erbitterung der Römer fürchten. Er bat daher den Scipio um eine Unterredung; sie wurde bewilligt. Zwischen beiden Heeren, auf einem freien Platze, traten die beiden größten Feldherren ihrer Zeit zusammen. Sie hatten so erbittert sich bekämpft, waren beide von wechselseitiger Achtung erfüllt und sahen sich hier zum ersten Male. Mit Bewunderung standen Beide anfangs einander gegenüber, sich sprachlos betrachtend. Endlich nahm Hannibal zuerst das Wort, erinnerte an die Veränderlichkeit des Glücks, die er seit der Schlacht bei Cannä erfahren hätte und die auch den Scipio treffen könnte, und schlug eine Ausgleichung vor: Rom solle nur Frieden bewilligen; dann wolle Karthago Spanien und alle Inseln des mittelländischen Meeres für immer an Rom abtreten. „Hättest du," antwortete Scipio, „so gesprochen, ehe ich nach Afrika ging und den Sieg bis vor die Mauern von Karthago trug, so wären wir es eingegangen. Nun ist es zu spät. Wer könnte auch euch Karthagern trauen; oft schon habt ihr uns das Wort gebrochen. Also mag die Schlacht entscheiden." — Mit Kummer und böser Ahnung im Herzen kehrte Hannibal zum Heere zurück, Scipio getrosten Muthes. Beide thaten Alles, was man von solchen Männern erwarten kann, wenn Alles auf dem Spiele steht. Das Glück entschied für Rom (202 vor Christus), und nun blieb den Karthagern nichts übrig, als den Frieden unter jeder Bedingung zu begehren. Diese waren auch hart genug. Daß Karthago blos seine afrikanischen Besitzungen behielt, versteht sich von selbst. Aber es mußte auch eine schwere Summe bezahlen, alle Gefangene unentgeltlich ausliefern, alle Kriegselephanten und fast alle seine Kriegsschiffe den Römern übergeben und versprechen, nie ohne Erlaubniß der Römer Krieg anzufangen. Was mochten die gedemüthigten Karthager, was Hannibal empfinden, als die Auslieferung vor sich ging und die Römer vor ihren Augen 500 schöne karthagische Schiffe auf offenem Meere verbrannten? — Scipio kehrte nach Rom zurück und hielt hier einen Triumph, desgleichen an Pracht man noch nie gesehen hatte. Auch erhielt er den ehrenden Beinamen „der Afrikaner."

Als der karthagische Senat den Römern die erste Zahlung der versprochenen Kriegscontribution leisten sollte, das Geld nicht zulangte und einige Senatoren darüber Thränen vergossen, lachte Hannibal bitter und rief: „Als die Römer uns die Waffen nahmen, die Kriegselephanten lähmten und die Schiffe verbrannten, da

hättet ihr weinen sollen; jetzt ist es zu spät!" — Einige Jahre blieb er in Karthago und arbeitete mit der ganzen Kraft seines Genies, seine Vaterstadt von dem tiefen Falle wieder zu erheben. Schon hatte er eine Verbindung mit Philipp III. von Macedonien und mit dem Könige von Syrien (Antiochus dem Großen) verabredet, die Römer von zwei Seiten unvermuthet anzufallen. Aber den schlauen Römern blieb dieser Plan nicht verborgen. Hannibals Lage wurde nun gefährlich; denn es gab in Karthago zwei Parteien, deren eine den Römern geneigt war; Hannibal fürchtete von dieser an die Römer ausgeliefert zu werden. Darum verließ er seine Vaterstadt und ging zu dem Könige von Syrien, der auch endlich auf seinen Rath, aber nicht mit seinem Geiste die Römer bekriegte. Es läßt sich leicht denken, daß die Römer erst die Macedonier, dann die Syrier besiegten; denn Antiochus hatte, wie alle eingeschränkte Köpfe, eine große Meinung von seinen Einsichten und wollte Alles besser wissen, als der erfahrene Hannibal. Dieser mußte nun wieder fliehen; denn die Römer verlangten seine Auslieferung. Da wanderte der arme Vertriebene weiter und fand eine Zuflucht bei einem Könige in Klein-Asien (Prusias von Bithynien). Einige Jahre darauf aber erschienen römische Gesandte, die seine Auslieferung begehrten; denn so lange ihn die Römer noch am Leben wußten, hatten sie keine Ruhe. Wo sollte er nun hin? Er verzweifelte, ihren weitreichenden Armen entgehen zu können, und tödtete sich selbst durch ein lange für solchen Nothfall aufbewahrtes Gift.

In demselben Jahre (183) starb auch der große Scipio der Afrikaner. Seine Thaten gegen Hannibal hatten ihn bei dem Volke so beliebt gemacht, daß man ihm Ehrensäulen errichtete und ihn fast göttlich verehrte, was er dagegen mit großer Bescheidenheit möglichst ablehnte. Aber nach und nach erkaltete die Bewunderung für ihn und endlich traten, vier Jahre vor seinem Tode, einige Volkstribunen gegen ihn auf und klagten ihn beim Volke an, daß er in dem Kriege gegen Antiochus von Syrien, in welchem er seinen Bruder, den Oberfeldherrn Lucius Cornelius Scipio, begleitete, sich von dem Könige habe bestechen lassen. Die Anklage war ohne Zweifel ganz unbegründet; Scipio hielt es auch unter seiner Würde, sich zu vertheidigen, und nachdem er am ersten Gerichtstage, statt aller Vertheidigung, seine Thaten erzählt hatte, begann er am zweiten seine Rede mit den Worten: „Heute, ihr Römer, ist der Jahrestag von Zama; an diesem Tage geziemt es

sich nicht zu streiten und zu zanken. Folgt mir dagegen in den Tempel des Capitol, um den Göttern für jenen großen Sieg zu danken." Und wirklich wandte sich alles Volk ihm nach; blos die Gerichtspersonen blieben verblüfft zurück. Einige Tage darauf begab er sich für immer nach seinem Landgute bei Linternum unweit Neapel. Zwar wurde er noch einmal vor das Gericht gefordert, aber er erschien nicht; und da einige angesehene Bürger seinen Anklägern ihre Schändlichkeit, einen so verdienten und tugendhaften Mann zu verfolgen, vorwarfen, so wurde die Klage endlich aufgegeben. Vier Jahre darauf starb er auf seiner Villa. Schlimmer ging es seinem Bruder Lucius, der wegen seiner Siege über Antiochus der Asiate hieß. Gegen ihn wurde dieselbe Klage angestellt, und ob diese gleich durch nichts begründet werden konnte, so wurde er doch zu einer Geldstrafe verurtheilt, die er nicht bezahlen konnte. Man verkaufte daher alle seine Habseligkeiten und wenig fehlte, daß man ihn obendrein ins Gefängniß geworfen hätte. Beim Verkaufe seiner Sachen wurde seine Unschuld offenbar; denn von ungerechtem Reichthum war keine Spur. Er lebte bis an seinen Tod in solcher Armuth, daß seine Freunde und Verwandten ihn unterhalten mußten. Auch diese Beispiele zeigen, wie oft in Republiken die verdientesten Männer mit Undank belohnt werden.

34. Der dritte punische Krieg, 149—146. — Karthagos und Korinths Zerstörung, 146 vor Christus.

Nach dem Frieden Karthago mit (201) hatten die Römer keine Ruhe der Waffen; ihr Eroberungsgeist strebte jetzt nach den östlichen Ländern, den Trümmern des großen macedonischen Reiches. In blutigen und nicht immer leichten Kriegen haben die Römer allmälig diese Länder unterjocht. Gleich nach dem karthagischen Frieden begann der Krieg mit Macedonien, dessen König Philipp III. nach der Niederlage bei Kynoskephalä (196) einen harten Frieden eingehen mußte. Später erhob Perseus, der Sohn Philipps, noch einmal die Waffen gegen den Uebermuth der Römer. Er unterlag in der schweren Schlacht bei Pydna (168), und Macedonien wurde nun eine römische Provinz. — Wie es mit Syrien ging, ist schon bei Hannibals Ende erwähnt worden; der prahlerische und weichliche König Antiochus war bei Magnesia (190) geschlagen worden und hatte einen großen Theil

seines Landes abtreten müssen. Die Herrschaft der Römer erstreckte sich nun schon nach Asien. In einigen dieser Länder, namentlich in Syrien und Aegypten, ließen sie zwar noch Könige, diese durften aber nichts thun, als was der römische Senat wollte, und waren also eigentlich nur römische Statthalter.

Die Karthager hatten indessen mit pünktlicher Treue alle Forderungen des Tractates erfüllt und hatten daher wohl hoffen dürfen, von den Römern in Ruhe gelassen zu werden. Aber Karthago raffte sich allmälig wieder empor, und die Römer blickten mit Mißtrauen auf den erstarkenden Gegner. Zudem lebte in Rom ein alter ernster Mann, Cato mit Namen, so ernst, daß er in seinem Leben vielleicht nie gelacht hatte, und so streng, daß sich, während er Censor war, alle Römer vor ihm fürchteten. Dieser Mann, einer der Verfolger der Scipionen, hatte einen bittern Haß auf Karthago geworfen und schloß alle seine Reden, deren er viele im Senate hielt, mit den Worten: „Und zum Schlusse muß ich noch darauf ernstlich dringen, daß Karthago zerstört werde.“ — Da er in hohem Ansehen stand, so war auch bald Krieg gegen die unglückliche Stadt so gut wie beschlossen. Es fehlte nur an einem Vorwande; der findet sich aber zu allen Dingen bald, wenn man ihn nur sucht.

Der alte Masinissa von Numidien wurde von den Römern heimlich aufgereizt, den Karthagern ins Land zu fallen. Diese mußten sich das ruhig gefallen lassen; denn sie durften ja ohne Erlaubniß der Römer nicht Krieg führen. Sie baten aber dieselben, doch Gesandte nach Afrika zu schicken, die den Streit entschieden. Das geschah; einer der Gesandten war aber der alte Cato, und nun läßt sich leicht denken, ob wohl zu Gunsten der Karthager etwas mag entschieden worden sein. Die Gesandten untersuchten den Zustand von Karthago recht genau und kehrten unverrichteter Sache nach Rom zurück, wo sie einmüthig erklärten, Rom könne nicht eher recht sicher sein, bis Karthago völlig zerstört wäre. Da nun die Karthager sahen, daß man ihnen nicht helfen wolle, so griffen sie endlich zu den Waffen und halfen sich selbst, schickten aber auch sogleich Gesandte nach Rom, die den gethanen Schritt bestmöglichst entschuldigen sollten. Der Senat antwortete sehr ernsthaft, sie möchten zusehen, welche Genugthuung sie den Römern dafür geben würden. Betrübt zogen sie ab; bald kamen neue Gesandte, welche Vollmacht hatten, Alles zu thun, was die Römer haben wollten, ja selbst das ganze Volk der Karthager

der Gnade der Römer zu überlassen. „Ihr habt das beste Theil endlich erwählt," lautete die Antwort, „und wir bewilligen euch dafür eure Freiheit, eure Gesetze und eure Güter unter der Bedingung, daß ihr binnen einem Monat 300 der vornehmsten Jünglinge als Geiseln bestellt und Alles thut, was die Consuln euch befehlen werden." — Dieser Zusatz erschreckte sie nicht wenig; aber die Furcht vor den Römern war so groß, daß sie keine nähere Erklärung zu verlangen wagten. Sie kehrten traurig zurück und erzählten, was die Römer verlangten. Da erhob sich ein entsetzlicher Jammer unter den Müttern, die ihre geliebten Söhne ausliefern sollten. Laut klagend rannten sie durch die Straßen, zerrauften sich das Haar und baten flehentlich den karthagischen Senat, ihnen nur nicht die Kinder zu nehmen. Dieser mußte aber nicht nur den Römern gehorchen, sondern eilte auch noch, vor dem Termine die Geiseln zu stellen, um durch seinen Gehorsam die Römer zu gewinnen. Als nun der Tag des Abschieds kam, sah man ein herzzereißendes Schauspiel. Die Mütter begleiteten ihre Söhne nach dem Schiffe, welches sie nach Sicilien übersetzen sollte. Hier umschlangen sie dieselben fest, benetzten sie mit ihren Thränen und wollten sie nicht aus ihren Händen lassen, und als das Schiff die Anker lichten wollte, war man genöthigt, die Mütter mit Gewalt loszureißen und ans Land zu bringen, denn sie glaubten ihre Kinder nie wieder zu sehen.

Als die Abgesandten mit den theuern Unterpfändern nach Sicilien kamen, fanden sie hier bereits das römische Heer, das sich eben rüstete, nach Afrika überzugehen, und auf die Frage, was denn die Consuln nun noch beföhlen, erhielten sie die Antwort: „Jetzt haben wir keine Zeit; kommt wieder ins Lager, wenn wir drüben in Afrika gelandet sein werden. Mit allen Qualen der Ungewißheit kehrten die Gesandten zurück, und kaum war das römische Heer gelandet, so waren sie auch schon gehorsam wieder da und fragten nach den Befehlen der Römer. „Ihr sollt eure Waffen abliefern!" verlangte der Consul. „Aber," erwiederten sie, „wer soll uns denn schützen, da unser alter Feind schon wieder mit 20,000 Mann vor unsern Thoren steht?" — „Dafür laßt uns sorgen," war die Antwort des Römers. Sogleich gehorchten die Karthager. Man sah eine lange Reihe von Wagen im römischen Lager ankommen und getreulich Waffen und Wurfgeräthe aller Arten abliefern; nun endlich hofften doch die Karthager allen Forderungen der Römer genügt zu haben. Der Consul sah die

Abgeordneten dies Mal freundlich an. „Ich muß wirklich eure Pünktlichkeit in Befolgung der Staatsbefehle loben. Aber Eins verlangt der Senat noch von Euch: ihr müßt eure Stadt verlassen und könnt euch anbauen, wo ihr wollt, nur wenigstens zwei Meilen vom Meere entfernt; denn Karthago muß zerstört werden." — Die Karthager waren wie vom Donner getroffen. Erst standen sie sprachlos da, dann stießen sie ein Jammergeschrei aus, erhoben ihre Hände bald flehend gen Himmel, bald gegen die Römer, und baten, doch nicht eine Stadt zu Grunde zu richten, die ihnen ja nichts zu Leide gethan, sondern alle Befehle so getreulich vollzogen hätte. Vergebens! Da verwandelten sich die Thränen der Angst in Verzuckungen der Wuth und Verzweiflung. „Bedenkt, ihr Römer riefen sie, „daß es noch Götter giebt, die alle Treulosigkeit sehen und strafen!" Der römische Feldherr war nicht unempfindlich bei dem Anblicke der Verzweiflung der Unglücklichen, aber der Senat wollte es einmal so haben und da half keine Einrede; ja, es wurde den Karthagern nicht einmal erlaubt, den Senat in Rom um Barmherzigkeit anzuflehen; denn Karthago, meinte der Consul, müsse gleich zerstört werden.

Mit Mienen der Verzweiflung kamen die Abgesandten nach Karthago zurück. Das Volk umdrängte sie und las in ihren Geberden, daß ein großes Unglück sich ereignet haben müßte. Sobald sie aber die Schreckensworte ausgesprochen hatten, erfüllten Geheul und Schmähungen gegen die nichtswürdigen Römer die Straßen der Stadt, und fest stand bei Allen der Entschluß, sich den Römern nicht zu unterwerfen, sondern eher das Aeußerste zu dulden. Und nun sah man, was ein Volk vermag, wenn es seinen ganzen Sinn auf die Vertheidigung seines Herdes richtet. Sie schleppten alles Eisen herbei, was sie nur hatten, und in Tempeln, Palästen und auf öffentlichen Plätzen wurde gehämmert, geschmiedet und gearbeitet; alle Tage wurden Hunderte von Spießen, Pfeilen, Schilden und Säbeln fertig, und als es an Sehnen zu den Bogen fehlte, schnitten die Weiber ihr langes Haar ab und flochten Schnüre daraus. Dennoch hätte alles Das nichts genützt, wenn die Römer schnell auf Karthago losgegangen wären; aber sie dachten, die waffenlose Stadt könnte ihnen nicht entgehen und nahmen sich also Zeit. So hielt sich die Stadt an drei Jahre lang, bis Scipio Aemilianus, ein Adoptivenkel jenes Afrikaners, den Oberbefehl über das Römerheer übernahm und nun die Belagerung mit Ernst angriff. Endlich ließ Scipio die Stadtmauern mit Leitern über-

steigen, und nun begann ein fürchterliches Gemetzel, welches sechs Tage hindurch dauerte; im eigentlichen Sinne floß das Blut in den Straßen, und man brauchte nochmals sechs Tage und sechs Nächte, um die Todten in große Gruben zu werfen, und mancher Lebendige wurde in der Eile mit hineingeworfen. Nur 50,000 wurden von 70,000 gerettet; denn jene hatten sich in die Burg geflüchtet, baten den Scipio um Gnade und erhielten sie. Unter ihnen war der karthagische Feldherr Asdrubal. Nur 900 Ueberläufer wurden von der Begnadigung ausgeschlossen. Sie und mehrere Karthager, die den Untergang der Stadt nicht erleben wollten, verschanzten sich in einem hochgelegenen Tempel, wehrten sich wie Verzweifelte, und als endlich nichts mehr zu hoffen war, verbrannten sie sich mit dem Gebäude. Hier sah man ein gräßliches Beispiel, wie weit Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit eine Mutter bringen kann. Die Frau des Asdrubal hatte sich mit ihren kleinen Kindern auch in diesen Tempel geflüchtet und nichts konnte sie dahin bringen, die Gnade der verhaßten Römer anzusprechen. Als endlich schon die Feinde den Tempel bestürmten, ergriff sie ihre Kinder und drückte sie noch einmal krampfhaft ans Herz; dann erwürgte sie dieselben mit eigener Hand, warf sie ins lodernde Feuer und mit lauten Flüchen über die Feigheit ihres Mannes stürzte sie sich ihnen nach. Das sind die Greuel des Kriegs! — Scipio sah indessen draußen mit Schauder den Untergang der ungeheueren Stadt; auf einer Anhöhe sitzend, schaute er starr in die wild emporschlagenden Flammen; er dachte an die ähnliche Zerstörung Trojas, und wie Karthago vor seinen Augen in Schutt und Trümmer verfiel, beschlich ihn die Ahnung, daß einst auch für Rom ein Tag der Zerstörung anbrechen werde. Ja wohl ist jener Tag gekommen! Ein Rom steht zwar noch, aber nicht mehr jenes alte Rom, von dem nur noch einzelne Ruinen zeugen.

In demselben Jahre, wo Karthago so schrecklich endete, 146 vor Christus, zerstörten die Römer noch eine andere Stadt. Rom hatte nämlich den Griechen eine Scheinfreiheit gelassen; aber sie waren der Freiheit nicht mehr werth. Uneinigkeit und Parteiungen herrschten unter ihnen; dabei verblendeten sie sich in einem erschlaffenden Stolze auf die Thaten ihrer Vorfahren über die Gefahr, welche ihnen von Rom her drohte. Auf der Landenge, welche den Peloponnes mit Hellas verbindet, dem Isthmus, lag die reiche Stadt **Korinth**; in ihre zwei Häfen liefen täglich Schiffe ein und brachten die Erzeugnisse des Westens und Ostens. Die Einwohner waren

durch Reichthum schwelgerisch geworden; sinnlicher Genuß und Zerstreuungen galten ihnen als höchster Lebenszweck, und so konnte es nicht anders kommen, als daß sie immer mehr entarteten. Hier, wie in dem einst so kraftvollen Griechenland, war nichts als Uneinigkeit und Mißtrauen, und die Römer hatten daher leichtes Spiel. Korinth hatte sich gegen die Anmaßungen der Römer empört. Mummius, ein wilder General der Römer, wurde hingeschickt, eroberte die prangende Stadt und ließ sie ausplündern und zerstören. Griechenland wurde unter dem Namen Achaja eine römische Provinz. Ungeheuere Schätze wanderten von hier nach Rom; die herrlichsten Kunstwerke, die man der Verwüstung entriß, wurden dorthin geschleppt und zierten nun die Tempel oder die Paläste und Landhäuser der Reichen. Und so haben es die Römer fortan immer gehalten. Jedes Land, welches sie eroberten — und ihre Ländergier wurde nicht gestillt, so lange es ein römisches Reich gab —, wurde ausgeplündert, alles Geld den armen Einwohnern recht eigentlich abgepreßt, um in Rom vergeudet zu werden, und die Kunstwerke wurden in Rom aufgestellt. Die alte römische Einfachheit war dahin.

35. Die beiden Gracchen, 133 und 123. Die Cimbern und Teutonen, 113.

In Rom war zwar nach und nach der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern verschwunden, aber es hatte sich eine neue Art von Adel gebildet, der aus Denen, die zu hohen Staatsämtern gelangt waren, und deren Nachkommen bestand. Diese Leute von Einfluß hatten auch den größten Theil der Staatsländereien an sich gebracht. Tiberius Gracchus,*) ein Enkel Scipio's des Aeltern, des großen Afrikaners, ein edeldenkender Mann, hatte auf einer Reise von Spanien nach Rom das Elend der ärmeren Classe gesehen und war davon lebhaft ergriffen worden.

*) Cornelia, die Mutter der Gracchen, die Tochter Scipio's, war eine der edelsten römischen Frauen. Sie war an einen gewissen Gracchus, auch einen Feldherrn, verheirathet und ihre beiden Söhne, Tiberius und Cajus, zeichneten sich schon als Knaben aus. Einst kam zu ihr eine andere vornehme römische Dame und sprach viel von ihren Kleinodien und ihrem Putze. Cornelia hörte das eitle Wichtigthun an; eben traten ihre beiden blühenden Söhne ein. „Sieh'," sprach sie nun zu jener, „das sind meine Juwelen!" Welche war die reichere von beiden?

Er fühlte die Nothwendigkeit, dies Mißverhältniß aufzuheben, und faßte den Entschluß, das arme Volk aus seiner Noth zu reißen. Darum bewarb er sich um die Volkstribunenwürde, und als er sie (133) erlangt hatte, trat er mit dem Vorschlage auf, daß das licinische Gesetz, welches jedem Bürger die Benutzung von mehr als 500 Morgen Gemeindelandes verbot, erneuert werde. Dadurch entstand unter den Reichen eine große Bestürzung; denn wenn sie auch unrechtmäßigerweise die Staatsländereien benutzt hatten, so war doch das Aufgeben dieser Nutznießung mit unendlichen Nachtheilen für sie verknüpft. Viele hatten Bauten auf jenen Aeckern aufgeführt, Andere dieselben als Eigenthum an Andere überlassen u. s. w. Gracchus sah auch die Härte seiner Forderung wohl ein und schlug daher Erleichterungsmittel vor; Jeder sollte das Recht haben, außer den 500 Morgen, für jeden seiner Söhne noch 250 Morgen zu behalten und sollte für Das, was er zurückgeben müsse, aus der Staatskasse entschädigt werden. Die zurückgelieferten Aecker sollte dann das Volk zur Benutzung erhalten. Es läßt sich denken, daß das Volk den Gracchus bis in den Himmel erhob, während der Senat und die übrigen Vornehmen aufs äußerste gegen ihn erbittert waren. Ganz Rom zerfiel in Parteien, und mit Spannung sah Jeder dem Tage der Entscheidung entgegen. Endlich versammelte sich das Volk, um über den Vorschlag abzustimmen; eben sollte die Abstimmung beginnen, da trat der Tribun Octavius, welchen der Senat auf seine Seite gebracht hatte, mit der Erklärung auf, daß er die Vorlesung des Gesetzentwurfs nicht zugeben würde. Bekanntlich konnte kein Gesetz zur Abstimmung gebracht werden, wenn nicht alle Tribunen darüber einig waren; daher ging die Versammlung unverrichteter Sache auseinander. Jetzt versuchte Gracchus alles Mögliche, den Octavius für seinen Vorschlag zu stimmen; da dieser aber unbeweglich blieb, so wurde Gracchus immer heftiger. „Die wilden Thiere," rief er einst in einer Rede an das Volk, „haben ihre Höhlen und Lager; aber diese Bürger, die doch für Italien kämpfen und sterben, haben nichts als Luft und Sonne, die man ihnen nicht nehmen kann; ohne Obdach schweifen sie mit Weib und Kindern umher." Er verbot alle gerichtliche Verhandlungen, bis das Gesetz durchgegangen wäre, und verlangte nun unbedingte Zurückgabe der Ländereien ohne alle Entschädigung. Da bei der nächsten zur Abstimmung berufenen Volksversammlung Octavius wieder protestirte, wurde das Volk wüthend und tobte fürchterlich. Weinend baten zwei

seines Landes abtreten müssen. Die Herrschaft der Römer erstreckte sich nun schon nach Asien. In einigen dieser Länder, namentlich in Syrien und Aegypten, ließen sie zwar noch Könige, diese durften aber nichts thun, als was der römische Senat wollte, und waren also eigentlich nur römische Statthalter.

Die Karthager hatten indessen mit pünktlicher Treue alle Forderungen des Tractates erfüllt und hatten daher wohl hoffen dürfen, von den Römern in Ruhe gelassen zu werden. Aber Karthago raffte sich allmälig wieder empor, und die Römer blickten mit Mißtrauen auf den erstarkenden Gegner. Zudem lebte in Rom ein alter ernster Mann, Cato mit Namen, so ernst, daß er in seinem Leben vielleicht nie gelacht hatte, und so streng, daß sich, während er Censor war, alle Römer vor ihm fürchteten. Dieser Mann, einer der Verfolger der Scipionen, hatte einen bittern Haß auf Karthago geworfen und schloß alle seine Reden, deren er viele im Senate hielt, mit den Worten: „Und zum Schlusse muß ich noch darauf ernstlich dringen, daß Karthago zerstört werde." — Da er in hohem Ansehen stand, so war auch bald Krieg gegen die unglückliche Stadt so gut wie beschlossen. Es fehlte nur an einem Vorwande; der findet sich aber zu allen Dingen bald, wenn man ihn nur sucht.

Der alte Masinissa von Numidien wurde von den Römern heimlich aufgereizt, den Karthagern ins Land zu fallen. Diese mußten sich das ruhig gefallen lassen; denn sie durften ja ohne Erlaubniß der Römer nicht Krieg führen. Sie baten aber dieselben, doch Gesandte nach Afrika zu schicken, die den Streit entschieden. Das geschah; einer der Gesandten war aber der alte Cato, und nun läßt sich leicht denken, ob wohl zu Gunsten der Karthager etwas mag entschieden worden sein. Die Gesandten untersuchten den Zustand von Karthago recht genau und kehrten unverrichteter Sache nach Rom zurück, wo sie einmüthig erklärten, Rom könne nicht eher recht sicher sein, bis Karthago völlig zerstört wäre. Da nun die Karthager sahen, daß man ihnen nicht helfen wolle, so griffen sie endlich zu den Waffen und halfen sich selbst, schickten aber auch sogleich Gesandte nach Rom, die den gethanen Schritt bestmöglichst entschuldigen sollten. Der Senat antwortete sehr ernsthaft, sie möchten zusehen, welche Genugthuung sie den Römern dafür geben würden. Betrübt zogen sie ab; bald kamen neue Gesandte, welche Vollmacht hatten, Alles zu thun, was die Römer haben wollten, ja selbst das ganze Volk der Karthager

der Gnade der Römer zu überlassen. „Ihr habt das beste Theil endlich erwählt," lautete die Antwort, „und wir bewilligen euch dafür eure Freiheit, eure Gesetze und eure Güter unter der Bedingung, daß ihr binnen einem Monat 300 der vornehmsten Jünglinge als Geiseln bestellt und Alles thut, was die Consuln euch befehlen werden." — Dieser Zusatz erschreckte sie nicht wenig; aber die Furcht vor den Römern war so groß, daß sie keine nähere Erklärung zu verlangen wagten. Sie kehrten traurig zurück und erzählten, was die Römer verlangten. Da erhob sich ein entsetzlicher Jammer unter den Müttern, die ihre geliebten Söhne ausliefern sollten. Laut klagend rannten sie durch die Straßen, zerrauften sich das Haar und baten flehentlich den karthagischen Senat, ihnen nur nicht die Kinder zu nehmen. Dieser mußte aber nicht nur den Römern gehorchen, sondern eilte auch noch, vor dem Termine die Geiseln zu stellen, um durch seinen Gehorsam die Römer zu gewinnen. Als nun der Tag des Abschieds kam, sah man ein herzzereißendes Schauspiel. Die Mütter begleiteten ihre Söhne nach dem Schiffe, welches sie nach Sicilien übersetzen sollte. Hier umschlangen sie dieselben fest, benetzten sie mit ihren Thränen und wollten sie nicht aus ihren Händen lassen, und als das Schiff die Anker lichten wollte, war man genöthigt, die Mütter mit Gewalt loszureißen und ans Land zu bringen, denn sie glaubten ihre Kinder nie wieder zu sehen.

Als die Abgesandten mit den theuern Unterpfändern nach Sicilien kamen, fanden sie hier bereits das römische Heer, das sich eben rüstete, nach Afrika überzugehen, und auf die Frage, was denn die Consuln nun noch beföhlen, erhielten sie die Antwort: „Jetzt haben wir keine Zeit; kommt wieder ins Lager, wenn wir drüben in Afrika gelandet sein werden. Mit allen Qualen der Ungewißheit kehrten die Gesandten zurück, und kaum war das römische Heer gelandet, so waren sie auch schon gehorsam wieder da und fragten nach den Befehlen der Römer. „Ihr sollt eure Waffen abliefern!" verlangte der Consul. „Aber," erwiederten sie, „wer soll uns denn schützen, da unser alter Feind schon wieder mit 20,000 Mann vor unsern Thoren steht?" — „Dafür laßt uns sorgen," war die Antwort des Römers. Sogleich gehorchten die Karthager. Man sah eine lange Reihe von Wagen im römischen Lager ankommen und getreulich Waffen und Wurfgeräthe aller Arten abliefern; nun endlich hofften doch die Karthager allen Forderungen der Römer genügt zu haben. Der Consul sah die

Abgeordneten dies Mal freundlich an. „Ich muß wirklich eure Pünktlichkeit in Befolgung der Staatsbefehle loben. Aber Eins verlangt der Senat noch von Euch: ihr müßt eure Stadt verlassen und könnt euch anbauen, wo ihr wollt, nur wenigstens zwei Meilen vom Meere entfernt; denn Karthago muß zerstört werden." — Die Karthager waren wie vom Donner getroffen. Erst standen sie sprachlos da, dann stießen sie ein Jammergeschrei aus, erhoben ihre Hände bald flehend gen Himmel, bald gegen die Römer, und baten, doch nicht eine Stadt zu Grunde zu richten, die ihnen ja nichts zu Leide gethan, sondern alle Befehle so getreulich vollzogen hätte. Vergebens! Da verwandelten sich die Thränen der Angst in Verzuckungen der Wuth und Verzweiflung. „Bedenkt, ihr Römer riefen sie, „daß es noch Götter giebt, die alle Treulosigkeit sehen und strafen!" Der römische Feldherr war nicht unempfindlich bei dem Anblicke der Verzweiflung der Unglücklichen, aber der Senat wollte es einmal so haben und da half keine Einrede; ja, es wurde den Karthagern nicht einmal erlaubt, den Senat in Rom um Barmherzigkeit anzuflehen; denn Karthago, meinte der Consul, müsse gleich zerstört werden.

Mit Mienen der Verzweiflung kamen die Abgesandten nach Karthago zurück. Das Volk umdrängte sie und las in ihren Geberden, daß ein großes Unglück sich ereignet haben müßte. Sobald sie aber die Schreckensworte ausgesprochen hatten, erfüllten Geheul und Schmähungen gegen die nichtswürdigen Römer die Straßen der Stadt, und fest stand bei Allen der Entschluß, sich den Römern nicht zu unterwerfen, sondern eher das Aeußerste zu dulden. Und nun sah man, was ein Volk vermag, wenn es seinen ganzen Sinn auf die Vertheidigung seines Herdes richtet. Sie schleppten alles Eisen herbei, was sie nur hatten, und in Tempeln, Palästen und auf öffentlichen Plätzen wurde gehämmert, geschmiedet und gearbeitet; alle Tage wurden Hunderte von Spießen, Pfeilen, Schilden und Säbeln fertig, und als es an Sehnen zu den Bogen fehlte, schnitten die Weiber ihr langes Haar ab und flochten Schnüre daraus. Dennoch hätte alles Das nichts genützt, wenn die Römer schnell auf Karthago losgegangen wären; aber sie dachten, die waffenlose Stadt könnte ihnen nicht entgehen und nahmen sich also Zeit. So hielt sich die Stadt an drei Jahre lang, bis Scipio Aemilianus, ein Adoptivenkel jenes Afrikaners, den Oberbefehl über das Römerheer übernahm und nun die Belagerung mit Ernst angriff. Endlich ließ Scipio die Stadtmauern mit Leitern über-

steigen, und nun begann ein fürchterliches Gemetzel, welches sechs Tage hindurch dauerte; im eigentlichen Sinne floß das Blut in den Straßen, und man brauchte nochmals sechs Tage und sechs Nächte, um die Todten in große Gruben zu werfen, und mancher Lebendige wurde in der Eile mit hineingeworfen. Nur 50,000 wurden von 70,000 gerettet; denn jene hatten sich in die Burg geflüchtet, baten den Scipio um Gnade und erhielten sie. Unter ihnen war der karthagische Feldherr Asdrubal. Nur 900 Ueberläufer wurden von der Begnadigung ausgeschlossen. Sie und mehrere Karthager, die den Untergang der Stadt nicht erleben wollten, verschanzten sich in einem hochgelegenen Tempel, wehrten sich wie Verzweifelte, und als endlich nichts mehr zu hoffen war, verbrannten sie sich mit dem Gebäude. Hier sah man ein gräßliches Beispiel, wie weit Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit eine Mutter bringen kann. Die Frau des Asdrubal hatte sich mit ihren kleinen Kindern auch in diesen Tempel geflüchtet und nichts konnte sie dahin bringen, die Gnade der verhaßten Römer anzusprechen. Als endlich schon die Feinde den Tempel bestürmten, ergriff sie ihre Kinder und drückte sie noch einmal krampfhaft ans Herz; dann erwürgte sie dieselben mit eigener Hand, warf sie ins lodernde Feuer und mit lauten Flüchen über die Feigheit ihres Mannes stürzte sie sich ihnen nach. Das sind die Greuel des Kriegs! — Scipio sah indessen draußen mit Schauder den Untergang der ungeheueren Stadt; auf einer Anhöhe sitzend, schaute er starr in die wild emporschlagenden Flammen; er dachte an die ähnliche Zerstörung Trojas, und wie Karthago vor seinen Augen in Schutt und Trümmer verfiel, beschlich ihn die Ahnung, daß einst auch für Rom ein Tag der Zerstörung anbrechen werde. Ja wohl ist jener Tag gekommen! Ein Rom steht zwar noch, aber nicht mehr jenes alte Rom, von dem nur noch einzelne Ruinen zeugen.

In demselben Jahre, wo Karthago so schrecklich endete, 146 vor Christus, zerstörten die Römer noch eine andere Stadt. Rom hatte nämlich den Griechen eine Scheinfreiheit gelassen; aber sie waren der Freiheit nicht mehr werth. Uneinigkeit und Parteiungen herrschten unter ihnen; dabei verblendeten sie sich in einem erschlaffenden Stolze auf die Thaten ihrer Vorfahren über die Gefahr, welche ihnen von Rom her drohte. Auf der Landenge, welche den Peloponnes mit Hellas verbindet, dem Isthmus, lag die reiche Stadt Korinth; in ihre zwei Häfen liefen täglich Schiffe ein und brachten die Erzeugnisse des Westens und Ostens. Die Einwohner waren

durch Reichthum schwelgerisch geworden; sinnlicher Genuß und Zerstreuungen galten ihnen als höchster Lebenszweck, und so konnte es nicht anders kommen, als daß sie immer mehr entarteten. Hier, wie in dem einst so kraftvollen Griechenland, war nichts als Uneinigkeit und Mißtrauen, und die Römer hatten daher leichtes Spiel. Korinth hatte sich gegen die Anmaßungen der Römer empört. Mummius, ein wilder General der Römer, wurde hingeschickt, eroberte die prangende Stadt und ließ sie ausplündern und zerstören. Griechenland wurde unter dem Namen Achaja eine römische Provinz. Ungeheuere Schätze wanderten von hier nach Rom; die herrlichsten Kunstwerke, die man der Verwüstung entriß, wurden dorthin geschleppt und zierten nun die Tempel oder die Paläste und Landhäuser der Reichen. Und so haben es die Römer fortan immer gehalten. Jedes Land, welches sie eroberten — und ihre Ländergier wurde nicht gestillt, so lange es ein römisches Reich gab —, wurde ausgeplündert, alles Geld den armen Einwohnern recht eigentlich abgepreßt, um in Rom vergeudet zu werden, und die Kunstwerke wurden in Rom aufgestellt. Die alte römische Einfachheit war dahin.

35. Die beiden Gracchen, 133 und 123. Die Cimbern und Teutonen, 113.

In Rom war zwar nach und nach der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern verschwunden, aber es hatte sich eine neue Art von Adel gebildet, der aus Denen, die zu hohen Staatsämtern gelangt waren, und deren Nachkommen bestand. Diese Leute von Einfluß hatten auch den größten Theil der Staatsländereien an sich gebracht. Tiberius Gracchus,*) ein Enkel Scipio's des Aeltern, des großen Afrikaners, ein edeldenkender Mann, hatte auf einer Reise von Spanien nach Rom das Elend der ärmeren Classe gesehen und war davon lebhaft ergriffen worden.

*) Cornelia, die Mutter der Gracchen, die Tochter Scipio's, war eine der edelsten römischen Frauen. Sie war an einen gewissen Gracchus, auch einen Feldherrn, verheirathet und ihre beiden Söhne, Tiberius und Cajus, zeichneten sich schon als Knaben aus. Einst kam zu ihr eine andere vornehme römische Dame und sprach viel von ihren Kleinodien und ihrem Putze. Cornelia hörte das eitle Wichtigthun an; eben traten ihre beiden blühenden Söhne ein. „Sieh',“ sprach sie nun zu jener, „das sind meine Juwelen!“ Welche war die reichere von beiden?

Er fühlte die Nothwendigkeit, dies Mißverhältniß aufzuheben, und faßte den Entschluß, das arme Volk aus seiner Noth zu reißen. Darum bewarb er sich um die Volkstribunenwürde, und als er sie (133) erlangt hatte, trat er mit dem Vorschlage auf, daß das liciniſche Gesetz, welches jedem Bürger die Benutzung von mehr als 500 Morgen Gemeindelandes verbot, erneuert werde. Dadurch entstand unter den Reichen eine große Bestürzung; denn wenn sie auch unrechtmäßigerweise die Staatsländereien benutzt hatten, so war doch das Aufgeben dieser Nutznießung mit unendlichen Nachtheilen für sie verknüpft. Viele hatten Bauten auf jenen Aeckern aufgeführt, Andere dieselben als Eigenthum an Andere überlassen u. s. w. Gracchus sah auch die Härte seiner Forderung wohl ein und schlug daher Erleichterungsmittel vor; Jeder sollte das Recht haben, außer den 500 Morgen, für jeden seiner Söhne noch 250 Morgen zu behalten und sollte für Das, was er zurückgeben müsse, aus der Staatskasse entschädigt werden. Die zurückgelieferten Aecker sollte dann das Volk zur Benutzung erhalten. Es läßt sich denken, daß das Volk den Gracchus bis in den Himmel erhob, während der Senat und die übrigen Vornehmen aufs äußerste gegen ihn erbittert waren. Ganz Rom zerfiel in Parteien, und mit Spannung sah Jeder dem Tage der Entscheidung entgegen. Endlich versammelte sich das Volk, um über den Vorschlag abzustimmen; eben sollte die Abstimmung beginnen, da trat der Tribun Octavius, welchen der Senat auf seine Seite gebracht hatte, mit der Erklärung auf, daß er die Vorlesung des Gesetzentwurfs nicht zugeben würde. Bekanntlich konnte kein Gesetz zur Abstimmung gebracht werden, wenn nicht alle Tribunen darüber einig waren; daher ging die Versammlung unverrichteter Sache auseinander. Jetzt versuchte Gracchus alles Mögliche, den Octavius für seinen Vorschlag zu stimmen; da dieser aber unbeweglich blieb, so wurde Gracchus immer heftiger. „Die wilden Thiere," rief er einst in einer Rede an das Volk, „haben ihre Höhlen und Lager; aber diese Bürger, die doch für Italien kämpfen und sterben, haben nichts als Luft und Sonne, die man ihnen nicht nehmen kann; ohne Obdach schweifen sie mit Weib und Kindern umher." Er verbot alle gerichtliche Verhandlungen, bis das Gesetz durchgegangen wäre, und verlangte nun unbedingte Zurückgabe der Ländereien ohne alle Entschädigung. Da bei der nächsten zur Abstimmung berufenen Volksversammlung Octavius wieder protestirte, wurde das Volk wüthend und tobte fürchterlich. Weinend baten zwei

Senatoren den Gracchus, er möchte nachgeben. „Das kann ich nicht," antwortete er; „ich weiß nur einen Ausweg; daß ich oder Octavius austrete;" und da dieser sich dessen weigerte, so setzte Gracchus auf den andern Tag eine Versammlung an, um darüber zu entscheiden. Ehe es hier zur Abstimmung kam, trat er auf Octavius zu, umarmte ihn und bat ihn flehentlich, doch nachzugeben. Schon schwankte dieser; aber ein Blick auf die Vornehmen gab ihm seine Festigkeit wieder: „Ich kann nicht!" rief er aus. Da ließ denn Gracchus stimmen — Octavius wurde abgesetzt, und kaum entging er der Volkswuth. In derselben Versammlung ging auch das von Gracchus vorgeschlagene Ackergesetz durch.

Jetzt blieb den Reichen nur noch ein Mittel übrig: den Gracchus in Anklagezustand zu versetzen, sobald sein Amtsjahr vorüber wäre. Er fürchtete dies selbst, und um sich daher beim Volk noch mehr in Gunst zu setzen, schlug er vor, die Schätze eines in Klein-Asien verstorbenen Königs (des Attalus von Pergamum), die dieser dem römischen Volke vermacht hatte, unter die Bürger zu vertheilen. Ueber diesen Vorschlag wurden die Senatoren noch aufgebrachter und sie sprachen ganz laut von der Rache, die sie an ihm nehmen würden. Gracchus suchte daher fürs folgende Jahr gewählt zu werden. Am Tage vor der neuen Wahl ging er, seine Kinder an der Hand, auf dem Markte umher und bat die Bürger, ihn nicht zu verlassen. Am Wahltage selbst wurde er, als er das Capitol, wo die Versammlung gehalten wurde, hinanstieg, vom Volke mit Jubelruf empfangen. Das Abstimmen begann. Da brachte ihm ein Freund die Nachricht, der Senat sei versammelt und habe sich und seine Anhänger bewaffnet; es stehe ein Angriff auf die Wahlversammlung bevor. Gracchus erschrak; er wollte zu dem Volke sprechen; da aber das Getümmel zu groß war, bewegte er die Hand um seinen Kopf, um seine Lebensgefahr anzuzeigen. Seine Feinde dagegen deuteten das auf seine Absicht, sich krönen zu lassen; sie eilten mit dieser Nachricht in die Senatsversammlung. Der anwesende Consul (Mucius Scävola) meinte, das sei Verleumdung; der Senat sollte sich zu keiner Gewaltthat hinreißen lassen. Da sprang Scipio Nasica vor und rief: „Der Consul verräth das Vaterland; wer dieses retten will, der folge mir!" Zugleich schürzte er sein Oberkleid auf und zog, von vielen Senatoren und andern Vornehmen begleitet, nach dem Capitol, wo sie mit Waffen und in der Eile aufgenommenen Knitteln und Schemelbeinen auf des Gracchus Freunde losschlugen. Alle ergriffen die

verwirrteste Flucht; Gracchus selbst wurde, als er über einige Leichen hinstürzte, mit einer Keule erschlagen und seine Leiche mit den übrigen (300) Erschlagenen in die Tiber gestürzt. Die Ackervertheilung wurde zwar durch seine Ermordung nicht aufgehoben, aber sie ging, weil der Senat überall hemmend einschritt, nur langsam von statten. Der Parteihaß blieb; Scipio Nasica wurde vom Senat, weil er in Rom seines Lebens nicht sicher war, nach Klein-Asien geschickt, und den Zerstörer Karthagos, Scipio den Afrikaner, der auf der Seite der Vornehmen war, fand man eines Morgens ermordet in seinem Bette.

Indessen war der jüngere Bruder des Tiberius, Cajus Gracchus, herangewachsen und trat, voll Eifer, seines Bruders Tod an den Reichen zu rächen, (123) als Volkstribun auf. Er erneuerte nicht nur die Gesetze des Tiberius, sondern fügte neue, weit schärfere hinzu. Der Erfolg war ungefähr derselbe. Nachdem er zwei Jahre lang Tribun gewesen war und mehrere den Vornehmen höchst lästige Gesetze durchgesetzt hatte, wurde er nach Niederlegung seiner Würde durch die Partei der Reichen gestürzt. Eine gegen seinen Willen von einem seiner Anhänger begangene Mordthat wurde von seinen Gegnern benutzt, das Volk gegen ihn aufzubringen. Der Consul (Opimius) bewaffnete den Senat und dessen Partei und fiel über die Freunde des Gracchus her. Dieser suchte sich durch die Flucht zu retten, wurde aber von seinen Verfolgern eingeholt, mit 3000 Andern erschlagen, seine Leiche durch die Gassen geschleift und endlich in die Tiber geworfen. Nach seinem Tode wurden die Ackervertheilungen von Jahr zu Jahr schläfriger vollzogen und endlich ganz eingestellt. Die traurigste Folge aber jener Volkstumulte war, daß das Volk sich an Vergießung von Bürgerblut gewöhnt hatte. Von der Zeit suchten die Volkshäupter Das mit Gewalt durchzusetzen, was auf gesetzlichem Wege nicht zu erreichen war. —

Zu der Zeit, wo Griechenlands Cultur schon im Verblühen begriffen war und Rom von Jahr zu Jahr schwelgerischer wurde, lag Deutschland noch in tiefer Wildniß. Der Boden war mit Wald bedeckt, in welchem Bären, Wölfe, Elenthiere und wilde Pferde hausten; die Luft war weit rauher als jetzt; eigentliche Städte fand man nicht, sondern die Menschen wohnten in Einzelgehöften. Seltner lagen deren mehrere neben einander, sondern das Wohnhaus des Herrn stand in Mitte der umliegenden Ländereien, umgeben von den Hütten seines Gesindes. Die

Wohnung selbst war einfach, wohl meist von Holz, mit Stroh gedeckt, und in ihrem Raume, nebst dem Aufenthaltsorte der Menschen, auch die Stallungen des Viehes während der Winterszeit befassend.

Der Herr des Hauses selbst, so wie seine Söhne, befaßten sich im Allgemeinen nicht viel mit dem Ackerbau, sondern lagen lieber der Jagd und dem Fischfang ob, am liebsten aber zogen sie in den Krieg, Beute zu machen, oder den ruhmvollen Tod auf dem Schlachtfelde zu finden. Nach dem Kampfe kam das Zechgelage und Würfelspiel, bei dem der Mann in wilder Leidenschaft oft sogar das Kostbarste, was er besaß — seine Freiheit einsetzte.

Die Frauen dagegen besorgten in immer gleicher Thätigkeit die Geschäfte im Innern des Hauses, führten die Oberaufsicht über das Gesinde und waren auf die Bereitung der Speisen und Getränke und auf die Anfertigung der nöthigen Gewande bedacht.

Doch war darum die Stellung der Frau zum Mann keine untergeordnete; sie war eine freie und zugleich fast unauflöslich verkettete, da das Band der Ehe ein heiliges war.

Spät, und nachdem Braut und Bräutigam die vollkommene Reife des Leibes und der Seele erlangt hatten, wurden die Ehen mittelst eines feierlichen Verlöbnisses geschlossen, nach gegenseitiger Neigung, nicht nach Rücksicht auf Mitgift der Frau. Im Gegentheil hatte die Frau Aussicht, von dem Manne eine Gabe zu erhalten, welche in auserlesenen Stücken der Heerde, einem gerüsteten Schlachtrosse, Schild, Speer und Schwert bestand, um symbolisch die Gemeinschaft anzudeuten, welche fortan zwischen beiden Gatten bestand und deren Band selbst die äußerste Gefahr nicht trennen sollte.

Es war bei solcher Auffassung dieses Verhältnisses ganz nothwendig, daß Verbrechen gegen die eheliche Treue mit unerbittlicher Härte geahndet wurden, daß Trennung der Ehe eine beinahe unerhörte Sache war, so daß es schon für eine Art von Schimpf galt, nach dem Tode des ersten Gatten eine neue Verbindung zu schließen.

Daß eine solche sittliche Auffassung der Ehe dem gesammten Leben der Deutschen, bei aller ihrer sonstigen Roheit, eine höhere Färbung geben mußte, wodurch sie sich in den Augen der Römer von den übrigen Barbaren unterschieden, begreift sich leicht, so wie, daß dadurch die mit Ehrfurcht gemischte Scheu, welche die Germanen allen ihnen zum ersten Male begegnenden Völkern durch

ihre äußerliche Erscheinung schon einflößten, erheblich vermehrt wurde. — Sie zeigten durchweg hohe, schlanke und kraftvolle Gestalten, die zu jeglicher Mühsal des Kampfes und Krieges von Jugend auf abgehärtet waren; ihre hellen, lichtblauen Augen strahlten voll kampfesmuthigen Feuers, ihre wallenden goldenen Haare blieben der Neid und die Bewunderung der Römer, welchen sie, mochten sie sich in einfache Thierhäute oder feine buntgefärbte Stoffe kleiden, mehr als ein Riesen-, denn als ein Menschengeschlecht erschienen.

Von Deutschland hatten die Römer um die Zeit der Zerstörung Karthagos und Korinths noch nichts im Besitz; ja, sie kannten es kaum dem Namen nach. Nur in den Alpenpässen hielten sie Wache, damit sie vor den Einfällen der wilden Horden sicher wären. Da erschienen plötzlich 33 Jahre nach dem Untergange jener beiden Städte (113) zwei Schwärme deutscher Völkerschaften in den Kärnthner-Alpen. Sie nannten sich Cimbern und Teutonen, kamen wahrscheinlich von den Gestaden der Ost- und Nordsee und wollten sich neue Wohnsitze suchen. Es war ein wunderbarer Zug, dessen gleichen die Römer noch nicht gesehen hatten: nicht eine Heerfahrt reisiger Mannschaft, sondern ein wanderndes Volk, das mit Hab und Gut, mit Weib und Kind auszog, eine Heimat sich zu suchen. Der Karren, welchen Jeder mit sich führte, war das Haus, wo unter dem übergespannten Lederdach neben dem Geräth Platz sich fand für die Frau und die Kinder und selbst für den Haushund. Die Südländer sahen mit Verwunderung diese hohen schlanken Gestalten mit den tiefblonden Locken und den hellblauen Augen, die derben stattlichen Frauen, die den Männern an Stärke und Größe wenig nachgaben, und die „Kinder mit dem Greisenhaar," wie die Italiener verwundernd die flachsköpfigen Jungen des Nordlands bezeichneten. Als sie auf das Römerheer, welches hier in Kärnthen die Grenze bewachte, stießen, äußerten sie sich recht friedlich und waren auch bereit, wieder umzukehren und nach Gallien zu ziehen. Aber der Consul (Papirius Carbo) glaubte, man brauche keine Treue den Barbaren zu halten; er gab ihnen Wegweiser, die sie auf Umwege führten, während er selbst auf einem nähern Wege ihnen voreilte und sich in einen Hinterhalt legte. Hier überfiel er die ruhig Vorüberziehenden, die sich aber schnell sammelten, und ihn mit seinem ganzen Heere zermalmt hätten, wäre nicht ein heftiges Gewitter den Römern zur Rettung gekommen.

Dennoch wandten sich die beiden Schwärme nicht nach Italien, sondern fielen in Gallien (Frankreich) ein, hausten hier auf eine barbarische Weise, und so oft die Römer auch Heere hinsandten, so wurden diese doch jederzeit geschlagen. So blieb es acht Jahre hindurch; da gelangte eine Schreckensnachricht nach Rom, die Allen das Blut starren machte. Ein großes römisches Heer war an der Rhone von den Cimbern überfallen und ganz vernichtet worden. 80,000 römische Soldaten, unter ihnen der Consul, und 40,000 vom Troß waren erschlagen, nur 10,000 Mann über die Rhone entkommen. Solche Niederlage hatten die Römer noch nie erlitten; alle Familien hatten einen oder mehrere unter den Gefallenen zu bejammern, und zu dem Familienunglück kam noch die Angst vor dem baldigen Erscheinen der Unmenschen; man sah im Geiste schon die Zeiten des Brennus wiederkehren und mancher Römer sah sich schon nach einem Zufluchtsort um. In diesen Tagen der Angst wurden den Göttern große Gelübde gethan, wenn sie die wilden Männer abwehren würden.

Zum Glück hatte Rom damals einen Mann, der solchen Zeiten gerade gewachsen war. Marius, von niederer Geburt, vom gemeinen Soldaten, durch Verdienste allein, bis zum Consul emporgestiegen, von rohen Sitten, harter Gemüthart, unmäßigem Ehrgeiz, aber unbeugsamem Muthe und großer Kriegskenntniß, wurde eilends mit einem neuen Heere ihnen entgegengeschickt. Als er nach der heutigen Provence kam, fand er sie nicht mehr. Sie waren nach Spanien gezogen. Marius zog ihnen nicht nach, sondern errichtete ein festes Lager mit Wällen und Gräben. Nach zwei Jahren kamen sie zurück. Jetzt verlangten die Soldaten gleich gegen sie geführt zu werden, um die erlittene Schmach ihrer Brüder zu rächen. Aber der umsichtige Marius verweigerte es. Die Soldaten schalten ihn feige, er ließ sie reden; er wußte, was er that, und durfte Roms Erhaltung nicht aufs Spiel setzen. Oft kamen die Feinde in sein Lager, forderten ihn zum Kampfe heraus, zeigten den Römern ihre Waffen und suchten sie durch Schmähworte zu reizen. Wollten dann die Römer ausbrechen, so hielt er sie zurück und gewöhnte sie erst an den Anblick der herkulischen Gestalten. Dann und wann machte er auch wohl einen Ausfall auf kleine Parteien und lehrte sie so im Kleinen siegen. Endlich waren die Feinde des Wartens müde; die Cimbern zogen zuerst ab, weil sie um Helvetien herum durch das südliche Deutschland und Tirol nach Italien ziehen wollten, später die Teutonen, die den nächsten

Weg über die See-Alpen zu nehmen beabsichtigten. Langsam, die Römer verspottend, zogen sie sechs Tage lang beim Lager vorüber. „Habt ihr etwas an eure Weiber und Kinder zu bestellen?“ fragten sie höhnisch: „Wir ziehen jetzt nach Italien!“ Marius folgte ihnen auf kürzeren Wegen und traf sie bei dem jetzigen Aix (spr. Aehs) in der Provence.*) Geschwind warf er ein festes Lager auf; aber es konnte in der Eile nicht fertig werden und jeden Augenblick fürchtete er in der Nacht einen Ueberfall. Es war eine schreckliche Nacht, denn die Deutschen ließen ein fürchterliches Geheul erschallen, wie das Brüllen der wilden Thiere. Endlich brach der sehnlich erwartete Tag an; Marius führte die Seinigen heraus zur entscheidenden Schlacht. Mit wilder Wuth greifen die Deutschen an; die Römer können den fürchterlichen Andrang nicht ertragen und werden zurückgedrängt. Aber in dem Augenblicke der Entscheidung stürzt eine Reiterschaar, die Marius klüglich um den Feind herumgeschickt hatte, in dessen Rücken ein, haut nieder, wirft Alles auseinander und — die Barbaren rennen in wildem Tumulte davon. Viele wurden auf der Flucht getödtet, Teutoboch, ihr König, der sechs Pferde zu überspringen im Stande war, wurde gefangen und die Weiber, die den Römern nicht lebendig in die Hände fallen wollten, tödteten sich während der Nacht. Das war die Schlacht bei Aix oder Aquä Sextiä (102).

Die Cimbern waren indessen über den Rhein nach Deutschland gegangen und zogen um Helvetien herum, dann durch die Thäler Tirols nach Italien zu. Es war Winter, aber die wilden Männer waren der Kälte so gewohnt, daß sie ungescheut über die Eisberge stiegen, auf ihren Schilden, wie zum Vergnügen, die ungeheuren Felsen hinabglitten und durch die brausende Etsch wateten, durch den Engpaß der Veroneser Klause. Ein ihnen entgegengeschicktes römisches Heer wurde zurückgeworfen und rettete sich über den Po. Aber statt nun schnell auf Rom loszugehen — es wäre verloren gewesen —, ließen sie sich die Früchte des schönen Landes gut schmecken, labten sich an seinem Weine, erquickten sich in warmen Bädern und genossen das ungewohnte Vergnügen, in Häusern zu wohnen. Dadurch gewann Marius Zeit, heranzukommen. Sobald er erschien, fuhren sie auf aus ihrem Schlafe, und Abgesandte baten ihn um Land für sich und ihre Brüder. „Welche Brüder meint ihr?“ fragte er. Sie antworteten: „Die Teutonen.“ —

*) S. mein Handbuch der Geographie für Mädchenschulen Th. 2.

„Denen," erwiederte er, „ist schon Land angewiesen, welches sie nimmer verlassen werden." — Die Gesandten tadelten ihn wegen des Spottes; zeitig genug meinten sie, würden die Teutonen herankommen und ihn ebenso besiegen, wie jetzt die Cimbern. „Meint ihr?" sprach Marius; „nun die Teutonen sind schon da, und es wäre nicht schön, euch eher ziehen zu lassen, ehe ihr eure Brüder begrüßt hättet." — Er winkte, und man brachte in Fesseln den Teutoboch und die andern Teutonenführer herein. Da bemächtigte sich Wuth und Rachegefühl der Cimbern, und Bojorix, ihr Anführer, forderte von Marius, Ort und Tag der Schlacht zu bestimmen. So war es bei den Deutschen Gebrauch. Marius bestimmte den dritten Tag und das Gefilde auf der raudischen Ebene unterhalb Vercellä, an der Einmündung der Sesia in den Po.*) Die Cimbern wurden besiegt, so tapfer sie auch stritten (101). Die vordersten hatten sich mit den Gürteln aneinander gekettet, konnten also nicht fliehen und wurden in Reihe und Glied erschlagen. Als die Römer die Fliehenden verfolgten und bis zur Wagenburg kamen, sahen sie ein seltsames Schauspiel. Auf den Wagen standen die Weiber der Cimbern in schwarzer Trauerkleidung, bewaffnet, und hieben auf die fliehenden Männer los. Dann erhob sich ein wüthender Kampf zwischen ihnen und den Römern, welche einen schweren Stand gegen diese Amazonen hatten, die von den Wagen wie von Thürmen herab stritten. Da Marius ihnen die begehrte Freiheit nicht bewilligen wollte, erwürgten sie ihre Kinder und warfen sie unter den Huf der Thiere. Dann tödtete Eine die Andere; Viele erdrosselten sich mit ihrem eigenen Haare. Eine Mutter fand man am Wagen hängen, ihre beiden Kinder an ihren Füßen aufgeknüpft. Viele Männer aber knüpften sich in der Wuth der Verzweiflung an die Hörner oder Beine wilder Stiere und ließen sich zu Tode schleifen! Das vermag der Mensch. — Und als endlich kein Mensch mehr lebte, wehrten sich noch die Hunde aus den Wagen ihrer getödteten Herren.

Vom Marius läßt sich leider weiter nicht viel Gutes erzählen. Er war ein höchst ehrgeiziger Mann, und ob er gleich sieben Mal Consul gewesen, so war ihm das doch nicht genug; er wollte die höchste Ehre, die Alleinherrschaft, genießen.

Zu derselben Zeit lebte in Rom ein nicht weniger ehrgeiziger Mann, Sylla oder Sulla, aus vornehmer Familie, durch frühe

*) S. mein Handbuch der Geographie für Mädchenschulen Th. 2.

Lasterhaftigkeit verderbt, ohne Gefühl für das Glück oder das Elend Anderer, aber geistreich, entschlossen und in Auffindung von Hülfsmitteln nie verlegen. Da beide Römer nach dem höchsten Ruhme strebten, so konnte es nicht fehlen, daß sie sich bald feindlich begegneten und ganz Rom mit in ihren Streit hineinziehen mußten. Marius war ein Mann der Soldaten und des Pöbels, Sylla dagegen hatte unter den Vornehmen seinen Anhang. An Veranlassung zum Streite konnte es nicht lange fehlen. Schon früher waren sie feindlich zusammengekommen, als Beide in einem Kriege gegen einen afrikanischen König (Jugurtha von Numidien) zugleich im römischen Heere gedient hatten, Marius als Oberfeldherr, Sylla als Unterbefehlshaber. Jener hatte zwar den König bezwungen, Sylla aber durch geschickte Unterhandlungen sich seiner bemächtigt und ihn nach Rom geliefert, wo er in einem unterirdischen Kerker dem Hungertode übergeben wurde. Schon damals hatte Marius seinen Haß auf Sylla geworfen. Nun kam ein neuer, noch stärkerer Grund dazu. Ein mächtiger König in Klein-Asien, Mithridat oder Mithradet von Pontus (an der Küste des schwarzen Meeres), griff die benachbarten Provinzen an, nachdem er an einem Mordtage mehr als achtzigtausend Italiener, friedliche Bürger, welche in Klein-Asien sich aufhielten, hatte schlachten lassen, und rief dadurch einen Krieg mit Rom hervor. Sylla wurde zum Oberfeldherrn ernannt und ging in das Lager der dazu bestimmten Legionen ab. Marius, wüthend, daß ihm der verhaßte Sylla die Ehre, in dem asiatischen Kriege zu glänzen, entrissen habe, setzte darauf in einer tumultuarischen Volksversammlung durch Hülfe des ihm ergebenen Pöbels den Beschluß durch, daß der Oberbefehl dem Sylla genommen und ihm übertragen wurde. Als dies im Lager des Sylla bekannt wurde, brach er sogleich mit dem Heere nach Rom auf. Schon am Thore begann der Kampf der beiden Parteien, der sich bis in die Straßen der Stadt zog. Nach der wüthendsten Gegenwehr wurde endlich der alte Marius zur Flucht gezwungen. Sylla ächtete darauf ihn und dessen vornehmste Anhänger und schickte Soldaten aus, ihn zu tödten. Dies geschah 88.

Marius, überall vom Feinde verfolgt und umlauert, flüchtete bald zu Lande, bald zu Wasser. Der Hunger trieb ihn endlich zu der Hütte eines alten Mannes, dem er sich zu erkennen gab und der ihn in einem Erdloche verbarg, das er mit Schilf und Gesträuch zudeckte. Bald hörte Marius die Stimmen von Männern, die ihn suchten und dem alten Manne mit Drohungen zusetzten.

Die Angst trieb ihn aus seinem Versteck; er sprang bis an den Kopf in einen Sumpf, wurde hier aber entdeckt und der Obrigkeit der benachbarten Stadt Minturnä zur Hinrichtung übergeben. Da aber keiner der Einwohner zu bewegen war, den alten berühmten Mann umzubringen, so ließ sich endlich ein eben durchreisender Gallier dazu bereden und begab sich, mit einem Dolche bewaffnet, in sein Gefängniß. Bei seinem Eintritt schienen ihm die Augen des Marius Funken zu sprühen, und da ihm dieser entgegenschrie: „Wie? du wagst es, den Marius zu tödten?“ überfiel ihn ein solcher Schrecken, daß er den Dolch wegwarf und dem Magistrat erklärte, er vermöge den Mord nicht zu vollbringen. Dieses Ereigniß brachte die Einwohner auf andere Gedanken: sie beförderten seine Flucht, gaben ihm Vorräthe auf den Weg und verschafften ihm ein Schiff, mit welchem er nach Afrika übersetzte. Der dortige Statthalter schickte, sobald er von dessen Ankunft hörte, einen Gerichtsdiener an ihn ab, mit der Weisung: sogleich Afrika zu verlassen, sonst müsse er ihn verhaften lassen. Der Diener traf ihn da, wo einst Karthago gestanden hatte. Marius starrte ihn sprachlos an, und da jener fragte, was er dem Statthalter sagen solle, antwortete Marius: „Sage ihm, daß du den verbannten Marius auf den Trümmern Karthagos sitzen gesehen habest.“

Indessen war Sylla (87) von Rom wieder fortgereist und mit dem Heere nach Griechenland übergesetzt. Kaum war er fort, so erhob sich in Rom einer der Consuln, Cinna, der ein Anhänger des Marius war, und wollte die Zurückberufung desselben durchsetzen. Das suchte aber der andere Consul (Octavius) zu verhindern, und nun entstand zwischen beiden Parteien wieder ein so wüthender Kampf, daß 10,000 Bürger von des Cinna Partei erschlagen wurden. Cinna wurde endlich besiegt. Er eilte ins römische Lager vor Nola (im Neapolitanischen), erzählte den Soldaten weinend sein Schicksal, warf sich im Uebermaße des Schmerzes zur Erde und rührte endlich die Soldaten so, daß sie ihm Gehorsam und Beistand versprachen. Darauf meldete er dem Marius die Lage der Sache, forderte ihn auf, nach Italien zurückzukehren, und führte das Heer nach Rom. Eine Schlacht vor den Thoren Roms blieb unentschieden. Während er nun die Stadt belagerte, kam Marius an, der sich bisher an der Küste Afrikas herumgetrieben hatte, und wurde von Cinna's Heer mit Jubel empfangen. In Rom herrschte indessen Hungersnoth, Pest und Muthlosigkeit.

Der Senat unterhandelte mit Cinna und erkannte ihn als Consul wieder an. Während dieser, auf seinem Amtsstuhle sitzend, die Abgesandten empfing, stand Marius schweigend, aber höhnisch lächelnd hinter ihm. Vor dem Einzuge in Rom beschlossen Beide, alle ihre Gegner ermorden zu lassen. Marius gab einer Schaar von 4000 Illyriern den Befehl, Jeden niederzuhauen, dessen Gruß er nicht erwiedern würde. Sobald er und Cinna mit den Soldaten eingezogen waren, ließ er die Thore schließen, nnd nun begann das Gemetzel, das fünf Tage und Nächte fortwährte. Jene Illyrier waren so mordgierig, daß sie des Marius Befehl, nun aufzuhören, nicht beachteten und zu morden fortfuhren, bis er sie in der Nacht in ihren Zelten überfallen und sämmtlich niederhauen ließ.

Marius, noch unersättlicher in seiner Rache und Mordgier als Cinna — er ließ u. a. den Kopf des Redners Antonius bei einem Gastmahl und nachher auf der Rednerbühne öffentlich ausstellen — überlebte diese Mordscenen nicht lange. Von Gewissensbissen gepeinigt, suchte er sich durch Schwelgerei und Trunk zu zerstreuen und starb an den Folgen dieser Unordnungen schon 86 v. Chr.

Sylla hatte indessen in Griechenland gegen seine Gegner furchtbar gewüthet, die Tempel von Delphi und Olympia ausgeplündert und in Athen, das er erstürmte, die meisten Einwohner niedermetzeln lassen. Nachdem er das Heer des Mithridat in einer großen Feldschlacht in Griechenland geschlagen, setzte er nach Klein-Asien über, zwang den König zu einem Frieden und legte den Asiaten eine so ungeheure Kriegssteuer auf, daß sich das arme Land nie wieder davon hat erholen können. Jetzt kehrte er nach Griechenland zurück. Als er hier einst am Meeresufer spazierte, brachten ihm einige Fischer ausgezeichnet schöne Fische. „Woher seid ihr?“ schrie er sie an. „Aus Alaia, Herr!“ war die Antwort. — „Wie?“ rief er mit funkelndem Blicke, „lebt denn noch Jemand der Alaier!“ Er hatte nämlich auf dem frühern Zuge nach Griechenland Alaia nebst andern Städten ganz zerstören und, wie er glaubte, alle Einwohner niedermetzeln lassen. Als nun die armen Fischer ihn bleich vor Schrecken ansahen, sprach er lächelnd: „Nun beruhigt euch nur; ihr habt mit so guten Fürsprechern nichts zu fürchten.“

Als Cinna hörte, daß Sylla auf der Rückkehr sei, wollte er ihm ein Heer entgegenführen und nach Griechenland übersetzen. Aber die Soldaten erklärten, da er sie in Brundusium einschiffen

wollte, sie würden Italien nicht verlassen, und da er sie zwingen wollte, schlugen sie ihn todt. Jetzt setzte Sylla nach Italien über; der Erste, der ihm entgegen kam und mit einer Schaar schöner Soldaten zu ihm überging, war der junge Pompejus, der später noch eine größere Rolle als Sylla gespielt hat. Je weiter dieser vorrückte, desto mehr Soldaten traten zu ihm über; die wenigen, die dem Sohne des Marius noch treu geblieben waren, wurden endlich in einer Schlacht auseinandergesprengt, und nun hielt Sylla (82) seinen Einzug in Rom. Während er den Senat versammelt hatte und hier eben seine Rede hielt, ließ er in der anstoßenden Rennbahn 8000 Gefangene, die sich ihm gegen das Versprechen, sie nicht zu tödten, gutwillig ergeben hatten, niedermetzeln. Die Senatoren, die das gräßliche Geheul der Angefallenen und das Klirren der Schwerter hörten, erblaßten vor Entsetzen und sahen sich erschrocken an. Er aber sprach mit einer schauderhaften Ruhe: „Laßt euch nicht stören, ihr Senatoren; es werden nur einige Rebellen auf meinen Befehl todt gemacht.“ Bald darauf ließ er in einer benachbarten Stadt (Präneste), die sich ihm ergeben hatte, 12,000 Menschen abschlachten; nur den Frauen und Kindern schenkte er das Leben und zerstörte dann die ganze Stadt. In Rom wurden nun von ihm Listen derjenigen Marianer bekannt gemacht, deren Vermögen und Leben verfallen sei, so daß die ganze Stadt mit Jammer nnd Mord erfüllt war. Das sind die berüchtigten Proscriptionen des Sylla!

Nachdem nun das ganze römische Reich bezwungen ihm zu Füßen lag, ließ er sich auf unbestimmte Zeit zum Dictator wählen, herrschte mit königlicher Gewalt und nahm den Beinamen des Glücklichen an. Aber schon nach zwei Jahren war er der Herrschaft überdrüssig; sein empörtes Gewissen ließ ihm keine Ruhe, und eine giftige Krankheit durchwühlte das Mark seines Lebens. Er legte zu Aller Erstaunen die Herrschaft nieder und zog sich auf sein herrliches Landgut bei Neapel zurück. Hier nahm seine Krankheit so zu, daß sein Körper zuletzt mit Beulen bedeckt war, welche abwechselnd aufbrachen und aus denen Millionen von Ungeziefer hervorkrochen, die ihn bei lebendigem Leibe fast auffraßen. So starb er unter fürchterlichen Qualen, acht Jahre nach Marius, 78 vor Christus.*)

*) Andre Nachrichten sagen, daß Sulla nach kurzer Krankheit am Blutsturz gestorben sei.

36. Verfall der Sitten in Rom.

Die alte Einfachheit der Sitten und die bewundernswürdige Eigenart des römiſchen Charakters ſchwanden immer mehr dahin, ſeitdem fremde Art und Sitten, Prachtliebe und Genußſucht Eingang gefunden hatten.

Durch die vielen Eroberungen waren ungeheuere Schätze nach Rom gekommen, mit denen der Reichthum auch der reichſten Staaten unſrer Zeit gar nicht verglichen werden kann; denn gerade einige der eroberten Länder waren im Beſitze unermeßlicher Schätze geweſen. So hatte z. B. ein vornehmer Römer, Lucullus (derſelbe, der zuerſt die Kirſchen von Klein-Aſien nach Europa gebracht hat), den Krieg gegen Mithridat in Klein-Aſien nach Sylla's Tode glücklich fortgeſetzt, und ließ bei ſeinem Triumphe unter Andern eine ſechs Fuß hohe Bildſäule dieſes Königs von purem Golde und einen Schild deſſelben, der ganz mit köſtlichen Edelſteinen beſetzt war, hinter ſeinem Wagen einhertragen. Auf 20 Tragen trug man das Silbergeſchirr, auf 32 andern die goldenen Gefäße und andere Pretioſen; goldene Bettſtellen kamen noch beſonders vor, und 160 Mauleſel trugen das gemünzte Gold und Silber. Das iſt nur ein Beiſpiel unter vielen.

Aber die Kriegsbeute allein machte die Römer nicht ſo reich. Es war Gebrauch, die eroberten Länder durch Statthalter regieren zu laſſen. Dieſe Leute gingen in der Regel nur dahin ab, um reich zu werden. Mit großen Fäſſern voll Weins reiſten ſie ab und dieſelben Fäſſer brachten ſie mit Gold und Silber gefüllt zurück. Außer ihnen plagten nun noch alle die andern Römer, die in der Provinz angeſtellt waren, die armen Einwohner und drückten ſie durch faſt unerſchwingliche Abgaben. Denn wenn die Einwohner Geld aufbringen ſollten und nicht konnten, ſo waren gleich römiſche Wucherer bei der Hand, die ihnen das Geld zu ungeheuren Zinſen vorſchoſſen, ihnen aber, wenn ſie hernach das nun viel höhere Capital nicht bezahlen konnten, ihre Kinder entriſſen und als Sklaven verkauften, oder die Bildſäulen der Götter ihnen aus den Tempeln nahmen; ja, Manche mußten ſich ihren unbarmherzigen Gläubigern ſelbſt als Sklaven hingeben. So fand der ſchon erwähnte Lucullus, da er als Statthalter nach Klein-Aſien geſchickt wurde, hier die abſcheulichſten Mißbräuche. Sylla hatte einer der kleinaſiatiſchen Provinzen etwa 24 Millionen Thaler

abgepreßt, und einige Wucherer waren so mitleidig gewesen, den armen Einwohnern die Summe zu 50 Procent Zinsen (!) vorzuschießen, so daß die Schuld, da Lucullus hinkam, bis zu 144 Millionen Thaler angelaufen war. Wo sollten die Leute das hernehmen? Da erbarmte sich ihrer der menschenfreundliche Lucullus, setzte die Summe herunter, bestrafte die schändlichen Wucherer und zwang sie, mit einer Kleinigkeit zufrieden zu sein. Ueberhaupt war dieser Lucullus ein rechter Segen für die ausgehungerten Provinzen, durch die er kam. Einmal hatte ein feindlicher General eine Stadt in Klein-Asien angezündet. Lucullus kam dazu und befahl seinen Soldaten zu löschen; diese thaten das aber nicht, sondern plünderten vielmehr die noch brennenden Häuser vollends aus. Da standen dem Lucullus die Thränen in den Augen. „Wie unglücklich bin ich doch," rief er aus, „daß ich nicht im Stande bin, die arme Stadt zu retten!" Als endlich der Brand sich gelegt hatte, ließ er auf seine Kosten die Häuser wieder aufbauen und schenkte den Einwohnern, die ihn wie einen Engel segneten, Geld und Vorräthe. Aber freilich solche Statthalter kamen selten vor.

Kamen nun diese aus der ausgehungerten Provinz zurück, so wurde das zusammengescharrte Geld theils zu Schwelgereien benutzt, theils dazu angewendet, sich bei dem Volke beliebt zu machen. Von diesem nämlich hing es ab, wer die Ehrenstellen bekleiden sollte, und da jeder gemeine Bürger eben so gut eine Stimme hatte, wie der vornehmste, so konnte nur Der auf einträgliche Stellen rechnen, der sich in die Gunst des Volkes zu setzen verstand. Dazu wurden nun mancherlei Künste angewandt. Es war Gebrauch, daß Die, welche ein obrigkeitliches Amt suchten, einige Zeit vor dem Wahltage in weißen Mänteln umhergingen, damit das Volk doch wüßte, wem es seine Stimme geben könnte. Davon wurden diese Leute Candidati, das ist Weißmäntler, genannt, wovon noch der Name Candidaten bei uns üblich ist. Wenn nun ein vornehmer Römer ausging, so hatte er einen Sklaven hinter sich, der so viele Bürger von Rom wie möglich kennen mußte, und seinem Herrn, sobald ihm einer begegnete, den Namen desselben ins Ohr flüsterte. Kam dieser nun heran, so that der vornehme Römer mit ihm, der vielleicht ein ganz gemeiner Handwerker war, sehr bekannt und reichte ihm freundlich die Hand. „Wie geht es dir, mein Lieber?" hieß es da; „wie gehen die Geschäfte? Was macht die Frau? Was machen die Kinder?" — Der Angeredete fühlte sich dann nicht wenig geschmeichelt, daß der vornehme Mann ihn kenne und

gar so herablassend sei, und gab ihm gewiß bei nächster Gelegenheit seine Stimme, wenn ihn nicht ein Anderer noch freundlicher behandelt hatte. Auch pflegten reiche Leute große Geschenke unter das Volk zu vertheilen, besonders Lebensmittel, oder hielten offene Tafel, und jeder ärmere Römer hatte einen reichern, an den er sich hielt, der ihn vor Gericht vertheidigte, in der Noth unterstützte und den er seinen Patron nannte. Dafür mußten die ärmeren, die Clienten hießen, ihren Patron, wenn er ausging, begleiten, um sein Gefolge zu vermehren, sich alle Morgen nach seinem Wohlsein erkundigen und im Nothfalle auch, wenn es zu Streitigkeiten kam, ihn mit gewaffneter Hand vertheidigen. Mancher Patron hatte wohl an 1000 solcher Clienten, die meist auf seine Kosten lebten. Arbeit hielt man für Schande und überließ sie den Sklaven, von denen die Häuser reicher Leute wimmelten. Nur genießen wollte der freie Römer, lief den ganzen Tag auf dem Markte umher, um nach Neuigkeiten zu forschen, sah die großen Schauspiele an, die von den Reichen oft angestellt wurden, und lebte von den Spenden derselben. Wollte sich daher ein angesehener Mann recht viel Liebe erwerben, so richtete er eine große Mahlzeit aus, wobei das ganze Volk gespeist wurde, oder er gab Schauspiele. So gab Sylla einmal dem ganzen römischen Volke ein ungeheueres Gastmahl. Die Tafeln wurden auf dem Markte angerichtet, das Mahl währte mehrere Tage und der Wein wurde dort wie Wasser verschwendet. Des Essens gab es eine solche Menge, daß die Ueberreste jeden Abend in die vorbeifließende Tiber geworfen wurden. — Eine ähnliche Volksmahlzeit richtete späterhin Cäsar aus. Er hatte in 22,000 Zimmern und Sälen decken lassen; die Speisen waren in großem Ueberflusse da und der köstliche Wein floß in Strömen, denn in jedem Zimmer lagen zwei Fässer von verschiedenen Sorten zum beliebigen Gebrauch der Gäste. Das Zuströmen der Gäste war an diesem Tage so groß, daß viele Menschen dabei erdrückt wurden. Noch eine dritte solche Mahlzeit muß hier erwähnt werden, die des Crassus, der das Volk an 20,000 Tischen speiste und dann noch Jedem so viel Korn reichen ließ, daß er für drei Monate genug hatte.

Dieser Crassus ist sonst noch wegen seines ungeheueren Reichthums berühmt, den er überall zusammengescharrt hatte. Besonders hatte er dadurch viel verdient, daß er, als in Rom die Bürgerkriege gährten, an denen er einen thätigen Antheil nahm, alte, verfallene oder ihrer Besitzer beraubte Häuser wohlfeil kaufte und

durch seine Sklaven, deren er Tausende hatte und unter welchen eine Menge Tischler, Maurer, Zimmerleute, Schlosser u. s. w. waren, neue Gebäude aufführen ließ, die er zu hohen Preisen wieder vermiethete. Ein großer Theil der Stadt war auf diese Art sein Eigenthum. Nachdem er das große Gastmahl dem Volke gegeben und die Kornaustheilung vorgenommen hatte, überrechnete er einmal sein Vermögen, und da fand er, daß er noch neun Millionen besäße. Wie viel Gutes hätte er mit solchem Vermögen stiften, wie viel Unglückliche glücklich machen können! Aber die Geschichte weiß auch nicht eine gute That von ihm anzuführen.

Ungeheuere Summen wurden in Rom auf die Theater verschwendet, auf welchen man nicht nur Schauspiele aufführte, sondern besonders wilde Thiere unter sich oder mit Verbrechern kämpfen, oft mehrere Hunderte gelernter Fechter Schlachten aufführen oder gar Seegefechte liefern ließ. Zu jenen Kämpfen bediente man sich eines runden, mit Sand bestreuten Platzes, um welchen rund herum Sitze liefen, die hintereinander immer höher und höher wurden und zu denen man auf Treppen gelangte, die von außen hineinführten. Zu den Seetreffen aber hatte man große Wasserbecken ausgegraben, mit Quadersteinen ausgeschlagen und Wasser hineingelassen. Die Theater, oder vielmehr Amphitheater, wurden manchmal nur für einige Wochen und dennoch mit ungeheueren Kosten aufgebaut. So führte ein Schwiegersohn Sylla's eins auf, welches nur für einen Monat gebraucht wurde. Es war für 90,000 Menschen eingerichtet, ruhte auf 360 Marmorsäulen und war mit 3000 herrlichen Bildsäulen und Gemälden verziert. — Das erste bleibende Amphitheater baute Pompejus und zwar mit solcher Pracht, daß die Ueberladung fast den Eindruck der Schauspiele störte. Es war für 40,000 Menschen eingerichtet, und als er es einweihen ließ, wurden viele Tage hintereinander mancherlei Schauspiele mit einem nie gesehenen Aufwande, aber, wie uns nachstehende Beispiele zeigen sollen, mit übermüthiger Geschmacklosigkeit und roher Gesinnung gegeben. Da sah man Lustspiele, Trauerspiele, Fechterkämpfe, Löwen- und Elephantenhetzen. In dem einen Trauerspiele erschienen allein 600 Maulesel; in einem andern — die Zerstörung Trojas — kamen 3000 silberne und goldene Trinkgeschirre vor; in einer Schlacht, die vorgestellt wurde, waren alle Soldaten, Reiter und Fußgänger, auf seine Kosten neu gekleidet. Die Thierkämpfe dauerten allein fünf Tage lang, und bald wurde ein Mensch von dem Wilde zerrissen, bald

ein edles Thier von den Fechtern erſtochen und jedes Mal jubelte das blutgierige Volk laut auf; 500 herrliche Löwen wurden ſo niedergemetzelt. Am letzten Tage waren die Kämpfe mit Elephanten, deren eine Menge, nicht ohne einiges Mitleiden der Zuſchauer mit den edlen Thieren, niedergeſtochen wurde. Als die guten Thiere merkten, daß man ihnen ans Leben wollte und ſich verwundet fühlten, traten ſie alle ängſtlich zuſammen und verſuchten die eiſernen Gitter, die ſie von den Zuſchauern trennten, zu zerbrechen, um ſich zu ihnen zu flüchten. Da das aber vergeblich war, erhoben ſie ein klägliches Geſchrei und machten ſolche Geberden, als wenn ſie um Schonung bäten. Das rührte das Volk, und ſo gern es auch ſonſt Blut fließen ſah, ſo verwünſchte es doch die Grauſamkeit des Pompejus, der ſie dennoch todtſtechen ließ. Späterhin ließ Cäſar einmal ein ſolches Theater ganz mit Purpurdecken, wie mit einem Dachgewölbe überziehen, damit die Zuſchauer im Schatten ſäßen. Und Pompejus ließ gar in einer ſolchen überſpannten Decke Rinnen anbringen, die ſich in feine Löcher, wie unſere Gießkannen, öffneten und einen feinen Staub von wohlriechenden Waſſern auf die unten ſitzenden Zuſchauer fallen ließen. Und dieſe Theater waren nicht ſo klein wie die unſrigen, ſondern wie unſere Marktplätze.

Wenn die vornehmen Römer ſchon in der Stadt ungeheuere Summen auf ihre Paläſte, auf Schauſpiele, Gaſtmähler und andere Dinge verwendeten, ſo wurde doch noch viel mehr ausgegeben für die Einrichtung ihrer Villen (Landhäuſer). Da gab es keinen reichen Römer, der nicht mehrere hatte. Am berühmteſten waren die des ſchon erwähnten Lucullus. Er hatte ſich herrliche Gärten in der reizendſten Gegend Italiens, bei Neapel, gekauft, die er auf das prächtigſte und geſchmackvollſte einrichtete. In den Landhäuſern hatte er marmorne Bäder, durch welche immer friſches Waſſer geleitet werden konnte; durch ſeine Schlafkabinette waren Bäche geleitet, die durch das gleichmäßige Murmeln ihrer kleinen Waſſerfälle den Müden in den Schlaf lullten. Die Gärten waren mit koſtbaren Bildſäulen, die als Meiſterſtücke aus Griechenland fortgeſchleppt waren, verziert, Berge durch Grotten untergraben, Kanäle aus dem Meere bis in die Gärten angelegt, um hier in weiten Fiſchteichen immer wohlſchmeckende Seefiſche halten zu können (er hatte deren ſo viele, daß nach ſeinem Tode für ungefähr 170,000 Thaler verkauft wurden), und Gartenhäuſer auf Dämmen ins Meer hineingebaut. Hier bei Neapel pflegte er im Winter zu

leben. Im Sommer war er auf einem andern Landgute in der Nähe von Rom, wo er die reizendsten Spaziergänge angelegt hatte. Hier besuchte ihn einmal Pompejus, der auch wohl wußte, was Pracht hieß, aber über die Schönheit der Lage nicht genug Worte finden konnte. „Nur einen Fehler hat der Gartenpalast," sagte er endlich, „er ist für den Winter nicht eingerichtet." — „Oh!" sagte Lucull, „denkst du denn, daß ich das ganze Jahr auf einem Flecke bleibe?" Ich habe für jede Jahreszeit einen andern Aufenthalt." — Einmal wollte ein reicher Römer ein großes Schauspiel aufführen lassen, aber nicht gern für die zu erscheinenden Soldaten neue Kleider anschaffen. Da fiel ihm Lucull ein, der einmal ein ähnliches Schauspiel gegeben hatte, und er bat ihn um 100 Soldatenanzüge. „So viel werde ich wohl nicht haben," antwortete der; „aber ich will nachsehen und was ich finde, sollst du haben." Bald darauf ließ er ihm sagen, es lägen — 5000 Kleider zu seinem beliebigen Gebrauche bereit. Seine Ruhebetten waren mit Purpurdecken belegt, seine Schenktische blitzten von goldenen, mit Edelsteinen besetzten Gefäßen, seine Speisen waren die ausgesuchtesten. Einmal ließen sich zwei seiner Bekannten, Pompejus und Cicero, bei ihm zur Mahlzeit melden, aber erst am Morgen desselben Tages, damit er keine Umstände machen möchte. Und doch — was fanden sie? — Eine köstliche Mahlzeit, aus den seltensten Fischen, Vögeln und andern Dingen bestehend, die sie auf ungefähr 10,000 Thaler schätzten. Einem Andern kostete die Unterhaltung der Fischteiche jährlich 375,000 Thaler. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn ein gewisser Apicius, ein Erzschlemmer, sich das Leben nahm, weil er bei Nachrechnung seines Vermögens — er hatte dritthalb Millionen schon durchgebracht — nur noch 250,000 Thaler übrig fand. Damit glaubte er kein Jahr auskommen zu können! Und wir nennen doch bei uns den einen reichen Mann, der so viel Vermögen für sein ganzes Leben hat. — Doch weg von diesen unerfreulichen Geschichten! Mit der Umänderung des Privatlebens verfiel auch die allgemeine Kraft des Volkes und seine Hingebung an das Vaterland; es wurde möglich, daß einzelne talentvolle, kühne und listige Männer sich zu Herren ihrer Mitbürger emporschwangen.

37. Cicero. — Pompejus. — Cäsar. (Ungefähr 60 v. Chr.)

Es giebt manche Zeiten in der Geschichte, die an großen, ausgezeichneten Männern ganz vorzüglich reich sind. Eine solche Zeit war auch das vor Christus Geburt vorhergehende Jahrhundert. Es könnte eine ganze Menge solcher Männer vorgeführt werden; wir müssen uns aber auf einige beschränken.

Ein solcher vorzüglich ausgezeichneter Mann war Cicero, der schon als Knabe einen nicht zu befriedigenden Durst nach Kenntnissen hatte und dessen Wißbegierde von ungemeinen Talenten begleitet wurde. Wie Demosthenes aber, der immer sein Muster war, lenkte sich sein Sinn früh schon auf Beredtsamkeit, und wenn andere Knaben müßig umherliefen, saß er still da und hörte den Vorträgen seiner Lehrer zu, oder übte sich selbst in Ausarbeitung von Reden. Aber er hatte auch nicht mit solchen Naturfehlern wie Demosthenes zu kämpfen; die Natur hatte ihm eine klare deutliche Stimme verliehen, und gleich, als er das erste Mal vor Gericht auftrat, um einen unschuldig Verklagten in einer wohlgesetzten Rede zu vertheidigen, hatte er die Freude, daß sein Client losgesprochen wurde. Einen recht großen Triumph genoß er auf einer Reise, die er nach Griechenland unternommen hatte. Da kam er auch nach der Insel Rhodus, südwestlich von Klein-Asien, und hörte, daß hier ein gewisser Molon eine Schule für Beredtsamkeit hatte, in welcher die jungen Griechen gebildet wurden, die einmal als gute Redner gelten wollten. Er ging gleich zu Molon und bat ihn, einer solchen Lehrstunde beiwohnen zu dürfen, was Molon auch gern erlaubte. Cicero kam und wurde von dem Redemeister aufgefordert, auch eine Rede über einen gegebenen Gegenstand zu halten. Vermuthlich dachte Molon, es würde schlecht ausfallen, und dann hätte er mit seinen Schülern doppelte Ehre eingelegt. Cicero nahm es an und begann mit einem solchen Flusse zu reden, daß Alle aufmerksam dasaßen und erst da Athem zu schöpfen wagten, als Cicero zum Bedauern Aller schwieg. So etwas von Beredtsamkeit hatten sie noch nie gehört und wußten nicht, wie sie sein Lob genug preisen sollten. Nur Molon saß still und stumm da. Erst als ihn einer seiner Schüler fragte: „Aber, Molon, was sagst du denn dazu?“ bekam er wieder die Sprache. „Du hast mich tief gekränkt, Cicero,“ sprach er; „deine Landsleute haben uns unsere Freiheit und unser Vermögen genommen und uns nichts

gelassen, als den Ruhm, in Künsten und Wissenschaften das Meiste zu leisten. Nun kommst du und entführst uns auch noch diesen Ruhm!" — Nachmals bekleidete Cicero alle Magistratsstellen der Reihe nach, und als Consul erwarb er sich vorzüglich großes Verdienst dadurch, daß er (62) eine gefährliche Verschwörung entdeckte, die ein gewisser Catilina, ein nichtswürdiger Mensch, geschmiedet hatte, der nichts Geringeres beabsichtigte, als den Consul zu ermorden, Rom anzuzünden und sich mit dem Vermögen der ermordeten Bürger zu bereichern. Bei allen diesen öffentlichen Geschäften wußte der thätige Cicero doch noch immer so viel Zeit zu erübrigen, daß er einen weitläufigen Briefwechsel mit seinen Freunden führte, schlechte Menschen vor Gericht verklagte oder unschuldige vertheidigte und philosophische Schriften aufsetzte. Das Letztere geschah besonders in den letzten Jahren seines Lebens, die er auf dem Lande in glücklicher Abgezogenheit von den Staatsgeschäften zubrachte. Hier ließ er es sich gewiß nicht träumen, daß er einmal eines gewaltsamen Todes sterben sollte. Und doch war es so, wie bald hernach erzählt werden soll.

Zu seiner Zeit lebte ein anderer Mann, der schon einige Male beiläufig erwähnt worden ist; Pompejus, nur zwei Jahre jünger als Cicero, aber von ganz anderer Art. Von der Liebe zu den Wissenschaften, von der Beredtsamkeit, die bei Cicero gerühmt worden ist, war bei ihm keine Spur; dagegen fühlte er in sich die Anlage zu einem geschickten Feldherrn, und als solcher hat er sich auch wirklich bewährt. Er besiegte den Mithridat, der sich zuletzt aus Verzweiflung ums Leben brachte, gänzlich, rottete die Seeräuber, die bisher das mittelländische Meer beunruhigt hatten, ganz aus und unterdrückte einen Aufstand der Sklaven, die bereits mehrere Heere geschlagen und ganz Italien in Schrecken gesetzt hatten. Sein Triumph, den er zwei Tage lang hielt, war einer der glänzendsten und er konnte 24 Millionen Thaler in den öffentlichen Schatz legen.

Aber ein weit größerer Kopf, als er, war Julius Cäsar, sechs Jahre jünger als Pompejus, ein Mann, der bestimmt war, mit starker Hand in die Schicksale Roms einzugreifen. Seinen Vater hatte er schon verloren, als er erst sechs Jahre alt war; aber seine Mutter, Aurelia, war zum Glück eine treffliche Frau, die ihren einzigen Sohn mit einer großen Sorgfalt erzog und seine vorzüglichen Talente zuerst entwickelte. In seiner Jugend war er sehr schwächlich; aber auch das Verdienst hatte seine Mutter

um ihn, daß sie ihn nicht, wie viele Mütter ihre Kinder, durch übertriebene Aengstlichkeit verweichlichte, sondern durch Bewegung und Anstrengung seinen kränklichen Körper stärkte. Dabei hatte er sich früh zur Mäßigkeit gewöhnt, eine in dem damaligen Rom vorzüglich seltene Tugend; er betrank sich nie und hatte nur Eine Leidenschaft: Herrschsucht. Alles, was er dachte und that, lief darauf hinaus, wie er wohl mächtiger und berühmter werden könnte, und diese böse Leidenschaft hat den großen Mann vor der Zeit ins Grab gebracht.

Cäsars Jugend fiel in die Zeit der Bürgerkriege zwischen Marius und Sylla. Er war mit jenem nahe verwandt; Ursache genug, warum ihn Sylla verfolgte. Zuletzt verlangte dieser, er solle sich von seiner Frau, welche die Tochter des Cinna war, trennen. Aber Cäsar erklärte mit einer edlen Festigkeit, nichts in der Welt werde ihn vermögen, die Frau, die er zärtlich liebe, zu verstoßen; dafür mußte er sich aber nun auch vor Sylla's Spionen verstecken, die ihm mehrmals schon auf der Spur waren. Endlich brachten es einige Freunde dahin, daß Sylla ihn begnadigte. „Es sei," sagte dieser bei der Gelegenheit; „aber ihr wißt nicht, was ihr bittet; gebt Acht, in diesem jungen Manne steckt mehr als ein Marius." — Das wollte aber Niemand glauben, denn er schien für nichts als seinen Putz Sinn zu haben; er kleidete sich mit Sorgfalt, schminkte sich, ließ sein Haar in Locken ringeln und duftete von wohlriechenden Salben. Von einem solchen Stutzer konnte Niemand etwas Kräftiges erwarten; aber das war bei ihm alles nur Schein, so wie die Albernheit beim Brutus.

Endlich fiel es ihm ein, ein guter Redner zu werden, und da er vom Cicero hörte, daß Molon auf Rhodus ein großer Meister darin sei, so reiste er dahin ab. Unterwegs hatte er aber das Unglück, den Seeräubern, die damals noch das mittelländische Meer unsicher machten, in die Hände zu fallen, und sie verlangten von ihm ein Lösegeld von 20 Talenten. Da lachte er sie aber aus, daß sie für einen Mann, wie er sei, nicht mehr forderten; 50 Talente sollten sie haben. Als sie endlich in die Nähe von Klein-Asien kamen, schickte er alle seine Leute, mit Ausnahme seines Leibarztes und zweier Diener, ans Land, um die versprochene Summe bei seinen Freunden in Milet aufzubringen, und blieb, bis jene wiederkamen, über fünf Wochen unter ihnen, wußte sich aber bei ihnen so in Achtung zu setzen, daß es schien, als wenn

durch seine Sklaven, deren er Tausende hatte und unter welchen eine Menge Tischler, Maurer, Zimmerleute, Schlosser u. s. w. waren, neue Gebäude aufführen ließ, die er zu hohen Preisen wieder vermiethete. Ein großer Theil der Stadt war auf diese Art sein Eigenthum. Nachdem er das große Gastmahl dem Volke gegeben und die Kornaustheilung vorgenommen hatte, überrechnete er einmal sein Vermögen, und da fand er, daß er noch neun Millionen besäße. Wie viel Gutes hätte er mit solchem Vermögen stiften, wie viel Unglückliche glücklich machen können! Aber die Geschichte weiß auch nicht eine gute That von ihm anzuführen.

Ungeheuere Summen wurden in Rom auf die Theater verschwendet, auf welchen man nicht nur Schauspiele aufführte, sondern besonders wilde Thiere unter sich oder mit Verbrechern kämpfen, oft mehrere Hunderte gelernter Fechter Schlachten aufführen oder gar Seegefechte liefern ließ. Zu jenen Kämpfen bediente man sich eines runden, mit Sand bestreuten Platzes, um welchen rund herum Sitze liefen, die hintereinander immer höher und höher wurden uud zu denen man auf Treppen gelangte, die von außen hineinführten. Zu den Seetreffen aber hatte man große Wasserbecken ausgegraben, mit Quadersteinen ausgeschlagen und Wasser hineingelassen. Die Theater, oder vielmehr Amphitheater, wurden manchmal nur für einige Wochen und dennoch mit ungeheueren Kosten aufgebaut. So führte ein Schwiegersohn Sylla's eins auf, welches nur für einen Monat gebraucht wurde. Es war für 90,000 Menschen eingerichtet, ruhte auf 360 Marmorsäulen und war mit 3000 herrlichen Bildsäulen und Gemälden verziert. — Das erste bleibende Amphitheater baute Pompejus und zwar mit solcher Pracht, daß die Ueberladung fast den Eindruck der Schauspiele störte. Es war für 40,000 Menschen eingerichtet, und als er es einweihen ließ, wurden viele Tage hintereinander mancherlei Schauspiele mit einem nie gesehenen Aufwande, aber, wie uns nachstehende Beispiele zeigen sollen, mit übermüthiger Geschmacklosigkeit und roher Gesinnung gegeben. Da sah man Lustspiele, Trauerspiele, Fechterkämpfe, Löwen- und Elephantenhetzen. In dem einen Trauerspiele erschienen allein 600 Maulesel; in einem andern — die Zerstörung Trojas — kamen 3000 silberne und goldene Trinkgeschirre vor; in einer Schlacht, die vorgestellt wurde, waren alle Soldaten, Reiter und Fußgänger, auf seine Kosten neu gekleidet. Die Thierkämpfe dauerten allein fünf Tage lang, und bald wurde ein Mensch von dem Wilde zerrissen, bald

ein edles Thier von den Fechtern erstochen und jedes Mal jubelte das blutgierige Volk laut auf; 500 herrliche Löwen wurden so niedergemetzelt. Am letzten Tage waren die Kämpfe mit Elephanten, deren eine Menge, nicht ohne einiges Mitleiden der Zuschauer mit den edlen Thieren, niedergestochen wurde. Als die guten Thiere merkten, daß man ihnen ans Leben wollte und sich verwundet fühlten, traten sie alle ängstlich zusammen und versuchten die eisernen Gitter, die sie von den Zuschauern trennten, zu zerbrechen, um sich zu ihnen zu flüchten. Da das aber vergeblich war, erhoben sie ein klägliches Geschrei und machten solche Geberden, als wenn sie um Schonung bäten. Das rührte das Volk, und so gern es auch sonst Blut fließen sah, so verwünschte es doch die Grausamkeit des Pompejus, der sie dennoch todtstechen ließ. Späterhin ließ Cäsar einmal ein solches Theater ganz mit Purpurdecken, wie mit einem Dachgewölbe überziehen, damit die Zuschauer im Schatten säßen. Und Pompejus ließ gar in einer solchen überspannten Decke Rinnen anbringen, die sich in feine Löcher, wie unsere Gießkannen, öffneten und einen feinen Staub von wohlriechenden Wassern auf die unten sitzenden Zuschauer fallen ließen. Und diese Theater waren nicht so klein wie die unsrigen, sondern wie unsere Marktplätze.

Wenn die vornehmen Römer schon in der Stadt ungeheuere Summen auf ihre Paläste, auf Schauspiele, Gastmähler und andere Dinge verwendeten, so wurde doch noch viel mehr ausgegeben für die Einrichtung ihrer Villen (Landhäuser). Da gab es keinen reichen Römer, der nicht mehrere hatte. Am berühmtesten waren die des schon erwähnten Lucullus. Er hatte sich herrliche Gärten in der reizendsten Gegend Italiens, bei Neapel, gekauft, die er auf das prächtigste und geschmackvollste einrichtete. In den Landhäusern hatte er marmorne Bäder, durch welche immer frisches Wasser geleitet werden konnte; durch seine Schlafkabinette waren Bäche geleitet, die durch das gleichmäßige Murmeln ihrer kleinen Wasserfälle den Müden in den Schlaf lullten. Die Gärten waren mit kostbaren Bildsäulen, die als Meisterstücke aus Griechenland fortgeschleppt waren, verziert, Berge durch Grotten untergraben, Kanäle aus dem Meere bis in die Gärten angelegt, um hier in weiten Fischteichen immer wohlschmeckende Seefische halten zu können (er hatte deren so viele, daß nach seinem Tode für ungefähr 170,000 Thaler verkauft wurden), und Gartenhäuser auf Dämmen ins Meer hineingebaut. Hier bei Neapel pflegte er im Winter zu

leben. Im Sommer war er auf einem andern Landgute in der Nähe von Rom, wo er die reizendsten Spaziergänge angelegt hatte. Hier besuchte ihn einmal Pompejus, der auch wohl wußte, was Pracht hieß, aber über die Schönheit der Lage nicht genug Worte finden konnte. „Nur einen Fehler hat der Gartenpalast," sagte er endlich, „er ist für den Winter nicht eingerichtet." — „Oh!" sagte Lucull, „denkst du denn, daß ich das ganze Jahr auf einem Flecke bleibe?" Ich habe für jede Jahreszeit einen andern Aufenthalt." — Einmal wollte ein reicher Römer ein großes Schauspiel aufführen lassen, aber nicht gern für die zu erscheinenden Soldaten neue Kleider anschaffen. Da fiel ihm Lucull ein, der einmal ein ähnliches Schauspiel gegeben hatte, und er bat ihn um 100 Soldatenanzüge. „So viel werde ich wohl nicht haben," antwortete der; „aber ich will nachsehen und was ich finde, sollst du haben." Bald darauf ließ er ihm sagen, es lägen — 5000 Kleider zu seinem beliebigen Gebrauche bereit. Seine Ruhebetten waren mit Purpurdecken belegt, seine Schenktische blitzten von goldenen, mit Edelsteinen besetzten Gefäßen, seine Speisen waren die ausgesuchtesten. Einmal ließen sich zwei seiner Bekannten, Pompejus und Cicero, bei ihm zur Mahlzeit melden, aber erst am Morgen desselben Tages, damit er keine Umstände machen möchte. Und doch — was fanden sie? — Eine köstliche Mahlzeit, aus den seltensten Fischen, Vögeln und andern Dingen bestehend, die sie auf ungefähr 10,000 Thaler schätzten. Einem Andern kostete die Unterhaltung der Fischteiche jährlich 375,000 Thaler. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn ein gewisser Apicius, ein Erzschlemmer, sich das Leben nahm, weil er bei Nachrechnung seines Vermögens — er hatte dritthalb Millionen schon durchgebracht — nur noch 250,000 Thaler übrig fand. Damit glaubte er kein Jahr auskommen zu können! Und wir nennen doch bei uns den einen reichen Mann, der so viel Vermögen für sein ganzes Leben hat. — Doch weg von diesen unerfreulichen Geschichten! Mit der Umänderung des Privatlebens verfiel auch die allgemeine Kraft des Volkes und seine Hingebung an das Vaterland; es wurde möglich, daß einzelne talentvolle, kühne und listige Männer sich zu Herren ihrer Mitbürger emporschwangen.

37. Cicero. — Pompejus. — Cäsar. (Ungefähr 60 v. Chr.)

Es giebt manche Zeiten in der Geschichte, die an großen, ausgezeichneten Männern ganz vorzüglich reich sind. Eine solche Zeit war auch das vor Christus Geburt vorhergehende Jahrhundert. Es könnte eine ganze Menge solcher Männer vorgeführt werden; wir müssen uns aber auf einige beschränken.

Ein solcher vorzüglich ausgezeichneter Mann war Cicero, der schon als Knabe einen nicht zu befriedigenden Durst nach Kenntnissen hatte und dessen Wißbegierde von ungemeinen Talenten begleitet wurde. Wie Demosthenes aber, der immer sein Muster war, lenkte sich sein Sinn früh schon auf Beredtsamkeit, und wenn andere Knaben müßig umherliefen, saß er still da und hörte den Vorträgen seiner Lehrer zu, oder übte sich selbst in Ausarbeitung von Reden. Aber er hatte auch nicht mit solchen Naturfehlern wie Demosthenes zu kämpfen; die Natur hatte ihm eine klare deutliche Stimme verliehen, und gleich, als er das erste Mal vor Gericht auftrat, um einen unschuldig Verklagten in einer wohlgesetzten Rede zu vertheidigen, hatte er die Freude, daß sein Client losgesprochen wurde. Einen recht großen Triumph genoß er auf einer Reise, die er nach Griechenland unternommen hatte. Da kam er auch nach der Insel Rhodus, südwestlich von Klein-Asien, und hörte, daß hier ein gewisser Molon eine Schule für Beredtsamkeit hatte, in welcher die jungen Griechen gebildet wurden, die einmal als gute Redner gelten wollten. Er ging gleich zu Molon und bat ihn, einer solchen Lehrstunde beiwohnen zu dürfen, was Molon auch gern erlaubte. Cicero kam und wurde von dem Redemeister aufgefordert, auch eine Rede über einen gegebenen Gegenstand zu halten. Vermuthlich dachte Molon, es würde schlecht ausfallen, und dann hätte er mit seinen Schülern doppelte Ehre eingelegt. Cicero nahm es an und begann mit einem solchen Flusse zu reden, daß Alle aufmerksam dasaßen und erst da Athem zu schöpfen wagten, als Cicero zum Bedauern Aller schwieg. So etwas von Beredtsamkeit hatten sie noch nie gehört und wußten nicht, wie sie sein Lob genug preisen sollten. Nur Molon saß still und stumm da. Erst als ihn einer seiner Schüler fragte: „Aber, Molon, was sagst du denn dazu?“ bekam er wieder die Sprache. „Du hast mich tief gekränkt, Cicero,“ sprach er; „deine Landsleute haben uns unsere Freiheit und unser Vermögen genommen und uns nichts

gelassen, als den Ruhm, in Künsten und Wissenschaften das Meiste zu leisten. Nun kommst du und entführst uns auch noch diesen Ruhm!" — Nachmals bekleidete Cicero alle Magistratsstellen der Reihe nach, und als Consul erwarb er sich vorzüglich großes Verdienst dadurch, daß er (62) eine gefährliche Verschwörung entdeckte, die ein gewisser Catilina, ein nichtswürdiger Mensch, geschmiedet hatte, der nichts Geringeres beabsichtigte, als den Consul zu ermorden, Rom anzuzünden und sich mit dem Vermögen der ermordeten Bürger zu bereichern. Bei allen diesen öffentlichen Geschäften wußte der thätige Cicero doch noch immer so viel Zeit zu erübrigen, daß er einen weitläufigen Briefwechsel mit seinen Freunden führte, schlechte Menschen vor Gericht verklagte oder unschuldige vertheidigte und philosophische Schriften aufsetzte. Das Letztere geschah besonders in den letzten Jahren seines Lebens, die er auf dem Lande in glücklicher Abgezogenheit von den Staatsgeschäften zubrachte. Hier ließ er es sich gewiß nicht träumen, daß er einmal eines gewaltsamen Todes sterben sollte. Und doch war es so, wie bald hernach erzählt werden soll.

Zu seiner Zeit lebte ein anderer Mann, der schon einige Male beiläufig erwähnt worden ist; Pompejus, nur zwei Jahre jünger als Cicero, aber von ganz anderer Art. Von der Liebe zu den Wissenschaften, von der Beredtsamkeit, die bei Cicero gerühmt worden ist, war bei ihm keine Spur; dagegen fühlte er in sich die Anlage zu einem geschickten Feldherrn, und als solcher hat er sich auch wirklich bewährt. Er besiegte den Mithridat, der sich zuletzt aus Verzweiflung ums Leben brachte, gänzlich, rottete die Seeräuber, die bisher das mittelländische Meer beunruhigt hatten, ganz aus und unterdrückte einen Aufstand der Sklaven, die bereits mehrere Heere geschlagen und ganz Italien in Schrecken gesetzt hatten. Sein Triumph, den er zwei Tage lang hielt, war einer der glänzendsten und er konnte 24 Millionen Thaler in den öffentlichen Schatz legen.

Aber ein weit größerer Kopf, als er, war Julius Cäsar, sechs Jahre jünger als Pompejus, ein Mann, der bestimmt war, mit starker Hand in die Schicksale Roms einzugreifen. Seinen Vater hatte er schon verloren, als er erst sechs Jahre alt war; aber seine Mutter, Aurelia, war zum Glück eine treffliche Frau, die ihren einzigen Sohn mit einer großen Sorgfalt erzog und seine vorzüglichen Talente zuerst entwickelte. In seiner Jugend war er sehr schwächlich; aber auch das Verdienst hatte seine Mutter

um ihn, daß sie ihn nicht, wie viele Mütter ihre Kinder, durch übertriebene Aengstlichkeit verweichlichte, sondern durch Bewegung und Anstrengung seinen kränklichen Körper stärkte. Dabei hatte er sich früh zur Mäßigkeit gewöhnt, eine in dem damaligen Rom vorzüglich seltene Tugend; er betrank sich nie und hatte nur Eine Leidenschaft: Herrschsucht. Alles, was er dachte und that, lief darauf hinaus, wie er wohl mächtiger und berühmter werden könnte, und diese böse Leidenschaft hat den großen Mann vor der Zeit ins Grab gebracht.

Cäsars Jugend fiel in die Zeit der Bürgerkriege zwischen Marius und Sylla. Er war mit jenem nahe verwandt; Ursache genug, warum ihn Sylla verfolgte. Zuletzt verlangte dieser, er solle sich von seiner Frau, welche die Tochter des Cinna war, trennen. Aber Cäsar erklärte mit einer edlen Festigkeit, nichts in der Welt werde ihn vermögen, die Frau, die er zärtlich liebe, zu verstoßen; dafür mußte er sich aber nun auch vor Sylla's Spionen verstecken, die ihm mehrmals schon auf der Spur waren. Endlich brachten es einige Freunde dahin, daß Sylla ihn begnadigte. „Es sei," sagte dieser bei der Gelegenheit; „aber ihr wißt nicht, was ihr bittet; gebt Acht, in diesem jungen Manne steckt mehr als ein Marius." — Das wollte aber Niemand glauben, denn er schien für nichts als seinen Putz Sinn zu haben; er kleidete sich mit Sorgfalt, schminkte sich, ließ sein Haar in Locken ringeln und duftete von wohlriechenden Salben. Von einem solchen Stutzer konnte Niemand etwas Kräftiges erwarten; aber das war bei ihm alles nur Schein, so wie die Albernheit beim Brutus.

Endlich fiel es ihm ein, ein guter Redner zu werden, und da er vom Cicero hörte, daß Molon auf Rhodus ein großer Meister darin sei, so reiste er dahin ab. Unterwegs hatte er aber das Unglück, den Seeräubern, die damals noch das mittelländische Meer unsicher machten, in die Hände zu fallen, und sie verlangten von ihm ein Lösegeld von 20 Talenten. Da lachte er sie aber aus, daß sie für einen Mann, wie er sei, nicht mehr forderten; 50 Talente sollten sie haben. Als sie endlich in die Nähe von Klein-Asien kamen, schickte er alle seine Leute, mit Ausnahme seines Leibarztes und zweier Diener, ans Land, um die versprochene Summe bei seinen Freunden in Milet aufzubringen, und blieb, bis jene wiederkamen, über fünf Wochen unter ihnen, wußte sich aber bei ihnen so in Achtung zu setzen, daß es schien, als wenn

er ihr Herr und sie seine Sklaven wären. Wenn er ruhen wollte, verbot er ihnen, Lärm zu machen; dann las er ihnen manchmal Gedichte und Reden vor, die er aus Langeweile gemacht hatte, um zu sehen, welchen Eindruck Werke des Geistes auf die rohen Naturen machen würden. Wenn sie sich nun dabei langeweilten, so schalt er sie gemeine Seelen, die nicht verständen, was schön sei, und oft drohte er ihnen, er würde sie kreuzigen lassen. Sie aber lachten darüber und thaten Alles, was er wollte. Endlich kam das ersehnte Lösegeld an, und Cäsar wurde an das Land gesetzt. Geschwind rüstete er mehrere im Hafen von Milet befindliche Schiffe aus, segelte ihnen nach, holte sie bald ein und führte sie gefangen nach Klein-Asien zurück, wo er, um ihnen sein Wort zu halten, sie wirklich ans Kreuz heften ließ, nachdem er ihnen vorher das Geld wieder abgenommen hatte.

Als er nach Rom zurückkam, setzte er Alles in Bewegung, was ihn nur beim Volke beliebt machen konnte. Er war freundlich gegen den Vornehmsten, wie gegen den Geringsten, schmeichelte dem damals schon vielgeltenden Pompejus, kleidete sich mit Pracht und gab offene Tafel. Dabei aber ging sein nach römischem Maßstabe nur mäßiges Vermögen ganz darauf, und er gerieth dabei in solche Schulden, daß man diese auf anderthalb Millionen Thaler berechnete. Einem Andern wäre dabei Angst geworden, dem Cäsar aber nicht im geringsten; denn er wußte wohl, daß er sich, wenn ihm das Volk nur wohlwollte, durch einträgliche Aemter bald zwanzig Mal mehr erwerben könnte. Und so geschah es nachher auch.

Das erste Amt, welches man in Rom bekleiden konnte, war das eines Quästors oder Obereinnehmers, und als solcher wurde er nach dem heutigen Portugal geschickt; so weit reichte damals schon das anfangs so kleine römische Reich. Alles, was Cäsar ergriff, trieb er mit Eifer. So auch hier; müßig ging er nie; selbst auf Reisen, wo Andere schlafen oder nichts thun, hatte er im Wagen gewöhnlich zwei Schreiber bei sich, denen er zugleich dictirte, und wenn er in einer Sänfte reiste, pflegte er immer selbst zu schreiben. Nachdem das Jahr um war (denn alle obrigkeitlichen Aemter wurden nur ein Jahr verwaltet), kehrte er nach Rom zurück und stieg bald von Stufe zu Stufe zu immer höherer Macht; denn er konnte so fest auf die Volksgunst rechnen, daß ihm nichts mehr fehlschlug. Einen recht auffallenden Beweis davon erhielt er, als einmal das Amt des Oberpriesters erledigt wurde. Das war ein

Ehrenamt, welches nur von alten, gedienten Männern bisher bekleidet worden war. Dergleichen hatten sich auch jetzt wieder dazu gemeldet, und Cäsar war damals noch nicht 40 Jahre alt. Dennoch meldete er sich ganz keck, so sehr auch seine sorgsame Mutter es widerrieth. Als der Wahltag anbrach, begleitete ihn die gute Frau, vor Besorgniß weinend, bis an die Hausthüre. Er suchte sie zu beruhigen und sagte endlich zum Abschiede: „Mutter, entweder siehst du mich als Oberpriester wieder, oder ich verlasse Rom auf der Stelle.“ Und er wurde richtig erwählt.

Nun sah er wohl, daß er Alles durchsetzen könnte, und das flößte ihm das Selbstvertrauen ein, das freilich auch nöthig ist, wenn man so hoch steigen will, wie er hernach gestiegen ist. Ungeachtet seiner Schulden setzte er die vorige Lebensart fort, und er gerieth so tief hinein, daß er einmal einem Freunde vertraute: „Fünfzehn Millionen brauche ich ungefähr, um sagen zu können, daß ich nichts habe. — Daher wollten ihn auch seine Gläubiger nicht fortlassen, als er, zum Prätor (höchste richterliche Würde, überhaupt höchste Verwaltungsstelle in der Provinz) erwählt, nach Spanien reisen wollte. Da trat der reiche Crassus ins Mittel, welchen Cäsar durch sein gewandtes Wesen gewonnen hatte, und sagte gut für ihn, und nun ließ man ihn reisen. Auf dieser Reise kam er durch ein kleines, elendes Städtchen am Fuße der Alpen. Einer seiner Begleiter fragte im Scherze, ob man sich auch hier wohl um Aemter und Würden streiten, einander beneiden und Ränke spinnen möge? „O ganz gewiß,“ antwortete Cäsar, „und glaubt mir: ich wollte hier lieber der Erste, als in Rom der Zweite sein!“ Aus diesen Worten schon konnte man sehen, was er für die Zukunft im Sinne hatte. Auf derselben Reise kam er auch nach der heutigen Stadt Cadix und fand da in einem Tempel die Bildsäulen mehrer Helden. Vor der des Alexander blieb er lange im Nachdenken versunken stehen; dann rief er schmerzlich aus: „Der hatte in meinem Alter schon eine Welt erobert, und ich — ich habe noch nichts gethan!“

Als er nun nach Rom zurückkam, trat er schon kühner auf. Er versöhnte den Pompejus mit dem Crassus, trat mit Beiden in eine Verbindung und alle Drei theilten nun insgeheim die Herrschaft unter sich (60 vor Christus). Und wahrlich, eine unvergleichliche Verbindung! Der Reichste, der Angesehenste und der Klügste im Bund! Wer wollte solchem Kleeblatte widerstehen? — Das Erste, was Cäsar durchsetzte, war, daß man ihn zum Consul

ernannte. Nachdem er durch die von ihm vorgeschlagenen Gesetze alle Parteien gewonnen hatte, erlangte er, daß ihm nach seinem Consulate Gallien auf fünf Jahre zur Provinz gegeben wurde. Unter Gallien verstand man damals sowohl Ober-Italien, als das jetzige Frankreich, von dem aber der größte Theil noch unbezwungen war. Indessen sorgten auch Pompejus und Crassus für sich. Auch sie bewarben sich ums Consulat, und da eine starke Gegenpartei es zu verhindern suchte, setzten sie es mit Gewalt durch. Zugleich ließ sich Pompejus nach Vollendung des Consulats Spanien, und Crassus Syrien zur Provinz anweisen, während dem Cäsar seine Provinz auf fünf Jahre verlängert wurde. Die Verbindung dieser Männer nennt man das Triumvirat (Dreiherrschaft) und die drei Männer Triumviren (Dreimänner). Sieben Jahre blieb es so; Pompejus blieb in Rom und ließ durch einen Andern Spanien verwalten; Crassus ging nach Syrien, führte da einen Krieg mit den Parthern und wurde von ihnen erschlagen, und Cäsar zerarbeitete sich in Gallien; denn dieser hatte gerade das Schwerste übernommen. Gallien war damals von vielen kleinen Völkerstämmen bewohnt, die meist erst bezwungen werden sollten, und dies Geschäft hatte Cäsar über sich. Da gab es fast täglich Gefechte, und glaubte er endlich einen Stamm zum Gehorsam gebracht zu haben, und ging nun weiter, so rissen sich die Unterworfenen wieder los und die Arbeit ging wieder von neuem an. Aber zu einem so schwierigen Unternehmen war Cäsar ganz der Mann. Sein Kopf war unerschöpflich an Kriegslisten; bald siegte er durch Ueberraschung, bald durch die sanfte Gewalt der Ueberredung. Keine Strapaze war ihm zu groß, und willig folgten ihm seine Soldaten durch die dichsten Wälder, durch die wüstesten Gegenden und über die kahlsten Gebirge; denn sie wußten, daß sein Genie sie nicht im Stiche lassen würde. Ohne Absicht hatte er sich diese Provinz, die ihm so viele Arbeit machte, auch nicht ausgesucht. Hier härtete er seine Soldaten ab, bildete aus ihnen ein unüberwindliches Heer und fesselte sie durch Liebe und Gewohnheit so an sich, daß er sich nachher ganz auf sie verlassen konnte. Neun Jahre ist er in Gallien geblieben, und seine Soldaten, die ihn die ganze Zeit hindurch täglich um ihr Wohl bekümmert sahen, glaubten zuletzt, gar nicht ohne ihn leben zu können. Es ist wirklich recht bewundernswürdig, welche unerschöpfliche Thätigkeit in diesem Manne steckte. Während er am Tage die angestrengtesten Märsche zu machen oder mit dem Feinde zu kämpfen

hatte, arbeitete er des Nachts an ſeinem Tagebuche, welches wir noch übrig haben, oder ſchrieb Briefe nach Rom, oder fertigte ſchriftliche Befehle aus. An ihm ſah man recht, wie viel man zu thun vermag, wenn man nur jeden kleinen Zeittheil wahrnimmt; er hat faſt noch einmal ſo viel gelebt als mancher Andere, der eben ſo alt wurde wie er.

Von ſeinen vielen erfochtenen Siegen, ſeinen Gefahren und übrigen Thaten kann hier nicht umſtändlich die Rede ſein; nur ein paar Vorfälle aus ſeinen neunjährigen galliſchen Feldzügen. Gleich der erſte Streit war zwiſchen ihm und Arioviſt. Dieſer Mann war ein deutſcher Fürſt aus dem jetzigen Schwaben, von hoher Geſtalt und von unbezwinglichem Muthe. Zwei Völkerſchaften in Gallien hatten Streit gehabt und eine ihn zu Hülfe gerufen. Er war gekommen, hatte geholfen, aber das Land ihm ſo wohl gefallen, daß er nicht wieder abziehen gewollt, und neue aus Deutſchland herbeigeſtrömte Schaaren gaben ſeinem Willen Nachdruck. Jetzt riefen die Gallier den mächtigen Cäſar gegen den wilden Gaſt zu Hülfe. Cäſar kam und ließ den deutſchen Fürſten zur Unterredung fordern. Arioviſt erwiederte: wenn er vom Cäſar etwas begehre, werde er zu ihm kommen: darum verlange er jetzt, daß Cäſar ihn aufſuche. Er wundere ſich, was die Römer in dem Lande wollten, welches er ſich erkämpft habe. Die Römer möchten ſich in Acht nehmen vor den Deutſchen, die vierzehn Jahre lang unter kein Dach gekommen wären. Indeſſen hatten die römiſchen Soldaten durch die Gallier über die Deutſchen Nachrichten eingezogen, die ihnen allen Muth benahmen. Die Gallier erzählten von der ungeheuren Größe der Germanen, von ihrer unglaublichen Tapferkeit und Gewandtheit; es ſei nicht möglich, den Anblick ihrer wildfunkelnden Augen zu ertragen. Da verbreitete ſich Bangigkeit im römiſchen Heere; wer Urlaub bekommen konnte, ſchlich ſich fort, und die nicht gingen, blieben nur, weil ſie ſich wegzugehen ſchämten. Alle ſchlichen mit geſenktem Blick umher und ſprachen vom Tode; Manchem ſah man Thränen im Auge, und im einſamen Zelte vertraute Einer dem Andern ſeine bangen Beſorgniſſe. Ueberall ſah man Teſtamente machen, und Viele ſchwankten, ob ſie gehorchen ſollten, wenn zum Aufbruche geblaſen würde. Da zeigte ſich die Gewalt, die Cäſar über die Gemüther hatte. Er ließ ſie zuſammenkommen und ſprach: „Wie? Ihr fürchtet euch? Iſt das nicht derſelbe Feind, den Marius angegriffen und beſiegt hat? — Ich höre, ihr wollt dem Marſchrufe nicht folgen. Gerade deswegen

breche ich am nächsten Morgen auf, und werde doch sehen, ob Pflicht und Ehre, oder ob Furcht mehr über euch vermag. Und wenn ihr mir auch nicht folgt, so gehe ich mit der zehnten Legion allein; die wird — ich weiß es gewiß — ihren Feldherrn nicht verlassen." Diese Rede wirkte Wunder; Alle versicherten ihren unbedingten Gehorsam; er möchte sie führen, wohin er wollte. So wollte Cäsar sie haben. Er brach auf und stand bald dem Arioviſt nahe. Jetzt verlangte dieser selbst eine Zusammenkunft. Auf einem Hügel, der sich mitten in einer weiten Ebene erhob, trafen beide mächtige Heerführer allein zusammen; denn in einiger Entfernung hielten ihre Reiter. Ein herrlicher Anblick, wenn zwei große Männer, die zum Streite gerüstet sind, in friedlicher Rede sich begegnen; Aber die Unterredung führte nicht zum Frieden. Arioviſt fragte, was die Römer in seinem Lande zu suchen hätten? Und Cäsar meinte, Rom könne seine Bundesgenossen nicht verlassen. Beide schieden, um sich bald im Kampfe zu messen. Da erfuhr Cäsar, daß die Deutschen vor dem Neumonde eine Schlacht vermeiden würden, weil ihre wahrsagenden Frauen aus den Wirbeln und Strömungen und dem Rauschen der Flüsse Unglück geweissagt hätten, wenn sie früher vorfiele. Sogleich stand sein Entschluß fest. Am nächsten Morgen schon führte er sein Heer hinaus gegen den Feind, der ruhig hinter seiner Wagenburg lag, nun aber auch vorrückte. Oben auf den Wagen standen, nach der alten deutschen Sitte, die Weiber mit fliegendem Haare und baten weinend die in die Schlacht ziehenden Männer, sie nicht der römischen Sklaverei preiszugeben. Die Deutschen liefen mit solcher Wuth gegen die Römer an, daß diese nicht Zeit hatten, die Wurfspieße zu schleudern. Aber es zeigte sich hier das große Uebergewicht der Kriegszucht über bloße Körperkraft. Auf allen Punkten wurden bald die Deutschen geschlagen und stürmten in wilder Eile davon. Die Schlacht war in der Gegend von Mühlhausen im Elsaß (58). Der größte Theil der Deutschen fiel in der Schlacht und auf der Flucht nach dem Rhein hin. Arioviſt rettete sich auf einem Kahne über den Strom; es ist von ihm nichts mehr gehört worden.

Mit andern Deutschen hatte Cäsar noch zwei Mal zu thun. Zwei deutsche Schwärme, die sich Usipeter und Tenchterer nannten, kamen mit Weibern und Kindern, Heerden und Knechten und aller Habe über den Rhein nach Gallien. Als Cäsar sie zurückwies, antworteten sie: die Sueven hätten sie aus Deutschland vertrieben; sie verlangten ja blos hier ein Land zum Wohnen.

Wollte ihnen Cäsar dies nicht lassen, so möge er Krieg hinnehmen; die Deutschen wären nicht gewohnt, einen Krieg durch Bitten abzuwenden. Aber Cäsar wurde bald mit ihnen fertig. Er lockte ihre Anführer zu sich und überfiel dann ihr Lager, das leicht auseinandergesprengt wurde. Nun ging er selbst über den Rhein und betrat zum ersten Male den deutschen Boden.*) Gern hätte er hier eine Schlacht geliefert und ein für alle Mal die Deutschen in ihrem eigenen Lande besiegt. Aber diese waren klüger geworden. Sie zogen mit ihrer ganzen Habe in die Wälder zurück und Cäsar wagte nicht, sie zu verfolgen. Er ging nach 18 Tagen wieder über den Fluß zurück, nachdem er den Grund zu der nachherigen Stadt Cöln gelegt hatte. Später ist er noch einmal über den Rhein gegangen,**) aber mit eben so wenigem Erfolge. Auch nach England kam der kühne Mann. Er ließ eine Flotte bauen und segelte über den Kanal, fand aber das Land so wüst, das Klima so rauh und die Einwohner so wild und kriegerisch, daß er bald wieder umkehrte. Im folgenden Jahre versuchte er es noch einmal; aber er sah wohl, daß hier nicht viel zu gewinnen sei, und segelte auch dies Mal bald wieder zurück.***)

Indessen hatte Pompejus in Rom nichts unversucht gelassen, die höchste Gewalt an sich zu reißen. Schon längst hatte er bereut, sich mit dem ehrgeizigen Cäsar eingelassen zu haben, der ihm über den Kopf gewachsen war. Ueberdies war die frühere Verbindung dadurch lockerer geworden, daß des Pompejus Frau, die Tochter Cäsars, gestorben war. Pompejus wollte nun Cäsars Abwesenheit benutzen, um sich beim Volke und Senate recht in Gunst zu setzen. Das gelang ihm auch besonders bei letzterm sehr gut und es fehlte ihm nur der Titel Dictator oder König; in der That

*) Man glaubt, bei dem jetzigen Neuwied unterhalb Coblenz.

**) Bei Mainz, wie man glaubt.

***) Mit Beziehung auf die Ereignisse bei Sedan und Metz im deutsch-französischen Kriege 1870 möge hier ein ähnliches Ereigniß aus dem gallischen Kriege erwähnt sein. Vercingetorix, der Oberfeldherr der Gallier, hatte sich mit 80,000 Mann zu Fuß und 15,000 Reitern in Alesia, westlich vom heutigen Dijon, eingeschlossen. Cäsar belagerte die Stadt, schlug die zum Entsatz herbeieilenden Gallier, so wie die Ausfälle der Belagerten zurück und zwang so das eingeschlossene Heer durch Hunger zur Uebergabe. Vercingetorix erschien im Waffenschmuck und zu Pferde im römischen Lager, ritt im Kreise um den auf seinem Feldherrnstuhle sitzenden Cäsar herum, sprang dann vom Pferde und legte sein Schwert zu Cäsars Füßen. Doch hielt ihn dieser fünf Jahre in Gefangenschaft, führte ihn in seinem Triumphe in Rom mit auf und ließ ihn dann enthaupten.

war er es schon. Cäsar erfuhr das Alles; denn er hatte eine Menge Freunde in Rom, die ihm alle Vorgänge meldeten, und mit heimlichem Schrecken beobachtete er die Fortschritte des Pompejus. Es kam jetzt nur noch darauf an, wer dem Andern zuvorkäme. Alle Tage wurde die Reibung beider Parteien größer, und endlich setzten es des Pompejus Freunde durch, daß der Senat befahl, Cäsar solle augenblicklich seine Soldaten auseinandergehen heißen. Das war so viel, als ihm befehlen, sich von seinen Feinden die Hände binden zu lassen. Er antwortete: er wolle gehorchen, wenn Pompejus dasselbe thue. Darauf erklärte der Senat: wenn Cäsar nicht vor einem bestimmten Tage sein Heer entließe, so würde er für einen Feind des Staats erklärt werden. Cäsar hatte sich indessen schon bis nach Ober-Italien gezogen und lauerte in Ravenna, das noch zu Gallien gerechnet wurde. Hier versammelte er seine treuen Soldaten, erzählte ihnen, wie es jetzt in Rom stehe und was der Senat von ihm verlange. „Wollt ihr," sprach er, „dulden, daß euer Feldherr so beleidigt werde?" — Alle riefen wie aus einem Munde: „Nein! nimmermehr!" — „Gut!" fuhr er fort, „so geht jetzt auseinander: am Rubicon" — so hieß das Flüßchen, welches das römische Gebiet von Gallien trennte — „am Rubicon sehen wir uns wieder." — Hier traf er auch wirklich am folgenden Tage wieder mit ihnen zusammen. Noch einmal überlegte er, was er thun wollte. Sobald er mit seinen Soldaten den Fluß überschritt, war er dem Senate ungehorsam und kündigte seinem Vaterlande den Krieg an. Und welche unabsehbare Folgen mußte dieser Schritt haben! Wie viel Unglück mußte daraus entstehen: Welchen Gefahren gab er sich dadurch selbst hin: Das überlegte er Alles und sprach zu seinen Freunden: „Jetzt können wir noch umkehren; sind wir aber über das Wasser gegangen, so müssen wir mit den Waffen die Sache ausfechten bis ans Ende." „Doch," rief er endlich, „laßt uns hinübergehen! Der Würfel ist geworfen!" Er setzte über den Fluß und seine Getreuen hinter ihm (49).

In Rom entstand auf die Nachricht: „Cäsar kommt!" Verwirrung und Entsetzen. Alles lief durcheinander: Cäsars Freunde, ihm entgegenzugehen oder ihn festlich zu empfangen, des Pompejus Anhänger aber, um sich zur Flucht zu bereiten. Pompejus hatte einmal gesagt, als man von der Möglichkeit sprach, daß Cäsar Rom den Krieg erklären könnte: „Laßt ihn! ich brauche nur auf die Erde zu stampfen, um ein Heer zu schaffen!" Jetzt

aber verlor er die Besinnung. — Er machte sich mit den Senatoren und den meisten Vornehmen auf die Flucht und eilte, obgleich er viel zahlreichern Anhang hatte, als sein Feind, nach Einem Hafen des adriatischen Meeres (Brundusium), um schnell nach Griechenland zu entkommen. Cäsar folgte ihm auf dem Fuße und hätte ihn gar zu gern noch eingeholt, aber er kam um einen Tag zu spät; eben waren die Letzten eingeschifft. „Fahrt immer hin!" dachte er, „zu seiner Zeit werde ich euch schon zu finden wissen." Zuerst ging er nun nach Rom, wo man ihn mit Jubel empfing; ganz Italien, Sicilien und Sardinien waren sein; dann ging er nach Spanien, wo ein pompejanisch gesinntes Heer stand; „denn," sagte Cäsar, „erst will ich das Heer ohne Feldherrn schlagen, und dann mich zum Feldherrn ohne Heer wenden." Er hielt nämlich die Begleiter von Pompejus nicht für gefährlich. Nachdem auch Spanien unterworfen und die meisten Pompejaner zu ihm übergegangen waren, setzte er nach Griechenland über, und — um es kurz zu sagen — er lieferte dem Pompejus bei Pharsalus in Thessalien eine entscheidende Schlacht (48). Daß er dazu seine Maßregeln trefflich genommen habe, läßt sich wohl von einem Cäsar schon erwarten. Unter Anderm hatte er seinen Reitern befohlen, wenn die Reiterei des Pompejus anrücke, nicht wie es gewöhnlich war, die Wurfspieße ihr gleich entgegenzuwerfen, sondern sie ganz nahe herankommen zu lassen, und dann nur gleich nach dem Gesicht zu stechen; denn die pompejanischen Reiter wären vornehme Jünglinge, die um nichts besorgter wären, als um ihre Gesichter, und eine Wunde dort mehr als alles Andere scheuen würden.

Es war ein Sieg, so entscheidend als nur einer sein kann. Die Pompejaner wurden auseinandergesprengt; viele baten den Cäsar um Verzeihung und wurden sehr gütig aufgenommen. Unter allen Flüchtlingen war keiner übler daran als Pompejus selbst. Der arme Mann war durch den einzigen verhängnißvollen Tag um die Früchte seiner jahrelangen Anstrengungen gekommen; mit seiner Herrschaft — das fühlte er wohl — war es nun für immer aus; wenn er nur einen Schlupfwinkel finden könnte, wo er sich vor seinem verhaßten Feinde verbergen möchte! Zunächst floh er nach dem Gestade des Archipels hin und brachte die Nacht in einer elenden Fischerhütte zu. Dann ging er zur See, um seine Frau von der Insel Lesbos abzuholen, wo sie den Ausgang der Schlacht abgewartet hatte. Die gute Frau — Cornelia hieß sie — hatte

schon alle Tage sehnlichst auf Nachricht gewartet; endlich erfuhr sie durch ein falsches Gerücht, Pompejus sei auf der Verfolgung Cäsars begriffen. Sie freute sich eben herzlich darüber, als ein Bote zu ihr hastig ins Zimmer trat, der vor Thränen nicht zu Worte kommen konnte. Sie erschrak; denn daß sich ein Unglück mit ihrem Manne zugtragen haben mußte, merkte sie nun wohl. Endlich sprach es der Bote aus, daß Pompejus eben sich der Insel nähere, aber mit einem einzigen Schiffe, das noch dazu nicht einmal ihm gehöre. Die arme Frau rang die Hände; der Wechsel von Freude und Schmerz war zu groß und plötzlich, als daß sie ihn ertragen konnte; sie sank in Ohnmacht und blieb lange bewußtlos liegen. Sobald man sie wieder zu sich gebracht hatte, eilte sie nach dem Gestade, wo eben Pompejus ans Land stieg. Von welchen Empfindungen wurden nicht Beide in diesem Augenblicke bewegt! Unter günstigen Umständen und voll Hoffnungen hatten sie sich getrennt, und nun — welches Wiedersehen! Pompejus faßte sie in seine Arme, sonst wäre das arme Weib wieder zusammengesunken. Aber ein noch härterer Schlag war ihr aufbehalten.

Hier bleiben konnte Pompejus nicht. Da fiel ihm ein, daß er an dem Könige Ptolemäus von Aegypten gewiß einen Beschützer finden würde. Dem Vater dieses jungen, erst dreizehnjährigen Königs hatte Pompejus große Dienste erwiesen und ihm selbst war er bisher Vormund gewesen, Grund genug, um von seiner Dankbarkeit eine Freistatt zu erwarten. So wurde also nach der ägyptischen Küste gesteuert und unfern derselben die Anker ausgeworfen. Ein Abgeordneter mußte dem Könige des Pompejus Ankunft melden und um seinen Schutz bitten. Der König hatte selbst noch keinen Willen, sondern war ganz in den Händen seiner Minister, elender, eigennütziger Menschen. Diese überlegten, was zu thun sei. Den Pompejus aufzunehmen, schien ihnen gefährlich, weil sie dadurch den Cäsar beleidigen würden: ihn abzuweisen, auch nicht rathsam; also — wollten sie ihn ermorden, das würde ihnen Cäsars Gunst am sichersten erwerben. Einer von ihnen, der Feldherr Achillas, übernahm das Bubenstück. Er fuhr mit einem ehemaligen römischen Hauptmanne und einigen Soldaten in einer Barke zu des Pompejus Schiff, entschuldigte sich, daß er nicht feierlicher ihn einhole; aber die Seichtigkeit des Meeres erlaube nicht, mit einem größeren Boote zu fahren. Pompejus und seine Begleiter schöpften zwar Verdacht, besonders da sie das ganze

Ufer rings um den Hafen mit Bewaffneten sich füllen sahen; indeß es schien ihm zu spät zur Flucht und so beschloß er denn, es auf gut Glück zu wagen. Er umarmte noch einmal seine Cornelia, die in Thränen zerfloß, und stieg, nur von Wenigen begleitet, in das verhängnißvolle Boot. Die ganze Zeit der Ueberfahrt sprach Niemand ein Wort mit ihm; denn Alle beschäftigte der Gedanke an den Mord. Da nahm er selbst das Wort und fragte den mitgekommenen Hauptmann Septimius: „Wenn ich mich nicht irre, hast du ehemals unter mir gedient?“ — Septimius antwortete nicht, sondern nickte nur verdrießlich mit dem Kopfe. Darauf zog Pompejus ein Papier heraus, auf welches er sich eine griechische Rede, die er an den König halten wollte, aufgeschrieben hatte, und las sie durch. Jetzt kamen sie ans Ufer. Pompejus stand auf, auf den Arm seines Freigelassenen, Philippus gestützt; aber in dem Augenblicke stieß im Septimius den Degen in den Rücken, und Achillas und ein anderer Hauptmann drangen auch mit ihren Schwertern auf ihn ein. Da erkannte er, daß Widerstand vergeblich sei; er verhüllte das Gesicht mit seinem Mantel, empfing ohne Laut Stich auf Stich und sank endlich mit einem tiefen Seufzer todt zu Boden. Das Alles sah Cornelia vom Schiffe aus mit an, und ihr lautes Klagegeschrei konnte selbst am Ufer gehört werden. Schnell aber lichteten die Schiffer die Anker und entzogen *sie* wenigstens der großen Gefahr. Die Mörder hieben der Leiche den Kopf ab und balsamirten ihn ein, um ihn zu seiner Zeit als ein Zeichen ihrer Treue dem Cäsar zu überreichen. Den Körper warfen sie nackt am Ufer hin. Aber der treue Philippus wich nicht von der Leiche seines theuern Herrn; er wusch ihn mit Meerwasser ab, wickelte ihn in seinen eigenen Mantel ein, baute mühsam von den Resten eines alten Fischerkahns eine Art Scheiterhaufen und verbrannte ihn. Die Asche wurde sorgfältig gesammelt und einstweilen unter einem Erdhügel beigesetzt. Seine Grabschrift lautete: „Der Mann, zu dessen Ehren man Tempel erbaute, hat kaum dieses Grab finden können.“ — Nachmals soll Philippus den Aschenkrug der Cornelia gebracht und diese denselben auf einem ihrer Landhäuser beigesetzt haben.

Cäsar hatte indessen nach der Schlacht bei Pharsalus seinen Feind verfolgt und zuletzt erfahren, daß er nach Aegypten gegangen sei. Geschwind fuhr er ihm nach und landete im Hafen von Alexandrien. Da kamen ihm die schändlichen Rathgeber des Königs ehrfurchtsvoll entgegen und überreichten ihm den Kopf des

Pompejus, für den sie eine recht große Belohnung erwarteten. Aber er wandte sich mit Abscheu von ihm ab und befahl, daß man ihn mit den köstlichsten Specereien verbrenne und die Asche in einem Tempel beisetze. Es traten ihm die Thränen in die Augen bei dem Anblicke der Züge eines Mannes, der so lange sein Eidam und Freund und nur zuletzt sein Feind gewesen war, und es mochte in dem Augenblick der Gedanke in ihm entstehen: „Wer weiß, wie dein eigenes Loos einst fallen wird!" Neun Monate ward Cäsar in Aegypten aufgehalten, wo er eine Thronstreitigkeit zwischen Cleopatra und Ptolemäus, ihrem Bruder, zu Gunsten der Ersteren entschied. Ptolemäus ertrank nach der Niederlage seines Heeres im Nil.

Hierauf erfolgte ein so rascher Siegeszug des Cäsar gegen Pharnaces, des Mithridates Sohn, daß Cäsar von sich sagen konnte: veni, vidi, vici (Ich kam, sah und siegte).

Noch aber fehlte viel, daß Cäsar ruhig sich seines Sieges freuen konnte. Pompejus war zwar todt, aber seine Söhne und seine Anhänger lebten noch und mußten erst besiegt werden. Daher mußte Cäsar bald in Afrika, bald in Spanien kämpfen, und überall siegte endlich sein großes Genie. Doch wurde ihm der Sieg oft recht schwer gemacht; denn unter seinen Gegnern waren so eifrige Anhänger der Republik, daß sie lieber sterben, als unter seiner Herrschaft leben wollten. Am berühmtesten darunter ist der jüngere Cato durch seinen Selbstmord geworden. Das Heer der Republikaner stand in der Gegend von Karthago, Cato selbst war in Utica. Als er hörte, daß Cäsar gesiegt hatte, beschloß er zu sterben. Er nahm ruhig von seinem Sohne und seinen Freunden Abschied, und nachdem Alle schlafen gegangen waren, las er noch in Plato's Buch über die Unsterblichkeit und stach sich dann mit dem Degen mehrmals in die Brust. — Als Cäsar nach Rom zurückkehrte, kamen ihm seine Freunde und Anhänger freundlich entgegen, und der Senat ernannte ihn zum Dictator und zum Consul auf fünf Jahre. Kaiser ist er eigentlich nicht genannt worden, obgleich aus seinem Namen, griechisch ausgesprochen (Kaisar), nachher das Wort Kaiser entstanden ist. Aber er herrschte unumschränkt, und mit verbissenem Unmuthe sahen die Freunde der alten römischen Freiheit zu ihm hinauf. Indessen ist nicht zu leugnen, daß er anfangs sehr vorsichtig verfuhr; er ließ die Republik dem Namen nach fortbestehen, löste den Senat nicht auf und bediente sich zum Scheine noch oft seines Rathes. Auch

gab er sich Mühe, das Volk von dem Gedanken an die Regierung durch kostbare Schauspiele abzulenken. Er selbst stellte, als er siegreich aus dem Felde zurückkehrte, einen prächtigen Triumph an, der vier ganze Tage dauerte. Jeden Tag fuhr er auf einem andern Triumphwagen; der eine war von Schildplatt, ein anderer gar aus Elfenbein. Bei dem einen Triumphe waren die Flüsse Rhein, Rhone und Nil und der Ocean als Gefangene in Gold vorgestellt; eine Unzahl von Gefangenen, unter denen man Könige, Prinzen und Prinzessinnen sah, schritt vor seinem Wagen voraus; der berühmte Leuchtthurm Pharos bei Alexandrien wurde, ganz in Feuer erleuchtet, im Relief einhergetragen, und was des Pomps noch mehr war. Und nun theilte er reiche Belohnungen unter die Soldaten aus, die ihm diese Siege hatten erringen helfen. Jeder Fußsoldat bekam über 1300 Thaler, jeder Hauptmann das Doppelte und jeder höhere Anführer das Vierfache; und damit auch das Volk an der Freude Theil nähme, erhielt jeder Bürger 10 Scheffel Korn, 10 Pfund Oel und noch dazu über 15 Thaler. So etwas konnte auch nur ein Cäsar, der so ungeheuere Schätze aus seinen Kriegen zurückbrachte. Bei jenem Triumphe wurden einige 70 Millionen Thaler an baarem Gelde und außerdem noch 2822 goldene Kronen vorgeführt, und alles Das war den rechtmäßigen Eigenthümern entzogen worden.

Was dem Cäsar ein bleibendes Verdienst erworben hat, ist die Verbesserung des Kalenders. Man hatte bisher in Rom sich immer noch dessen bedient, den Numa entworfen hatte und der sehr unvollkommen war. Die Oberpriester hatten die Aufsicht darüber geführt und die greulichste Unordnung einreißen lassen, so daß zu Cäsars Zeit der kürzeste Tag, der auf den 21. December fällt, in den Februar fiel. Da nahm sich Cäsar der Sache an. Er ließ einen tüchtigen Mathematiker aus Alexandrien kommen, wo überhaupt seit einigen Jahrhunderten schon der Hauptsitz der Gelehrsamkeit war, Sosigenes, und der mußte nun den Kalender nach der Bewegung der Erde einrichten. Freilich war dieser Kalender noch nicht ganz richtig; denn Sosigenes nahm das Jahr zu 365 Tagen 6 Stunden an, und bekanntlich ist das um einige Minuten und Secunden zu viel. Daher war es späterhin, als diese Kleinigkeit nach mehreren Jahrhunderten bis zu Tagen angelaufen war, nöthig, den Irrthum auszugleichen, und das ist im 16. Jahrhundert unter Papst Gregor XIII. geschehen. Daher kommt es auch, daß der Julianische Kalender (so heißt der von

Sosigenes eingerichtete) und der Gregorianische jetzt um 12 Tage verschieden sind; jener ist noch in Rußland gebräuchlich.

Nun war Cäsar des Herrschens schon gewohnter geworden, und sein grenzenloses Glück gegen seine zahlreichen Feinde machte ihn so dreist, daß er sich zuletzt nicht mehr so vorsah, Andere sein Uebergewicht nicht fühlen zu lassen. Seine Schmeichler errichteten ihm Bildsäulen; Tempel wurden ihm gebaut und seine Bilder darin göttlich verehrt, und endlich gar verordnet, daß in jedem Tempel jeder Stadt seine Bildsäule stehen sollte. Von dem beständigen Weihrauch, den man ihm streute, wurde sein Kopf endlich schwindlich, und er schien zuletzt selbst zu glauben, daß er besser sei als alle übrigen Römer: ein trauriger Wahn, der ein Vorbote seines Unglücks war. Besonders legte man ihm das sehr übel aus, daß er, als ihm einst der Senat mehrere Beschlüsse überreichte, von seinem elfenbeinernen Stuhle nicht einmal aufstand, sondern nur Jedem die Hand gab. Auch wollten Manche allerhand verächtliche Reden von ihm gehört haben; z. B. daß die Republik wie ein Schatten ohne Körper sei; daß man mit mehr äußerer Achtung mit ihm reden, daß man alle seine Worte als Gesetz annehmen müsse. Dazu kam, daß er der Lust, König genannt zu werden, nicht widerstehen konnte, ein Name, der seit des Tarquinius Zeiten äußerst verhaßt in Rom war. Seine Freunde sollten die Sache in Gang bringen; aber das Volk äußerte jedes Mal, wenn das Wort König nur erwähnt wurde, seinen Abscheu. Endlich wagte es einer seiner wärmsten Anhänger, Antonius, der damals gerade Consul war, ihm öffentlich auf dem Markte eine Königskrone zu überreichen. Das Volk hatte sich herangedrängt und lauerte murrend, was Cäsar thun würde. Aber diesem war der allgemeine Unwille nicht entgangen; er wagte nicht, sie unter solchen Umständen anzunehmen, und gab sie wieder zurück. Ein lautes Freudengeschrei belohnte ihn für seine Selbstüberwindung; aber Leute, die tiefer blickten, merkten recht gut, daß es kein Verdienst von ihm sei, und ihr Haß bekam dadurch neue Nahrung. Immer näher traten nun seine Feinde zusammen und es bildete sich endlich unter ihnen ein Bund, der Cäsars Ermordung zur Absicht hatte. Die Häupter der Verschwörung waren Marcus Brutus und Cassius. Dieser, ein eifriger Pompejaner, hatte sich schon lange mit dem Gedanken, den Cäsar zu ermorden, getragen, obgleich ihm dieser viele Gefälligkeiten erwiesen, ihm auch nach der Schlacht bei Pharsalus das Leben geschenkt hatte. Als er die Gleichgesinnten zur Theilnahme

aufforderte, waren alle bereit, wenn nur auch Brutus dabei sein wolle. Dieser Brutus war ein Mann von den strengsten Grundsätzen, festem, männlichem Charakter und ein Todfeind aller Willkür. Cäsar war ein Freund seiner Mutter und hatte auch den jungen Menschen stets zärtlich geliebt, ja selbst als Pflegesohn sich seiner recht väterlich angenommen. Dennoch war Brutus zu Pompejus übergegangen; das hatte aber Cäsars Zuneigung so wenig geschwächt, daß dieser vor der pharsalischen Schlacht ausdrücklich verboten hatte, dem Brutus etwas zu Leide zu thun. Nach dem Treffen hatte er ihm alles verziehen, ihn jetzt zum Prätor gemacht und für das folgende Jahr gar zum Consul bestimmt. Aber alle diese Wohlthaten konnten nicht den Tyrannenhaß in Brutus' Seele bezwingen; ja, das Gefühl, gegen Cäsar Verpflichtungen zu haben, scheint seinen Haß nur noch bitterer gemacht zu haben. Daher gelang es dem Cassius leicht, ihn zum Beitritt zu bewegen, und man ging nun rasch auf das Ziel los. Eine Menge edler Römer trat bei, und doch wurde mit bewunderungswürdiger Verschwiegenheit das Geheimniß bewahrt. Nicht einmal seiner Frau, Porcia, wagte Brutus das Geheimniß anzuvertrauen. Sie aber merkte bald, daß er etwas auf dem Herzen habe, was ihn beunruhige. Am Tage gelang es ihm, sich unbefangen zu stellen; aber in der Nacht, wenn er sie schlafend glaubte, erleichterte er seine sorgenvolle Brust durch Seufzer, und in ängstlichen Träumen ausgestoßene Worte verriethen ihr den Kampf seines Gemüths. Das kränkte die gute Frau, daß er ihr nicht Verschwiegenheit genug zutraute, und sie beschloß, ihm einen recht überführenden Beweis von ihrem Muthe und ihrer Seelenstärke zu geben. Sie ließ ihre Dienerinnen hinausgehen und stach sich nun ein kurzes Messer bis an den Griff in die Hüfte. Kein Laut verrieth ihren Schmerz, aber sie erblaßte und wurde am Wundfieber krank, ohne daß Jemand die Ursache ihrer Krankheit nur ahnete, ins Bette gebracht. Als nun hier Brutus, um sie besorgt, bei ihr saß, sprach sie: „Bin ich denn nicht deine Frau, auch um mit dir Freude und Schmerz zu theilen und dir jede Sorge tragen zu helfen? Und doch sehe ich, daß du mir nicht traueſt. Ich weiß zwar wohl, daß man uns Frauen für nicht verschwiegen hält; aber mir, deren Erziehung du kennst, solltest du doch mehr Festigkeit zutrauen. Damit du aber sieheſt, daß ich mit Muth jeden Schmerz zu ertragen vermag, so siehe her und urtheile nun selbst, ob eine solche Frau nicht auch ein Geheimniß aufzubewahren im Stande sei." — Brutus entsetzte sich,

als er die tiefe Wunde erblickte, umarmte sein muthiges Weib und vertraute ihr die ganze Verschwörung.

Ganz ungewarnt war Cäsar nicht. Er wußte, daß man geheime Versammlungen halte, aber er konnte der Sache nicht recht auf den Grund kommen. Als er am Abend vor dem zur Ermordung bestimmten Tage bei einem Freunde zu Gaste geladen war und die Gäste sich mit Essen, er aber mit Briefelesen und Schreiben beschäftigte, sprachen jene von der erwünschtesten Todesart. Plötzlich hielt Cäsar mit Schreiben inne und sagte: „Der unerwartetste Tod ist der erwünschteste." — Und diese Todesart ist ihm geworden. Als der 15. März 44 (vor Christus) anbrach, wo die Verschworenen ihn in voller Senatsversammlung ermorden wollten, fühlte er sich unwohl und wollte schon zu Hause bleiben. Seine Frau bestärkte ihn darin; denn sie hatte einen Traum gehabt, daß sie ihn blutig und mit Stichen verwundet in den Armen halte, und er hatte sie so beunruhigt, daß sie ihn inständig bat, nur heute zu Hause zu bleiben. Da kam einer der Verschworenen (Decius Brutus), der nach ihm sehen wollte, und redete ihm lebhaft zu, doch nur heute nicht wegzubleiben; der Senat sei ja schon versammelt und bereit, ihm heute die Krone anzutragen; man würde es als ein Zeichen von Geringschätzung ansehen u. s. w. Cäsar gab halb gezwungen nach und ging. Unterwegs begegnete ihm ein Wahrsager, der ihn kürzlich erst vor diesem Tage gewarnt hatte. „Nun," redete ihn Cäsar an, der 15. März ist ja da?" — „Schon „recht," antwortete jener; aber er ist noch nicht vorbei." Gleich darauf drängte sich ein anderer Mann herbei. Es war ein griechischer Philosoph, der, als Bekannter mehrerer Verschworenen, von der ganzen Sache unterrichtet war. Er hatte schnell Alles aufgesetzt, was er davon wußte, und drückte das Papier dem Cäsar in die Hand, als er eben über den Markt ging, indem er ihm in das Ohr flüsterte: „Lies es gleich; es sind wichtige Dinge darin, die dich betreffen." — Aber Cäsar wurde so von allen Seiten, bald von Diesem bald von Jenem in Anspruch genommen, daß er, den Zettel in der Hand, in die Versammlung trat, ohne ihn gelesen zu haben.

Hier warteten die Verschworenen schon auf ihn. Aber wie erschraken sie, als ein Mann, der, wie sie glaubten, auch um die Verschwörung wußte, sich dem Cäsar, der eben die Treppe hinaufsteigen wollte, nahte und lange und angelegentlich mit ihm sprach. Sie sahen, wie aufmerksam Cäsar ihm zuhörte, und hielten schon

Alles für verrathen. Wie leicht wurde ihnen, als sie merkten, daß Jener nur ein Anliegen gehabt hatte, und Dieser in die Versammlung eintrat! Alle Senatoren standen auf und die Verschworenen begleiteten ihn nach seinem erhabenen Sitze, während zwei von ihnen den Antonius an der Saalthüre durch Gespräche aufhielten. Zuerst trat einer der Verschworenen, Tullius Cimber, vor, und bat den Cäsar zum Schein um die Zurückberufung seines Bruders aus der Verbannung, und auch die Uebrigen drängten sich unter dem Vorwande heran, die Bitte zu unterstützen; Viele griffen nach Cäsars Händen, als wenn sie recht dringend bitten wollten. Aber Cäsar schlug es ab und wollte, da er das Gedränge sah, aufstehen. In dem Augenblicke faßte Cimber seinen Rock und suchte diesen ihm von der Schulter zu ziehen. Auf dies verabredete Zeichen drängten Alle sich um ihn, Cäsar aber schrie: „Das sind nicht Bitten, das ist Gewalt!" Bei diesen Worten erhielt er von Casca, der hinter seinem Stuhle stand, einen Stich in die Schulter. „Elender Casca!" rief Cäsar, drehte sich um und griff nach ihm, „was machst du?" Casca aber rief seinem Bruder zu: „Mein Bruder, komm mir zu Hülfe!" Cäsar versuchte noch einmal aufzustehen und sich durchzudrängen, aber die Dolche aller Verschworenen blitzten ihm entgegen. Mit blinder Wuth stießen sie auf den Wehrlosen, der eine Zeitlang mit vorgehaltenem Arme die Stöße auffing. Endlich sah er auch den Brutus unter den Mördern. Bei diesem Anblicke brach er mit Wehmuth in die Worte aus: „Auch du, mein Sohn, bist unter ihnen?" — Er hüllte sein Gesicht in seinen Mantel und sank endlich, mit 23 Wunden bedeckt, neben der Bildsäule des Pompejus entseelt zur Erde.

Während dieser Greuelthat saß der Senat, der von der Verschwörung nichts gewußt hatte, leichenblaß und wie versteinert da. Der Schrecken lähmte die Senatoren so, daß weder Jemand nach Hülfe gelaufen war, noch dem Bedrängten beigestanden hatte. Aber als die That vollbracht war, Brutus den blutigen Dolch in die Höhe hob und sich mit einer Rede an den Senat wenden wollte, verließen Alle mit Grausen und Entsetzen ihre Sitze und stürzten in wildem Gedränge zum Saale hinaus. In der Stadt hatte sich das Gerücht mit Blitzesschnelle verbreitet; das Volk lief herbei, alle Werkstätten wurden geschlossen, und Jeder war unruhig und gespannt, was die Verschworenen nun unternehmen würden. Diese benahmen sich aber so unentschlossen, daß die Freunde Cäsars bald wieder Muth bekamen. Doch wurde fürs erste auf Cicero's Rath

vom Senate beschlossen, die Mörder sollten ungestraft, aber auch die Gesetze und Einrichtungen des Cäsar unverändert bleiben. So blieb es einige Tage, und schon schien es, als wollten sich seine Freunde mit seinen Mördern aussöhnen, als das Testament Cäsars, welches nun eröffnet wurde, neue Aufregung erzeugte. Man fand darin, daß der Haupterbe seiner großen Reichthümer der Enkel seiner Schwester, der junge Octavius (der nachmalige Kaiser Augustus), sein, und auf den Fall, daß dieser und die andern Schwesterenkel keine Erben hätten, Brutus, sein Mörder, erben solle. Endlich fand man, daß er jedem römischen Bürger ein Legat von etwa 20 Thalern und seine Gärten dem allgemeinen Vergnügen vermacht habe. Dies Alles machte Antonius dem Volke in der Leichenrede bekannt, die er auf dem Markte dem Entseelten hielt. Alles war dabei darauf berechnet, Liebe und Mitleid für Cäsar und Rache gegen seine Mörder zu erwecken. Auf einer Erhöhung stand ein Tempel von vergoldetem Holze und unter demselben sah man die Leiche auf einem Bette von vergoldetem Elfenbein, mit einem Purpurteppich bedeckt. Daneben hing die blutige Toga des Ermordeten, zu dessen Häupten der Redner stand. Er erzählte von der Liebe des Ermordeten für die Bürger, die dieser auch im Testamente kund gethan, versicherte, wie unrecht man ihm thue, wenn man glaube, daß er tyrannische Absichten gehabt habe, und hob endlich das blutige Gewand in die Höhe, in welchem er die vielen Dolchstiche erkennen ließ. Die Wuth des Volkes wurde dadurch aufs höchste gesteigert. Viele tausend Augen vergossen Thränen, unzählige Hände ballten sich zur Wuth; endlich stürzte der Pöbel durch die Straßen der Stadt, zerriß einen unschuldigen Mann, weil er ihn für einen der Mörder hielt, und konnte nur durch Gewalt abgehalten werden, die Häuser der Mörder in Brand zu stecken. Diese hielten sich endlich in Rom nicht mehr sicher und entwichen aus der Stadt.

Antonius, ein junger, ehrgeiziger, der Schwelgerei sehr ergebener Mann, benutzte diese Verwirrung der Umstände, um sich zur höchsten Macht emporzuschwingen. Er legte sich eine Leibwache von 6000 Mann zu, und nun hatten die Römer einen weit schlimmern Tyrannen, als Cäsar je gewesen war. Alles, was er verlangte, mußte geschehen, und er mißbrauchte den Namen Cäsars auf die unverschämteste Art. Um diese Zeit kam ein Mann nach Rom, der bestimmt war, auf die Schicksale Roms mehr einzuwirken, als irgend ein Anderer vor ihm. Das war Octavius,

der Enkel der Schwester Cäsars und sein Haupterbe. Er hatte eben in Apollonia auf der Küste von Illyrien studirt, war noch nicht 19 Jahre alt, besaß aber schon eine weit über sein Alter gehende Schlauheit und Gewandtheit, und von Stunde an hatte er den Vorsatz gefaßt, einmal der Erste in Rom zu werden und dabei seinen Großoheim sich zum Muster zu nehmen. Das Erste war, daß er den Bürgern das von Cäsar vermachte Legat austheilte; dann schlich er freundlich bei Allen umher und that so unschuldig und bescheiden, daß sich Jeder über den liebenswürdigen Jüngling freute. Den Cicero suchte er vor Allem auf, nannte ihn seinen Vater und bat sich seinen Rath aus. Aber dabei versäumte er nicht, sich immer fester in die Gunst des Volkes zu setzen; er theilte Geld mit vollen Händen aus, stellte prächtige Schauspiele an und zog besonders die Soldaten Cäsars durch reiche Geschenke auf seine Seite. Die Feindschaft zwischen ihm und Antonius brach bald los. Octavius hatte dem letztern seine Aufwartung gemacht; aber Antonius ließ ihn lange vor der Thüre warten, und da er ihn endlich hereinließ, empfing er ihn sehr kalt und weigerte sich, ihm das in Beschlag genommene Vermögen Cäsars zu überantworten. Beide warben Truppen, und Antonius flüchtete sich endlich nach Ober-Italien, um von dort aus Rom zu erobern, wie einst Cäsar. Sogleich bot der geschmeidige Octavius dem Senate seine Dienste an und ging mit den beiden Consuln und einem Heere gegen Antonius zu Felde. Dieser wurde bei Modena geschlagen; die beiden Consuln blieben, dem Octavius sehr zu gelegener Zeit, in der Schlacht, und geschwind stellte er sich an die Spitze des Heeres, um dem Senate nun Alles abzutrotzen. Dieser aber empfing ihn nicht mit genug Ehrenbezeigungen und befahl ihm, das Heer einem andern Feldherrn zu übergeben, was der eitle Octavius so übel nahm, daß er sich im Stillen gelobte, sich nun auch am Senate blutig zu rächen. Nur auf eine Gelegenheit wartete er noch, die sich aber bald genug fand.

38. Triumvirat des Octavius, Antonius und Lepidus.

Antonius war nach Gallien geflüchtet und hatte dort den Statthalter Lepidus, einen sonst ziemlich unbedeutenden Mann, auf seine Seite gebracht und ihn vermocht, seine Legionen zu seinen eigenen stoßen zu lassen. Beide rückten nun auf Rom los. Der Senat gerieth in Verlegenheit und erlaubte dem Octavius, der sich

halb mit Gewalt zum Consul gemacht hatte, gern, gegen den doppelten Feind ins Feld zu ziehen. Aber statt sie zu bekämpfen, hielt (43) er mit Antonius und Lepidus in der Gegend von Bologna eine Zusammenkunft, die drei Tage dauerte, wo sie verabredeten, miteinander gemeinschaftlich das römische Reich zu theilen, alle ihnen feindlich gesinnte Männer hinrichten zu lassen, sich ihres Vermögens zu bemächtigen und den Soldaten, die ihnen dazu behülflich wären, nach gethaner Arbeit 18 italische Städte mit allen dazu gehörigen Dörfern und Landhäusern zu überlassen, aus denen die unschuldigen Einwohner vertrieben werden sollten. Also ein zweites Triumvirat. Ueber Cicero erhob sich ein Streit. Octavius wollte ihn retten, Antonius aber rief, der müsse vor Allen sterben, weil er in Rom mehrere heftige Reden gegen ihn gehalten hätte, und ehe er ihn am Leben ließe, möchte die ganze Unterhandlung zurückgehen. „Ich schätze ihn aber wie meinen Vater," meinte Octavius. — „Nun!" antwortete Antonius, „was ist das weiter? Ich lasse ja auch meinen Oheim sterben!" — „Und ich," sprach Lepidus, „setze ja meinen eigenen Bruder mit auf die Liste." So wurde denn Cicero's Name obenan geschrieben. Dann theilten sich die drei Männer vorläufig in das ganze Reich. Als man den Soldaten die beschlossene Vereinigung kundthat, jubelten sie; denn die alte Tugend der Römer war fast ganz aus dem Heere verschwunden, das nur noch aus wilden, an Mord und Blutvergießen gewöhnten Menschen bestand.

Nun brach man auf gegen Rom. Eine Rotte mordsüchtiger Soldaten wurde vorangeschickt, um vorläufig 17 der vornehmsten Feinde der Triumvirn umzubringen. Es war schon dämmerig, als sie eintrafen. Vier der Bezeichneten begegneten ihnen gerade auf der Straße und wurden niedergestoßen. Der Schrecken durchflog nun die Stadt. Keiner hielt sich mehr für sicher; wer etwas zu verlieren hatte, verkroch sich; Viele wurden gefunden, alle Häuser der Vornehmen durchsucht, überall hörte man Geschrei. Es war eine fürchterliche Nacht. Mancher Mann, der so eben ruhig und vergnügt mit den Seinigen gegessen hatte, wurde vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder niedergestochen.

An den folgenden Tagen hielten die Dreimänner ihren Einzug an der Spitze der Legionen. Alles zitterte vor der Mörderschaar, und wer irgend einmal mit einem der drei Tyrannen in eine feindliche Berührung gekommen war, suchte sich einen Versteck aus. Alle Tage wurde die Zahl der dem Tode Geweihten vergrößert,

und Zeitgenossen versichern, es wären in jenen Tagen des Schreckens 300 Senatoren, 2000 Ritter und eine nicht zu bestimmende Zahl gemeiner Bürger getödtet worden. Welch eine Blutschuld! — Um aber die Soldaten zu reizen, die Verborgenen aufzuspüren, wurden für jeden Kopf 5000 Thaler ausgezahlt und den Sklaven außerdem die Freiheit versprochen. Nicht leicht wurde ein Haus in Rom gefunden, welches nicht vom Blute eines Ermordeten befleckt worden wäre. Die ganze Schlechtigkeit der Hefe des Volks wurde aufgerührt, und wer einen Vornehmen kannte, der ihm verhaßt war, gab ihn als Feind der Triumvirn an.

Aber bei diesen scheußlichen Scenen der Entmenschung thut es wohl, auch viele Züge von Edelmuth zu finden, und gerade solche Zeiten sind es, wo sich der Mensch von seiner fürchterlichsten, aber auch von seiner edelsten Seite zeigt. Es ist erzählt worden, daß Antonius seinen Oheim, seiner Mutter Bruder, in die Liste der Geächteten geschrieben habe. Der Muth der Schwester desselben, Julia, rettete ihn. Die muthige Frau nahm ihn in ihr Haus, verbarg ihn, und lange scheuten sich die Soldaten, im Hause der Mutter ihres Triumvirs Nachsuchung zu halten. Als endlich doch ein Hauptmann eindrang, ging sie der Wache entgegen und erklärte mit fester Stimme, daß ihr Bruder nicht eher sterben sollte, bis sie selbst von ihnen niedergestoßen sein würde. Da traten die Soldaten ehrerbietig zurück; sie aber ging auf den Markt, trat vor den Richterstuhl ihres Sohnes und sprach: „Ich klage mich selbst an, daß ich meinen Bruder verheimliche. Befiehl also, daß man mich umbringe, weil die Todesstrafe wider Die ausgesprochen ist, die einen Geächteten bei sich verbergen.“ — Antonius antwortete nichts, als: „Du bist eine bessere Schwester als Mutter!“ und strich den Oheim aus der Liste aus.

Ein gewisser Plotius hatte sich in seinem eigenen Hause versteckt. Die Soldaten kamen und fragten seine Sklaven nach ihrem Herrn. Diese wollten ihn aber nicht verrathen und ließen sich lieber auf die Folter spannen. Als er aber das Wimmern der treuen Menschen hörte, kam er zum Vorschein und wurde ermordet.

Ein alter, schwacher Mann, Oppius, war auch geächtet und wartete ruhig die Mörder ab. Aber sein zärtlicher Sohn bat so lange und flehentlich, bis der Greis ihm erlaubte, ihn auf den Schultern aus der Stadt zu tragen. Sie kamen glücklich aufs Feld und endlich bis an das Meer, indem der gute Sohn den alten kranken Vater bald führte, bald trug, und wie freute er sich,

als er ihn glücklich nach Sicilien gerettet hatte. Die That des guten Sohnes wurde bald bekannt und nicht vergessen. Geraume Zeit nachher wurde er, als Alles wieder ruhig war, in Rom zum Aedil (Vorsteher der Schauspiele) gewählt und mußte — so war es gewöhnlich — auf seine Kosten Schauspiele anordnen, und doch hatte er früher sein ganzes Vermögen eingebüßt. Aber die Arbeiter erklärten, für einen so guten Sohn würden sie gern Alles unentgeltlich machen, und die Zuschauer warfen nachher so viel Geld aufs Theater, daß der junge Oppius ein reicher Mann wurde.

Viele Geächtete wurden durch ihre Sklaven verrathen, nicht wenige aber auch durch diese gerettet. So der Senator Ventidius. Einer seiner Sklaven, der den übrigen nicht traute, ergriff seinen Herrn und legte ihm vor den Augen der übrigen Ketten an, aber nur, um ihn in der nächsten Nacht in einer Hauptmannskleidung, die er ihm verschafft hatte, aus der Stadt zu bringen. Er und einige Mitsklaven legten Soldatenkleider an, und so zogen sie mit ihm durch das Land immer weiter, als wenn sie auch den Flüchtlingen nachsetzten. Auf diesem Wege waren sie einmal eine Nacht über mit einem andern Haufen Soldaten in einem und demselben Hause, welche ihnen erzählten, sie setzten dem Ventidius nach. „So?“ sagten diese, „dem sind wir auch auf der Spur.“ Und glücklich entkamen sie.

Ein angesehener Mann, Rheginus, der früherhin Consul gewesen war, verkleidete sich als Kohlenführer, belud einen Esel mit einem Kohlensacke und trieb ihn durch die Straßen zum Thore hinaus. Aber einer seiner ehemaligen Soldaten erkannte ihn trotz des geschwärzten Gesichts. Er konnte sich leicht den Preis von 5000 Thalern verdienen, aber er ging ruhig vorüber und flüsterte ihm zu: „Glück auf den Weg, mein Feldherr!“

Ein Sklave versteckte seinen Herrn und zog dessen Kleider an, in denen er den einbrechenden Mördern entgegentrat. Eben wollten diese, weil sie ihn für seinen Herrn hielten, ihn niederstoßen, als ein anderer nichtswürdiger Sklave ihnen zurief: „Halt, der ist nicht der Herr; ich will euch den wahren zeigen.“ Er that es auch, und der Herr wurde gemordet. Aber das Volk erfuhr dies und übte einmal eine gerechte Justiz aus. Es stürmte nach dem Hause und ruhte nicht eher, bis der ruchlose Sklave gekreuzigt, der treue aber mit der Freiheit beschenkt wurde.

Das Schicksal keines der Geächteten verdient aber solche Theilnahme, als das des großen Redners Cicero. Der alte Mann

hatte sich in den letzten Jahren meist von Geschäften zurückgezogen, nur gegen des Antonius Anmaßung hatte er einige Reden gehalten und dadurch dessen Haß gegen sich erregt. Jetzt lebte er mit seinem Bruder Quintus auf seinem Landgute Tusculum in der Nähe von Rom. Hier erfuhr er, daß er geächtet wäre, und das versetzte ihn, der nie viel Muth gehabt hatte, in die tödtlichste Angst. Er eilte auf ein anderes Landgut und wollte schon nach Macedonien fliehen, als er fand, daß es ihm an baarem Gelde fehlte. Quintus übernahm daher, erst heimlich nach Rom zu gehen, und dort etwas zu holen. Er war aber kaum in sein Haus getreten, als er auch schon verrathen wurde und die Wache erschien. Geschwind versteckte er sich und sein Sohn trat der Wache entgegen und versicherte, er wisse nicht, wo sein Vater sei. Da legten die Mörder den armen Jüngling auf die Folter und marterten ihn so gräßlich, daß er still für sich hinwimmern mußte. Das hörte sein Vater; die Liebe zu seinem Sohne war stärker als die Liebe zum Leben. Er kam aus dem Verstecke hervor und wurde mit seinem Sohne zugleich getödtet. Cicero selbst war indessen im voraus bei Gaeta auf ein Schiff gegangen und wollte hier seinen Bruder erwarten. Aber er fürchtete, die Beschwerden der Seereise nicht ertragen zu können; schon der Anblick des Meeres machte ihn ganz ängstlich, und, wie der Aberglaube denn bei allen Dingen gern sein Spiel treibt, man erzählt, es hätte sich ein Schwarm Raben auf die Segelstangen gesetzt und am Tauwerk gepickt (!). Er ließ sich also wieder ans Land bringen, weil er das für ein Unglückszeichen hielt, und beschloß, auf sein drittes in der Nähe liegendes Landgut sich tragen zu lassen. Aber auch hier fand der arme Mann keine Ruhe. Die Nachricht, daß eine Mörderschaar schon ausgeschickt sei, ihn aufzusuchen, schreckte ihn wieder auf. Seine Sklaven setzten ihn in eine Sänfte, um ihn weiter zu schaffen. Zu spät! Die Mörder holten ihn ein. Da befahl er, die Sänfte niederzusetzen und das Unvermeidliche geschehen zu lassen. Eben als er den Kopf aus der Sänfte streckte, um sich nach den Mördern umzusehen, hieb ihm der Hauptmann, der die Bande führte, den Kopf ab, der so viel Treffliches gedacht hatte. Diese That war um so schändlicher, da Cicero denselben Hauptmann einmal vor Gericht mit Eifer vertheidigt und doch dieser Mensch den Auftrag emsig gesucht hatte. Den abgehauenen Kopf und seine beiden Hände brachte der Undankbare dem Antonius, der mit Entzücken und Gelächter diese sichern Zeichen des Todes seines Feindes betrachtete

und sie dann an der Rednerbühne aufstecken ließ, deren Zierde Cicero so oft gewesen war. Noch schändlicher als Antonius erscheint hier aber dessen Weib Fulvia. Cicero hatte einmal frei über ihre Nichtswürdigkeit gesprochen und sie hatte das erfahren. Seit der Zeit haßte sie ihn glühend, und frohlockte jetzt, da sie von seiner Ermordung hörte. Ehe sein Kopf nach dem Markte gebracht wurde, ließ sie ihn zu sich bringen und durchstach seine Zunge mit Nadeln. Ueberhaupt nahm diese böse Frau einen recht lebhaften Antheil an den damaligen Mordscenen. Sie hatte für sich eine eigene Aechtungsliste gemacht, und Antonius ließ das zu. Man brachte ihm einmal den Kopf eines Unglücklichen, der auf seinen Befehl erwürgt sei. „Nein!" sagte er, „ich kenne den Menschen nicht; es wird wohl einer von Denen sein, von welchen nur meine Frau weiß." „So war es auch wirklich; und warum hatte sie den armen Mann sterben lassen? — Weil er ihr sein Haus nicht hatte verkaufen wollen; darum ließ sie nun auch seinen Kopf vor seinem Hause aufspießen.

Zum Schluß noch die That einer muthvollen Frau, der Hortensia. Trotz der vielen Ermordungen war immer noch nicht so viel Geld beisammen, wie die Triumvirn gebrauchten, um die Soldaten zu befriedigen. Sie fielen daher darauf, eine Liste von 1400 reichen Damen zu machen, die ihr Vermögen genau angeben und dann einen großen Theil davon ausliefern sollten. Die armen Frauen waren außer sich. Sie wandten sich zuerst an die Julia, des Antonius Mutter, die sich auch eifrig für sie verwendete; aber da trat wieder die schändliche Fulvia dazwischen und vereitelte Alles. Noch einen Versuch wollten sie machen. Sie versammelten sich und zogen auf den Markt, wo die Triumvirn eben Gericht hielten. Die Neuheit der Erscheinung machte, daß Alle zurücktraten, und Hortensia, die Tochter eines berühmten Redners, trat vor und hielt im Namen Aller eine so wohlgesetzte Rede, daß das umstehende Volk laut seinen Beifall aussprach. Dies bewog denn auch die Triumvirn, eine Milderung eintreten zu lassen, und statt 1400 wurden nur 400 der Taxe unterworfen.

39. Ende des Brutus und Cassius.

Brutus und Cassius und alle Die, welche eifrige Freunde der Republik waren, hatten sich nach Klein-Asien gewendet, Truppen geworben und wollten gegen die Triumvirn Krieg führen. Sie

fielen deshalb in Griechenland ein. Da soll dem Brutus ein Gespenst erschienen sein. Als er nämlich einmal des Nachts in seinem schwacherleuchteten Zelte saß und nicht schlafen konnte, hörte er ein Geräusch. Er wandte das Gesicht nach dem Eingange und erblickte eine riesenmäßige Gestalt, die stumm vor ihm stand und ihn mit wildem Blicke anstierte. Brutus faßte sich schnell und fragte: „Bist du ein Gott oder ein Mensch?“ — Mit hohler Stimme antwortete das Ungethüm grinsend: „Ich bin dein böser Geist, Brutus! Bei Philippi siehst du mich wieder!“ Damit verschwand das Gespenst und keiner von der Wache wollte etwas gesehen haben. Die Unruhe und Aufgeregtheit seiner Seele machen es wohl erklärlich, daß Brutus eine Erscheinung zu sehen glaubte. Antonius und Octavius gingen über das adriatische Meer nach Griechenland den Rebellen entgegen, und bei Philippi, einer kleinen macedonischen Stadt kam es (42) zu zwei Treffen, in denen das Schicksal beider Mörder Cäsars entschieden wurde. Cassius wurde am ersten Schlachttage geschlagen, gab Alles verloren und ließ sich von einem seiner freigelassenen Sklaven mit dem Schwerte durchbohren. Am zweiten Schlachttage 20 Tage später, wurde des Brutus Heer auseinandergesprengt und er selbst entging kaum der Gefangenschaft. Er hatte in der Schlacht seine liebsten Freunde neben sich fallen gesehen und länger zu leben schien ihm jetzt nicht mehr wünschenswerth. Nachdem er noch allen Freunden, die bei ihm waren, freundlich zum Abschiede die Hand gereicht hatte, stieß er sich sein Schwert durch das Herz. Die Nacht vorher war ihm, sagte man, das Gespenst noch einmal, aber ohne zu sprechen, erschienen.

40. Antonius, Octavia und Kleopatra.

Antonius und Octavius (er wird auch Octavian genannt) sahen jetzt, daß ihnen Lepidus weder mehr nützlich, noch auch gefährlich sei, und verfuhren daher mit ihm ohne Umstände. Sie gaben ihm den größten Theil des römischen Landes an der Nordküste von Afrika; sie selbst aber theilten sich in das Uebrige und und zwar so, daß der schlaue Octavius Italien und den ganzen Westen für sich behielt, dem Antonius aber die östlichen Länder zufielen. Dahin begab sich nun Antonius, und da es dort nicht viel zu thun gab, so überließ er sich wieder ganz seiner Neigung zur Schwelgerei. Er war ein Mann von ausnehmenden Talenten,

die er aber nur in Zeiten der Gefahr anwendete. Sonst verfiel er gleich wieder in seine Trägheit; denn durch seine große Sinnlichkeit waren die edelsten Anlagen seines Geistes zu Grunde gegangen und fast alle Kraft in ihm erschlafft. In Klein-Asien führte er daher ein rechtes Sündenleben; wohin er auch kam, wurde die größte Schwelgerei getrieben, wozu die armen Einwohner das Geld herbeischaffen mußten. Als er in Klein-Asien ans Land gestiegen war, eilten die kleinen Könige mit ihren Frauen und Prinzen herbei, ihm in tiefster Demuth ihre Aufwartung zu machen. Antonius nahm die Huldigung zwar gnädig auf, erklärte ihnen aber gleich zum Willkommen, daß das Land binnen einem Jahre die zehnjährigen Abgaben bezahlen müßte, und da sie versicherten, daß dies unmöglich wäre und um Erlassung baten, so war er anfangs unerbittlich, endlich gab er nach, daß sie in zwei Jahren einen neunjährigen Tribut zahlen sollten. Um Geschäfte bekümmerte er sich gar nicht. Seine Residenz nahm er in Tarsus, derselben Stadt, wo Alexander beinahe gestorben wäre. Hierhin beschied er die Kleopatra, Königin von Aegypten, eine Schwester des jungen Ptolemäus, der den Pompejus hatte morden lassen.

Diese Frau war von reizender Schönheit, unwiderstehlicher Anmuth und lebhaftem Geiste, aber sehr bösem Herzen. Von der Natur mit allen Gaben, glücklich zu werden und glücklich zu machen, ausgerüstet, hat Kleopatra durch ihr böses Herz viel Unheil gestiftet und sich selbst endlich zu Grunde gerichtet. Daß sie im hohen Grade verstand, sich, wenn sie wollte, bei Andern einzuschmeicheln, hatte sie schon bei Cäsar gezeigt. Als er in Aegypten war, hatte sie gerade einen Krieg mit ihrem Bruder und fürchtete, Cäsar möchte diesem das Land zusprechen. Sie hätte gern selbst mit ihm geredet, weil sie wußte, daß er sich dann ihrer schon annehmen würde; aber zum Unglücke war er in Alexandrien, welches von ihren Feinden besetzt war. Sie schlich sich daher bis in die Nähe der Stadt; dann ließ sie sich in einen großen Teppich wickeln und von vertrauten Dienern mitten durch die Stadt bis in Cäsars Zimmer tragen. Wie erstaunte dieser, als man die Decke auseinanderschlug und ein Weib von ungemeiner Schönheit zum Vorschein kam. Sie wußte ihn nun auch gleich so zu gewinnen, daß er sie bei sich behielt und ihr das Reich zuerkannte.

Jetzt erinnerte sich Antonius, daß sie in Verdacht stehe, den Cassius unterstützt zu haben; er schickte daher nach Aegypten und ließ sie nach Tarsus bescheiden, um sich wegen ihres Betragens zu

rechtfertigen. Darüber erschrak sie gar nicht; sie war ihres Sieges zu gewiß. Längst hatte sie erfahren, was für ein Mann Antonius wäre, und danach nahm sie ihre Maßregeln. Als sie zu Schiffe nach Tarsus kam, setzte sie die ganze Stadt in Bewegung. Die Gondel, auf der sie fuhr, hatte purpurrothe Segel, das Hintertheil war übergoldet und silberne Ruder bewegten sich nach dem Takte einer lieblichen Musik. Sie selbst lag auf einem goldenen Ruhebette ausgestreckt, über ihr ein Himmel, mit goldenen Sternen besäet, und sie wie Venus angethan. Um sie herum sprangen kleine, liebliche Knaben, wie Liebesgötter gekleidet, und fächelten ihr Kühlung zu. Schöne Mädchen, Nereïden und Grazien vorstellend, bedienten das Schiff. So fuhr sie den Fluß aufwärts, der die Stadt durchfloß, und Antonius, der gerade Gericht hielt, sah plötzlich den Markt leer; denn Alles stürzte fort, die Venus zu sehen, die, wie man sagte, den Bacchus besuchte.

Kleopatra hatte ganz richtig gerechnet. Sie gewann gleich beim ersten Zusammensein den leichtsinnigen Antonius so ganz und gar, daß er an nichts als an sie dachte. Sie gab ihm mehrere Feste, die sich durch Pracht und Geschmack auszeichneten, und immer hatte sie etwas Neues aufgefunden, was den Antonius angenehm überraschen mußte. Dabei wurde die ungeheuerste Verschwendung getrieben. Wenn sie den Antonius bewirthete, mußten auch seine Freunde dabei sein, die sie an zwölf Tafeln speiste, und nach der Mahlzeit mußte Jeder die goldenen Gefäße, aus denen er gegessen und getrunken, und die Polster und Teppiche, auf denen er geruht hatte, als Eigenthum mitnehmen, und Antonius bekam Alles, was auf seiner und ihrer Tafel gestanden hatte. Selbst die Bedienten und Sänftenträger der Gäste wurden reich beschenkt. Einmal hatte sie den Fußboden des Saales so hoch mit frischen Rosen bestreut, daß man bis über die Knöchel darin watete. So sehr sich auch Antonius Mühe gab, sie auf ähnliche Art zu bewirthen, so war doch alle Anstrengung vergebens. Einmal wetteten beide, wer dem andern die kostbarste Mahlzeit geben könnte. Antonius fing an und ließ aus allen Gegenden des römischen Reichs die Zuthaten durch eigens dazu bezahlte Boten zusammenholen, und glaubte nun, die Kleopatra besiegt zu haben. Aber weit gefehlt! Sie bewirthete ihn ganz einfach und doch kostbarer. Sie setzte ihm einen Becher mit Essig vor und löste darin eine seltene Perle auf, die wohl über eine halbe Million Thaler werth sein mochte.

als er ihn glücklich nach Sicilien gerettet hatte. Die That des guten Sohnes wurde bald bekannt und nicht vergessen. Geraume Zeit nachher wurde er, als Alles wieder ruhig war, in Rom zum Aedil (Vorsteher der Schauspiele) gewählt und mußte — so war es gewöhnlich — auf seine Kosten Schauspiele anordnen, und doch hatte er früher sein ganzes Vermögen eingebüßt. Aber die Arbeiter erklärten, für einen so guten Sohn würden sie gern Alles unentgeltlich machen, und die Zuschauer warfen nachher so viel Geld aufs Theater, daß der junge Oppius ein reicher Mann wurde.

Viele Geächtete wurden durch ihre Sklaven verrathen, nicht wenige aber auch durch diese gerettet. So der Senator Ventidius. Einer seiner Sklaven, der den übrigen nicht traute, ergriff seinen Herrn und legte ihm vor den Augen der übrigen Ketten an, aber nur, um ihn in der nächsten Nacht in einer Hauptmannskleidung, die er ihm verschafft hatte, aus der Stadt zu bringen. Er und einige Mitsklaven legten Soldatenkleider an, und so zogen sie mit ihm durch das Land immer weiter, als wenn sie auch den Flüchtlingen nachsetzten. Auf diesem Wege waren sie einmal eine Nacht über mit einem andern Haufen Soldaten in einem und demselben Hause, welche ihnen erzählten, sie setzten dem Ventidius nach. „So?“ sagten diese, „dem sind wir auch auf der Spur.“ Und glücklich entkamen sie.

Ein angesehener Mann, Rheginus, der früherhin Consul gewesen war, verkleidete sich als Kohlenführer, belud einen Esel mit einem Kohlensacke und trieb ihn durch die Straßen zum Thore hinaus. Aber einer seiner ehemaligen Soldaten erkannte ihn trotz des geschwärzten Gesichts. Er konnte sich leicht den Preis von 5000 Thalern verdienen, aber er ging ruhig vorüber und flüsterte ihm zu: „Glück auf den Weg, mein Feldherr!“

Ein Sklave versteckte seinen Herrn und zog dessen Kleider an, in denen er den einbrechenden Mördern entgegentrat. Eben wollten diese, weil sie ihn für seinen Herrn hielten, ihn niederstoßen, als ein anderer nichtswürdiger Sklave ihnen zurief: „Halt, der ist nicht der Herr; ich will euch den wahren zeigen.“ Er that es auch, und der Herr wurde gemordet. Aber das Volk erfuhr dies und übte einmal eine gerechte Justiz aus. Es stürmte nach dem Hause und ruhte nicht eher, bis der ruchlose Sklave gekreuzigt, der treue aber mit der Freiheit beschenkt wurde.

Das Schicksal keines der Geächteten verdient aber solche Theilnahme, als das des großen Redners Cicero. Der alte Mann

hatte sich in den letzten Jahren meist von Geschäften zurückgezogen, nur gegen des Antonius Anmaßung hatte er einige Reden gehalten und dadurch dessen Haß gegen sich erregt. Jetzt lebte er mit seinem Bruder Quintus auf seinem Landgute Tusculum in der Nähe von Rom. Hier erfuhr er, daß er geächtet wäre, und das versetzte ihn, der nie viel Muth gehabt hatte, in die tödtlichste Angst. Er eilte auf ein anderes Landgut und wollte schon nach Macedonien fliehen, als er fand, daß es ihm an baarem Gelde fehlte. Quintus übernahm daher, erst heimlich nach Rom zu gehen, und dort etwas zu holen. Er war aber kaum in sein Haus getreten, als er auch schon verrathen wurde und die Wache erschien. Geschwind versteckte er sich und sein Sohn trat der Wache entgegen und versicherte, er wisse nicht, wo sein Vater sei. Da legten die Mörder den armen Jüngling auf die Folter und marterten ihn so gräßlich, daß er still für sich hinwimmern mußte. Das hörte sein Vater; die Liebe zu seinem Sohne war stärker als die Liebe zum Leben. Er kam aus dem Verstecke hervor und wurde mit seinem Sohne zugleich getödtet. Cicero selbst war indessen im voraus bei Gaeta auf ein Schiff gegangen und wollte hier seinen Bruder erwarten. Aber er fürchtete, die Beschwerden der Seereise nicht ertragen zu können; schon der Anblick des Meeres machte ihn ganz ängstlich, und, wie der Aberglaube denn bei allen Dingen gern sein Spiel treibt, man erzählt, es hätte sich ein Schwarm Raben auf die Segelstangen gesetzt und am Tauwerk gepickt (!). Er ließ sich also wieder ans Land bringen, weil er das für ein Unglückszeichen hielt, und beschloß, auf sein drittes in der Nähe liegendes Landgut sich tragen zu lassen. Aber auch hier fand der arme Mann keine Ruhe. Die Nachricht, daß eine Mörderschaar schon ausgeschickt sei, ihn aufzusuchen, schreckte ihn wieder auf. Seine Sklaven setzten ihn in eine Sänfte, um ihn weiter zu schaffen. Zu spät! Die Mörder holten ihn ein. Da befahl er, die Sänfte niederzusetzen und das Unvermeidliche geschehen zu lassen. Eben als er den Kopf aus der Sänfte streckte, um sich nach den Mördern umzusehen, hieb ihm der Hauptmann, der die Bande führte, den Kopf ab, der so viel Treffliches gedacht hatte. Diese That war um so schändlicher, da Cicero denselben Hauptmann einmal vor Gericht mit Eifer vertheidigt und doch dieser Mensch den Auftrag emsig gesucht hatte. Den abgehauenen Kopf und seine beiden Hände brachte der Undankbare dem Antonius, der mit Entzücken und Gelächter diese sichern Zeichen des Todes seines Feindes betrachtete

und sie dann an der Rednerbühne aufstecken ließ, deren Zierde Cicero so oft gewesen war. Noch schändlicher als Antonius erscheint hier aber dessen Weib Fulvia. Cicero hatte einmal frei über ihre Nichtswürdigkeit gesprochen und sie hatte das erfahren. Seit der Zeit haßte sie ihn glühend, und frohlockte jetzt, da sie von seiner Ermordung hörte. Ehe sein Kopf nach dem Markte gebracht wurde, ließ sie ihn zu sich bringen und durchstach seine Zunge mit Nadeln. Ueberhaupt nahm diese böse Frau einen recht lebhaften Antheil an den damaligen Mordscenen. Sie hatte für sich eine eigene Aechtungsliste gemacht, und Antonius ließ das zu. Man brachte ihm einmal den Kopf eines Unglücklichen, der auf seinen Befehl erwürgt sei. „Nein!" sagte er, „ich kenne den Menschen nicht; es wird wohl einer von Denen sein, von welchen nur meine Frau weiß." „So war es auch wirklich; und warum hatte sie den armen Mann sterben lassen? — Weil er ihr sein Haus nicht hatte verkaufen wollen; darum ließ sie nun auch seinen Kopf vor seinem Hause aufspießen.

Zum Schluß noch die That einer muthvollen Frau, der Hortensia. Trotz der vielen Ermordungen war immer noch nicht so viel Geld beisammen, wie die Triumvirn gebrauchten, um die Soldaten zu befriedigen. Sie fielen daher darauf, eine Liste von 1400 reichen Damen zu machen, die ihr Vermögen genau angeben und dann einen großen Theil davon ausliefern sollten. Die armen Frauen waren außer sich. Sie wandten sich zuerst an die Julia, des Antonius Mutter, die sich auch eifrig für sie verwendete; aber da trat wieder die schändliche Fulvia dazwischen und vereitelte Alles. Noch einen Versuch wollten sie machen. Sie versammelten sich und zogen auf den Markt, wo die Triumvirn eben Gericht hielten. Die Neuheit der Erscheinung machte, daß Alle zurücktraten, und Hortensia, die Tochter eines berühmten Redners, trat vor und hielt im Namen Aller eine so wohlgesetzte Rede, daß das umstehende Volk laut seinen Beifall aussprach. Dies bewog denn auch die Triumvirn, eine Milderung eintreten zu lassen, und statt 1400 wurden nur 400 der Taxe unterworfen.

39. Ende des Brutus und Cassius.

Brutus und Cassius und alle Die, welche eifrige Freunde der Republik waren, hatten sich nach Klein-Asien gewendet, Truppen geworben und wollten gegen die Triumvirn Krieg führen. Sie

fielen deshalb in Griechenland ein. Da soll dem Brutus ein Gespenst erschienen sein. Als er nämlich einmal des Nachts in seinem schwacherleuchteten Zelte saß und nicht schlafen konnte, hörte er ein Geräusch. Er wandte das Gesicht nach dem Eingange und erblickte eine riesenmäßige Gestalt, die stumm vor ihm stand und ihn mit wildem Blicke anstierte. Brutus faßte sich schnell und fragte: „Bist du ein Gott oder ein Mensch?“ — Mit hohler Stimme antwortete das Ungethüm grinsend: „Ich bin dein böser Geist, Brutus! Bei Philippi siehst du mich wieder!“ Damit verschwand das Gespenst und keiner von der Wache wollte etwas gesehen haben. Die Unruhe und Aufgeregtheit seiner Seele machen es wohl erklärlich, daß Brutus eine Erscheinung zu sehen glaubte. Antonius und Octavius gingen über das adriatische Meer nach Griechenland den Rebellen entgegen, und bei Philippi, einer kleinen macedonischen Stadt kam es (42) zu zwei Treffen, in denen das Schicksal beider Mörder Cäsars entschieden wurde. Cassius wurde am ersten Schlachttage geschlagen, gab Alles verloren und ließ sich von einem seiner freigelassenen Sklaven mit dem Schwerte durchbohren. Am zweiten Schlachttage 20 Tage später, wurde des Brutus Heer auseinandergesprengt und er selbst entging kaum der Gefangenschaft. Er hatte in der Schlacht seine liebsten Freunde neben sich fallen gesehen und länger zu leben schien ihm jetzt nicht mehr wünschenswerth. Nachdem er noch allen Freunden, die bei ihm waren, freundlich zum Abschiede die Hand gereicht hatte, stieß er sich sein Schwert durch das Herz. Die Nacht vorher war ihm, sagte man, das Gespenst noch einmal, aber ohne zu sprechen, erschienen.

40. Antonius, Octavia und Kleopatra.

Antonius und Octavius (er wird auch Octavian genannt) sahen jetzt, daß ihnen Lepidus weder mehr nützlich, noch auch gefährlich sei, und verfuhren daher mit ihm ohne Umstände. Sie gaben ihm den größten Theil des römischen Landes an der Nordküste von Afrika; sie selbst aber theilten sich in das Uebrige, und und zwar so, daß der schlaue Octavius Italien und den ganzen Westen für sich behielt, dem Antonius aber die östlichen Länder zufielen. Dahin begab sich nun Antonius, und da es dort nicht viel zu thun gab, so überließ er sich wieder ganz seiner Neigung zur Schwelgerei. Er war ein Mann von ausnehmenden Talenten,

die er aber nur in Zeiten der Gefahr anwendete. Sonst verfiel er gleich wieder in seine Trägheit; denn durch seine große Sinnlichkeit waren die edelsten Anlagen seines Geistes zu Grunde gegangen und fast alle Kraft in ihm erschlafft. In Klein-Asien führte er daher ein rechtes Sündenleben; wohin er auch kam, wurde die größte Schwelgerei getrieben, wozu die armen Einwohner das Geld herbeischaffen mußten. Als er in Klein-Asien ans Land gestiegen war, eilten die kleinen Könige mit ihren Frauen und Prinzen herbei, ihm in tiefster Demuth ihre Aufwartung zu machen. Antonius nahm die Huldigung zwar gnädig auf, erklärte ihnen aber gleich zum Willkommen, daß das Land binnen einem Jahre die zehnjährigen Abgaben bezahlen müßte, und da sie versicherten, daß dies unmöglich wäre und um Erlassung baten, so war er anfangs unerbittlich, endlich gab er nach, daß sie in zwei Jahren einen neunjährigen Tribut zahlen sollten. Um Geschäfte bekümmerte er sich gar nicht. Seine Residenz nahm er in Tarsus, derselben Stadt, wo Alexander beinahe gestorben wäre. Hierhin beschied er die Kleopatra, Königin von Aegypten, eine Schwester des jungen Ptolemäus, der den Pompejus hatte morden lassen.

Diese Frau war von reizender Schönheit, unwiderstehlicher Anmuth und lebhaftem Geiste, aber sehr bösem Herzen. Von der Natur mit allen Gaben, glücklich zu werden und glücklich zu machen, ausgerüstet, hat Kleopatra durch ihr böses Herz viel Unheil gestiftet und sich selbst endlich zu Grunde gerichtet. Daß sie im hohen Grade verstand, sich, wenn sie wollte, bei Andern einzuschmeicheln, hatte sie schon bei Cäsar gezeigt. Als er in Aegypten war, hatte sie gerade einen Krieg mit ihrem Bruder und fürchtete, Cäsar möchte diesem das Land zusprechen. Sie hätte gern selbst mit ihm geredet, weil sie wußte, daß er sich dann ihrer schon annehmen würde; aber zum Unglücke war er in Alexandrien, welches von ihren Feinden besetzt war. Sie schlich sich daher bis in die Nähe der Stadt; dann ließ sie sich in einen großen Teppich wickeln und von vertrauten Dienern mitten durch die Stadt bis in Cäsars Zimmer tragen. Wie erstaunte dieser, als man die Decke auseinanderschlug und ein Weib von ungemeiner Schönheit zum Vorschein kam. Sie wußte ihn nun auch gleich so zu gewinnen, daß er sie bei sich behielt und ihr das Reich zuerkannte.

Jetzt erinnerte sich Antonius, daß sie in Verdacht stehe, den Cassius unterstützt zu haben; er schickte daher nach Aegypten und ließ sie nach Tarsus bescheiden, um sich wegen ihres Betragens zu

rechtfertigen. Darüber erschrak sie gar nicht; sie war ihres Sieges zu gewiß. Längst hatte sie erfahren, was für ein Mann Antonius wäre, und danach nahm sie ihre Maßregeln. Als sie zu Schiffe nach Tarsus kam, setzte sie die ganze Stadt in Bewegung. Die Gondel, auf der sie fuhr, hatte purpurrothe Segel, das Hintertheil war übergoldet und silberne Ruder bewegten sich nach dem Takte einer lieblichen Musik. Sie selbst lag auf einem goldenen Ruhebette ausgestreckt, über ihr ein Himmel, mit goldenen Sternen besäet, und sie wie Venus angethan. Um sie herum sprangen kleine, liebliche Knaben, wie Liebesgötter gekleidet, und fächelten ihr Kühlung zu. Schöne Mädchen, Nereïden und Grazien vorstellend, bedienten das Schiff. So fuhr sie den Fluß aufwärts, der die Stadt durchfloß, und Antonius, der gerade Gericht hielt, sah plötzlich den Markt leer; denn Alles stürzte fort, die Venus zu sehen, die, wie man sagte, den Bacchus besuchte.

Kleopatra hatte ganz richtig gerechnet. Sie gewann gleich beim ersten Zusammensein den leichtsinnigen Antonius so ganz und gar, daß er an nichts als an sie dachte. Sie gab ihm mehrere Feste, die sich durch Pracht und Geschmack auszeichneten, und immer hatte sie etwas Neues aufgefunden, was den Antonius angenehm überraschen mußte. Dabei wurde die ungeheuerste Verschwendung getrieben. Wenn sie den Antonius bewirthete, mußten auch seine Freunde dabei sein, die sie an zwölf Tafeln speiste, und nach der Mahlzeit mußte Jeder die goldenen Gefäße, aus denen er gegessen und getrunken, und die Polster und Teppiche, auf denen er geruht hatte, als Eigenthum mitnehmen, und Antonius bekam Alles, was auf seiner und ihrer Tafel gestanden hatte. Selbst die Bedienten und Sänftenträger der Gäste wurden reich beschenkt. Einmal hatte sie den Fußboden des Saales so hoch mit frischen Rosen bestreut, daß man bis über die Knöchel darin watete. So sehr sich auch Antonius Mühe gab, sie auf ähnliche Art zu bewirthen, so war doch alle Anstrengung vergebens. Einmal wetteten beide, wer dem andern die kostbarste Mahlzeit geben könnte. Antonius fing an und ließ aus allen Gegenden des römischen Reichs die Zuthaten durch eigens dazu bezahlte Boten zusammenholen, und glaubte nun, die Kleopatra besiegt zu haben. Aber weit gefehlt! Sie bewirthete ihn ganz einfach und doch kostbarer. Sie setzte ihm einen Becher mit Essig vor und löste darin eine seltene Perle auf, die wohl über eine halbe Million Thaler werth sein mochte.

Bei diesem wüsten Leben wurde natürlich an Geschäfte gar nicht gedacht, und da Kleopatra nach Alexandrien zurückging, folgte ihr Antonius, der schon nicht mehr ohne sie leben zu können glaubte, bald darauf nach, und da wurden denn die Schwelgereien wieder fortgesetzt. Uebrigens glaube man nicht, daß sich Kleopatra viel aus Antonius machte. Sie war viel klüger als er, und machte sich oft förmlich lustig über ihn. Blos weil er so viel im römischen Reiche zu sagen hatte, ging sie ihm so nach. Einmal angelten sie im Nil und Antonius fing nichts. Er ärgerte sich darüber, daß ihn Kleopatra auslachte, und schickte daher Taucher unter das Wasser, welche schon gefangene Fische ihm an den Angelhacken stecken mußten. Kleopatra merkte das bald, war aber still und lud ihn ein, am folgenden Tage das Vergnügen fortzusetzen. Er kam und warf wieder die Angel aus; die Taucher waren wieder bei der Hand; aber Kleopatra hatte sie bestochen, einen eingesalzenen Fisch anzustecken. Sobald er nun die Angelschnur sich bewegen sah, zog er sie geschwind heraus und — wurde ausgelacht. „Mein lieber Antonios," sagte darauf Kleopatra, um den Spaß zu versüßen, „überlaß uns künftig das Angeln und fange du dafür lieber Städte, Völker und Reiche." — Dergleichen Thorheiten mußten ihn der klugen Frau natürlich verächtlich machen. Was mußte sie von seinem Verstande denken, wenn er — und das war sein Lieblingsvergnügen — verkleidet in Alexandrien umherlief und die gemeinen Leute, die vor den Thüren oder an den Fenstern saßen, neckte, oder in Sklavenkleidung des Nachts umherstrich, Alle, die ihm begegneten, anpackte und ihnen irgend einen Streich spielte? Dabei wurde er gewöhnlich ausgeschimpft oder bekam gar Schläge; aber das machte ihm gerade recht viel Spaß. Und das war ein Mann, der das halbe römische Reich regieren sollte!

Aus der Sorglosigkeit, in welche ihn Kleopatra eingewiegt hatte, fuhr er plötzlich auf, als er hörte, daß Octavius indessen in Rom fleißig an der Vergrößerung seiner Macht arbeitete und daß es bald so weit kommen würde, daß er auch ihn verdränge. Er nahm also Abschied von ihr und reiste nach Italien ab. Die erste Nachricht, die er hier erhielt, war die vom Tode seiner Frau, Fulvia. Bei seinem großen Leichtsinne tröstete er sich bald; wie hätten sich auch zwei Leute, die beide so lasterhaft waren, einander recht herzlich lieben können! Mit Octavius versöhnte er sich wieder; beide schlossen in Brundusium einen Vertrag, und um diese neue Freundschaft durch ein neues Band zu befestigen, heirathete Antonius

des Octavius Schwester Octavia, deren Gemahl Marcellus nicht lange vorher gestorben war.

Von dieser Verbindung hoffte man für den leichtsinnigen Antonius recht gute Folgen. Octavia war äußerst schön, höchst liebenswürdig, hatte einen richtigen Verstand und war vor Allem eine herzensgute Frau. Eine Zeit lang schien es auch, als wenn Antonius noch zu bessern sei. Er lebte mit ihr glücklich, hatte sie recht lieb und fing schon an, am häuslichen Glück Geschmack zu finden. Nachdem er etwa ein Jahr noch in Rom geblieben war, ging er nach Athen, wohin er sie mitnahm, und hatte hier die Freude, daß sie ihm eine Tochter zur Welt brachte. Er beschäftigte sich jetzt auch thätiger mit der Verwaltung seiner Länder, machte selbst Feldzüge mit — kurz, es schien, als sei mit der Octavia ein guter Geist in sein Haus gekommen. Die Freundschaft mit Octavius dauerte aber nicht lange. Antonius mußte deshalb wieder nach Italien und es fehlte nicht viel, daß sie sich damals schon einander bekriegt hätten. Da übernahm die gute Octavia das Geschäft, den Bruder und den Gatten zu versöhnen. Sie bat den Antonius, daß sie zu ihrem Bruder vorausreisen dürfe. „Ach!" sprach sie zu diesem, laß mich nicht aus einer der glücklichsten Frauen eine der unglücklichsten werden. Kommt es zum Kriege zwischen euch, so ist es zwar ungewiß, wer von euch siegen und wer besiegt werden wird; aber auf jeden Fall werde ich höchst unglücklich sein." Da nun Beide sie liebten — wer hätte auch die treffliche Frau nicht lieben sollen? — so brachte sie es dahin, daß einer des andern Unrecht vergaß und sie einander bei einer Zusammenkunft in Tarent, als Schwäger umarmten. Nach kurzem Zusammensein mußten sie sich wieder trennen. Antonius reiste wieder nach Asien zurück und ließ, unter dem Vorwande, daß sie die Beschwerden eines Feldzuges nicht würde ertragen können, die Octavia in Italien zurück. Das gute Weib ließ ihn ungern allein ziehen; es war, als wenn ihr Unglück ihr ahnete; aber sie hoffte, ihren Mann bei Octavius vertreten zu können und blieb.

Kaum war Antonius allein, so war er ganz wieder der Alte. Octavia wurde vergessen, und die Tage der Freude, die er mit Kleopatra verlebt hatte, standen wieder lebhaft vor seiner Seele. Sobald er nach Asien gekommen war, schickte er gleich zu ihr und ließ sie zu sich einladen. Sie hatte darauf längst gehofft; sie kam und hatte ihn nun wieder ganz am Gängelbande. Zwar hatte er

gerade einen gefährlichen Krieg mit den Parthern vor; aber er eilte, ihn zu beendigen, reiste dann mit ihr nach Alexandrien, hielt hier gar einen Triumph und versank von neuem in die geistige Schlaffheit, aus der er sich nie wieder ganz ermannen konnte. Was mochte die edle Octavia bei der Nachricht von seiner Aufführung empfinden! Eine Andere hätte ihm vielleicht gleich alle Verbindung aufgekündigt und ihren Bruder vermocht, sie zu rächen. Von dem Allen that sie aber nichts; im Gegentheil suchte sie ihren treulosen Mann bei ihrem Bruder, der über ihn höchst aufgebracht war, zu entschuldigen. Sie bat so lange, ihn besuchen zu dürfen, bis es ihr Bruder erlaubte. Sie hoffte, daß es ihr gelingen würde, ihn wieder zur Vernunft und Pflicht zurückzubringen. — Wie erschrak sie aber, als sie in Athen einen Brief vorfand, in welchem Antonius ihr befahl, nicht weiter zu reisen; er habe jetzt eben einen Krieg vor und da könne er sie nicht sprechen. Octavia erblaßte. Sie schrieb wieder: wenn er sie durchaus nicht sehen wollte, so möchte er ihr wenigstens sagen, wo sie die Sachen, mit welchem sie ihm eine Ueberraschung hätte machen wollen: Soldatenkleidungen, Pferde, Maulthiere und Geld, lassen sollte. Schon schwankte Antonius; so viel Herzensgüte rührte ihn, und er wollte schon einen reuigen Brief an sie schreiben. Da trat aber Kleopatra zu ihm. „Wie!" rief sie, „du willst sie kommen lassen und mich verstoßen? Mich, die ich dir so treu überall hingefolgt bin und so viel aufgeopfert habe?" — Dabei wußte sie so geschickt mit ihren Thränen umzugehen, that, als ob sie sterben würde vor Gram, und ihre Freunde redeten dem Antonius unaufhörlich vor, daß er sie doch nicht aufopfern möge; sie sei ja eigentlich seine rechte Gemahlin; die Heirath mit Octavia sei nur aus Politik geschlossen u. s. f. Das Alles hatte Antonius nur hören wollen, um sein Gewissen zu betäuben. Er umarmte die Kleopatra, versprach ihr ewige Liebe und Treue, bat, sie möchte nur nicht sterben, er wolle sich von Octavia scheiden lassen und sie dann heirathen. Und das that auch der Pflichtvergessene. Octavia war indessen tiefbetrübt nach Rom zurückgekehrt und, so sehr auch Octavius ihr rieth, den Schimpf zu rächen, blieb sie doch im Hause ihres Mannes wohnen, widmete sich hier ganz der Erziehung nicht nur ihrer eigenen, sondern auch ihrer Stiefkinder, und wenn Freunde des Antonius nach Rom kamen, so nahm sie dieselben aufs liebreichste auf. Nicht so Octavius. Der war außer sich vor Zorn gegen den unwürdigen Schwager und kündigte ihm seine Freundschaft auf, besonders da

bald die Nachricht einlief, daß er wirklich die Vermählung mit Kleopatra vollzogen habe. Um sein Unrecht ganz vollständig zu machen, schrieb Antonius nun, Octavia solle gleich sein Haus verlassen. Die arme Frau weinte über ihren verblendeten Mann — denn hassen konnte sie ihn immer noch nicht — die bittersten Thränen; sie nahm ihre Kinder bei der Hand und verließ mit ihnen ein Haus, in welchem sie früher ein so glückliches Jahr verlebt hatte. Uebrigens hat sie nie das erlittene Unrecht den Antonius fühlen lassen; immer suchte sie ihn zu entschuldigen, und als er und Kleopatra nachmals todt waren, nahm sie auch deren Tochter zu sich und erzog sie zu der Tugend, die sie selbst besaß und die damals in Rom so selten war.

41. Schlacht bei Actium.

(31 vor Christus.)

Ein Bürgerkrieg war nun unvermeidlich. Beide Theile rüsteten sich, um zu Lande und zur See ihre Sache auszufechten. Kleopatra bot ihre ganze Macht auf, dem Antonius das Uebergewicht zu verschaffen; sie begleitete ihn selbst in den Krieg. Bei Actium, einem Vorgebirge Griechenlands, an der westlichen Küste am Eingange des Meerbusens von Arta, Calabrien schräg gegenüber, trafen beide Landheere und Flotten (31) zusammen. Während jene vom Ufer zuschauten, griffen sich die Flotten an. Anfangs ließ sich Alles für Antonius gut an; aber plötzlich ließ Kleopatra — man weiß nicht gewiß, ob sie an dem guten Ausgange verzweifelte oder vielleicht absichtlich den Antonius verderben wollte — ihre Schiffe wenden und — steuerte mit vollen Segeln nach Aegypten zu. Keiner wußte, was das zu bedeuten hatte. Alle sahen ihr erstaunt nach; Antonius aber, besorgt, die theuere Frau zu verlieren, warf sich in ein schnellsegelndes Fahrzeug, schiffte ihr eilig nach und bat sie flehentlich, ihn doch nur wenigstens mitzunehmen. Seine Soldaten hatten seine Flucht nicht gemerkt und fochten für seine Sache tapfer bis auf den Abend, und erst, als sie immer vergebens auf ihn gewartet hatten und er gar nicht wiederkam, ergaben sie sich dem Octavius. Durch diese Schlacht war des Antonius Einfluß für immer dahin, dagegen des Octavius Macht gegründet. Sie steht also als eine Hauptbegebenheit in der Geschichte da.

Antonius vergaß in dem Rausche der Ergötzlichkeiten bald seine eigene mißliche Lage. Er war wie einer, der am schroffen Rande

eines Abgrundes eingeschlummert ist. Anfangs war er in dumpfer Verzweiflung gewesen; aber als er sah, daß Octavius ihn nicht gleich verfolgte, überließ er sich wieder der alten Sorglosigkeit. Wirklich ließ ihm auch Octavius bis ins folgende Jahr Ruhe, weil er noch andere Dinge zu besorgen hatte. Nun machte er sich aber nach Aegypten auf. Kleopatra hatte indessen wohl überlegt, was nun zu thun sei. Den Antonius hatte sie eigentlich nie recht geliebt und da sie nun sah, daß es mit seiner Macht aus sei, so wollte sie ihn los sein und dafür den Octavius gewinnen. „Laß uns," sprach sie zu Antonius, „Gesandte an Octavius schicken, um seine Herkunft abzuwenden." Antonius war es zufrieden; aber sie gab den Gesandten den geheimen Auftrag, dem Sieger ihr Land anzubieten. Octavius ließ ihr heimlich zurücksagen; er werde ihr gnädig sein, wenn sie den Antonius ihm auslieferte oder ermorden ließe. Auf die öffentlichen Anträge aber antwortete er gar nicht. So weit hatte sich Kleopatra noch nicht von Antonius abgewendet, um ihn auszuliefern oder zu tödten; aber sie ließ auf jeden Fall ihre besten Schätze in ein prächtiges Grabmal bringen, das sie sich als letzten Zufluchtsort gebaut hatte. Sie hatte nacheinander die mächtigsten Beherrscher Roms durch ihr feines Wesen für sich eingenommen gehabt; warum sollte sie, obgleich schon 40 Jahre alt, nicht auch hoffen, den jungen Octavius zu gewinnen? Aber der Mann war klüger; er durchschaute das nichtswürdige Weib, stellte sich zwar recht freundlich, nahm sich aber gleich vor, sich nicht bethören zu lassen. Als Antonius hörte, daß Octavius vor Alexandrien angekommen sei, ließ er ihn zum Zweikampf auffordern. Dieser antwortete ihm aber ganz kalt: „Wenn ihm so viel daran gelegen wäre, zu sterben, so gebe es der Mittel und Wege andere genug." — Noch einen Versuch wollte Antonius machen; mit den wenigen Soldaten, die er noch hatte, zog er ihm entgegen. Aber — sie gingen zu Octavius über. Der Tag des Schreckens und der Vergeltung kam nun über ihn. Alle in Rom begangene und befohlene Mordthaten, alles der Octavia angethane Unrecht stand nun lebhaft vor seinem Gedächtniß, und er erkannte, daß er mit Recht unglücklich sei. Als er allein nach der Stadt zurückkam und nach der Kleopatra fragte, sagten ihm ihre Bedienten, wie sie ihnen befohlen hatte: sie wäre gestorben. Wirklich hatte sie sich auch in ihrem Grabgewölbe fest einschließen lassen, weil sie den Antonius nicht mehr sehen mochte. Da gerieth der bedauernswürdige Mann in Verzweiflung; er warf seinen Panzer von sich und rief: „Daß

ich dich nicht mehr habe, Kleopatra, betrübt mich nicht; denn ich betrete denselben Weg, den du gegangen bist; aber daß ein Weib mich an Muth übertroffen hat, ist mir schimpflich." Zugleich stieß er sich das Schwert durch den Leib und wand sich jämmerlich auf dem Boden. Dies dauerte die Umstehenden und einer verrieth ihm, daß Kleopatra noch lebe. Da bat er inständigst, ihn doch zu ihr zu bringen. Es geschah; schon im Todeskampfe zusammensinkend, breitete er noch einmal ihr die Arme entgegen und verschied nach wenigen Augenblicken.

Als Octavius vom Tode seines ehemaligen Freundes hörte, vergoß er, wie es heißt, Thränen. Er hielt seinen Einzug in Alexandrien und bemächtigte sich der Kleopatra; denn er hatte die Absicht, sie zu seinem Triumphe aufzusparen: sie sollte als Gefangene vor seinem Wagen hergehen. Darum stellte er sich auch recht freundlich gegen sie, damit sie seine Absicht nicht merke. Er besuchte sie, sprach ihr Muth ein und hoffte, sie beschwatzt zu haben. Aber sie durchschaute seinen Plan und beschloß, die Schande nicht zu erleben. Das hatte Octavius befürchtet und daher befohlen, sie streng zu bewachen und kein scharfes Werkzeug zu ihr hineinzulassen. Sie aber wallfahrtete erst noch nach dem Grabe des Antonius, warf sich unter Vergießung vieler Thränen auf den Sarg, bekränzte ihn mit Blumen und ging, zu sterben fest entschlossen, nach Hause. Hier ließ sie sich ein paar Nattern, in einem Korbe unter Blumen versteckt, bringen, schrieb an den Octavius einen Brief, in welchem sie an der Seite des Antonius begraben zu werden bat, und ließ sich nun von den Schlangen in die Brust beißen. Sobald Octavius den Brief erhielt, schickte er gleich zu ihr, sie vom Selbstmorde abzuhalten oder sie zu retten: aber es war zu spät; sie lag, in königlichem Putze, todt auf ihrem Ruhebette ausgestreckt.

Vierte Periode.

Von der Schlacht bei Actium bis zum Ende des abendländisch-römischen Reiches, 31 vor Christus bis 476 nach Christus.

42. Augustus.

Nun erst, nach des Antonius Tode, war Octavius Herr des ganzen römischen Reichs, und es stand jetzt bei ihm, welchen Gebrauch er von seiner großen Macht machen wollte. Daß es ihm wie seinem Ahnherrn Cäsar gehen würde, war nicht zu fürchten; denn die Römer waren schon mehr an Unterwürfigkeit gewöhnt, die Herrschaft eines Einzigen schien ihnen nicht mehr so drückend und solche Feuerköpfe, wie Brutus und Cassius, waren nicht mehr in Rom, wo der reißend überhandnehmende Luxus die Gemüther immer mehr verweichlichte und für die Behauptung der frühern Freiheit unfähig machte. Als Octavius nach Rom zurückkehrte, beugten sich vor ihm Senat und Volk und hätten ihm augenblicklich den Königstitel gegeben, wenn er ihn verlangt hätte. Aber dazu war er zu klug; er wußte, wie verhaßt dieser Name bei den Römern war, und begnügte sich mit dem Namen Cäsar, aus dem, wie schon gesagt, hernach der Name Kaiser entstanden ist.*)

So gab es also einen römischen Kaiser, wenn auch gleich die Römer sich nicht das darunter dachten, was dieser Titel nach-

*) Augustus ließ die republikanischen Titel bestehen, indem er die mit ihnen verbundenen Gewalten in seiner Person vereinigte. Den Königstitel nahm er nicht an, doch ließ er sich Imperator und Cäsar nennen, zur Bezeichnung seiner Gewalt über das ganze Kriegswesen und der Entscheidung über Krieg und Frieden; er ließ sich ferner das Consulat und die Censur übertragen und zum beständigen Vorsteher (Princeps) des nach seinen Wünschen zusammengesetzten Senats ernennen.

her bedeutete. Der schlaue Octavius nämlich trat anfangs ganz leise auf, und gewöhnte erst ganz nach und nach seine neuen Unterthanen an die unumschränkte Gewalt. So ließ er zuweilen noch das Volk sich versammeln; er ließ den Senat bestehen und wohnte seinen Sitzungen manchmal bei; er hob die Consulwürde nicht auf, sondern ließ sich in den ersten Jahren jährlich zum Consul erwählen und nahm endlich diese Würde auf Lebenszeit an. Wirklich fühlten sich auch die Römer unter ihm nicht unglücklich. Er regierte milder, als man nach seinem Benehmen während des Triumvirats hätte glauben sollen, und war freigebig, mild und gerecht, als wollte er seine früheren Vergehungen wieder gut machen. Man gab ihm nun den Beinamen Augustus, d. i. der Erhabene, Heilige, und dieser Name gefiel ihm so, daß er ihn nachher immer geführt hat, und so wollen wir ihn nun auch nennen. Wenn wir ihn einen guten Regenten nennen, so ist dabei aber auch zu erinnern, daß er zwei treffliche Rathgeber, Agrippa und Mäcenas, hatte. Letzterer besonders ist dadurch berühmt geworden, daß er Gelehrte, Dichter und Künstler herbeizog und belohnte, die nun auch wieder seinen Ruhm priesen, so daß man noch heutzutage einen reichen oder mächtigen Mann, der Wissenschaften und Künste begünstigt, einen zweiten Mäcen zu nennen pflegt. Nie haben auch in Rom so viele treffliche Schriftsteller, besonders Dichter, gelebt, als unter des Augustus Regierung, und wir schätzen uns glücklich, noch manche ihrer Werke zu besitzen. Unter ihm schrieb Horaz seine trefflichen Oden und Episteln, Virgil das herrliche Heldengedicht: die Aeneide, Ovid seine Verwandlungen, Livius seine römische Geschichte, anderer Männer und Werke nicht zu gedenken. Aber diesen Leuten fehlte es auch an Aufmunterung nicht; so erhielt einmal Virgil für 27 Zeilen, die er zum Andenken des Marcell, des geliebten Schwiegersohns des Kaisers, bei dessen Tode gedichtet hatte, von diesem so viel wie 10,000 Reichsthaler geschenkt. Auch gab August eine Menge guter Gesetze, steuerte der Grausamkeit bei den Fechterspielen und stellte die guten Sitten so weit wieder her, wie es ein Einzelner vermochte. Er selbst gab in Vermeidung des Luxus ein gutes Beispiel; denn er aß einfach, trank wenig und trug keine andern Kleider, als solche, die seine Frau, seine Schwester, seine Tochter oder Enkelin gewebt hatten. Auch sein Palast in Rom war höchst einfach; man sah hier keine einzige Marmorsäule und 40 Jahre lang wohnte er Winter und Sommer in einerlei Zimmer; ja, er

konnte es nicht einmal leiden, wenn Einer viel auf seine Landhäuser wendete. So ließ er einmal ein köstliches Gartenhaus, welches seine verschwenderische Enkelin sich angelegt hatte, bis auf den Grund niederreißen. Aber alte Kunstwerke und Seltenheiten sammelte er mit Fleiß. Was besonders an ihm zu loben ist, war seine Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die Gerechtigkeit verwaltete. Täglich saß er selbst zu Gerichte, selbst bis in sein Alter, und war er unwohl, so ließ er sich in einer Sänfte hintragen. Dabei war er mild im Strafen, ja manchmal zu mild. — Es war in Rom gewöhnlich, den Kaiser im Testamente zum Erben einzusetzen oder ihm wenigstens ein Legat zu vermachen. Nie aber nahm er das an, wenn Kinder oder arme Verwandte da waren, sondern erstattete ihnen das Vermächtniß zurück. Nach alle diesem ist Augustus unter die guten Kaiser zu rechnen, und es ist nur zu beklagen, daß er sein früheres Leben durch manches Verbrechen befleckt hat. Die Römer hatte er ganz mit sich ausgesöhnt. Sie liebten ihn so, daß sie, als er einmal gefährlich krank lag, tiefe Trauer zeigten, und als er wieder genas, die Freude grenzenlos war.

Unter seine Regierung fällt die Begebenheit, die für uns Christen, ja für die ganze Menschheit, die überschwänglichste Bedeutung hat, die Geburt unsers Heilandes, Jesus Christus. Mitten in der durch Pracht und Eitelkeit sich zu Grunde richtenden Welt geht der Erlöser aus Armuth und Niedrigkeit hervor; mitten in dem leeren Stolze einer verkünstelten Weisheit steigt die einfache Lehre des Evangeliums empor: unter der unruhvollen Lasterhaftigkeit eines sich betäubenden Sinnengenusses erschallt der warnende Zuruf zur Buße und Sinnesänderung. Wir blicken mit stiller Ehrfurcht aus den Scenen, die uns Verruchtheit, Herrschsucht und Uebermuth eben sehen ließen, hinüber in die Hütte nach Bethlehem. Bekannt sind die näheren Umstände der Geburt Jesu; oft aber wird noch Gelegenheit sein, von dem überwiegenden und durchgreifenden Einfluß zu sprechen, den Jesus' Erscheinung auf der Erde auf die folgenden Begebenheiten gehabt hat. Nachmals fing man auch an, nach dem Jahre seiner Geburt zu zählen. Im sechsten Jahrhunderte rechnete ein fleißiger Mönch, Dionysius der Kleine, das Jahr aus, und seiner Berechnung ist man bis jetzt gefolgt. Doch haben neuere Gelehrte ihm nachgerechnet und gefunden, daß er sich wohl um sechs Jahre verrechnet habe, und zwar so, daß Jesus sechs Jahre früher geboren sei, als man gewöhnlich annimmt. Die einmal eingeführte Rechnung aber bleibt

beſtehen, um die Verwirrung zu vermeiden, die aus einer Abänderung entſtehen würde.

Eine andere für uns Deutſche hochwichtige Begebenheit unter dieſem Kaiſer iſt die Niederlage der Römer durch den Deutſchen Armin oder Hermann im neunten Jahre nach Chriſtus Geburt. Als Auguſtus Kaiſer wurde, gehörte von Deutſchland noch nichts den Römern. Die Alpen wurden noch von wilden und tapferen Völkern bewohnt, und auf der andern Seite machte der Rhein die Grenze. Die Römer kannten auch von dem rauhen, waldbedeckten Lande nichts weiter, als was Kaufleute, die wohl hier und da durchreiſten, davon erzählten. Endlich wurden einige dieſer römiſchen Handelsleute von den Deutſchen erſchlagen, und nun begann der Krieg. Hätten die Bewohner der rhätiſchen und noriſchen Alpen (vom Bodenſee bis gegen Wien hin) zuſammengehalten, ſo wären die Römer wohl nie nach Deutſchland gekommen; aber es war keine Einigkeit unter ihnen und ſo wurden ſie von den Stiefſöhnen des Auguſtus, Tiberius und Druſus, nach den hartnäckigſten Kämpfen einzeln bezwungen und größtentheils ausgerottet. Nun drangen die Römer bis an die Donau vor; aber hier ſtarrten ihnen ſo dichte, ſchwarze Wälder entgegen, daß ſie lieber von einer andern Seite das Eindringen verſuchen wollten. Auguſt ſchickte dazu ſeinen Stiefſohn Druſus nach Gallien; von den jetzigen Niederlanden aus ſollte er verſuchen, in die deutſchen Waldungen einzudringen. Drei Mal ging er über den Rhein, aber jedes Mal ohne ſonderlichen Erfolg; denn wenn er kam, ſo wichen die Deutſchen auf beiden Seiten des Weges in die Wälder zurück und ließen die Römer walten bis zum Herbſt. Dann mußten dieſe von ſelbſt wieder nach Gallien zurück, weil ſie in dem unwirthbaren Lande weder Städte zum wohnen, noch Lebensmittel genug fanden. Dies war der Augenblick, auf den die Deutſchen ſehnlichſt gewartet hatten. Jetzt brachen ſie aus den Wäldern hervor, fielen über die erſchrockenen und abgematteten Römer her, erſchlugen ihrer viele und verfolgten die übrigen bis an den Rhein. So ging es drei Jahre hintereinander, ſo klug auch Druſus ſonſt ſeine Sachen anlegte. Bei dem dritten Feldzuge kam er wirklich bis in die Gegend, wo die Saale in die Elbe fließt. Jetzt wollte er auch über die Elbe ſetzen, aber hier wendete ſich ſein Glück. Er wurde von den Deutſchen, die ihn jenſeits erwarteten, zurückgeſchlagen, der kalte Winter erſtarrte das Land, und als er einſt einſam und nachdenkend am Ufer ſtand, trat ein Weib von übermenſchlicher Größe, eine

Wahrsagerin, zu ihm und sprach; „Bis wie weit bringst du noch vorwärts, Unersättlicher? Nicht dir ist das Land alles bestimmt. Eile hinweg; denn dein, deiner Thaten und Tage Ziel steht dir nahe bevor!" — Drusus entsetzte sich vor der unerwarteten Erscheinung; denn in Rom herrschte, wie wir schon bei der Geschichte mit des Brutus Gespenst gesehen haben, ein großer Aberglaube. Er kehrte gleich um, und nun bemerkte man lauter Unglückszeichen. Man hörte Wölfe um das Lager heulen, es ertönten Weiberwehklagen, und als Drusus nach dem Rheine zueilte, stürzte unter ihm sein Pferd; er zerschmetterte sich den Schenkel und starb, erst 30 Jahre alt.

Nun schickte August seinen andern Stiefsohn, den Tiberius, einen tückischen Menschen. Der ging gleich listiger zu Werke, als der ehrliche Drusus. Er stiftete Uneinigkeit unter den Völkern am Rheine, lockte ihre Fürsten zu sich, nahm sie gefangen — auch Augustus war an diesem heimtückischen Streiche nicht unschuldig — und fiel nun über die führerlosen Völker her, von denen 40,000 nach Gallien verpflanzt wurden. Welch bitterer Haß gegen die treulosen Römer mußte dadurch in den Herzen der Deutschen erzeugt werden! Die gefangenen Fürsten brachten sich sämmtlich ums Leben; sie wollten lieber sterben, als die Sklaverei ertragen und das theure Vaterland missen. Indessen hatte Tiberius seine Absicht erreicht; alles Land zwischen Rhein und Weser wurde von den Römern besetzt, Landstraßen wurden durch die Wälder angelegt, feste Lager für die Soldaten errichtet und römische Gesetze und Sprache eingeführt. Und damit ja nicht die deutschen Stämme, die hier wohnten, sich empörten, las man die edelsten Jünglinge aus, führte sie als Geißel nach Rom und unterichtete sie dort in römischer Sitte, damit durch sie nachmals die deutschen Stämme entdeutscht werden möchten.

Ein solcher deutscher Jüngling war auch Armin — so nennen ihn die Römer — oder Hermann, wie die Deutschen ihn nennen. Er war der Sohn eines Cheruskerfürsten, Sigimer, von schönem, kräftigem Wuchse, schnellem Blicke, heftig, klugen Rathes und keine Gefahr scheuend. In Rom hatte ihn Augustus geehrt, ihn zum römischen Ritter ernannt und ihm die Führung eines Haufens deutscher Miethsoldaten anvertraut. Dadurch hatte Armin den Krieg, aber auch die Sittenlosigkeit der Römer und den Verfall der römischen Soldaten kennen gelernt, und heiße Sehnsucht trieb ihn nach dem theuern Vaterlande zurück. Da lernte er die Tochter

eines Heerführers der Cherusker, des Segest, die schöne Thusnelda, kennen. Er warb um sie. Aber Segest haßte ihn, weil er selbst den Römern zugethan war, Armin aber seinen Römerhaß bei jeder Gelegenheit kundthat. Er verweigerte ihm also die Tochter. Armin aber entführte sie. Bald sammelten sich um ihn mehrere gleichgesinnte Jünglinge; mit ihnen entwarf er einen Plan, die Römer in Deutschland zu vertilgen. Damals stand an der Spitze der römischen Legionen, welche die Gegenden des heutigen Westphalens besetzt hielten, Quinctilius Varus, ein sehr geiziger und wenig umsichtiger Mann. Er ließ sich von dem schlauen Armin und den Mitverschworenen bethören, die sich geduldig in die römischen Richtersprüche fügten, so tief erbittert auch ihr Gemüth war bei dem Anblicke der Ruthenbündel und der aus ihnen hervorragenden Beile, die der römische Feldherr vor sich hertragen ließ zum Zeichen seines Rechtes, die Deutschen körperlich zu züchtigen und gar am Leben zu strafen. Oft wurde Varus von dem römischgesinnten Segest gewarnt; aber er hielt die Deutschen für viel zu roh, um einen entworfenen Plan lange verbergen zu können.

Endlich war der Anschlag reif (9 nach Chr.). Auf Armins Veranstalten empörten sich einige Stämme in den Gauen an der Ems, um den Varus, der an der Lippe sein Standlager hatte, mehr in das Land hineinzuziehen. Die List gelang; Varus ahnte nichts. Er brach auf, den Aufruhr zu dämpfen, und kam so in die Gegend des heutigen Herford und Detmold, wo der Teutoburger Wald das Land bedeckt. Noch einmal warnte ihn Segest; noch am Abend vor dem Ausbruche der Verschwörung klagte er seinen Eidam an. „Hüte dich vor Armin!“ sprach er; „er ist mit den Empörern einverstanden. Noch ist es Zeit; nimm ihn fest; die Zukunft wird die Schuld und Unschuld eines Jeden entschleiern!“ Er erbot sich, mit ihm zugleich sich in Ketten legen zu lassen. Vergebens!“ Varus schalt ihn, daß er gegen den unschuldigen Armin immer so gehässig gesinnt sei; die Vorsehung blendete seine Augen, daß er den Abgrund nicht sah, der sich vor ihm schon öffnete. Armin und die andern Fürsten nahmen nun Abschied; sie würden bald wiederkommen, sagten sie, mit ihren Hülfsvölkern. Und nun flog eilends der Freiheitsruf durch die Gauen. Von der Elbe bis zum Rheine standen die Deutschen auf und eilten zur Vertilgung der verhaßten Ausländer herbei. Die einzeln zurückgebliebenen Römer wurden geschlagen und Armin eilte auf kürzeren Wegen, die Legionen des Varus zu erreichen.

Dieser aber ahnete immer noch nichts. Der Teutoburger Wald hatte ihn bereits aufgenommen; durch das Dickicht des Waldes zogen Soldaten, Packpferde, Troßbuben, Weiber und Kinder, wie tief im Frieden, in Unordnung durcheinander. Der Boden war uneben; sie zogen in engen Thälern, überall von dichtbewachsenen Bergen umgeben; der Weg war morastig; sie mußten Brücken bauen, Dämme schlagen, Bäume umhauen und Wege ebenen. Jetzt fiel ein fürchterliches Wetter ein. Der Sturm erhob sich und rauschte gräulich in den hochwipfeligen Bäumen; der Platzregen schlug nieder, Bäume krachten bei den Stößen des Windes und stürzten um, und die Tritte der Menschen und Pferde glitten aus. Nirgends war ein wirthliches Obdach, die Wegweiser waren entlaufen, Keiner wußte, wo aus und wo ein. In dieser großen Noth, dicht vom schauerlichen Walde umgeben, erschien plötzlich Armin und seine Genossen auf den rings umgebenden Höhen und schleuderten Steine und Pfeile auf die ängstlich einherziehenden Römer herab. Aus jedem Dickicht funkelten diesen die blitzenden Augen der rachedurstenden Deutschen entgegen. Varus suchte vergebens die Soldaten zu ordnen. Der Weg war zu schmal, der Boden zu schlüpfrig, Menschen und Pferde stürzten übereinander. Endlich erreichten sie eine waldige Anhöhe, wo sie ein Lager aufschlagen konnten; sie versahen es in der Eile mit einem Graben, um doch die Nacht, vielleicht die letzte, ruhen zu können. So erwarteten sie sehnlichst den Tag. In geschlossenen Reihen zogen sie weiter, eine Zeitlang durch offenes Land, wo die Deutschen nicht anzugreifen wagten und nur in der Ferne drohend folgten. Aber bald fing der Wald wieder an, und mit ihm erschienen auch wieder die wilden Gestalten der Deutschen, die unaufhörliche Anfälle machten. Immer noch brauste der Sturm, immer noch goß der Regen herab und immer dünner schon wurden die Reihen der Römer. Noch einmal erbarmte sich die Nacht der Ermüdeten; sie bargen sich in einem halbverschanzten Lager und sahen jeden Augenblick einem nächtlichen Anfalle der Deutschen entgegen, deren widriges Kriegsgeheul ihnen schrecklich herübertönte.

Der dritte Tag brach an, und mit ihm wuchs die Noth. Die Deutschen der entfernteren Gaue waren eingetroffen und immer heftiger wurde der Andrang. Von allen Seiten wurde den Römern der Weg versperrt, der Sturm heulte in den krachenden Wipfeln, Pfeile und Wurfspieße waren durch den Regen unbrauchbar geworden und triefend hingen die Schilder am Arme. Die Deutschen

dagegen ertrugen wohlgemuth des Wetters Ungestüm. Ihre abgehärteten Körper achteten dessen nicht, Siegeslust ließ die Beschwerden vergessen, und Armin, die Seele von Allem, ordnete die stürmenden Schaaren und sprach den Streitenden Muth zu. Jetzt brachen sie von allen Seiten ein, dahin, wo Varus stand; er verzweifelte zu entrinnen, sah den entsetzlichen Andrang und stürzte sich lebensmüde in sein eigenes Schwert. Nun fiel Allen der Muth, jede Ordnung löste sich auf; die römischen Adler, die statt der Fahne das Sammlungszeichen waren, wurden genommen. Da bemächtigte sich Verzweiflung aller Gemüther. Einige folgten dem Beispiele ihres Heerführers, andere warfen die Waffen von sich und ließen sich wie Schlachtthiere würgen. Nur sehr wenigen gelang es, halb durch ein Wunder, über den Rhein zu entkommen. Niedergestürzt wurden Roß und Mann und die Gefangenen in der Siegeswuth von den Deutschen in Gruben geworfen oder an Bäume geknüpft, oder, wenn es Anführer waren, in den Hainen auf den Altären den Göttern geschlachtet. Am fürchterlichsten aber ließ sich der Rachedurst an den römischen Sachwaltern aus, die vor Gericht oft Recht in Unrecht verkehrt hatten. Die Deutschen stachen ihnen die Augen aus, hieben die Hände ab, und ein Deutscher riß einem solchen die Zunge heraus, stopfte ihm den Mund zu und rief: „Nun höre auf zu zischen, du Natter!“ Kein Mann wäre entkommen, hätten nicht die Deutschen zu früh die Beute geplündert;*) aber die Wenigen, die ins dicke Gehölz entkamen, langten erst spät, nach unendlichen Gefahren und mit hohlen Augen, aus denen Hunger und Elend sprachen, in Italien an und verkündigten die entsetzliche Niederlage in Rom. Hier war die ganze Stadt in Jammer und Verzweiflung. Viele beklagten ihre Söhne, die Weiber ihre Männer; schon sah man in Gedanken die rachedurstigen Deutschen über den Rhein setzen, die Alpen überschreiten und auf Rom anrücken, und Augustus lief, wie außer sich im Zimmer um-

*) Es möge hier der merkwürdige Fund erwähnt sein, den im October 1868 preußische Soldaten machten, welche auf einem Schießstande in der Nähe von Hildesheim mit Graben beschäftigt waren. In einer Tiefe von 9 Fuß entdeckten sie einen Schatz: Vasen, Schalen, Becher, Kandelaber u. a. m., im Ganzen einige fünfzig Stück, alles von Silber und mit kunstreichen Darstellungen aus dem Gebiete der Mythologie verziert. Nach der Meinung der Kenner sind die Gefäße römischen Ursprungs und können gar wohl das Tafelservice eines vornehmen Römers aus der ersten Kaiserzeit gewesen sein; vielleicht die Beutestücke eines deutschen Heerführers in jenem Befreiungskampfe.

her, stieß im wilden Grame den Kopf gegen die Wände und rief: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Er ließ vor Kummer Haar und Bart wachsen und gelobte dem Jupiter große Feste, wenn er der Noth sich erbarmen wolle. Geschwind wurde Tiberius mit einem Heere nach dem Rheine gesandt, um den Andrang der Deutschen aufzuhalten. Aber wie wunderte sich dieser, als er da Alles ruhig fand. Die Deutschen wollten nichts erobern, sondern waren zufrieden, ihr Land von fremder Willkür befreit zu haben.

Diesem Siege des Armin verdanken wir, daß wir Deutsche sind, deutsche Sitten, deutschen Sinn und deutsche Sprache haben. Hätten die Römer die Herrschaft über Deutschland behalten, so wären wir ein so gemischtes Volk wie Franzosen, Spanier und Italiener, und eben so würde unsere Sprache dann ein Gemisch der lateinischen und der einheimischen Mundart sein. Armin hatte späterhin das Unglück, seine Gattin Thusnelda zu verlieren. Segest hatte seine Tochter ihrem Manne mit Gewalt wieder entrissen. Armin belagerte die Burg seines Schwiegervaters. Als aber Germanicus, des Drusus Sohn, einen Einfall in Deutschland unternahm, rief Segest die Hülfe der Römer an. Germanicus befreite den Belagerten, der sich ihm nun mit seiner Tochter und seinen Anhängern übergab. Nun war Thusnelda eine Gefangene der Römer. Was mußte das arme Weib empfinden, in den Händen des Volks zu sein, das sie und ihr Mann so tief haßten! Ohne Thränen starrte ihr Auge zur Erde; der Einzige, der sie retten konnte, war entfernt. Germanicus führte sie fort über den Rhein. Als Armin das Schicksal seines Weibes erfuhr, gab er sich seinem Schmerze ganz hin. Er durchrannte das Land der Cherusker. „Zu den Waffen!“ rief er, „zu den Waffen! O des trefflichen Vaters, der sein eigenes Kind verräth! O des großen Feldherrn, der gegen schwache Weiber Krieg führt! Darum also mußte er mit einem mächtigen Heere herbeiziehen, um ein wehrloses Weib zu fangen? Erhebt euch, ihr Cherusker, in eurer Stärke, und folgt mir, dem Feldherrn des Ruhms und der Freiheit!“ Wohl wurden die Römer abermals aus Deutschland hinausgeworfen, aber Thusnelda blieb gefangen. Als Germanicus in Rom im Triumph einzog, wurde auch sie mit ihrem noch nicht dreijährigen Knaben vor dem Wagen des Siegers unter den übrigen Gefangenen aufgeführt. Keiner zog so wie sie die Blicke aller Zuschauer auf sich, unter denen auch ihr Vater Segest zu stehen sich

nicht entblödete. Thusnelda und ihr Sohn Thumelicus haben ihr Leben in der Gefangenschaft beendet.*) Auch Armin hat nicht lange mehr gelebt; er soll von seinen eigenen undankbaren Landsleuten ermordet worden sein, weil er sich zu große Herrschaft angemaßt habe. Doch ruht über der ganzen Sache ein tiefes Dunkel.**)

Der Schmerz des Augustus über die Niederlage des Varus war nur ein Beitrag zu dem vielen Kummer, den er in seiner eigenen Familie erlebte. Er hatte als zweite Frau die Gattin eines vornehmen Römers, die Livia, geheirathet, mit der ein rechter Unglücksdämon in sein Haus gekommen war. Um diese Heirath ausführen zu können, mußte sich Livia von ihrem Manne trennen und August verstieß seine erste Frau, Scribonia, die älter als er war und die er nicht liebte, weil sie sich stets ernst und verdrießlich zeigte. Livia war eine lasterhafte, herrschsüchtige Frau, die zwar vielleicht nicht so schlecht war, wie man sie nachher geschildert hat, aber doch gewiß ruchlos genug, um das Leben eines Mannes recht zu verbittern. Sie hatte ihm zwei Söhne zugebracht, die schon erwähnten Tiberius und Drusus, von denen der ältere, der Liebling seiner Mutter, dem August vielen Aerger machte. Dessen einzige Freude war seine Tochter Julia, aus seiner ersten Ehe. Außer ihr hatte er kein Kind. Sie wuchs heran, zeigte einen muntern Geist und war von hoher Anmuth. Außer ihr hatte er Niemand so lieb, wie den jungen Marcellus, den Sohn der trefflichen Octavia aus ihrer ersten Ehe mit Marcellus. Auf dem jungen Manne ruhte der Geist seiner Mutter, die ihn mit treuer Sorgfalt erzogen hatte und ihn über Alles liebte. Wirklich verdiente er auch die allgemeine Liebe, in der er stand. August gedachte, ihm einmal nach seinem Tode die Nachfolge zu verschaffen, und das ganze Volk sah mit vollem Vertrauen

*) Ueber das Schicksal des Thumelicus hat sich die Nachricht erhalten, daß er in Ravenna aufgewachsen sei und ein unglückliches schmachvolles Lebensgeschick erfahren habe. Man hat daraus vermuthet, daß er zum Fechter (Gladiator) erzogen worden sei. (Der Fechter von Ravenna).

**) Auf dem Teutberge oder der Grotenburg bei Detmold ist dem Befreier Deutschlands ein großartiges Standbild, das Hermannsdenkmal, errichtet und im August 1875 feierlich eingeweiht worden. Auf einem 90 Fuß hohen Unterbau erhebt sich das 42 Fuß hohe Bild des Helden, in der rechten Hand das erhobene Schwert, die linke auf den Schild gestützt, zu den Füßen Ruthenbündel und Beile, die Zeichen der überwundenen Römerherrschaft.

auf einen so würdigen Thronfolger. An welchen bessern Mann hätte er seine Julia verheirathen können? Und August war recht froh über diese Verbindung. Aber noch waren sie nicht fünf Jahre vermählt, so wurde Marcellus krank und — starb. August, Octavia und Julia waren untröstlich; das Volk theilte ihren gerechten Schmerz, und man sagte sich in die Ohren, Livia habe ihn heimlich vergiftet, um ihren Lieblingssohn Tiber dem August, der ihn wegen seiner versteckten, heuchlerischen Gemüthsart nicht leiden konnte, näher zu bringen. Indessen ist die Sache nicht erwiesen. Daß der Dichter Virgil seinen Tod besang und dafür kaiserlich belohnt wurde, ist schon erzählt worden. Als er die Verse dem August und der tiefgebeugten Octavia vorlas, zerflossen beide in Thränen und brachen in ein heftiges Schluchzen aus. Die gute Mutter hatte in ihm ihre einzige Hoffnung und Freude verloren. Sie lebte noch 12 Jahre, legte aber nie wieder die Trauer ab, floh alles Geräusch und war nirgends lieber als in der Dunkelheit der Einsamkeit.

August verheirathete darauf die Julia an seinen alten Freund und Minister, den Agrippa. Es war dies mehr eine Handlung der Dankbbarkeit als der Zuneigung von Seiten der Julia; denn Agrippa war viel älter als sie, aber ein höchst verdienter Mann. Sie lebten nicht sonderlich glücklich; doch hatte August die Freude, aus dieser Ehe drei Enkel aufblühen zu sehen, von denen der jüngste kurz nach des Vaters Tode geboren wurde und darum Agrippa Posthumus hieß. Die beiden älteren hießen Cajus Cäsar und Lucius Cäsar, und machten den alten Großvater sehr glücklich. Er nahm sie an Kindesstatt an und bestimmte dem ältesten die Nachfolge, worüber Livia und Tiberius wieder heimlich ergrimmten. Beide waren endlich alt genug, daß Augustus sie zu Felde schicken konnte; denn die Kriege dauerten, bald im Osten, bald im Westen, immerwährend fort, und nur eine kurze Zeit lang konnte unter Augustus — das dritte und letzte Mal seit Roms Erbauung — der Janustempel geschlossen werden.*) Beide Jünglinge zeichneten sich im Kriege aus und erweckten recht schöne Hoffnungen; da starb der Jüngere plötzlich, erst 17 Jahre alt, in Gallien, und der Andere

*) Augustus hat den Janustempel dreimal geschlossen; das erstemal 29 v. Chr. nach der Schlacht bei Actium, das zweitemal einige Jahre darauf, das drittemal im Jahre der Geburt Jesu Christi. Auch Nero ließ den Janustempel noch einmal schließen.

folgte ihm bald in Klein-Asien nach. Nun hatte zwar der Letztere eine Wunde bekommen, an deren Folge er wohl gestorben sein konnte; aber sogleich hieß es wieder, Livia und Tiber hätten Beide vergiften lassen, eine Sache, die nicht unmöglich, aber doch nicht erwiesen ist. Der arme August war ganz untröstlich, da ihm eine Freude nach der andern zu Grabe getragen wurde. Um so fester schloß er sich nun an Julien an (Drusus war schon früher in Deutschland gestorben); aber auch dieser Trost sollte ihm nicht lange bleiben. Livia und Tiber rückten nun ihrem Ziele immer näher, den August aller seiner übrigen Verwandten und Freunde beraubt zu sehen; dann mußte er wohl den Tiber zum Nachfolger nehmen; denn ein anderer blieb ihm ja doch nicht übrig. Das hatte Tiber schon erreicht, daß er des Kaisers Schwiegersohn geworden war; auch dies Opfer hatte Julia ihrem Vater bringen müssen, der dadurch Ruhe in seinem Hause zu erlangen hoffte. Aber das war eine höchst unglückliche Ehe; wie paßte auch die muntere, leichtsinnige Julia zu dem finstern, verschlossenen Tiber? Die Folge davon war, daß Jedes für sich lebte und Keines sich um das Andere bekümmerte. Bald hatte der alte Kaiser den Kummer, zu erfahren, daß Julia eine Menge unschicklicher Dinge beging; sie war nicht gerade bös von Herzen und hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen; aber ihr großer Leichtsinn trieb sie jetzt, da sie in ihrem häuslichen Leben kein Glück fand, von einer Zerstreuung zur andern. Dadurch wurde sie in schlechte Gesellschaft verwickelt, und sie beging zuletzt ungescheut so viele Unanständigkeiten, daß August nicht länger schweigen konnte. Viel mag auch wohl die Verleumdung der Livia zu dem Unwillen des Vaters beigetragen haben; kurz, sie wurde von Tiber förmlich geschieden und nach einer kleinen wüsten Insel, Pandataria, die jetzt Santa Maria heißt und dem Meerbusen von Gaeta gegenüber liegt, verwiesen. Hier mußte die leichtsinnige Frau ihre Verirrungen schwer genug büßen. Sie wurde in Allem, selbst in Speise und Trank, sehr beschränkt; nicht einmal Wein wurde ihr erlaubt. Kein Fremder durfte ohne des Kaisers ausdrückliche Erlaubniß zu ihr kommen; nur ihre Mutter Scribonia und wenige Diener durften sie nach dem traurigen Orte begleiten. Fünf Jahre mußte sie hier bleiben; dann erst gestattete ihr August nach dem heutigen Reggio (sprich Redscho), Messina gegenüber, zu gehen; aber nach Rom durfte sie nie wieder kommen. Mehr noch als sie war aber der unglückliche Vater zu bedauern, dem dadurch die letzte Lebensfreude geraubt

war. Das fühlte Augustus auch recht tief; als man ihm erzählte, daß eine Gesellschafterin der Julia sich erhängt hätte, weil ihr Gewissen ihr vorwarf, sie zu ihren schlechten Streichen mit verleitet zu haben, rief er aus: „O des Mädchens Vater ist glücklicher als ich!“ Krone und Scepter konnten dem armen Mann den Verlust des Familienglücks nicht ersetzen! —

Nun war nur noch ein einziges Wesen da, das dem Augustus näher stand, als der heranschleichende Tiberius. Das war der schon vorher erwähnte dritte und nachgeborene Sohn der Julia und des Agrippa, Agrippa Posthumus. Ihn hatte der alte Großvater als seinen letzten noch lebenden Enkel an Kindesstatt angenommen; aber je größer er wurde, desto mehr entwickelten sich seine schlechten Neigungen, die er in Gesellschaft seiner schlechten Stiefgroßmutter oder seiner leichtsinnigen Mutter mochte eingesogen haben. Zuletzt blieb dem Augustus nichts übrig, als den Einflüsterungen der Livia, die jeden schlechten Streich des Knaben dienstfertig erzählte, Gehör zu geben und auch ihn zu verweisen. Er mußte nach der jetzigen Insel Pianosa wandern, die gleich unter Elba liegt. Dasselbe Schicksal hatte Augustus' Enkelin, Julia, eine Tochter jener leichtsinnigen Julia. Sie war noch leichtfertiger als ihre Mutter und machte dem Großvater vielen Kummer; er schickte sie endlich nach einer der Inseln Tremiti — so heißen sie jetzt — im adriatischen Meere. Durch diese bittere Erfahrung ging nun aber für den armen alten Mann der letzte Rest von Lebensfreuden verloren. „Wollte Gott,“ rief er einmal wehmüthig aus, „ich hätte nie geheirathet, und wäre ohne Kinder und Enkel geblieben!“ — Jetzt hielt es für Livia nicht schwer, den Kaiser zu überreden, ihren lieben Tiber als Sohn zu adoptiren und zu seinem Nachfolger zu erklären.

Unter allen jenen erzählten Leiden war Augustus 76 Jahre alt geworden. Da sollte Tiberius eine Reise über das adriatische Meer machen. „Wie wäre es,“ äußerte Livia gegen Augustus, „wenn wir den lieben Sohn ein Stück begleiteten?“ Augustus willigte gern ein; er mochte selbst wohl Zerstreuung suchen. Wirklich war er auch auf dieser Reise noch einmal heiter. Er besuchte die Insel Capri, die Neapel gegenüberliegt, und setzte nach dieser Stadt selbst über. Hier wurde er krank; dennoch machte er sich auf die Rückreise, blieb aber in Nola liegen und starb hier, 14 Jahre nach Christus Geburt. Er wurde, wie nachher die meisten Kaiser, unter die Götter versetzt (Apotheose).

43. Tiberius. 14—37.

Noch ehe Augustus gestorben war, oder wenigstens gleich darauf, fand sich Tiberius wieder ein, den Livia hatte zurückholen lassen. Er nahm sofort vom ganzen Reiche Besitz. Kaum aber hatte dieser aus List, Verstellung, Tücke und Grausamkeit zusammengesetzte Mensch gesehen, daß der Senat und das Volk sich vor ihm demüthigten, spielte er eine sonderbare Komödie. Er stellte sich nämlich, als wolle er die Regierung nicht annehmen. Nur Augustus, sagte er, sei im Stande gewesen, ein so großes Reich zu regieren; seine Schultern seien für solche Last zu schwach; man solle einen Würdigern wählen. Und doch würde es dem Senate übel ergangen sein, wenn er diese Erklärung für Ernst angenommen hätte. Das merkten sich auch Alle sehr wohl und baten daher inständigst, doch den Senat durch seine Weigerung nicht unglücklich zu machen. Aber er trieb dies lächerliche Spiel noch lange fort. Je mehr der Senat bat, flehte, weinte und fußfällig die Arme nach ihm ausstreckte, desto mehr Abscheu affectirte er vor der Regierung. Endlich — endlich stellte er sich von so vielen Bitten überwunden; aber, sagte er, er würde nur für einige Zeit das schwere und undankbare Amt übernehmen u. s. w. Dabei hatte er sich genau Die gemerkt, die ihn nicht recht ernstlich gebeten, oder es sich gar hatten merken lassen, daß sie ihn nicht gern zum Kaiser haben wollten; diese sparte er für seine Rache auf; denn schon in den letzten Jahren des Augustus war ein abscheuliches Gesetz gegeben worden: daß, wer über den Kaiser oder seine Regierung schlecht und unehrerbietig spräche, zur Rechenschaft gezogen und bestraft werden sollte. Die Angeklagten verloren gewöhnlich Leben und Vermögen, und die Ankläger bekamen von dem letzteren einen Theil. Es läßt sich leicht denken, zu wie vielen Schändlichkeiten dies Gesetz Anlaß gab. Manche nichtswürdige Menschen machten sich ein Geschäft daraus, Andere anzugeben, die oft weiter nichts gethan hatten, als verdrießlich eine Bildsäule des Kaisers angesehen, oder bei Nennung seines Namens gen Himmel geblickt, oder die Achseln gezuckt, oder in fröhlicher Gesellschaft ein unvorsichtiges Wort gesprochen zu haben. Ein Geschichtsschreiber wurde hingerichtet, weil er den Brutus den letzten echten Römer genannt hatte. Mancher, der noch kurz vorher mit den Seinigen ruhig gegessen hatte, wurde plötzlich von der Wache abgeholt, ins Gefängniß geworfen und

ohne weiteres Verhör hingerichtet. Fast kein Tag verging, wo Tiberius nicht eine Menge Todesurtheile unterzeichnete, und das that er mit dem leichtesten Herzen. Einen Mord zu begehen oder begehen zu lassen, kostete ihm keine Ueberwindung. Eine seiner ersten Handlungen nach seiner Thronbesteigung war, daß er einen sichern Offizier nach der Insel schickte, auf welcher der unglückliche Agrippa Posthumus lebte, und ihn ermorden ließ; so habe es, sagte er, Augustus in seinem Testamente verordnet; dem Augustus war es aber nicht eingefallen. Die arme Julia, seine ehemalige Frau, ließ er noch grausamer sterben: 16 Jahre saß sie nun schon gefangen, zuletzt im heutigen Reggio. Hier war sie zwar schon unter Augustus sehr kärglich gehalten worden; aber sie hatte doch leben können. Tiberius dagegen verordnete, daß ihr auch das Nöthigste entzogen würde: so habe es, sagte er wieder, Augustus gewollt, denn er habe in seinem Testamente nichts über sie bestimmt und so mußte das unglückliche Weib an den Folgen des Hungers sterben. Welch ein Unmensch! — Von Jahr zu Jahr wurde er wilder und grausamer, bis er endlich eine völlige Tigernatur angenommen hatte. Dieser ganz abscheuliche Charakter hatte sich nach und nach aus zwei Fehlern entwickelt: Verstecktheit und Eigenliebe, Beide hatte er schon in seiner Jugend gezeigt. Je freundlicher er war, desto mehr mußte man sich vor ihm hüten; denn dann dachte er gewiß über eine Tücke nach. Außer sich selbst liebte er kein menschliches Wesen aufrichtig. Er sagte einmal: „Wenn ich todt bin, mag der Himmel einfallen." Selbst gegen seine Mutter, die doch große Liebe für ihn gezeigt hatte, war er undankbar. In den letzten Jahren ihres Lebens ließ er sie gar nicht mehr vor sich und besuchte sie in drei Jahren nur ein Mal; und als sie gestorben war, wohnte er weder ihrem Begräbnisse bei, noch hielt er ihr, wie üblich war, eine Leichenrede, noch vollzog er ihren letzten Willen, sondern that im Gegentheil allen Denen, die darin bedacht oder überhaupt von ihr geliebt waren, auf alle Weise weh. Gegen das Ende seiner Regierung wurde er immer grausamer. Die ältesten Beleidigungen wurden hervorgesucht und dienten nun als Grund der Anklage. Eine Mutter wurde einmal hingerichtet, weil sie über ihren Sohn, der auch auf seinen Befehl hingerichtet worden war, Thränen vergossen hatte. Zuletzt wagte man kaum aufzusehen, wenn man bei Einem von der kaiserlichen Familie oder bei ihren Bildnissen vorbeiging; denn nie war man sicher, daß nicht ein Laurer die Mienen übel deutete und darauf

die Anklage gründete. Eine Menge Männer und Frauen brachten sich selbst ums Leben, um nicht dem Kaiser und seinen Söldnern in die Hände zu fallen. Eine schreckliche Zeit! Kein Verbrechen des Tiberius machte aber einen schmerzlicheren Eindruck auf die Römer, als die Hinopferung des Germanicus und dessen Familie. Daß dieser Germanicus des Drusus Sohn, also Tiberius' Neffe gewesen sei und einige ruhmvolle Feldzüge in Deutschland gemacht habe, ist schon oben gesagt worden. Da er ein eben so großer Feldherr als achtungswürdiger Mensch war, so war er der Abgott seiner Soldaten, ja des ganzen Volkes, das ihn schon als des gefürchteten Tiberius Nachfolger betrachtete. Eben deshalb wurde er ein Gegenstand der Eifersucht des Kaisers, die dieser aber sorgfältig unter der Maske der Freundschaft verbarg. Er rief ihn zuvörderst aus Deutschland zurück, um ihn nach Asien zu schicken, wo er ihm besser beikommen zu können glaubte. In Rom hielt Germanicus einen glänzenden Triumph. Es war ein rührender Anblick, den allgemein geliebten Triumphator in der Mitte seiner Kinder, dreier Söhne und zweier Töchter auf dem Triumphwagen stehen zu sehen. Tiberius hatte zum letzten Mal sein Opfer geschmückt, dem er den Untergang bereitet hatte. Er gab ihm einen gewissen Piso, den er zum Statthalter von Syrien bestimmt hatte, und dessen Frau (Munatia Plancina) mit, von denen er erwarten konnte, daß ihr feindseliger, stolzer Sinn dem Germanicus Schwierigkeiten und Gefahren bereiten würde; wohl auch mit heimlichen Aufträgen. Germanicus reiste, nichts ahnend, mit seiner Frau und seinen Kindern sorglos ab, führte die ihm übertragenen Geschäfte rühmlich aus und machte dann eine Reise nach Aegypten. Aber als er von dort nach Syrien zurückkehrte, erkrankte er und starb in Antiochia, in der festen Ueberzeugung, von Piso und dessen Frau Gift erhalten zu haben. Trauernd kehrte seine Frau Agrippina mit seiner Asche in einer goldenen Urne nach Rom zurück, wo die Betrübniß allgemein war. Die Söhne des Germanicus schonte Tiberius jetzt noch, weil sie noch klein und also nicht gefährlich waren; auch hatte er eine geheime Furcht vor der tugendhaften Agrippina, die seine Schlechtigkeit ganz durchschaute. Aber zehn Jahre später beschloß Sejanus, der Vertraute des Kaisers, des Germanicus Familie aus dem Wege zu räumen, um sich selbst den Weg zum Throne zu bahnen, und fand an Tiber einen treulichen Helfer, der es der Agrippina nicht vergessen konnte, daß sie einst bei einem Gastmahle von den Speisen, die er ihr angeboten,

nichts angenommen und sich dann schnell wegbegeben hatte. Seitdem haßte er sie noch mehr als zuvor und ging auf des Sejanus Absichten ein. Er verbannte Agrippina nach der Insel Pandataria; ihr ältester Sohn, Nero, wurde nach der Insel Ponza (an der Küste von Neapel, verwiesen, und der zweite, Drusus, in ein unterirdisches Gefängniß gesetzt. Nur der dritte Sohn, Cajus Caligula, der sein Liebling war, weil er sich in seine Gemüthsart zu schicken wußte, wurde geschont. Nach zwei Jahren starb Agrippina, indem sie sich selbst zu Tode hungerte; Drusus dagegen wurde von Tiberius zum Hungertode verurtheilt. Da der arme Jüngling nichts zu essen bekam, so erhielt er sich noch neun Tage von den Kräutern, mit denen seine Matratze ausgestopft war, bis er endlich dem Hunger elendiglich erlag. Nero war schon früher auf Tiberius' Befehl umgebracht worden.

Daß Tiberius im höchsten Grade mißtrauisch war und sich von Jedem immer des Schlimmsten versah, versteht sich von selbst. Nur einem einzigen Manne traute er ganz, jenem Sejanus, den er daher auch zum Obersten seiner Leibgarde, der Prätorianer, machte, und der sich acht Jahre lang in seiner Gunst erhielt. Dieser Sejan war auch ein höchst böser, verworfener Mensch. Um in Rom nach Willkür schalten zu können, beredete er den Kaiser, lieber Rom zu verlassen und sich in einer angenehmen Gegend aufzuhalten, wo er ungestörter seinen Lüsten nachhängen könnte und vor Meuchelmord sicherer sei. Das schien dem Tiberius nicht übel; er verließ wirklich Rom und wählte die Insel Capreä (jetzt Capri), Neapel gegenüber, wo er sich 12 kostbare Paläste einrichtete und nur seinem Vergnügen leben wollte. Diese Insel eignete sich ganz für seinen mißtrauischen Sinn. Ueberall von schroffen Felsenwänden umgeben, hat sie nur einen einzigen Zugang, der leicht übersehen werden konnte, und es wurde streng verboten, daß Keiner sich unterstehen sollte, ohne seine Erlaubniß nach Capri zu kommen. Einmal kam ein armer Fischer, der einen vorzüglich schönen Fisch gefangen hatte, nach der Insel und kletterte eine der Felsenwände hinauf, um ihn dem Kaiser zu überreichen. „Unglücklicher, wie kommst du hierher?" schrie ihn Tiberius an, als er ihn erblickte, und befahl sogleich, ihm mit dem Fische und den harten Schalen eines Seekrebses so lange das Gesicht zu reiben, bis die Haut abspränge.

Indessen regierte Sejan in Rom auf die allertyrannischste Weise. Hat je ein Mann seine Gewalt gemißbraucht, so war er

es. Täglich sah man Hinrichtungen; die meisten vornehmen Familien wurden nach und nach ausgerottet, und ihr Vermögen floß in die Kasse des Kaisers und seines unwürdigen Freundes. Es bemächtigte sich eine solche Angst aller Römer, daß keiner mehr dem andern traute: Bekannte und Unbekannte flohen einander und, als hätten die Wände Augen und Ohren bekommen, wagte man kaum im innersten Gemache des Hauses mit seinen nächsten Verwandten zu sprechen. Den bösen Geist zu versöhnen, wurden die allerniedrigsten Schmeicheleien angewendet. Man erwies ihm dieselbe Ehre wie dem Kaiser; auf den Gassen, in Tempeln und Privathäusern wurden ihm Bildsäulen errichtet und sein Geburtstag durch öffentliche Spiele gefeiert. Tiberius vergnügte sich indessen auf seine Weise in Capri und hielt sich für recht sicher, da ja Sejanus für ihn wache. Plötzlich erhielt er unter der Hand die sichere Nachricht, daß Sejanus sich selbst zum Kaiser machen wolle. Schon habe er die Prätorianer für sich gewonnen, und den kürzlich verstorbenen Sohn des Tiberius habe er vergiftet. Wie fuhr da der Kaiser auf! Wie krampfhaft zuckten da alle Muskeln seines boshaften Gesichts! Also auch der Einzige, dem er getraut hatte, war ein Verräther? — Aber ihn gleich gefangen zu setzen, wagte er nicht; im Gegentheil erwies er ihm nun noch mehr Ehre als zuvor, schrieb ihm die zutraulichsten Briefe, und nun, als er ihn recht sicher gemacht, befahl er dem Senate, sich seiner zu bemächtigen und ihn mit allen den Seinigen hinzurichten. Die Gefangennehmung geschah in voller Senatsversammlung und hier sah man wieder recht den Wechsel aller Dinge. Als er hineingetreten war, standen Alle ehrerbietig auf und drängten sich um ihn; aber nachdem des Kaisers Befehl vorgelesen worden war, verließen ihn Alle; Keiner wollte mit ihm auf einer Bank sitzen und er fand auch nicht einen Freund. Er starb feig, wie er gelebt hatte, und unbetrauert; sein Körper wurde mit eisernen Haken durch die Straßen geschleppt und gemißhandelt. Auch seine Kinder, so unschuldig sie auch waren, wurden hingerichtet. Darunter war eine Tochter, kaum 12 Jahre alt, die sehr jammerte, als sie ihr Schicksal erfuhr. Sie fragte ein Mal über das andere, was sie denn Unrechtes gethan habe? Sie habe es ja nicht gern gethan und wolle es gewiß nicht wieder thun. Man möchte sie doch strafen wie man wolle, aber nur nicht das junge Leben ihr nehmen. Aber nichts half; sie wurde vom Scharfrichter erwürgt.

Nach des Sejanus Hinrichtung wurde Tiberius nur noch grausamer. Oft ließ er zum Vergnügen verurtheilte Menschen nach Capri bringen, sie vor seinen Augen foltern, oder von den Felsen ins Meer hinabstürzen, und dann standen unten schon Fischerknechte, die mit langen Stangen die Unglücklichen vollends zerschmetterten. Welch ein reißendes Thier kann doch der Mensch werden! — Von Zeit zu Zeit wachte sein böses Gewissen auf und ließ ihm besonders des Nachts keine Ruhe. Einmal schrieb er an den Senat einen Brief, der die Qualen seines Gewissens verrieth; er fing sich an: „Was soll ich euch schreiben oder nicht schreiben? Die himmlischen Mächte mögen mich noch ärger quälen, als es täglich schon geschieht, wenn ich es weiß." — Aber diese innere Angst trieb ihn nicht zur Besserung, sondern zu noch größeren Verbrechen, um darin seinen glühenden Haß, mit dem er die ganze Menschheit umfaßte, zu kühlen. Trotz seines wüsten Lebens wurde Tiberius 78 Jahre alt und regierte fast 24 schreckliche Jahre über Rom. Zuletzt fiel er in eine ekelhafte und schmerzhafte Krankheit, und aus Besorgniß, daß er sich noch einmal wieder erholen möchte, erstickte ihn ein Gardeoberst (Macro) unter aufgedrückten Betten.

44. Cajus Caligula. 37—41.

Nun war der nächste Verwandte des Verstorbenen der junge Cajus, ein Sohn des Germanicus. Gewöhnlich nannte man ihn Caligula, d. i. Stiefelchen, weil er als Kind in Stiefelchen herumgelaufen war, eine bei den Römern ungewöhnliche Tracht. Anfangs schien es, als wenn die abgeängstigten Römer sich unter der neuen Regierung wieder erholen sollten. Caligula fing an, recht löblich zu regieren, und als er nach einiger Zeit schwer krank wurde, waren die Römer aufrichtig betrübt und thaten Gelübde, wenn er wieder besser werden sollte. Er wurde wieder hergestellt und von der Zeit an war er zum Schrecken der Römer wie ganz umgewandelt, so daß es schwer zu sagen ist, ob er mehr toll oder grausam gewesen ist. Seine Streiche waren wirklich zum Theil so unklug, daß man geglaubt hat, sein Gehirn habe in seiner Krankheit gelitten. Nun begannen die kaum unterbrochenen Hinrichtungen wieder, und die Römer sahen mit Schrecken und Erstaunen, daß es möglich sei, den Tiberius an Schändlichkeit noch zu übertreffen. Mit den bloßen Hinrichtungen begnügte sich Caligula

nicht, sondern er wollte selbst Zeuge der Martern sein, und je mehr Blut er fließen sah, desto mehr lechzte er danach. So zwang er viele römische Ritter, miteinander auf Tod und Leben zu kämpfen; und recht viel Blut dabei vergießen zu sehen, war ihm eine Hauptlust. Einmal sollten wilde Thiere mit Verbrechern kämpfen; da es sich aber fand, daß gerade keine Verbrecher vorräthig waren, so ließ er aus den Zuschauern die ersten besten herausgreifen und den Thieren vorwerfen, vorher aber ihnen die Zunge ausschneiden, damit sie sich nicht über das Unrecht beschweren könnten. Er beklagte sich öfters, daß unter seiner Regierung gar keine Seuchen oder andere Unglücksfälle wären, durch welche Tausende von Menschen mit einem Male hingerafft würden. „Wollten die Götter," rief er einmal aus, „daß das römische Volk nur einen Kopf hätte, den man mit einem Hiebe herunterschlagen könnte!" — Solcher Grausamkeiten könnten eine Menge angeführt werden. Nur noch einige Beispiele von seiner Unklugheit. Es fiel ihm einmal ein, sich göttlich verehren zu lassen. Sogleich mußten ihm Tempel und Bildsäulen errichtet und Opfer gebracht werden. Er nahm dabei die Namen aller nur bekannten Gottheiten an und legte sich auch ihre Attribute bei. Bald erschien er als Jupiter, bald als Apollo, oder als Mars oder Mercur u. s. w. Auch die Gestalt der weiblichen Gottheiten nahm er manchmal an: einmal war er Minerva, ein ander Mal Venus. Und doch war er so furchtsam, daß er, wenn es donnerte, leichenblaß wurde, zitterte und sich wohl gar ins Bett versteckte. Sein Liebling war ein Pferd, dem er große Ehre erwies. Es stand in einem marmornen Stall, fraß aus einer elfenbeinernen Krippe, hatte eine purpurne Decke und alles Zeug war mit Perlen und Steinen besetzt. Sollte das Thier einmal in der Rennbahn mitlaufen, so wurden Wachen in der ganzen Gegend den Abend vorher ausgestellt, damit kein Geräusch das edle Thier im Schlafe störe. Die Verschwendung, die er trieb, war ganz unsinnig. Schon im ersten Jahre hatte er den ganzen ihm von Tiberius hinterlassenen Schatz, 140 Millionen Thaler durchgebracht. Eine einzige Mahlzeit kostete ihm einmal 350,000 Thaler. Große Perlen in Weinessig aufzulösen, Geld unter das Volk zu werfen, waren bei ihm gewöhnliche Dinge. Er baute einmal eine Flotte von Cedernholz, deren Schiffe mit Edelsteinen besetzte Hintertheile hatten. Auf ihnen waren Bäder, bedeckte Gänge, Speisesäle und selbst Gärten und Weinberge angelegt, und in ihnen ließ er sich am Meeresufer spazieren fahren. Sah er einmal einen hohen

Berg, so befahl er wohl, ihn binnen einer bestimmten Zeit ganz abzutragen; wurde der Beauftragte zu rechter Zeit nicht fertig, so kostete es ihm das Leben. Er war es auch, der den großen Obelisk aus Aegypten nach Rom bringen ließ, der jetzt mitten auf dem Petersplatze steht; welche ungeheuere Arbeit gehörte nicht dazu! Um seine erschöpfte Schatzkammer immer wieder zu füllen, schrieb er Abgaben willkürlich aus und legte einen Handel mit allerlei Sachen an, die er unerhört theuer verkaufte. Wehe dem Reichen, der ihm nicht abkaufte! Viele kamen und bezahlten lieber ein Stück recht theuer, um den übrigen Theil ihres Vermögens zu retten. Manche verloren aber durch seine Habsucht Alles und nahmen sich dann aus Verzweiflung das Leben. Ein würdiger Vater seiner Unterthanen! — Hatte er recht viel zusammengescharrt, so wälzte er sich wohl auf dem Goldhaufen vor Freude herum. Einmal verauctionirte er Fechter und trieb die gezwungenen Käufer gewaltig hinauf. Einer derselben, ein alter Mann schlief dabei ein; Caligula aber bot nun in seinem Namen und jener war nicht wenig verwundert, als ihm der Kaiser beim Erwachen eine Rechnung von ungefähr 320,000 Thalern vorlegen ließ, die auch unverweigerlich bezahlt werden mußten. — Es erzählte ihm einst Jemand von der Brücke, die Xerxes über die Meerenge des Hellespont hätte schlagen lassen. Sogleich befahl er, auch eine Brücke über den Meerbusen von Bajä, nahe bei Neapel, zu schlagen. Eine ungeheuere Menge Schiffe wurde dazu zusammengeschleppt, und da diese nicht reichten, wurden noch neue dazu gebaut — denn der Raum betrug fast drei Meilen —, Erde wurde darauf geschüttet, Geländer auf beiden Seiten gemacht und in bestimmten Entfernungen Wirthshäuser gebaut, von denen aus Springbrunnen süßes Wasser in die Höhe sprang. Dann schnallte er den Panzer Alexanders um, setzte sich einen Eichenkranz auf und ritt über die Brücke. Am andern Tage fuhr er denselben Weg wieder zurück auf einem Triumphwagen, als wenn er einen großen Sieg über die Feinde erfochten hätte, und hielt zuletzt eine Rede an die Soldaten, in welcher er sich selbst wegen der bewiesenen ausgezeichneten Tapferkeit lobte. Am Abend gab er dem ganzen Heere und Hofe einen ungeheuern Schmaus auf den Schiffen und auf der Brücke. Dabei war Alles so glänzend erleuchtet, daß man die Sonne nicht vermißte. Nachdem sich nun das Scheusal betrunken hatte, befahl er, mehrere seiner Hofleute zum Spaß ins Meer zu werfen und zu ertränken; auch ließ er viele mit Zuschauern und Soldaten beladene Schiffe

in den Grund bohren, und die, welche sich aus dem Wasser auf andere Schiffe retten wollten, mit Stangen wieder ins Wasser stoßen. Am folgenden Tage wurde die kostbare Brücke, bei der sein ganzer Schatz darauf gegangen war, wieder eingerissen.

Damit man doch auch von ihm sagen könnte, er wäre zu Felde gewesen, zog er gegen die Deutschen und Briten ohne Grund aus. Als er an den Rhein kam, ließ er einige Deutsche, die unter seiner Leibwache dienten, über den Fluß gehen und sich in ein Gebüsch verstecken. Nun brachte man ihm die Nachricht, der Feind sei im Anmarsch. Mit wuthblitzenden Augen sprang er sogleich auf, legte Panzer und Waffen an, setzte sich mit großem Geräusch in Bewegung, ging mit weniger Begleitung über den Rhein, stürzte auf das Gebüsch los und nahm die Deutschen gefangen. Dann wurden zur Verewigung der Heldenthat Siegeszeichen aufgerichtet. — Noch lächerlicher beinahe war der Feldzug gegen die Briten, die alten Einwohner des heutigen Englands. Er ging nicht etwa hinüber nach Britannien, sondern stellte sein ganzes Heer längs der Küste von Frankreich auf, stieg dann in ein Schiff, fuhr ein Stück ins Meer hinein und kehrte wieder um. Dann ließ er mit allen Trompeten wie zum Angriffe blasen und commandirte, daß jeder Soldat — Muscheln aufleſen sollte. „Seht!" setzte er hinzu, „das ist ein kostbarer Tribut, den uns das Meer senden muß, und der verdient, im Capitolium niedergelegt zu werden."

Von diesen Tollheiten ließe sich noch viel erzählen; doch schon aus dem Angeführten kann man sehen, wie er war. Vier Jahre hat dieser verrückte Unmensch das Reich beherrscht, da wurde er von einem Offizier der Prätorianer (Cassius Chärea) mit Hülfe mehrerer Mitverschworenen ermordet, als er eben aus dem Amphitheater zurückkehrte. Daß Niemand ihn beklagte, versteht sich von selbst.

45. Claudius. 41—54.

Als die eben versammelten Senatoren von der Ermordung des Caligula hörten, athmeten alle wieder frei auf, und der Senat beschloß, keinen Kaiser wieder anzunehmen, sondern lieber die alte Republik einzuführen. Anders dachten die gefürchteten Prätorianer, die sich das Kaiserreich nicht nehmen lassen wollten. Der nächste Verwandte des Ermordeten war Claudius, des Drusus zweiter Sohn, also des Germanicus unähnlicher Bruder, den wollten sie

zum Kaiser haben. Aber dieser Mann, schon 50 Jahre alt, war von Jugend auf ein Schwächling gewesen und hatte immer dem ganzen Hofe zum Gespötte gedient. Seine eigene Mutter hielt nichts von ihm, und wenn sie einen recht einfältigen Menschen schildern wollte, so sagte sie: „Der ist fast so dumm, wie mein Sohn Claudius.“ Oft schlief er über Tische ein; dann warf ihn die Tischgesellschaft mit Früchten oder neckte ihn auf andere Art. Dabei war er über die Maßen furchtsam. Kaum hörte er von der Ermordung seines Neffen, so dachte er nicht anders, als daß die Reihe nun auch an ihn kommen würde; geschwind lief er also bis ins oberste Stockwerk des Schlosses und versteckte sich hinter eine Thüre. Die Soldaten suchten ihn überall, um ihn zum Kaiser auszurufen, aber er war nicht zu finden. Endlich kamen einige auch oben hinauf, bemerkten ihn hinter der Thüre und — zogen den halbtodten und zitternden Claudius hervor, der gleich auf die Kniee niedersank und um sein Leben flehte. „Steh doch auf, Claudius!“ riefen sie ihm zu; „wir thun dir nichts; du sollst ja unser Kaiser sein!“ Dabei setzten sie ihn auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumphe über den Markt in ihr Lager. Er aber machte dabei ein so ängstliches Gesicht, daß Alle, die dem Zuge begegneten, glaubten, er solle hingerichtet werden.

Dieser schwache Mann war nun Kaiser. Viel hatten die Römer dabei nicht gewonnen; denn war er auch nicht bösartig, so war er doch so schwach, daß er sich von jedem Böseswicht leicht leiten ließ. Anfangs ging es indessen recht gut, und es schien, als solle eine glücklichere Zeit für die geplagten Römer anbrechen. Seine Verordnungen verriethen ein so gutes Gemüth und selbst eine solche Verständigkeit, daß sich Jeder recht über ihn freute und das ganze Volk ihn liebgewann. So machte er eine allgemeine Verzeihung der früher begangenen Verbrechen (Amnestie) bekannt und ließ nur die eigentlichen Mörder des Caligula hinrichten; die diesem Kaiser errichteten Bildsäulen wurden in der Stille weggenommen; ihn selbst göttlich zu verehren, wurde streng untersagt; nicht einmal seinen Geburtstag wollte er öffentlich gefeiert wissen. Gegen seine Verwandten war er freundlich, gegen den Senat ehrerbietig; ohne dessen Rath wollte er nichts Wichtiges vornehmen; die abscheulichen geheimen Anklagen wurden abgeschafft, kurz — er war anfangs ganz das Gegentheil des Caligula.

Aber das war nur die erste Zeit. Claudius war Zeitlebens von Andern regiert worden, früherhin von seiner Großmutter

(Livia) und seiner Mutter (Antonia) und so bemächtigten sich denn auch jetzt seiner bald herrschsüchtige Menschen. Claudius war wie ein schwankendes Rohr, gut oder böse, wie es gerade seine Umgebungen waren. Und leider waren dies durchaus lasterhafte, verworfene Menschen. Seine Frau Messalina war so nichtswürdig, daß sie zum Sprichworte geworden ist. Sie beging mit kaltem Blute die unerhörtesten Schandthaten, ließ nach Gefallen Alle umbringen, die ihr nicht gehorchten, und Niemand durfte zum Kaiser kommen ohne ihre Erlaubniß, damit er nie von ihrer schlechten Aufführung etwas erfahren sollte. Außer ihr standen bei ihm noch einige Freigelassene, Narcissus und Pallas, in großem Ansehen, und diese Leute, sonst elende Sklaven, bereicherten sich so, daß, als einmal Claudius über die Leere des Schatzes klagte, ihm Jemand zuflüsterte: „Laß nur zwei deiner Freigelassenen ihr Vermögen mit dir theilen, und du wirst reich genug sein!“ — Diese Leute sprachen, ohne den Kaiser zu fragen, Todesurtheile aus über Alle, nach deren Vermögen sie ein Gelüste hatten, verkauften Ehrenstellen u. s. w.

Da sah denn das arme Volk zu seinem Schrecken, daß ein schwacher Kaiser nicht viel besser als ein bösartiger sei, und mehrere Mißvergnügte traten endlich in Dalmatien zusammen und berathschlagten, ob es nicht besser sei, sich lieber gegen den Kaiser zu empören, ehe auch sie an die Reihe kämen, hingerichtet zu werden. Aber die Verschwörung mißlang und die Häupter wurden ermordet. Unter diesen war auch ein gewisser Pätus, dessen Frau Arria wegen ihres Heldenmuthes und ihrer großen Liebe zu ihrem Manne berühmt geworden ist. Schon früher hatte sie oft erklärt: sie begriffe nicht, wie eine Frau, die ihren Mann wahrhaft liebe, am Leben bleiben könne, wenn ihr Mann hingerichtet würde, und als ihr Schwiegersohn sie einmal fragte: „Wenn ich sterben müßte, würdest du da wohl wünschen, daß deine Tochter mit mir stürbe?“ so antwortete sie schnell: „Gewiß! wenn sie so lange und so glücklich mit dir gelebt hat, als ich mit Pätus.“ — Ein ander Mal lagen Pätus und ihr kleiner Sohn gefährlich krank. Dieser starb endlich, ihr einziges und dazu ein höchst liebenswürdiges Kind. Sie war außer sich vor Schmerz, faßte sich aber, als sie in ihres Mannes Schlafzimmer gehen mußte, schnell und zeigte ihm ein freundliches Gesicht; welche Anstrengung für eine fühlende Mutter, deren Herz zerrissen war! „Was macht mein krankes Kind?“ fragte Pätus. „Es hat gut geschlafen,“ antwortete Arria; „auch

hat es ihm recht gut geschmeckt." Dabei aber überwältigte sie der Schmerz und ein Thränenstrom zwang sie, schnell das Zimmer zu verlassen; aber nachdem sie sich ausgeweint hatte, trat sie wieder mit einer heitern Miene vor ihren Mann. — Als dieser nun wegen seiner Theilnahme an der Verschwörung in Dalmatien, wo er gerade war, gefangen genommen wurde und auf einem Schiffe nach Rom gebracht werden sollte, bat sie flehentlich, sie mit auf das Schiff zu nehmen. Es wurde ihr abgeschlagen. „Aber," sagte sie, „ihr werdet doch dem Pätus, der selbst schon Consul gewesen ist, Bedienten bewilligen, und die Bedienung will ich übernehmen." — Nichts half, sie wurde abgewiesen. Da miethete die entschlossene Frau ein Boot und fuhr darin neben dem Schiffe her, bis nach Italien. Hier wurden sie beide ins Gefängniß geworfen und ein schmählicher Tod wartete des Mannes. Jetzt redete sie dem Pätus zu, lieber seinen Feinden durch einen Selbstmord zuvorzukommen; aber er zagte und konnte sich nicht entschließen. Ruhig ergriff sie den Dolch, stach ihn durch ihr Herz und reichte ihn mit sterbender Hand dem geliebten Manne mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!" — So starb diese merkwürdige Frau.

Messalina machte es endlich mit dem Claudius so arg, daß Narcissus es übernahm, ihm die Augen über sie zu öffnen. Unter Anderem hatte sie, während Claudius verreist war, öffentlich ihre Hochzeit mit einem andern Manne (Silius) gefeiert) in der Hoffnung, daß Keiner wagen würde, es dem Kaiser zu sagen. Als dieser nach Hause kam, erfuhr er durch Narcissus zu seinem großen Schrecken, daß Messalina sich ohne Weiteres von ihm geschieden habe. Anfangs schien es ihm unglaublich, endlich beschloß, er sie zu bestrafen. Indeß erfuhr sie, daß der Kaiser von Allem unterrichtet sei, und nun kam Angst und Schrecken über sie. Sie eilte sogleich mit ihren Kindern zu ihm, und gewiß wäre es ihrer Ueberredungskunst geglückt, ihn noch einmal zu beschwatzen; aber Narciß ließ sie nicht nahe an die Sänfte, in welcher der Kaiser saß, heran, und überschrie sie, so daß Claudius ihr Geschrei nicht hören konnte. Indessen führte Narciß den Kaiser in den Palast ihres jungen Ehemannes, um ihn durch den Anblick der hier dargelegten Pracht noch mehr zu erbittern. Claudius befahl, den Mann hinzurichten, und fertigte den Befehl zu Messalina's Hinrichtung aus. Sie starb wie eine Lasterhafte. Mit Zittern, auf den Knieen liegend, erwartete sie das Todesurtheil, versuchte oft sich zu erstechen, aber sie war zu furchtsam dazu und empfing endlich den Tod von dem

zu ihr abgeschickten Hauptmanne. Claudius saß gerade bei der Tafel, als ihm der hinter seinem Rücken ausgeführte Mord hinterbracht wurde. Er nahm die Nachricht mit der thierischsten Gleichgültigkeit auf, fuhr fort zu essen und zu trinken und zeigte auch die folgenden Tage gar kein Interesse an der Begebenheit, die ihm doch so nahe anging. Ja, er fragte sogar einmal, warum sich denn Messalina gar nicht sehen ließe? — „Du hast sie ja tödten lassen!“ antwortete man ihm. — „Es ist ja wahr!“ rief er; „ich hatte es vergessen.“

Bald darauf verheirathete sich Claudius aufs neue; denn die Freiheit war ihm eine Last; er wollte wieder regiert sein. Die Wahl fiel auf seine Nichte, Agrippina, des Germanicus Tochter, die ihm einen Sohn, den Nero, zubrachte. Aeußerlich war diese Frau anständiger als Messalina, aber im höchsten Grade herrschsüchtig und geldgierig. Für den Sohn des Claudius — Britannicus hieß er — war sie eine schlechte Stiefmutter. In allen Stücken mußte er ihrem Nero nachstehen; kaum hatte er einen Sklaven zur Bedienung, und sie ruhte nicht eher, bis der Kaiser den Nero förmlich an Kindesstatt annahm. Von Zeit zu Zeit wachte dann aber doch die Liebe des Claudius zu seinem rechten Sohne wieder auf; ja, er äußerte einmal: er wolle ihn zu seinem Nachfolger ernennen. Agrippina erschrak; sie fürchtete, die ganzen Früchte ihrer Bemühungen zu verlieren, und beschloß den Tod ihres Mannes. Sie brachte ihm in einem Gerichte Pilze Gift bei, und da es nicht schnell genug wirkte, ließ sie durch seinen Arzt eine in starkes Gift getauchte Feder ihm in die Kehle stoßen, so daß er gleich darauf starb.

46. Nero. 54—68.

Der Schwächling Claudius war nun todt; dafür erhielten die Römer einen Tyrannen, gegen den selbst Tiberius noch gutmüthig heißen könnte. Und doch war dieser vollendete Bösewicht, Nero, erst 17 Jahre alt. Die ersten fünf Jahre regierte er zwar recht gut; denn er war ein Meister in der Verstellung. Er bewies seiner Mutter Agrippina alle mögliche Ehrfurcht, hielt eine Rede voll der schönsten Sentenzen und Versprechungen vor dem Senate, zeigte sich freigebig, gnädig und herablassend, und da er einmal ein Todesurtheil unterschreiben sollte, rief er schmerzlich aus: „Ach! wie wünschte ich doch, daß ich gar nicht schreiben könnte!“ — Aber

das Alles war die schändlichste Verstellung und die schöne Rede hatte ihm sein bisheriger Erzieher, der berühmte Seneca gemacht, der an seinem Zögling freilich nichts Gutes erzogen hatte; aber wie war das auch an einem so entarteten Hofe und bei einer solchen Mutter möglich? Daher kamen selbst schon in den ersten fünf Jahren einzelne Schändlichkeiten vor, z. B. im zweiten Jahre die Vergiftung des Britannicus.

Wäre Nero nicht wirklich schon ein Bösewicht gewesen, als er Kaiser wurde, so wäre es doch kein Wunder, wenn er einer geworden wäre. Erst 17 Jahre alt, bisher unter der Aufsicht einer zwar schwachen, aber launenhaften Mutter, sah er sich mit einem Male als Beherrscher eines unübersehlichen Reiches. Eine Schaar Schmeichler kroch um ihn herum, vergötterte ihn und war bereit, Alles, was dem jungen Kaiser gut dünkte, gut zu heißen und alle seine, auch die schändlichsten Befehle, auszuführen. Wahrlich eine große Versuchung für einen jungen Fürsten, der noch nicht einmal Kraft hatte, sich selbst zu leiten, geschweige ein so ungeheures Reich. Um dieses machte er sich nun weiter keinen Kummer; arbeitsscheu, überließ er sich bloß seinen Vergnügungen und ließ seine Minister schalten und walten. Anfangs wollte seine Mutter ihn noch leiten und schrieb ihm bald dies, bald jenes vor. Aber sie mußte zu ihrer nicht geringen, aber verdienten Kränkung nun erfahren, daß sie für einen Undankbaren so viele Verbrechen begangen hatte. Die Spannung zwischen Mutter und Sohn wurde immer größer; sie drohte ihm endlich gar mit dem Britannicus, seinem Stiefbruder. „Weißt du nicht," rief sie ihm wüthend zu, „daß Britannicus noch lebt und heranwächst, und daß er eigentlich der Erbe seines Vaters sein sollte? Ich rufe den Geist des Claudius und die Geister aller Andern, die ich um deinetwillen gemordet habe, zur Rache gegen dich auf, du nichtswürdiger Sohn!" — Nero schwieg, stellte sich freundlich und dachte nun darüber nach, wie er sich den Britannicus und gelegentlich auch die lästige Mutter vom Halse schaffen könnte. Damals lebte in Rom ein scheußliches altes Weib, Locusta, das ein Gewerbe daraus machte, Gifte von aller Gattung zu bereiten, und es an solche Leute zu verkaufen, die schnell oder langsam einen überlästigen Menschen aus der Welt schaffen wollten. An dieses Ungeheuer wendete er sich: aber der erste Versuch mißlang. Britannicus bekam zwar das Gift, seine gute Natur aber überwand es glücklich. Nero wüthete, er wollte das Weib erwürgen, wenn sie ihm nicht ein recht starkes Gift bereitete. Das

geschah denn auch; und als Britannicus einst mit seinem Stiefbruder bei Tische saß, ließ dieser ihm das Tränkchen in den Becher gießen und augenblicklich sank der arme Knabe todt zu Boden. Als Alle bestürzt aufsprangen, blieb Nero still auf seinem Polster liegen. „Was wird es weiter sein, als Krämpfe; die hat er ja von Jugend auf gehabt!“ Und ohne die geringste Gemüthsbewegung zu verrathen, ließ er ihn hinaustragen. „Du bist ein herrliches Weib!“ sagte er zu der Giftmischerin Locusta. Er schenkte ihr zum Lohn mehrere Landgüter und gab ihr Schülerinnen, damit ihre Kunst ja nicht aussterbe.

Um sich nun zu zerstreuen, fiel Nero von einer Tollheit auf die andere. Oft schwärmte er mit einer Rotte ähnlicher Unholde des Nachts auf den Straßen umher, fiel die Leute, die ruhig nach Hause gingen, an, prügelte oder verwundete sie und warf sie zu Boden. Manchmal brach er auch wohl in die Häuser ein, beraubte die Menschen und veranstaltete dann in seinem Schlosse eine Auction, in der er das Geraubte wieder verkaufte. Ein würdiger Vater des Vaterlandes! Dabei konnte es nicht fehlen, daß er nicht auch manchmal Schläge bekam; aber daraus machte er sich nichts; das war ihm selbst ein Spaß; nur mußte Jeder thun, als kenne er ihn nicht. Einmal hatte auch ein Senator seine Neckereien mit Schlägen zurückgetrieben, fürchtete sich aber vor seiner Rache, und bat ihn schriftlich um Verzeihung. „Wie!“ brüllte Nero, „ein Mann, der den Kaiser geschlagen hat, lebt noch?“ Und sogleich erhielt jener den Befehl, sich selbst zu entleiben. Seitdem mußten bei seinen Streifereien immer Soldaten in der Ferne ihm folgen, um ihm nöthigenfalls zu Hülfe zu kommen.

Seit seinen Kinderjahren war Nero mit seiner Stiefschwester Octavia verheirathet, aber er konnte sie nicht leiden und sie durfte sich vor ihm nicht sehen lassen. Dagegen gefiel ihm eine sehr schöne Frau, Poppäa Sabina, der von allen Reizen keiner abging, als — Tugend. Diese Poppäa, ausgestattet mit dem schönsten Körper, vielem Verstande und großer Liebenswürdigkeit, hätte ihren Mann und ihren Sohn recht glücklich machen können; dagegen ist sie ein Fluch für Viele geworden und hat unsägliches Elend angerichtet. Um den Nero heirathen zu können, mußte sie erst von ihrem Manne, der sie herzlich liebte, geschieden und die unschuldige Octavia verstoßen werden. Aber Agrippina nahm sich der Verlassenen, in deren Schicksal sie ihr eigenes ahnete, an und machte ihrem Sohne heftige Vorwürfe. Das war ihr Unglück.

Nero dachte jetzt nun mehr als je auf ihren Untergang, und Poppäa bestärkte ihn darin. „Ich kann nicht eher ruhig leben, bis Agrippina todt ist!“ rief sie oft und begleitete diese Worte mit Thränen, so daß Nero jener Tod beschloß; der Sohn den Tod der Mutter! Erst wollte er Gift gebrauchen, aber dagegen war sie zu sehr auf ihrer Hut. Da schlug ihm ein schändlicher Bösewicht, ein Schiffscapitän, vor, er wolle ein Schiff von so eigener Beschaffenheit bauen, daß es auf dem Meere auseinander gehen und ein Theil davon untersinken sollte. Das gefiel dem Ungeheuer von Sohn. Ein Fest, welches er in der Gegend von Neapel (bei Bajä) feiern wollte, sollte die Gelegenheit dazu geben. Er schrieb daher an seine Mutter recht freundlich, versicherte, er sehne sich recht nach ihrem Anblick und bat sie, doch ja zu kommen. Sie kam auch und wurde von ihrem Sohne aufs freundlichste empfangen; er half ihr selbst aus dem Schiffe, umarmte sie zärtlich und that ihr dann den Vorschlag, zu Wasser über den Meerbusen nach Bajä überzusetzen. Aber sie erhielt eine Warnung und ging zu Lande. Nachdem Nero in Bajä sich Mühe gegeben hatte, Agrippina von seiner zärtlichen Liebe zu überzeugen, brachte er es endlich dahin, daß sie in später Nacht zu Schiffe über den Meerbusen zu fahren beschloß. Als sie in das verhängnißvolle Schiff stieg, begleitete er sie bis ans Ufer und sah ihr noch lange nach, entweder um sie recht sicher zu machen oder weil vielleicht noch ein Ueberrest kindlicher Liebe sich in ihm regte gegen die, welche ihn geboren hatte und die er nun, wie er glaubte, zum letzten Male sah. Als das Schiff mitten auf dem Meere war, ging plötzlich auf ein gegebenes Zeichen die Fallthüre, über welcher sie auf einem Ruhebette ausgestreckt lag, auf, und zugleich stürzte über ihr die mit Bleiklumpen beschwerte Decke zusammen, um sie zugleich zu ertränken und zu erschlagen. Aber beides mißlang; sie wurde nicht getroffen, schwamm einige Zeit umher und wurde endlich von einigen Schifferkähnen aufgefangen. Als Nero erfuhr, daß sie gerettet sei, ergriff ihn eine tödtliche Angst; schon sah er sie im Geiste zu ihm kommen und ihm wüthende Vorwürfe machen. Nicht wissend, was er machen sollte, ließ er sich Rathgeber, unter denen auch Seneca war, holen, und diese riethen von dem Muttermorde wenigstens nicht ab, weil sie zu schwach waren, dem Kaiser zu widersprechen: eine unverzeihliche Schwäche, für die späterhin Seneca mit Recht büßen mußte. Ein Haufen roher Soldaten wurde an sie abgeschickt; ihre Thüren wurden erbrochen und sie im Bette erschlagen.

Kaum war das entsetzliche Verbrechen begangen, als die Furien der Gewissensangst sich des Nero bemächtigten. Er konnte des Nachts nicht ruhig schlafen; oft fuhr er aus beängstigenden Träumen in die Höhe und glaubte den drohenden und blutigen Geist seiner Mutter zu sehen. Am Tage aber verfiel er aus einer Thorheit in die andere, um sein verdammendes Gewissen zu betäuben. Aber vergebens! Oft gestand er seinen Vertrauten, daß ihm der Geist seiner Mutter keine Ruhe lasse und daß er Furien sähe, die ihm mit Peitschen und Fackeln drohten. Seit dieser Zeit war auch die letzte Spur von menschlichem Gefühl aus seinem Gemüthe verbannt, und schamlos beging er nun Thorheiten und Verbrechen ganz öffentlich. Er fing an, öffentlich auf dem Theater zu singen und zu tanzen, weil ihn seine Schmeichler überredet hatten, daß er eine göttliche Stimme habe, während sie doch schwach und heiser war. Damit es nicht an Beifallsbezeugungen fehlte, bezahlte er eine Bande von mehr als 5000 Menschen, die nach jeder Vorstellung ihm aus allen Kräften zuklatschen mußten, und seine Schmeichler umlagerten oft seine Thüre und baten ihn auf den Knieen, ihnen nur recht bald wieder den herrlichen Genuß zu verschaffen. Auch bildete er sich ein, ein guter Dichter zu sein, und stellte mit den vornehmsten Römern Preisbewerbungen an. Natürlich, daß diese sich damit endeten, daß die Preisbewerber in Bewunderung über Nero's Meisterschaft ausbrachen und ihm den Preis zuerkannten. Er reiste in den Provinzen umher und ließ sich zuerst in Griechenland als Tänzer, Sänger und Wagenlenker sehen, und da die Griechen ihm Beifall spendeten, freute er sich so, daß er ihnen die Freiheit schenkte. Dafür verehrten ihm die griechischen Städte goldene Kronen. Als er zurückkehrte, hielt er in Neapel einen Triumphzug, bei dem er 1800 solcher Kronen vor sich hertragen ließ.

Unter seinen vielen Blutthaten wollen wir auch den Mord seiner Frau Octavia erwähnen. Er hatte sie längst verstoßen und auf die Insel Pandataria geschickt. Nachdem er sie durch alle Stufen der Erniedrigung geführt hatte, redete ihm Poppäa eines Tages zu, sich ihrer doch ganz entledigen! Nero war dazu gleich bereit und schickte einen Haufen Mörder an sie ab. Als die Unglückliche ihr Todesurtheil hörte, brach sie in wehmüthige Thränen aus; sie wollte ja gerne nie wieder daran denken, mit dem Kaiser den Thron zu theilen; sie sei ja schon unglücklich genug; man solle ihr doch nur ihr junges Leben lassen! Aber Alles vergebens;

Hände und Füße wurden ihr gebunden, die Adern ihr geöffnet, und da sie nicht schnell genug verblutete, warf man sie in ein heißes Bad, in welchem sie erstickte.

Einmal machte Nero die Bemerkung, daß Rom doch schlecht gebaut sei. Dadurch wurde seine Bauluſt rege. „Wie?“ dachte er, „wenn du die Stadt abbrennen ließest und dann wieder aufbautest?“ Auch hatte er in Virgils Aeneide von dem Brande Troja's gelesen und bekam Lust, auch einmal einen solchen Brand zu sehen. Daß er dabei an das damit verbundene unsägliche Elend, an den Ruin Tausender von Familien und an den Untergang vieler Menschen nicht dachte, darf uns bei einem Nero nicht wundern. Plötzlich brach das Feuer aus, eine fürchterliche Lohe schlug himmelan und fraß so schnell und unaufhaltsam um sich, daß nach sechs Tagen und sieben Nächten der größte Theil von Rom in Asche lag. Anfangs hatten die erschrockenen Einwohner hier und da retten wollen; aber von Nero ausgestellte Wachen hatten sie zurückgetrieben und Feuerbrände in die noch nicht brennenden Gebäude geworfen. So sehr auch das Volk gewohnt war, sich von seinem Kaiser Alles gefallen zu lassen, so murrte es doch ziemlich laut; denn es konnte nicht verborgen bleiben, daß Nero der Urheber des Brandes sei. Um nun den allgemeinen Haß von sich abzuwälzen, gab er vor, es seien die Christen die Anstifter gewesen, und um dies wahrscheinlicher zu machen, ließ er die unschuldigen Leute, die ganz in der Stille Gott auf ihre Weise verehrten und Keinem etwas in den Weg legten, zu Tode martern. Manche wurden in Thierhäute genäht und dann wie wilde Thiere von großen Hunden zerrissen; Andere ans Kreuz geschlagen und noch Andere mit Pech, Schwefel und Werg überzogen, dann mit den Füßen in die Erde gegraben und endlich angezündet, um, langsam abbrennend, als Fackeln dem Nero beim Wagenrennen zu leuchten! — Nun aber begann ein ungeheuerer Bau. Für sich selbst baute Nero einen unermeßlichen Palast, dessen Ruinen noch jetzt in Bewunderung setzen.*) Er nahm einen ganzen Stadttheil ein und wurde das goldene Haus genannt. Hier sah man außer den gewaltigen Gebäuden Weinberge, Wiesen, Teiche, Thiergärten, so groß, daß man nicht Alles übersehen konnte. Und doch meinte Nero, als Alles fertig war, nun fange er erst an, wie ein

*) Sie liegen auf dem Palatin in Rom. S. mein Handbuch der Geographie für Töchterschulen.

Mensch zu wohnen! Ueberhaupt trieb er die Verschwendung ganz ins Ungeheuere und gab sich recht viele Mühe, darin den Caligula noch zu übertreffen. Wenn er Schauspiele veranstaltet hatte, so pflegte er große Austheilungen vorzunehmen. Dabei wurden kleine Kugeln unter das Volk ausgeworfen; auf jeder stand der Name der Sache, die der Besitzer darauf vom Kaiser sich abholen konnte. Da erhielt Einer Korn, ein Anderer Gold, Silber, Edelsteine, oder Gemälde, seltene Thiere, Sklaven, ja selbst Häuser, Aecker und Landgüter. Um die durch die sinnlose Verschwendung ausgeleerten Kassen wieder zu füllen, wurden die armen Provinzen aufs greulichste ausgepreßt. Wenn er einen Statthalter einsetzte, so pflegte er ihm zu sagen: „Du weißt ja, daß mir Alles gehört; mache, daß Keiner etwas behalte!“ — Selbst Tempel ließ er berauben; auch Delphi mußte 500 Bildsäulen hergeben. Dabei war er sehr abergläubisch. Es hatte ihm einmal Jemand ein Bildchen geschenkt und dabei gesagt, das sei ein sicheres Mittel gegen alle Nachstellungen. Dies Bild hielt er in großen Ehren und opferte ihm täglich drei Mal.

Eine seiner schändlichsten Mordthaten ist die seines Erziehers Seneca, dem man nur vorwerfen kann, daß er zu nachsichtig gegen ihn gewesen sei. Dafür erlitt er nun die verdiente Strafe. Längst schon war dem Kaiser der lästige Sittenrichter verhaßt, und er hatte schon einen Versuch gemacht, ihn zu vergiften, der aber fehlschlug. Jetzt lebte Seneca mit seiner Frau, die ihn zärtlich liebte, auf dem Lande, als ein Bote von Nero ankam und ihm den Befehl brachte, er müßte sterben, könne sich aber die Todesart wählen. Ohne zu erschrecken, nahm er von seinen Hausgenossen Abschied, umarmte seine Frau, und nur der Gedanke, wie es ihr noch gehen würde, machte ihn weich. „Mußt du sterben,“ rief sie schmerzhaft aus, „so sterbe ich mit dir!“ — Seneca ließ es sich gefallen und befahl, ihm die Adern zu öffnen, während seine Frau in einem andern Zimmer dasselbe that. Als aber Nero von dem Entschlusse der Paulina — so hieß sie — hörte, fürchtete er, der Tod der Frau würde seine That noch gehässiger machen und befahl, sie wo möglich zu retten. Ein Eilbote fand sie noch lebend; schnell wurden ihr die Adern verbunden und sie noch erhalten; aber sie trauerte zeitlebens um den geliebten Gatten, und alle Farbe war aus ihrem Gesichte gewichen. — Bald darauf starb auch Poppäa; Nero hatte ihr im Zorne einen Fußtritt vor den Leib gegeben, so daß sie bald ihren Geist aufgab. Es wird ihm, der

freilich zu allen Greueln bereit war, nachgesagt, daß er seinen von ihr hinterlassenen Sohn habe ertränken lassen, weil er — gern Soldaten spielte und dies sein Mißtrauen erregte. Doch lassen andere Nachrichten diesen Mord bezweifeln. Aber welch eine Reihe der unnatürlichsten Verbrechen!

Endlich schlug auch *seine* Stunde. Ueber 13 Jahre lang hatten die Römer nun seine Tyrannei ertragen; der Haß aller ruhte auf ihm, und doch wagte keiner, ihn vom Throne zu stürzen. Da empörte sich ein General in Spanien (Galba) und marschirte mit dem Heere gegen Rom. Plötzlich wachte Nero aus seiner Sicherheit auf. Vor Angst wußte er nicht, was er machen sollte. Bald wollte er den Aufrührern entgegengehen, bald fliehen, bald sich in die Tiber stürzen, bald den Feind selbst um Erbarmen anflehen. Alle seine Schmeichler verließen ihn, Jedermann schloß vor ihm die Thüre zu, und selbst die Prätorianer fielen endlich von ihm ab. Zuletzt schlug ihm ein treuer Freigelassener (Phaon) vor, auf sein vier Meilen von Rom gelegenes Landhaus zu flüchten. Es war eine finstere, schauerliche Nacht, als er sich, nur von vier Personen begleitet, zu Pferde setzte und die Stadt, die er so oft mit Jammer erfüllt hatte, für immer verließ. In bloßen Füßen, in einen braunen Mantel gehüllt, ein Tuch vor das Gesicht haltend, jagte er, von den Furien seines bösen Gewissens gepeitscht, davon. Der Sturm heulte, Blitze fuhren nieder, die ganze Natur war in Aufruhr. Oft scheute sein Pferd; bei jedem Blitzstrahl fuhr er ängstlich zusammen, und als ihm unterwegs Leute begegneten, die ihn fragten: „Gewiß sucht ihr den Nero?“ — oder: „Was giebt's in Rom Neues von Nero?“ hielt er sich schon für halb verrathen und drückte dem Pferde die Sporen ein. Als er auf dem Landhause ankam, verbarg er sich erst im Schilfe und konnte nur mit Mühe bewogen werden, sich ins Haus zu stehlen, wo er sich in einer Sklavenkammer versteckte und ängstlich auf Nachrichten von Rom wartete. Die kamen zwar endlich an, aber — sie lauteten für Nero kläglich. Der Senat hatte ihn verurtheilt, gebunden und zu Tode gepeitscht zu werden. Nero erblaßte, er versuchte, sich zu erstechen, aber er hatte nicht den Muth dazu. Endlich kamen die zur Gefangennehmung abgeschickten Reiter: er hörte das Getrappel der Pferde, fing an laut zu wimmern und stach sich mit Hülfe eines Dieners den Dolch ins Herz. So starb, erst 31 Jahre alt, einer der scheußlichsten Menschen, welche die Erde je getragen hat, um vor Gott von seinen Thaten Rechenschaft abzulegen.

47. Vespasian, 69—79. — Titus, 79—81. — Jerusalems Zerstörung, 70. — Herculanum und Pompeji, 79.

Bei der Geschichte der folgenden Kaiser können wir uns kürzer fassen. Mit Nero war der Stamm des Augustus ausgestorben, und nun bestimmten die Prätorianer allein, wer hinfort Kaiser sein sollte. Bald wählten sie ihren General, bald denjenigen, der ihnen die größten Geschenke bot; einmal wurde die Kaiserwürde förmlich dem Meistbietenden zugeschlagen. Wurden ihnen nachher die Versprechungen nicht gehalten, so ermordeten sie den neuen Kaiser und setzten einen andern auf den Thron. Wenige nur starben eines natürlichen Todes, und die meisten waren ein wahrer Fluch für ihr Volk, indem sie die kurze Zeit ihrer Regierung Alles thaten, was ihnen gelüstete, und nur dazu Kaiser geworden zu sein schienen, um recht zu genießen. Doch ist nicht zu verschweigen, daß Rom auch noch einige recht brave Kaiser gehabt hat, deren Namen geehrt werden müssen, während man die andern gern der Vergessenheit übergiebt.

Gleich die drei nächsten Kaiser nach Nero (Galba, Otho, Vitellius) starben eines grausamen Todes und regierten zusammen nur anderthalb Jahre. Nun folgte (69—79) ein recht wackerer Kaiser, Vespasian, der bisher General gewesen war und Jerusalem belagert hatte. Er gab gute Verordnungen, hob die Majestätsgerichte auf, gab dem Senate seine Macht zurück, lebte selbst sehr sparsam, ließ die zerstörten Tempel und Denkmäler wieder herstellen, stellte Zucht und Ordnung wieder her und wurde daher von den Römern mit Recht herzlich geliebt. Nur möchten wir ihn tadeln, daß er den standhaften Sabinus und dessen edle Frau, Epponina, hinrichten ließ. Sabinus war ein Gallier und Anführer eines Corps gallischer Miethstruppen im römischen Heere. Als die Bataver in den jetzigen Niederlanden unter Civilis gegen die Römer aufgestanden waren, schlugen sich die meisten Miethssoldaten der Römer am Rhein zu ihnen, ein gefährlicher Aufstand, der die Römer mit dem Verluste ganz Galliens bedrohte, aber endlich unterdrückt wurde. Auch Sabinus war mit seinen Galliern dazugetreten und hatte in eitlem Stolze gehofft, Herrscher des neuen gallischen Reiches zu werden. Aus Furcht vor Strafe wollte er schon nach Deutschland fliehen; da fiel ihm seine junge Frau, die Epponina, ein, die er unmöglich verlassen konnte. Er machte also

einen andern Plan. Er entließ alle seine Sklaven, zündete sein Landhaus an und sprengte durch zwei treue Diener aus, daß er sich mit dem Hause zugleich verbrannt habe. Epponina war außer sich; sie jammerte laut auf um den verlorenen Mann, so daß kein Mensch mehr am Tode des Sabinus zweifelte. Nun erst erhielt die gute Frau durch einen der Diener die Nachricht, daß ihr Mann noch lebe und sich in einer Höhle verborgen habe. Hierhin kam sie nun öfters von Zeit zu Zeit, ohne daß ihre Abwesenheit auffiel, bis sie endlich da blieb und ihrem von der ganzen Welt geschiedenen Manne treue Gesellschaft leistete. Auch bekam sie hier zwei Söhne, zog sie fern von allen Bequemlichkeiten groß und lebte ein ganz abgeschiedenes, aber zufriedenes Leben. Neun Jahre brachten die treuen Eheleute hier zu; da wurde ihr Schlupfwinkel endlich entdeckt, sie beide ergriffen und nach Rom vor Vespasian geführt. Mit demselben Muthe, mit welchem Epponina allen Lebensgenüssen und jeder Gesellschaft entsagt hatte, trat sie nun vor den Kaiser. „Sieh!" sprach sie, „diese zwei Knaben habe ich in der Höhle geboren, und groß gezogen, um an ihnen zwei Fürsprecher mehr für Sabinus zu haben." Vespasian blieb bei der Erzählung ihr neunjährigen Entbehrung nicht ungerührt. Aber er war auf die Theilnehmer jener Empörung, besonders auf die Anführer derselben, noch so erbittert, daß er sie dennoch zum Tode verurtheilte. Noch einmal bot die treue Epponina die ganze Kraft ihrer Beredtsamkeit auf, ihren Mann zu retten. „Laß uns," sprach sie, „doch wenigstens zurückkehren zu unserm lebendigen Grabe, wo wir glücklicher gelebt haben, als du auf deinem Throne!" — Sie bat vergeblich und hatte nur den Trost, mit ihrem Manne vereint sterben zu können.

Unter dieses Kaisers Regierung fällt auch die Zerstörung der Stadt Jerusalem und die Zerstreuung der Juden (70 nach Christus). Dies Volk hatte schon öfters sich gegen die Römer empört und war jedes Mal nur mit Mühe und erst nach vielem Blutvergießen wieder unterworfen worden. Zu Nero's Zeit war eine abermalige Empörung ausgebrochen, und Vespasian, der damals noch General war, wurde gegen die Empörer abgeschickt. Da Jerusalem auf mehreren Anhöhen lag, feste Mauern hatte und daher schwer einzunehmen war, so hatte er sich begnügt, es zu beobachten, und hoffte, die Einwohner, die in mehrere Parteien zerfallen waren, würden sich endlich selbst untereinander aufreiben. Indessen wurde er zum Kaiser ausgerufen; er mußte nach Rom

abgehen und übertrug die Bezwingung der hartnäckig sich wehrenden Juden seinem Sohne Titus. Dieser griff die Sache mit großem Eifer an und ängstigte die Juden mit seinen großen Belagerungsmaschinen; denn ehe das Pulver erfunden war, bediente man sich zur Belagerung der Städte ungeheurer Maschinen, mit denen man große Steine, Balken und Pfeile schleuderte. Allein die Gewalt derselben war doch nicht mit der unserer Geschütze zu vergleichen, und die abgeschleuderten Steine kamen so langsam angeflogen, daß man ihnen allenfalls ausweichen konnte. Als Titus sah, daß die Juden entschlossen waren, die Stadt bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, schloß er sie ganz ein und griff einen Theil nach dem andern an. In der Stadt fing indessen der Hunger an gräßlich zu wüthen. Auf den platten Dächern und auf den Gassen sah man die verhungerten Leichen der Mütter und Kinder haufenweise umherliegen. Die Stärkern schlichen wie Gespenster umher, und ein tiefes Schweigen lag über der ganzen weiten Stadt; denn Jeder war so ganz mit dem einen Gedanken, wie er seinen Hunger stillen könnte, beschäftigt, daß alle andere Bedürfnisse schwiegen. Die zuerst starben, wurden glücklich gepriesen, geendigt zu haben, und viele baten flehentlich die Soldaten, ihnen nur das Leben zu nehmen, um ihre Leiden abzukürzen. Und dennoch wurde die Stadt behauptet; denn die wildesten Juden (Zeloten) hatten sich der Gewalt bemächtigt und wollten von keiner Uebergabe etwas wissen; auch hatten sie für sich anfangs noch Lebensmittel genug, die sie den andern Einwohnern geraubt hatten. Endlich wurde die Noth so groß, daß die nächsten Verwandten sich einander die Nahrung wegrissen. Der schauderhafteste Beweis aber von der Gewalt des Hungers ist, daß eine Mutter ihr eigenes Kind verzehrte. Die That war bald ruchbar und kam auch zu den Ohren des edlen Titus. Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief Gott zum Zeugen, daß er an diesem Greuel nicht schuld sei; er habe ja den Juden so oft Gnade angeboten. — Die Angriffe der Römer währten fort; ein Theil der Stadt nach dem andern fiel in ihre Hände; endlich wurde auch der Tempel erstürmt (10. Aug. 70). Wie gern hätte Titus dies herrliche Gebäude erhalten! Aber der Widerstand der Zeloten war so heftig, daß sie nur durch Anzündung des Gebäudes herausgetrieben werden konnten. Viele Tausende kamen in den Flammen oder durch das Schwert der Römer um. Priester kämpften an den Stufen des Altars noch mit Eisenstäben gegen die andringenden Feinde, andre stürzten sich in die lodernde

Gluth. Bald stand der ganze Tempelberg in Flammen. Als der prachtvolle Bau endlich nur noch eine Trümmerstätte war, richteten die römischen Krieger ihre siegreichen Adler in dem heiligen Raume auf und brachten heidnische Opfer dar. Noch einen Monat länger hielt sich die Burg, und nun war erfüllt, was Jesus vorhergesagt hatte. Die ungeheuere Stadt sank in Trümmer und Graus, die meisten Einwohner wurden erschlagen, viele als Sklaven verkauft oder in fremde Länder abgeführt. Wie schrecklich ging nun an dem unglücklichen Volke der Fluch in Erfüllung, den es selbst über sich ausgesprochen hatte, als es Jesu Kreuzigung forderte und dem Pilatus drohend zurief: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" Seit der Zeit hat es sich fast in alle Länder zerstreut, hat unter hartem Drucke gelebt, und erst unserer Zeit scheint es aufbehalten zu sein, seinen Zustand zu verbessern und es der Theilnahme an der allgemeinen Cultur zuzuführen.

Noch muß von Vespasian erwähnt werden, daß er das herrliche Colosseum (jetzt Coliseo) erbaut hat, ein ungeheueres Amphitheater in Rom, welches zum Theil noch steht und für 60,000 Menschen eingerichtet war. Rings um den großen mit Sand geebneten Platz, wo wilde Thiere kämpften oder Fechterschaaren auftraten, erhoben sich hintereinander die Sitzreihen der Zuschauer. Noch jetzt erstaunt man über die Größe der Dimensionen dieses gewaltigen Gebäudes.

Nach Vespasians Tode regierte sein trefflicher Sohn Titus (79—81), ein wackerer Mann. Er that gleich zu Anfang das Gelübde, kein Todesurtheil zu bestätigen, und hat es auch gehalten, und wo er nur Jemandem Gutes erweisen konnte, da that er es mit Vergnügen. Einmal wollten ihn zwei Patricier ums Leben bringen; es wurde aber entdeckt. Er ließ sie zu sich kommen, machte ihnen freundliche Vorstellungen, schenkte ihnen mehr, als sie hätten erwarten können, und behielt sie gar zum Essen bei sich. Wer hätte einen solchen Mann nicht lieben sollen? Und wirklich nannten ihn auch die Römer „die Freude und Lust des menschlichen Geschlechts." Daß die abscheulichen geheimen Anklagen gleich verboten wurden, versteht sich von selbst: Sein Grundsatz war, daß niemand von einem Kaiser mißvergnügt weggehen dürfte; und wenn er einmal an einem Tage keine Gelegenheit hatte, Jemandem eine Wohlthat zu erweisen, so rief er am Abende schmerzhaft aus: „Heute habe ich einen Tag verloren!"

Unter diesem guten Kaiser wurde Italien von drei großen

Unglücksfällen heimgesucht: in Rom brach eine Feuersbrunst aus, die drei Tage lang wüthete; eine Seuche tödtete Tausende von Menschen, und ein fürchterlicher Ausbruch des Vesuvs, von einem Erdbeben begleitet, verheerte die Gegend des heutigen Neapels. Von dem letzten Unglücke muß umständlicher geredet werden. Der Vesuv hatte seit undenklichen Zeiten nicht Feuer ausgeworfen, und man hielt ihn längst für erloschen. Um so unerwarteter kam der entsetzliche Ausbruch am 24. August 79. Um 1 Uhr Mittags bemerkte man in den mehrere Meilen vom Berge entfernten Städten, daß sich eine Wolke von nie gesehener Gestalt über den Vesuv erhöbe. Bei näherer Untersuchung fand man, daß es eine ungeheuere Rauchwolke sei, welche aus dem Krater des Vulkans in gerader Richtung in die Höhe getrieben wurde und oben erst sich ausbreitete. Bald war sie weiß, bald dunkel und fleckig. Ein in der Naturkunde wohlunterrichteter Mann, Plinius der Aeltere, der sich gerade in der Gegend, in Misenum, aufhielt, weil er Befehlshaber der in dem Meerbusen liegenden Flotte war, wollte das merkwürdige Phänomen in der Nähe schauen. Er befahl den Schiffern, ihn nach der andern Seite des Meerbusens, wo eben der Vesuv lag, zu fahren, so sehr auch die erschrockenen Menschen ihn von der Gefahr abzustehen baten. Eine Menge Fahrzeuge mit Flüchtlingen begegneten ihm, die über den kühnen Mann staunten, der so munter der Gefahr entgegenging. Schon fiel die Asche häufig aus der Luft herab und wurde, je näher das Schiff kam, desto dichter und glühender; auch heiße Steine flogen schon umher und schlugen rechts und links in das Wasser. Einen Augenblick schwankte er, ob er doch nicht lieber umkehren sollte; dann rief er aber: „Mit dem Muthigen ist das Glück!" — und befahl, gerade nach dem nahen Ufer zu steuern. Hier lag eine Stadt, wo Plinius einen lieben Freund hatte, Stabiä; bei dem wollte er die Nacht zubringen. Aber er fand schon das ganze Haus in Verwirrung; die Fahrzeuge waren schon bepackt, um, sobald der Wind sich drehte und die Rauch- und Aschenseite herüberwehte, eilig an Bord zu gehen und Haus und Habe zu verlassen. Plinius sprach den guten Leuten Muth ein, und ließ sich, um sie recht sicher zu machen, ein Bad geben, aß mit Appetit und machte allerhand Scherz. Indessen schlugen aus mehrern Stellen des Berges Feuerströme heraus; Flammen durchzuckten die Finsterniß; denn es war nun Nacht geworden. Plinius legte sich, obgleich die Gefahr immer größer wurde und die Flammen immer gräßlicher aufschlugen,

ruhig zu Bette, während alle Uebrigen wachend blieben und von Zeit zu Zeit ängstlich hinaussahen. Nach einigen Stunden aber mußte man ihn wecken; denn die Asche und die Steine fielen so dicht, daß man fürchtete, die Thüre seines Zimmers möchte zuletzt dadurch versperrt werden. Nun wurde überlegt, was zu machen sei. Die Erde fing an immer heftiger zu schwanken; jeden Augenblick besorgte man den Einsturz des Hauses, und doch auch wagte man sich nicht aus demselben, weil die glühenden Bimssteine immer hageldichter herabfielen. Endlich wurde der Aufbruch beschlossen. Jeder band sich ein Kopfkissen auf den Kopf, um die Steine abzuwehren, und nun ging die Reise durch die stockfinstere Nacht, die Sklaven mit Fackeln voraus. Als der sehr starkbeleibte Mann, auf die Schultern zweier Sklaven gestützt, so forteilte, erhitzte er sich durch die Anstrengung und stürzte plötzlich, vom Schlage getroffen, todt zu Boden. Alle Uebrigen eilten indessen weiter, sich der dringenden Gefahr zu entziehen, und erst einige Tage später konnte man den Leichnam aufsuchen, um ihn zu bestatten. — Der Neffe des Alten, der jüngere Plinius, war indessen in der Stadt, wo der Alte wohnte, mit seiner Mutter zurückgeblieben. Hier war er Zeuge der schrecklichen Naturerscheinung, und wir haben noch zwei Briefe übrig, in welchen er die Begebenheiten jener Tage beschreibt. Auch an diesem vom Vulkan durch den Meerbusen getrennten Orte wurde stündlich das Erdbeben ärger und erreichte in der Nacht eine solche Stärke, daß alles Hausgeräth sich bewegte und die Häuser zusammenzustürzen drohten. Da stürzte die alte Mutter voll Angst ins Zimmer, den Sohn zu wecken, der indessen schon aufgestanden war. Sie begaben sich ans Meergestade, um hier, wo sie sich sicher glaubten, den Tag abzuwarten. So wurde es Morgens 6 Uhr; aber die Sonne konnte durch den Aschenregen nicht durchdringen; es wurde kaum dämmerig und die ganze Natur war in fürchterlichem Aufruhr. Hier und da stürzten Häuser ein, das Meer schlug schäumende Wellen und warf Seethiere bis weit aufs Land; die unglückbringende Wolke lag noch immer pechschwarz auf dem Vulkan, und häufige Flammen, den Blitzen ähnlich, zuckten dann und wann aus ihr hervor. Plötzlich senkte sich diese Dampfsäule und überzog das Meer so dicht, daß man von der Insel Capri und dem jenseitigen Ufer bei Neapel keine Spur mehr sehen konnte. Nun bat die Mutter den Sohn dringend, doch ja eiligst zu fliehen und sie zurückzulassen; sie sei zu alt und könne so schnell nicht folgen. Natürlich wollte der Sohn

nicht anders fort, als mit ihr. Halb mit Gewalt führte er sie mit sich fort, während die gute Alte unaufhörlich sich selbst Vorwürfe machte, daß sie ihn durch ihre Langsamkeit aufhalte. Als sie so auf der Landstraße wanderten, blickte Plinius einmal zurück; aber wie erschrak er, was sah er da! Eine dichte Finsterniß bedeckte das Land hinter ihnen nnd verfolgte sie wie ein reißender Strom. Plötzlich überzog Nacht die ganze Gegend und hüllte Alles in solches Stockdunkel, als wenn man in einem Zimmer das Licht auslöscht, obgleich es Vormittag war und also die Sonne am Himmel stand. Nicht zu beschreiben war nun die schreckliche Verwirrung, die plötzlich entstand. Die Weiber heulten vor Angst, die Kinder schrieen, die Männer riefen einander zu. Manche Aeltern suchten ihre Kinder; diese wieder riefen nach den Aeltern, Einer suchte den Andern an der Stimme zu erkennen. Hier beklagte Einer sein eigenes Geschick, dort ein Anderer das Unglück der Seinigen, und manche wünschten sich aus Todesfurcht den Tod. Viele erhoben die flehenden Hände gen Himmel; mehrere glaubten, die Götter hätten die Menschen verlassen und der Untergang der Welt breche ein. Dazu kam, daß Menschen und Thiere in der Finsterniß aneinander liefen, die Wagen sich verfuhren und in wilder Verwirrung vom Wege ab in die Gräben stürzten. Welch ein Tag! Zu dem wirklichen Unglücke kam auch noch vermeintliches. Denn es fehlte nicht an Leuten, die erschreckende Nachrichten über die umliegenden Ortschaften verbreiteten: dieser Ort wäre eingestürzt, jener in Flammen aufgegangen und Alles dabei umgekommen; und emsig wurden solche Nachrichten geglaubt und so der Jammer vergrößert. Endlich wurde es ein wenig dämmerig; es schien den armen Leuten, als wenn der Schein von einem großen entfernten Feuer herrühre. Dann wurde es wieder stockfinster, und der Aschenregen fiel so dicht, daß sich die Menschen von Zeit zu Zeit die Asche abschütteln mußten, wie man wohl beim Schneegestöber thut, um nicht von der Last niedergedrückt zu werden. Die Finsterniß nahm nach einiger Zeit ab und ging nach und nach in Nebel und Rauch über, bis endlich zu Aller Freude der Tag wieder anbrach und die Sonne wieder schien, aber wie die matte Mondscheibe, und so trübe, wie auch bei uns bei starkem Nebel. Man blickte umher und kannte die Gegend nicht mehr, so verändert war Alles. Die schönen Saatfelder und prangenden Weingärten waren mit dichten Aschenschichten bedeckt, Alles Leben schien erstorben zu sein, Alles lag wie unter einem schwarzgrauen Leichentuche begraben. So war es mehrere

Meilen vom Vulkan; wie viel entsetzlicher mußten nicht die Verheerungen in seiner Nähe gewesen sein! Wirklich fand es sich auch so, als sich nach mehreren Tagen der Ungestüm des Ausbruches und des Erdbebens legte und man sich dem Vesuv wieder zu nähern wagte. Hier war die Gegend völlig geändert; keine Spur mehr von Pflanzenwuchs, und was am sonderbarsten und entsetzlichsten war, die zunächst gelegenen Städte Herculanum, Pompeji und Stabiä waren wie verschwunden; man mußte zuletzt annehmen, daß sie bei dem Erdbeben von der Erde verschlungen worden wären.

Vor länger als 160 Jahren (1711) ließ ein neapolitanischer Prinz bei Portici einen Brunnen graben, und siehe da, die Arbeiter stießen auf Stücke schönen behauenen Marmors. Bald darauf grub man wieder und kam zufällig gerade auf einen mit Marmor und Bildsäulen gezierten Tempel. Die Leute sahen sich mit Verwunderung an, aber der König verbot das weitere Graben, bis im Jahre 1738 ein anderer König von Neapel bei Gelegenheit eines Lusthauses, welches er sich bei Portici bauen ließ, den Befehl gab, weiter zu graben. Da kam man — o Wunder! mitten in ein altes Theater, grub es aus und bekam nun Lust, mehr zu erforschen. Mit Erstaunen merkte man endlich, daß das eine ganze Stadt mit Straßen und Häusern und Alles sehr wohl erhalten sei, und suchte nun in den Schriften der Alten nach, was für eine Stadt einmal hier gestanden haben mochte. Da fand man denn, daß das Herculanum sein müsse und daß nicht weit davon auch Pompeji untergegangen sei. Man grub und suchte, und richtig! auch Pompeji wurde gefunden (1750). In beiden Städten fand man eine Menge herrlicher Sachen, die zum Theil noch ganz unversehrt waren; denn das Unwetter hatte die armen Einwohner so mit einem Male überrascht, daß sie weder sich noch ihre Sachen hatten in Sicherheit bringen können. Da fand man Münzen, Gefäße aller Art, Tische, Stühle, Bänke, Messer, Lampen, Gemälde, Bildsäulen, Mosaikarbeiten, Farbentöpfe, Pinsel und Reibsteine, ganze Repositorien mit Schriftrollen; hier und da auch Todtengerippe. Jene Gegenstände, namentlich die Gefäße, sind so geschmackvoll gearbeitet, daß nicht wenige unserer Gebrauchs- oder Luxussachen ihnen nachgebildet sind.

Der Untergang beider Städte war wahrscheinlich dadurch herbeigeführt, daß, wie das bei bedeutenden Ausbrüchen der Vulkane gewöhnlich ist, ein ungeheuerer Platzregen zugleich fiel, der

sich in der Luft mit der dick umherfliegenden Asche vermischte und nun als ein zäher Schlamm herabstürzte. Daher ist es auch zu erklären, daß man in den Kellern und überhaupt im Innern der Häuser Spuren von einer fließenden Masse findet, die nicht aus Lava besteht, und daß die Einwohner mitten in ihren häuslichen Verrichtungen überfallen wurden. So fand man ein Menschenskelet mit einem Geldbeutelchen unter einem Eingange zum Theater stehen, vielleicht hatte er sich eben hier eine Erfrischung kaufen wollen; denn auch Weintrauben, Nüsse, Oliven, Brod und selbst eine große Pastete fand man dort, natürlich Alles inwendig verbrannt, aber noch gut zu erkennen, weil die Luft nicht hatte dazukommen und die Sachen auflösen können. In dem Keller eines Landhauses fand man nahe an der Thüre, aus welcher die Unglücklichen sich vielleicht hatten retten wollen, 27 weibliche Gerippe; auch Hals- und Armschmuck lag dabei. An der Thür desselben Hauses grub man zwei Gerippe aus, von denen das eine noch in der einen Knochenhand einen Schlüsselbund hielt und in der andern einen Beutel mit Geld und geschnittenen Steinen. Der Mann hatte gewiß seine Habseligkeiten eben zusammensuchen und retten wollen, als ihn der Moraststrom erstickte; denn auch Gefäße von Silber und Bronze lagen dabei. Der Eine mag wohl der Herr und der Andere der Sklave gewesen sein oder — es waren zwei Diebe, welche von der allgemeinen Flucht Vortheil ziehen wollten. — In einem andern Hause fand man ein weibliches Gerippe an einem Arbeitstischchen sitzen, auf welchem noch das Knäuel lag, an welchem sie gearbeitet hatte. Auf einer Straße lagen mehrere Gerippe bei einander; das vorderste hatte eine Fackel in der Hand, vermuthlich ein Sklave, der einer Familie geleuchtet hatte. Ein anderes stand auf einer Stiege zum Hühnerstalle; der Mann war also beim Füttern seiner Lieblinge von dem Unglücke überrascht worden. In dem Stalle eines ziemlich großen Hofes waren noch die Gerippe vieler Pferde zu sehen.

Herculanum war nicht bloß von einem Aschenregen bedeckt, sondern auch von einem mächtigen Lavastrome überfluthet worden, der zu einer festen Rinde erstarrte, auf welcher eine neue Stadt, Resina, erbaut worden ist. Daher konnte man zu Herculanum nur durch Schachte gelangen und es nur theilweise aufdecken. Man nahm das Merkwürdigste heraus und schüttete dann wieder zu. Nur das alte Theater ist freigelassen. — Ganz anders ist es in Pompeji. Die Stadtmauern hatten eine Stunde im Umfange und mochten an

40,000 Einwohner in sich schließen; aber nur etwa der dritte Theil der Stadt ist erst aufgedeckt, weil die Ausgrabungen mit öfteren Unterbrechungen und im Ganzen langsam und saumselig betrieben worden sind. Aber schon dieser aufgedeckte Theil ist überaus merkwürdig. Man denke sich eine Stadt mit Thoren, Straßen, Häusern und Tempeln, völlig frei, nur etwas vertieft daliegen. Die Geräthschaften und Kunstsachen abgerechnet, die in Neapel in einer besondern Sammlung aufgestellt sind, steht noch Alles so da wie vor 1700 Jahren, und es bedürfte nur der hier umherwandelnden Einwohner, um sich ins Alterthum ganz zu versetzen. In den Straßen, die nur für zwei Wagen Breite haben und außer diesem Fahrwege zwei schmale Fußsteige, sieht man deutlich die im Lavapflaster ausgehöhlten Gleise. An den Straßenecken befinden sich viele Inschriften, die auf die Mauer mit Farbe geschrieben sind und allerhand Bekanntmachungen enthalten, z. B. daß ein Haus zu vermiethen oder zu verkaufen sei, daß Fechterspiele gegeben werden sollten und dergleichen mehr. Am Thore hing noch ein Komödienzettel, auf welchem bemerkt ist, daß auch Tänzer und Seiltänzer sich würden sehen lassen; denn zwei Theater, eins für Lust-, das andere für Trauerspiele, hat man vollständig ausgegraben; außerdem auch noch ein Amphitheater für wenigstens 18,000 Menschen, in dessen Schuppen man noch Gerippe von dort aufbewahrten Löwen fand. In einem ehemaligen Wachthause sieht man an den Wänden Carricaturen von römischen Soldaten hingemalt, und an einem Brunnen noch die Vertiefungen, welche das Reiben der Stricke, mit denen man die Eimer heraufzog, hervorbrachte. Unter den Häusern bemerkte man man ein großes Gebäude, welches vermuthlich der gewöhnliche Kaufmarkt gewesen ist. Ferner ein Landhaus des Cicero, in dessen Kellern noch große Weinkrüge an die Wand gelehnt standen, freilich ohne Spur von Wein, dagegen halb mit Asche von Lava angefüllt. Was aber auffällt, ist die Kleinheit der meisten Häuser und der Zimmer darin; freilich trieb man sich vormals den meisten Theil des Tages auf der Straße umher, wie auch noch jetzt in Italien. Die Zimmer sind so winzig klein, daß man kaum vier bis fünf Schritte machen kann, und wenn noch Tische, Stühle und Schränke darin standen, so muß man sich haben kaum umdrehen können. Die meisten Häuser haben nur ein Erdgeschoß oder höchstens ein Stockwerk. Noch jetzt sieht man deutlich die Malereien der Stuben, meist roth, blau oder gelb (grün kommt fast nie vor), und die Pompejaner müssen ausnehmend reinlich gewesen

sein; denn da ist auch kein Fleckchen an den Wänden zu sehen, als wenn der Stubenmaler erst heute fertig geworden wäre. Fenster gehen selten auf die Straßen; so gut hatten es die Frauen und Mädchen dort nicht wie bei uns, daß sie auf die Straße schauen und ihrer Neugier Raum geben konnten, sondern die meisten Zimmer erhielten ihr ganzes Licht durch die hohe Thüre, die also immer offen sein mußte und auf eine rings um den Hof laufende Galerie ging. Was aber den Zimmerchen ein recht nettes Ansehen giebt, ist der künstliche Mosaikfußboden. Da ist auch nicht ein Haus, welches dieses Zierrathes entbehrte. Aus kleinern und größern bunten Steinchen sind allerliebste Muster zusammengesetzt, und man muß wirklich den Reichthum der Erfindung bewundern, da kein Muster dem andern gleicht. Von außen waren die Häuser geschmacklos meist mit grellem Roth angestrichen, aber fast jedes hat über der Thüre eine Inschrift; häufig liest man die freundliche Einladung: „Sei willkommen!" — Vor manchen Häusern sieht man halbrunde Bänke, auf denen sich die Nachbarn zusammenfanden. Noch jetzt stehen die Buden der Oelverkäufer und derer, die Getränke an die Vorübergehenden verkauften. Der Verkäufer stand, wie in unsern Kaufmannsgewölben, hinter einem Ladentische, dessen Rand zierlich mit Marmor belegt war. Hier standen auf einer Erhöhung von Marmor die Tassen; an den zurückgelassenen Ringen kann man noch sehen, wo und wie sie gestanden haben. 1824 grub man ein schönes Bad aus. Darin stand ein Sessel von Bronze, auf welchem ein weibliches Skelet saß, dessen Arme und Hals mit goldenen Bändern und Juwelen geschmückt waren. — An einem Hause entdeckte man — was besonders merkwürdig ist — eine große und drei kleinere dicke Glastafeln, und 1828 grub man fünf gläserne Becher aus, mit so wohlerhaltenen Oliven, als wenn sie von der letzten Ernte wären. In den Häusern der Bäcker sind noch die Backöfen erhalten, die mit den unsrigen viele Aehnlichkeit haben, und 1837 fand man einen fest verschlossenen eisernen Wasserkessel auf einem Herde stehen, und als man ihn öffnete, war das darin noch befindliche antike Wasser ganz frischschmeckend. Am Eingange eines Hauses steht mit großen Buchstaben geschrieben: „Nimm dich vor dem Hund in Acht!" und dabei steht wirklich noch das Hundehäuschen. Jedes Haus hatte nach der Straße zu einen Hof, in dem sich die Familie in der Regel während des Tages aufhielt. In seiner Mitte befand sich ein kleiner Teich mit einem Springbrunnen, oder wenigstens ein Wasserbehältniß, meist

mit Fischen. Links und rechts sind kleine Zimmer, zum Schlafen bestimmt oder zum Aufenthalt bei schlechter Witterung. Kurz man schaut hier in Pompeji so recht eigentlich in das häusliche Leben der Alten hinein. 1832 grub man ein besonders schönes Haus aus. Der Hof war mit 44 Marmorsäulen umgeben, und in einem Winkel desselben befanden sich sehr zierliche Nischen für die Hausgötter. In einer dieser Nischen war ein Hühnernest und in demselben lagen noch die bebrüteten Eier. Man konnte in denselben deutlich die zum Auskriechen schon reifen Hühnchen erkennen.

In dem einen Hause machte man, wie man glaubte, einen sehr wichtigen Fund an 1700 Bücherrollen, die auf einem Repositorium der Reihe nach aufgestellt waren; denn die Alten hatten weder solches Papier wie wir, noch wurden die Bücher so gebunden, sondern man schrieb auf die eine Seite einer Pergamenthaut und legte sie dann aufgerollt hin; oder man zog von der Zwiebel der in Aegypten häufig wachsenden Papyrusstaude die Häute ab, weichte diese ein, legte sie übereinander und schlug sie so lange, bis sie breiartig wurden, und nun verfertigte man daraus große Bogen, auf welche man mit schwarzer Farbe schrieb. Von dieser Art waren jene pompejanischen Rollen; aber unglücklicherweise waren sie von der Hitze der eingedrungenen nassen Asche ganz ausgebrannt. Manche waren ganz schwarz verkohlt, und als man sie aufrollen wollte, zerrissen die Blätter, und die spröde gewordenen Buchstaben, die sich durch ihren Glanz von den Papieren unterschieden, sprangen ab. Andere waren nur braun gebrannt, aber so mit Asche, Erde und Steinchen vermengt, daß sie noch weniger zu gebrauchen waren. Da standen nun die Finder mit betrübtem Blicke vor dem herrlichen Funde und hätten so gern gelesen, was darin geschrieben stand. Endlich kam ein denkender Mann darauf, die Rollen erst anzufeuchten und dann langsam aufzuwickeln; und das ist zum Theil auch gelungen; doch liegen die meisten unaufgewickelt, und was man gefunden hat, ist nicht so wichtig, wie man gehofft hatte.

48. Die Kaiser des zweiten und dritten Jahrhunderts.

Je trefflicher Titus regiert hatte, desto schmerzlicher fühlten die Römer den Druck unter dessen unähnlichem Bruder und Nachfolger Domitian (81—96). So wie bei Titus alle Tugenden vereinigt zu sein schienen, so waren es hier alle Laster. Domitian

war finster und in sich gekehrt wie Tiberius, eitel und ehrsüchtig wie Caligula, furchtsam wie Claudius, dabei grausam, tückisch und falsch, und so arbeitscheu, daß er sich um keine Regierungsgeschäfte bekümmerte. Aus langer Weile pflegte er täglich einige Stunden Fliegen todt zu schlagen, und sie vorher zu martern, so daß einmal einer seiner Höflinge, da man fragte, ob der Kaiser allein sei, antworten konnte: „O ja! nicht einmal eine Fliege ist bei ihm.“ Zu Anfang seiner Regierung verbarg er noch seine Laster; nur seine Eitelkeit kam gleich zum Vorschein. Er nahm nicht nur alle Ehrenämter an, sondern ließ sich auch in allen Städten Bildsäulen errichten, vor denen täglich geopfert werden mußte. Die auf dem Capitol waren von Silber und Gold, und hier wurden so viele Thiere geopfert, daß durch die Herden manchmal die Straßen dahin ganz gesperrt waren. Obgleich er von den Feinden immerdar geschlagen wurde, so hielt er doch Triumphe, und erschien seitdem im Theater nie anders als im Triumphkleide. Der Kaisertitel war ihm zu gemein; darum ließ er sich Gott nennen und seine Befehle mit den Worten anfangen: „Von unserem Herrn und Gott wird hiermit befohlen“ u. s. w. Das Haus, in welchem er geboren war, ließ er in einen Tempel verwandeln, in dem er verehrt wurde, und er ernannte zum Dienste desselben eine besondere Priesterclasse. Da er gewohnt war, jede Laune zu befriedigen, so trieb er ungeheuere Verschwendungen, und da dadurch sein Schatz bald erschöpft wurde, so suchte er ihn durch Erpressungen wieder zu füllen. Unter den elendesten Vorwänden zog er das Vermögen der Reichen ein. Es brauchte sich nur ein böser Mensch zu finden — und wie viele gab es deren damals in Rom! — der da behauptete, er habe gehört, wie dieser oder jener unehrerbietig vom Kaiser geredet habe, so wurde der Angeklagte gleich eingezogen und seines Lebens und Vermögens beraubt. Das Schädlichste war aber seine Grausamkeit, die ganz in seine Natur übergegangen war. Es machte ihm Vergnügen, das Aechzen der Leidenden zu hören und ihre Thränen fließen zu sehen, und am gefährlichsten war er, wenn er freundlich that. So beschloß er einmal, daß einer seiner Hofbeamten gekreuzigt werden sollte. Ohne daß er davon etwas äußerte, ließ er den Mann zu sich kommen, ihn an seine Seite setzen, schickte ihm sogar eine Schüssel von seiner Tafel ins Haus, und als jener sich nun der kaiserlichen Gnade recht freute, kam plötzlich der Befehl an, daß er ans Kreuz geschlagen werden sollte. Ein ander Mal ließ er einen Schauspieler, der ihm zuwider war, auf öffentlicher

Straße hinrichten. Da der Mann allgemein beliebt gewesen war, so strömten viele herbei, die auf den Fleck Blumen streuten. „Sie sollen," sprach er, „dem, den sie so lieben, im Tode Gesellschaft leisten!" und ließ sie sämmtlich tödten; ja sogar ein Kind wurde auf seinen Befehl nur darum umgebracht, weil es dem Schauspieler ähnlich sah. Noch mehr lud er dadurch den allgemeinen Abscheu auf sich, daß er verlangte, die oberste Vestalin sollte lebendig begraben werden. Zwar konnte ihr niemand eine Verschuldung beweisen, aber Domitian wollte nun einmal ein solches Schauspiel haben. Sie betheuerte bis auf den letzten Augenblick ihre Unschuld, aber das war vergebens; sie sollte schuldig sein und mußte vor den Augen des Kaisers in ihr Grab hinabsteigen. Selbst seine Scherze hatten etwas Boshaftes und Schauerliches. So ließ er einmal eine große Gesellschaft der vornehmsten Römer zu sich laden. Sie wurden in einen ganz schwarz ausgeschlagenen Saal geführt. Tische und Stühle waren schwarz verhangen. Als die Gäste sich gesetzt hatten, wurde jedem gegenüber eine Todtenurne hingestellt mit einer Todtenlampe und mit dem Namen des Gastes. Dann erschienen so viele Knaben, als Gäste da waren, alle ganz schwarz, sie tanzten einen melancholischen Tanz um die Tafel herum und stellten sich darauf hinter die Stühle der Gäste zur Bedienung. Alle Schüsseln, Teller und andere Geschirre waren schwarz; es herrschte während der Mahlzeit eine schauderhafte Stille im Saale; nur der Kaiser sprach und unterhielt die vor Schrecken starr dasitzenden Gäste mit Mord- und Hinrichtungsgeschichten. Endlich gab er das Zeichen zum Aufbruch, und jeder ging mit der Ueberzeugung nach Hause, daß es um sein Leben geschehen sei. So schien es auch wirklich; denn kaum waren sie zu Hause, so klopfte auch schon ein kaiserlicher Bote an ihre Thüre. Aber dies Mal kamen sie mit der Angst davon. Der Kaiser schickte jedem ein Geschenk: dem Einen eine der Todtenurnen, die nun die schwarze Farbe verloren hatte und das darunter befindliche Silber zeigte; einem Andern eine künstlich gearbeitete Schüssel u. s. w. Domitian lachte sie hernach aus, daß sie sich hatten so ängstigen lassen. Aber solche Scherze kamen nur selten vor, weil der Kaiser an wirklicher Grausamkeit mehr Vergnügen hatte. Je tugendhafter man war, desto größer die Gefahr, in der man schwebte, und wen der Kaiser nicht selbst verurtheilen wollte, den ließ er durch den Senat verdammen. In solchen Fällen ließ der Kaiser die Senatsversammlung mit Soldaten besetzen. Nachdem er seinen Willen ausgesprochen

hatte, forderte er einen der Senatoren auf, seine Meinung zu sagen, und nachdem nun dieser mit Zittern und Zagen gesprochen hatte, stimmten ihm die andern nur durch Kopfnicken bei, weil keiner zu widersprechen wagte und selbst durch den Ton seiner Stimme seine Gesinnung zu verrathen fürchtete; denn der Kaiser gab auf Alles, selbst auf die Mienen, auf heimliches Seufzen, genau Acht. So wurde Rom unter ihm seiner besten Männer beraubt; denn wer nicht hingerichtet wurde, mußte in die Verbannung gehen, so daß man zuletzt die wichtigsten Aemter nur in den Händen von Bösewichtern sah. Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Tyrann allgemein verabscheut wurde und daß jeder seinen Tod wünschte. Seine eigene Frau haßte ihn und brachte endlich eine Verschwörung gegen ihn zu Stande. Nur wußte man nicht, wie man ihm beikommen sollte; denn er war sehr argwöhnisch und daher vorsichtig, und es war schwer, vor ihn gelassen zu werden. Endlich gelang es einem der Verschworenen, ihn mit dem Dolche niederzustoßen.

Auf Domitian folgte die nur zweijährige Regierung des alten Nerva, der bisher Senator gewesen war und vom Senat gewählt wurde, nachdem die Bildsäulen des schändlichen Domitian niedergerissen waren. Man warf ihm nur einen Fehler vor: daß er zu gut sei. Er nahm den edlen Trajan (98—117), einen Spanier von Geburt, der bisher schon als Feldherr ausgezeichnet gewesen war, zum Nachfolger an. Es schien überhaupt, als wolle die Vorsehung das viele Unrecht, welches die scheußlichen Kaiser des ersten Jahrhunderts den Römern zugefügt hatten, ihnen jetzt durch eine Reihe trefflicher Männer wieder gut machen. Trajan war ein vorzüglicher Kaiser, der in mancher Hinsicht selbst den Titus übertraf; nur hatte er so viele Kriege zu führen mit den deutschen Völkerschaften, die immer mehr an die römischen Grenzen andrängten und die zunehmende Schwäche des Reiches benutzten, daß er oft Jahre lang von Rom abwesend sein mußte. Auch unter seiner zwanzigjährigen Regierung fehlte es nicht an mancherlei Unglücksfällen; hier zerstörte ein Erdbeben ganze Gegenden, dort entstand eine Hungersnoth, und selbst Rom litt durch Feuersbrünste, bei welchem auch Nero's goldenes Haus, auf dem wohl des Himmels Fluch ruhen mußte, abbrannte. Aber Trajans milde Hand linderte überall das Unglück; er half ungebeten, wo er nur konnte. Unter dem abscheulichen Domitian waren wieder die heimlichen Angebereien recht eingerissen; Trajan aber reinigte Rom von den schändlichen

Anklägern, die so vieler unschuldigen Menschen Leben auf ihrem Gewissen hatten; er ließ sie auf Schiffe packen und schickte sie auf wüste Inseln, wo sie kein Unheil stiften konnten. Die vorigen schlechten Kaiser hatten sich ängstlich mit Wache umgeben und waren doch ermordet worden. Trajan umgab sich daher mit einer stärkern Wache, mit der Liebe seiner Unterthanen. Sein Schloß stand für Jeden den ganzen Tag über offen, keine Thüre war verschlossen, Jeder fand Zutritt, mit Allen war er freundlich; und so lebte er glücklich, wie ein Vater in der Mitte seiner Kinder. Rom war nicht voll seiner Bildsäulen, wie bei den vorigen Kaisern; aber in den Herzen seiner Unterthanen hatte er sich ein bleibendes Denkmal errichtet. Der Saal des Senats hallte nicht wider von Schmeichelreden auf seine Tugenden; aber wer von ihm sprach, that es mit herzlicher Liebe, und man hörte es jedem an, daß jedes ihm ertheilte Lob von Herzen ging. Er bekam den Beinamen: der Beste, und wenn man in späteren Zeiten den Kaisern etwas Gutes wünschen wollte, so sagte man ihnen: „Sei glücklicher als Auguſt und beſſer als Trajan!“ — Wie mild und gerecht der gute Kaiser war, sieht man auch aus einem Briefe, den wir noch von ihm übrig haben. Die Christen nämlich hatten sich damals schon ziemlich ausgebreitet; aber die Römer nahmen sich die Mühe nicht, ihre Religion genauer kennen zu lernen, sondern hielten die Christen für eine jüdische Secte, und da nun die Juden für ein aufrührerisches, halsstarriges Volk galten, so konnten jene auch die Christen nicht leiden, die nun, von Heiden und Juden zugleich verfolgt, ein recht elendes Leben führten. Des Nachts, wenn alles schlief, kamen sie furchtsam in unterirdischen Wohnungen, oft gar in verborgenen Höhlen zusammen, sangen da mit leiser Stimme ihre frommen Gesänge ab und schickten ihre brünstigen Gebete zu Gott, der ihnen dafür so viele Stärkung verlieh, daß sie selbst unter den grausamsten Martern ihrem Glauben treu blieben. Die Römer, die keinen Begriff von der hohen Begeisterung hatten, welche die Religion dem Menschen geben kann, hielten den treuen Sinn der trefflichen Menschen für Starrsinn und quälten sie mit aller ersinnlichen Grausamkeit. Da gab es keine so schreckliche Pein, die sie nicht für sie ersannen, die doch niemandem etwas zu leide thaten und nichts verlangten, als Gott nach ihrer Weise zu verehren. Wahrlich, hohe Bewunderung müssen wir für diese Männer, die man Märtyrer nannte, fühlen, und zugleich uns glücklich preisen, daß wir nicht nur ohne Gefahr und Leiden unsere

Religion ausüben können, sondern es uns jetzt selbst zur Ehre gerechnet wird, wenn wir ihr treu anhangen. Nun schickte der Kaiser denselben jüngern Plinius, der uns die Nachricht von dem Auswurfe des Vesuvs hinterlassen hatte, und den er wie einen lieben Freund liebte, nach Klein-Asien, wo gerade recht viele christliche Gemeinden wohnten. Da Plinius selbst so wenig wie sein Kaiser einen deutlichen Begriff von den Christen hatte, so war er in Verlegenheit, wie er sie behandeln sollte. Für halsstarrige Menschen, die den Kaiser verachteten, hielt er sie auch; denn er konnte sich so wenig, wie alle Heiden, denken, daß ein Mensch für diese oder jene Religion eine besondere Anhänglichkeit haben könnte. Er betrachtete sie also als Ungehorsame, die den Willen des Kaisers nur nicht erfüllen *wollten*. Daher schrieb er an Trajan und fragte, wie er sich gegen sie verhalten sollte? „Die bei mir als Christen angegeben worden sind," schrieb er, „und es eingestanden, habe ich mit dem Tode bedroht und, wenn sie dabei beharrten, hinrichten lassen, weil ihre unbiegsame Hartnäckigkeit Strafe verdiente. Viele betheuerten, sie wären Christen gewesen, aber davon zurückgekommen, und ihre ganze Verirrung habe darin bestanden, daß sie an einem bestimmten Tage*) vor Tagesanbruch zusammengekommen wären, Gesänge an Christus, wie an Gott gerichtet und sich durch einen Eid verbunden hätten, nicht zu einem Verbrechen, sondern sich des Diebstahls, Raubes und Ehebruchs zu enthalten, ihr Wort treu zu erfüllen und jedes anvertraute Gut zurückzugeben. Darauf wären sie auseinander gegangen, bald aber wieder zusammengekommen, um miteinander eine unschuldige und gewöhnliche Mahlzeit**) einzunehmen. Ich habe an den Christen überhaupt kein Verbrechen, sondern nur einen thörichten und übertriebenen Aberglauben gefunden." Welch ein schönes Zeugniß für die unsträflichen Sitten der ersten Christen und obendrein aus dem Munde eines Heiden, der sie zum Tode verurtheilen zu müssen glaubte! — Trajan antwortete ihm: „Aufsuchen mußt du die Christen nicht; werden sie als solche aber überführt, so müssen sie freilich bestraft werden. Sagt Einer, er sei kein Christ, so sprich ihn los, auch wenn der Schein gegen ihn wäre. Auf Anzeigen von Leuten, die sich nie nennen, nimm gar keine Rücksicht."

*) Am Sonntage.

**) Das Abendmahl.

Von Trajans Feldzügen und Kriegsthaten hier kein Wort; nur so viel, daß er bald an der Donau, bald in Asien Siege erfocht und dann in Rom prächtige Tempel hielt. Sein Tod wurde von Allen aufrichtig betrauert und ihm eine herrliche Denksäule errichtet, die noch in Rom steht. Sie ist von Marmor, inwendig hohl, und 192 Stufen führen hinauf. Oben ist eine Galerie, in deren Mitte, auf der Spitze des Ganzen, seine Bildsäule stand, die aber nicht mehr vorhanden ist.*) Auswendig sind seine Thaten in halb erhabener Arbeit (basrelief) dargestellt; diese Darstellungen laufen von unten bis oben spiralförmig hinauf und sind wunderschön gearbeitet und gut erhalten.

Von seinem Nachfolger und Vetter Hadrian (117—138) ist weniger zu sagen. Er war auch ein guter, aber sehr eitler Mann. Er bereiste mehrere Jahre lang die Provinzen des weiten römischen Reichs, meist im bloßen Kopfe und neben seiner Sänfte hergehend, um von den Leuten wegen seiner Abhärtung und Thätigkeit gepriesen zu werden, baute Jerusalem wieder auf, ließ aber aus Haß gegen die Christen die ganze Umgegend dieser Stadt verändern; in Athen disputirte er aus Eitelkeit mit den Philosophen, die dabei natürlich seine Weisheit und Gelehrsamkeit erheben mußten. Sein ungeheueres Grabmal ist noch, aber freilich in sehr veränderter Gestalt, übrig, die Engelsburg in Rom. Das Grab war so groß und fest gebaut, daß es nachher zu einer Festung bequem gefunden wurde, und so ist es noch.

Nach Hadrian kamen wieder zwei sehr gute Kaiser, die beiden Antonine, Stiefvater und Stiefsohn. Der ältere (138—161) wurde Antoninus Pius, d. i. der Redliche, genannt, und er verdiente den Namen auch ganz; denn er gab sich viele Mühe, seine Unterthanen glücklich zu machen, und regierte sie so, wie ein gütiger Vater seine Kinder. Jeden hörte er an, half wo er konnte, wehrte jeder Ungerechtigkeit und verzieh seinen Feinden gern. Als einmal bei einer Hungersnoth der gemeine Pöbel, wie das zu geschehen pflegt, alle Schuld auf den Kaiser schob und ein schlechter Kerl mit einem Steine nach ihm warf, so drehte er sich gutmüthig um, und statt die Soldaten gleich einhauen zu lassen, setzte er dem Volke ruhig auseinander, was er bereits gethan habe, der Noth abzuhelfen; sie sollten nur ruhig sein, die Kornschiffe würden bald ankommen. Ein

*) An ihrer Stelle hat Papst Sixtus V. eine Statue des Apostels Petrus errichtet.

trefflicher Mann! — Sein Stiefsohn wurde Antonin der Philosoph oder Marc-Aurel (161—180) genannt; er hinterließ ein Werk, in welchem er die Grundsätze der reinsten Tugend auseinandersetzt, die er auch selbst als Kaiser ausgeübt hat. Unter ihm bedrängten die nördlicher wohnenden Barbaren, die Markomannen und andere, die römischen Grenzen heftiger als zuvor, und konnten seitdem nur durch Tribute zur Ruhe gebracht werden.

Wir hören nun auf, von den Kaisern der Reihe nach zu erzählen; unter den nächsten gab es wiederum einige, die wahre Unmenschen waren. Schon der Nachfolger Marc-Aurel's, sein Sohn Commodus (180—193), war ein verworfener Mensch, der dem Caligula und Nero nachahmte. Statt sich der Regierung anzunehmen, die er habsüchtigen Ministern überließ, übte er sich als Fechter, trat als solcher öffentlich auf, kämpfte mit herkulischer Stärke gegen wilde Thiere und Fechter und wollte endlich sogar seine Wohnung in die Fechterschule verlegen. Zufällig erfuhr seine Frau, daß er sie tödten lassen wollte; da kam sie ihm zuvor und ließ ihm Gift reichen und ihn erdrosseln. Ein anderer Kaiser, Caracalla, mordete seinen eigenen Bruder in den Armen seiner Mutter; ein anderer, Heliogabal, erst 14 Jahre alt, beging ungescheut die größten Tollheiten und Schandthaten. Dafür starben auch von allen Kaisern des dritten Jahrhunderts (es waren beinahe 30) nur wenige eines natürlichen Todes, und manche regierten nur einige Monate. — In diese Zeiten fällt der Krieg, welchen der Kaiser Aurelian (270—275) gegen die kluge und tapfere Zenobia führte. Sie stammte von den ägyptischen Ptolemäern ab; ihr Gemahl Odenatus, Herrscher von Palmyra (Palmenstadt) in der syrischen Wüste, war ermordet worden. Zenobia aber führte die Regierung mit Kraft und Weisheit fort, breitete ihre Herrschaft bis Klein-Asien aus und fügte Aegypten hinzu, worauf sie sich Königin des Morgenlandes nannte. Aurelian eröffnete gegen sie, welche die römische Oberherrschaft zurückwies, den Krieg, schlug sie in zwei Schlachten und belagerte darauf Palmyra (auch Tadmor genannt). Anfänglich rüstete sich Zenobia zur starken Gegenwehr; als ihre Lage aber bedrängter wurde, verließ sie der Muth und sie entfloh. Schon hatte sie auf schnellem Kameele den Euphrat erreicht, als die römischen Reiter sie einholten und zu Aurelian zurückführten. Sie bat den Sieger um Gnade, die er auch gewährte; doch mußte die stolze Königin seinen Triumphzug in Rom verherrlichen.

Solche Ereignisse waren aber doch nur vereinzelte Erfolge, die im Ganzen nichts halfen. Das römische Reich ging mit starken Schritten seinem Untergange entgegen. Die rohen und kriegerischen Völker, die an den Grenzen wohnten, drängten immer stärker und stärker, und konnten kaum noch zurückgehalten werden. Fast alle Tugend, alle Seelengröße war erstorben; die Sittenlosigkeit wurde immer größer, und die wenigen umsichtigen Männer, die es noch in Rom gab, weissagten eine traurige Zukunft.

49. Constantin der Große, 324—327. Theodosius der Große, 395.

Das römische Reich war, trotz aller Zerstörung im Innern, indessen durch fortwährend geführte Kriege so groß geworden, daß alle damals nur einigermaßen bekannte Länder dazu gehörten. Dies Alles zu übersehen, war auch einem tüchtigen Manne kaum mehr möglich. Daher geschah es denn, daß es sich manche Kaiser dadurch leichter machten, daß sie noch einen oder mehrere Reichsgehülfen oder Mitkaiser annahmen, die sich in die Provinzen theilten. Der erste, der einen Mitkaiser ernannte, war Diocletian (284 bis 305), ein im Ganzen löblicher Kaiser. Er ist darum merkwürdig, daß er es über sich vermochte, freiwillig der drückenden Krone zu entsagen (305). Auch seinen Mitkaiser (Maximian) beredete er dazu. Aber dieser war weniger standhaft; denn nach wenig Jahren drängte er sich wieder auf den Kaiserthron, und schrieb an Diocletian, er möchte doch dasselbe thun. Jedoch dieser war klüger. „Könntest du sehen, wie herrlich das Gemüse, das ich auf meiner Villa (in Dalmatien) anbaue, gedeiht, so würdest du mich nicht dazu bereden wollen!“ schrieb er jenem zurück. Wirklich hatte er auch den klügern Theil erwählt; denn der ehrgeizige Maximian wurde bald darauf hingerichtet. Die Zahl der Mitkaiser vermehrte sich. So gab es zu Anfang des vierten Jahrhunderts nicht weniger als sechs solcher Nebenkaiser, die miteinander regierten. Einer darunter, gerade der jüngste, aber der klügste, Constantin (306—337), machte den Plan, sich zum Alleinherrscher von Rom zu machen; dazu warf er den Samen der Zwietracht unter die fünf andern, hielt sich immer an die stärkere Partei, bezwang so einen nach dem andern, bis endlich außer ihm nur noch einer (Licinius) übrig war, der ihm auch bald unterlag. In einem dieser Kriege hatte er eine merkwürdige Erscheinung. Schon immer

nämlich war er den Christen geneigt gewesen und hatte die Verfolgungen gegen sie streng verboten; daher denn auch eine Menge von ihnen in seinem Heere diente und ganze Legionen aus Christen bestanden. Eines Nachmittags, als er eben mit seinen Soldaten dem Feinde in Italien entgegenrückte, sah er über der Sonne die Gestalt eines Kreuzes strahlen, über dem er die Worte erkannte: „In diesem Zeichen wirst du siegen!“ — Constantin starrte voll Erstaunen die Erscheinung an; auch seine Soldaten sahen, wenn auch nicht jene Worte, doch die Gestalt eines Kreuzes. Unruhig, was das wohl zu bedeuten habe, schlief er Abends ein. Da erschien ihm im Traume unser Heiland mit seinem Kreuze und befahl ihm, eine Fahne in Kreuzesform (Labarum) machen zu lassen, welche in allen Schlachten vor dem Heere vorgetragen würde. Constantin that es sogleich und hatte die Freude, daß von nun alle seine Feinde vor ihm weichen mußten. Von 324—337 hat er allein regiert. Mag man auch jene Erzählung deuten, wie man will, so bleibt doch so viel gewiß, daß Constantin von der Zeit an sich zum Christenthum wandte; eine Begebenheit von den allerwichtigsten Folgen. Er gab in Mailand das berühmte Edict, durch welches den Christen vorläufig freie Religionsübung zugesichert wurde. Elf Jahre später that er einen bedeutenden Schritt weiter, indem er in einem zweiten Edict den Wunsch aussprach, daß alle seine Unterthanen nach seinem Beispiele das Heidenthum abschwören möchten. Die armen verschüchterten Christen erhielten nun mit einem Male nicht nur vollkommene Freiheit, Gott und ihren Heiland auch öffentlich zu verehren, sondern sie wurden nun sogar vorgezogen, mit Ehre überhäuft, herrliche Kirchen ihnen gebaut und besonders die bis dahin so demüthigen Geistlichen mit hoher Würde und Macht bekleidet. Welch ein Wechsel! Dem Beispiele des Kaisers folgte sein ganzes Haus. Tausende von Menschen traten nun freudig zu der trostvollen Religion Christi über, die besonders die durch die mißlichen Zeiten niedergedrückten Gemüther beruhigte und von der traurigen Gegenwart auf eine herrliche Zukunft hinwies. So erfreulich nun zwar auch die Bekehrung Constantins für die Ausbreitung unserer Religion wirkte, so verfiel doch von der Zeit an zusehends die echt-evangelische Einfachheit und Demuth. Die plötzlich mächtig gewordenen Geistlichen wußten sich in ihr Glück nicht zu finden; viele vergaßen über dem neuen irdischen Glanze ihren Beruf und den himmlischen Preis. Sie wurden stolz, ehrsüchtig, fingen an, sich über unbedeutende Lehrsätze, auf denen

der Geist unserer Religion nicht beruht, heftig zu streiten, einander zu verfolgen, und einer setzte den andern herab, um sich selbst nur recht zu erheben. Auch führte Constantin nun die äußere Pracht des heidnischen beim christlichen Gottesdienste ein. Es erhoben sich herrliche Kirchen, oder heidnische Tempel wurden in christliche umgewandelt; Processionen, Meßgewänder, Kerzen, Räucherungen, Hochaltäre wurden nach und nach eingeführt. Dadurch wurde die christliche Religion mit fremdartigen Dingen vermischt; so kam sie immer mehr und mehr von ihrer ursprünglichen Einfachheit ab.

Ein zweites Verdienst, welches sich Constantin erwarb, war, daß er das Corps der Prätorianer ganz auflöste. Das war auch wirklich die höchste Zeit; denn diese Menschen hatten bisher ganz allein die Kaiser ein- und abgesetzt, und allen guten Bürgern Furcht und Schrecken eingejagt. Schon Diokletian hatte ihren Einfluß sehr beschränkt; aber Constantin machte ihnen dadurch ein Ende, daß er eine ganz neue Eintheilung des Heeres vornahm. Aber dafür wurden nun die Geistlichen mächtig und übten späterhin oft eine ähnliche Herrschaft über die Kaiser aus. Die Herrschaft der Geistlichkeit nennt man Hierarchie.

Bei Constantin kommt auch ein Beispiel vor, daß eine Frau, wenn sie unedle Neigungen hat, durch ihren Einfluß auf ihren Mann recht viel Böses stiften kann. So war es mit seiner Frau, Fausta, einem bösen, arglistigen Weibe. Mit ihr hatte er drei Söhne; aber aus einer frühern Ehe lebte ein älterer Sohn, Crispus, ein liebenswürdiger, gutgearteter Jüngling. Als der Aelteste hatte dieser das nächste Recht einmal Kaiser zu werden. Aber Fausta wollte ihren eigenen Söhnen das Reich zuwenden. Nun brachte sie alle Tage dem Constantin etwas Böses vom Crispus vor, und gerade solche Dinge, die den Vater am meisten aufbringen mußten; und das trieb sie so lange, bis Constantin gegen ihn so aufgebracht wurde, daß er ihn aus seinen Augen nach einer entfernten Stadt (Pola in Istrien) verwies, wo er bald auf seines verblendeten Vaters Befehl durch Gift oder durchs Schwert umkam. — Und Fausta? Auch ihre Stunde schlug endlich. Constantin hatte noch seine Mutter am Leben, die ehrwürdige Helena, die wegen ihrer Frömmigkeit späterhin für eine Heilige erklärt worden ist. Diese gute alte Frau kümmerte sich gar sehr über das unglückliche Ende ihres geliebten Enkels und sie ruhte nicht, bis sie das ganze Gewebe der Bosheit entdeckte. Nun forschte sie weiter nach, was für einen Lebenswandel Fausta

führe, und da erfuhr sie, daß sie sich aufs nichtswürdigste betrage und nur vor den Augen ihres Mannes sich so gut stelle. Sie öffnete also ihrem Sohne die Augen darüber, der so in Zorn über die Fausta gerieth, daß er sogleich ihren Tod beschloß. Er ließ — freilich sehr grausam — sie in eine Badestube einschließen und dann das Zimmer so heizen, bis sie von der glühenden Luft erstickte.

Eine große Veränderung ging durch Constantin mit Rom vor. Hier hatten früher die Kaiser gewohnt: er aber beschloß die Residenz nach Byzanz zu verlegen, weil diese Stadt mehr in der Mitte des römischen Reiches lag. Von ihm erhielt nun auch die Stadt ihren Namen Constantinopel, d. i. Constantins Stadt. Sie wurde mit großer Pracht ausgebaut, und der Kaiser that alles Mögliche, um recht viele Einwohner dahin zu ziehen. Außer seinem herrlichen Palaste wurden nicht nur eine Menge Kirchen, sondern auch Privathäuser auf seine Kosten erbaut, die er an seine Hofbeamten verschenkte, er ertheilte denen, die sich hier niederließen, viele Freiheiten, ließ täglich Korn, Oel und Speisen unter das Volk austheilen und erlangte dadurch auch wirklich, daß die neue Residenz bald recht volkreich wurde. Alle heidnischen Tempel wurden hier in christliche Kirchen verwandelt und der Götzendienst in dieser Stadt ganz abgeschafft.

Aus großer Ehrfurcht für den Stifter der christlichen Religion beschloß Constantin, eine herrliche Kirche auf dem Oelberge bei Jerusalem zu bauen. Aber es war nicht leicht, die heiligen Oerter, wo Jesus gekreuzigt und begraben war, aufzufinden, denn Kaiser Hadrian hatte aus Haß gegen die Christen, die er mit den Juden verwechselte, die Oerter entweiht und unkenntlich gemacht. Ueber das Grab Jesu hatte er einen Hügel mit einem Tempel aufführen lassen und überhaupt sich viele Mühe gegeben, die ganze Gegend zu verändern. Um nun die heiligen Plätze wieder aufzufinden und herzustellen, reiste die fromme Helena, des Kaisers Mutter, selbst nach Jerusalem. Nach vielem Nachsuchen glaubte sie den rechten Ort gefunden zu haben; sie ließ gleich die herbeigeführte Erde wieder abtragen, und war, wie es heißt, so glücklich, das Grab des Heilandes zu entdecken; und als man noch etwas weiter grub, fand man drei Kreuze und mehrere blutige Nägel in der Erde. Man vermuthete gleich, daß wohl das heilige Kreuz, an welchem unser Erlöser den Tod gelitten habe, darunter sein möchte, machte Versuche damit, und siehe da! das eine davon und die Nägel heil-

ten, wie erzählt wird, einen Kranken und erweckten einen Todten, denen man sie auflegte. Helena ließ gleich eine herrliche Kirche darüber bauen und theilte das Kreuz in zwei Hälften; die eine blieb in Jerusalem in der Kirche als heilige Reliquie, die andere schickte sie an Constantin. Indessen ist doch ungewiß, ob sie das wahre Grab gefunden habe; man vermuthet nach späteren Untersuchungen, daß es an einer andern Seite gelegen habe, doch ist bis jetzt nicht zu bestimmen gewesen, welches unter den vielen dort noch übrigen Felsengräbern das wahre Grab des Erlösers sei. — Diese Helena war überhaupt eine gute Frau, die recht ihre Freude im Wohlthun fand. Arme, Wittwen und Waisen zu unterstützen, war ihr größtes Vergnügen. Oft sah man sie ohne alle Zeichen ihrer Würde mitten unter andern Frauen auf den Knieen liegen und beten. Sie starb, von Allen geehrt, von ihrem Sohne innigst geliebt, im hohen Alter.

Zu dieser Zeit entstanden auch nach und nach die Klöster, die Mönche und Nonnen. Jesus hatte gelehrt, die sinnlichen Neigungen der Vernunft unterzuordnen. So leicht dies nun auch zu verstehen ist, so fanden sich doch bald Leute, die da glaubten, er habe dies so gemeint, daß man alle sinnliche Neigungen, so weit es nur einem Menschen möglich ist, ganz ausrotten müßte; Gott fände seine Freude daran, wenn man sich recht quäle, alles Vergnügen sich versage, und je größer hier auf Erden die Entbehrung und die Qual sei, desto seliger würde einmal der Zustand in jenem Leben sein. Diese Ideen waren nicht neu; denn in Indien und Tibet waren schon von jeher solche Leute gewesen, die der Eitelkeit, für Heilige angesehen zu werden, schwere Opfer brachten. Manche stellten sich nackend unter einen Baum und blieben da unbeweglich stehen, so daß ihnen zuletzt die Füße dick anschwollen. Wenn auch die Insecten und Würmer an ihnen herumkrochen und sie zerstachen, so rührten sie sich doch nicht und ließen es selbst geschehen, daß Vögel sich in ihren Haaren Nester bauten. Andere ließen sich an Händen und Füßen die Nägel zu langen Krallen anwachsen, so daß sie endlich weder gehen noch etwas anfassen konnten. Noch Andere ließen sich täglich eine Stunde lang an den Beinen aufhängen und wohl noch gar dazu unter dem Kopfe ein langsames Feuer anmachen, welches ihnen das Gehirn vollends versengte. Zu diesen Leuten wallfahrteten die Frommen und brachten ihnen Geld und Speise in Menge. Jene Ideen von Selbstpeinigung wurden nun auch mit der christlichen Religion verbunden. Schon im dritten Jahr-

hundert fand sich ein gewisser Paul von Theben in Aegypten. Er ging in eine Wüste, lebte hier von den Kräutern und Würmern und wurde von der Nachbarschaft, die fleißig zu ihm wallfahrtete, für einen Heiligen gehalten. Nachdem mehrere Aehnliches gemacht hatten, kam einer (Antonius) auf den Einfall, mit den ihm anhängenden Schülern in einer gemeinschaftlichen Einzäunung sich niederzulassen. Das eigentliche gemeinsame Mönchsleben aber stiftete Pachomius, der zuerst als Nacheiferer des h. Antonius mit ihm in der Wüste zusammenlebte, dann aber, um 340, auf göttlichen Befehl eine Mönchswohnung auf der Nilinsel stiftete. Solche Gebäude wurden nun Klöster (von claustrum, Umzäunung) genannt; die Leute, die darin wohnten und sich freiwillig einsperrten, hießen Mönche, und wenn es ein Frauenkloster war, Nonnen. Im Abendlande fand das Mönchswesen zwar anfangs keinen solchen Anhang; allein Augustin, Ambrosius und andere angesehene Kirchenväter ließen es nicht an Ermahnung und Beispiel fehlen; namentlich aber trug der heil. Martinus von Tours außerordentlich viel zur Verbreitung des Mönchslebens bei. Als er 400 starb, konnte er bereits von 2000 Mönchen zu Grabe geleitet werden. Auch erhielt erst im Abendlande das Mönchswesen seine bestimmten Formen und die Einrichtungen, durch die es allein einen bedeutenden Einfluß auf Staat und Kirche erlangen konnte. Im Jahre 520 stiftete Benedikt von Nursia die Benedictinerregel, deren Stammsitz in dem berühmten Kloster Monte Cassino in Campanien war.

Gegen Ende des vierten Jahrhunderts lebte wieder einmal ein Kaiser, der gemerkt werden muß, weil die Theilung des großen römischen Reiches in ein östliches und westliches, die er bei seinem Tode vornahm, sich bis zu deren Untergange erhalten hat. Er hieß Theodosius der Große und starb 395. Er hatte den vernünftigen Gedanken, daß das ungeheure römische Reich für einen Kaiser zu groß sei, und da er gerade zwei Söhne hatte, so gab er dem einen, Arkadius, Griechenland und alle Länder, die ostwärts von Griechenland liegen, dem andern aber, Honorius, Italien und was weiter westwärts und nordwärts liegt. Diese beiden Reiche nannte man das morgenländische oder griechische, und das abendländische oder römische Kaiserthum. In jenem war Constantinopel die Hauptstadt, in diesem aber bald Rom, bald Ravenna. Beide hatten fortan ihre eigenen Kaiser, aber eine sehr verschiedene Existenz. Das abendländische dauerte kein Jahrhundert

mehr, während das morgenländische noch über 1000 Jahre bestanden hat; doch davon erst in der mittlern Geschichte.

50. Völkerwanderung. — Hunnen, Gothen u. a.

Das römische Volk und die ihm unterworfenen Völker waren so von Grund aus verdorben, daß weder die guten Gesetze Constantins, noch die Klugheit des Theodosius das Reich retten konnten. Die Vorsehung hatte beschlossen, durch eine gewaltsame Zerrüttung der Völker einen ganz neuen Zustand der Dinge hervorzubringen, wodurch freilich zunächst Alles, wie es bisher gewesen, über den Haufen gestürzt und eine tiefe Barbarei herbeigeführt wurde, aus der aber später eine schönere Zeit, ein glücklicherer Zustand der Völker und eine höhere Bildung hervorging. Man nennt diese Begebenheit, mit welcher sich die alte Geschichte schließt, die große Völkerwanderung.

Den ersten Stoß dazu gab, wie es scheint, ein wildes Volk, welches bisher in der Mitte von Asien gewohnt hatte, die Hunnen. Unter der Han-Dynastie, die 202 v. Chr. in China sich aufgeschwungen hatte, begannen sie in China einzufallen und das Land zu verwüsten; sie wurden aber endlich, es ist nicht bekannt, aus welchen Ursachen — bewogen, westwärts zu ziehen. Genug sie kamen mit Weibern und Kindern, mit aller Habe und überschritten den Fluß Don, der in das asowsche Meer geht und damals Asien von Europa trennte. Dieses Volk verbreitete, wo es erschien, Schrecken und Flucht. Ein Zeitgenosse, der sie selbst gesehen hat, beschreibt sie uns also: „Das Hunnenvolk ist über die Maßen wild. Ihre Glieder sind fest und untersetzt, ihre Hälse dick, ihr ganzer Körperbau so ungeschlacht und plump, daß man sie für zweibeinige Thiere oder für Pfosten an Brückengeländern halten möchte. Gleich nach der Geburt zerfetzt man den Kindern Wangen und Kinn mit tiefen Schnitten, damit der Bartwuchs unterdrückt werde. Dabei sind sie so roh, daß sie kein Feuer zur Zubereitung der Speisen bedürfen; denn sie leben von Wurzeln oder von dem rohen Fleische des ersten besten Thieres. Haben sie ein Stück rohen Fleisches, so legen sie es statt des Sattels auf des Pferdes Rücken und machen es durch einen tüchtigen Ritt mürbe; so essen sie es. In Häuser gehen sie ungern, nur wenn die größte Noth sie dazu treibt; denn sie betrachten sie wie die Gräber der Lebendigen. Aber Berge und Thäler wild zu durchstreifen, das ist ihre Lust, und so gewöhnen sie sich

von Kindheit an an Frost, Hunger und Durst. Ihre Kleidung besteht aus leinenen Kitteln oder aus Pelzen von zusammengenähten Fellen der Waldmäuse; auf dem Kopfe haben sie eine Mütze mit überhängender Krämpe, und die Beine sind mit Bocksfellen umwickelt. Ihre Stiefeln sind höchst ungeschickt und erschweren ihnen das Gehen, daher lieben sie auch nicht zu Fuße zu fechten, sondern sind so unzertrennlich von ihren Pferden, wie wenn sie mit ihnen zusammengewachsen wären. Ihre Pferde sind zwar klein und häßlich, aber dauerhaft, und auf ihnen verrichten sie alle Geschäfte. Auf ihnen kaufen und verkaufen, essen und trinken sie, und wenn sie schläfrig sind, lehnen sie sich auf den Hals ihres Thieres und schlafen so ein. Auf ihnen wird auch berathschlagt. Mit einem fürchterlichen Heulen beginnen sie die Schlacht. Wie ein Blitz fliegen sie herbei, und in demselben Augenblicke stieben sie wieder auseinander, um schnell zurückzukehren, und so schweifen sie ohne Schlachtordnung, beständig mordend, umher, und ehe man ihrer noch wegen ihrer ausnehmenden Schnelligkeit gewahr wird, erstürmen sie schon die Umschanzung oder plündern das Lager. Aus der Ferne bedienen sie sich der Wurfspieße, deren Spitzen höchst sauber aus Knochen gemacht sind; in der Nähe aber gebrauchen sie den Säbel. Wenn nun ihre Feinde ihren Hieben ausweichen, so werfen sie ihnen in dem Augenblicke Schlingen über den Kopf und schleppen sie gefangen mit sich fort. Keiner baut bei ihnen das Feld, keiner berührt den Pflug; denn Alle schweifen umher ohne feste Wohnungen, ohne Heimath, ohne Gesetz und bleibende Sitte. Ihre schmutzigen Weiber wohnen auf Wagen in Filzzelten, in denen sie ihre groben Kleider weben und ihre häßlichen Kinder groß ziehen. Treue und Glaube sind bei ihnen unbekannte Dinge; wie die unvernünftigen Thiere wissen sie nichts von Recht und Unrecht und sind so veränderlich und unzuverlässig, daß sie oft, ohne beleidigt zu sein, von ihren Bundesgenossen abfallen und dann wieder, ohne weitere Veranlassung, sich mit ihnen aussöhnen." So waren die Hunnen.

Jetzt, um das Jahr 347, überschritten sie den Don, rissen die Alanen, das erste Volk, auf welches sie trafen, mit sich fort und mordeten, wer nicht mit ihnen ging. Dann warfen sie sich auf die Gothen, ein mächtiges Volk, welches sich in Ost- und Westgothen theilte. Die Gothen wichen zum Theil dem heftigen Stoße aus und gingen über die Donau (Westgothen), zum Theil schlossen sie sich an die Hunnen an (Ostgothen), die endlich in Un-

garn, Polen und Südrußland fürs erste sich niederließen und 50 Jahre lang Jagd trieben und ihr Vieh weiden ließen. Durch diese Züge aber geriethen fast alle Völker in Europa in Bewegung, und es begann nun ein Hin- und Herdrängen, welches an 200 Jahre anhielt, ehe sie wieder zur Ruhe kommen konnten. Eins schob das andere und wurde bald wieder von einem andern verdrängt. Daß dabei fast alle Cultur, alle Wissenschaft und Kunst verloren ging, versteht sich von selbst, und so riß eine allgemeine Barbarei ein, aus der die Menschen erst sehr allmählich sich wieder herauszuarbeiten vermochten. Dieses Drängen und Treiben der Völker nennt man die große Völkerwanderung, und die Hunnen gaben also dazu den Anlaß. Die Zeitgenossen können nicht genug das große Elend beschreiben, das dadurch über die unglücklichen Länder, durch welche die Schwärme zogen, gebracht wurde. „Bald brachen," erzählt einer derselben, „unzählbare Schwärme Quaden, Vandalen, Sarmaten, Alanen, Sachsen, Gepiden, Heruler, Alemannen, Burgunder u. s. w. von allen Seiten los und zogen über den Rhein her. Da wurden die Bürger von Mainz, in die vornehmste Kirche fliehend, am Fuße der Altäre niedergehauen; da wurde nach tapferm Widerstande Worms das Opfer ihrer Wuth; Speier, Straßburg, Rheims, Arras, Amiens, Dornik, die Städte in den Niederlanden, die Gegend von Lyon, Südfrankreich, alles ist ein unabsehbarer Ruin; wo kein Schwert gewüthet hat, gab Hungersnoth langsamen Tod. Als endlich auch Spanien ausgeplündert und verbrannt wurde, nährten sich die Mütter die letzten Augenblicke des verschmachtenden Lebens mit dem Fleische ihrer Kinder; wilde Thiere, von Leichnamen genährt, kamen, wenn Schwert und Pest und Hunger einen Augenblick Ruhe gestatteten, ohne Scheu in die wehrlosen Städte."

Zu dieser Wildheit der Barbaren kam nun noch die Schlechtigkeit der Römer, welche die armen Völker, die das Unglück hatten, in römischen Provinzen zu wohnen, vollends zu Grunde richteten. So schreibt ein Mann, der zu jener Zeit in Marseille lebte: „Die Rohheit der Sachsen, die Räubereien der Alanen, die Wuth betrunkener Alemannen, die fühllosen Grausamkeiten der Gepiden, die schändliche Lust der Hunnen, die Treulosigkeiten der Franken, alle diese Greuel sind nichts gegen das, was wir von den doch christlichen Römern zu leiden haben. Wenn unsere ungerechten Richter die Unschuld nicht offenbar zu unterdrücken wagen, so verstehen sie die Kunst, die einfachsten Dinge so zu verwickeln, so in die Länge

zu ziehen, daß an Rechtshülfe nicht zu denken ist. Die Kaiser, wenn sie einen Günstling belohnen wollen, überlassen ihm einen Theil der Einkünfte; dann wird er die Pest auch des elendesten Dorfes. Es ist so weit gekommen, daß, wer nicht selbst schlimm wird, nicht sicher ist." Welch schreckliche Zeit!

Was noch dann und wann die Wildheit der Barbaren etwas zähmte, war, daß einige dieser Völker glücklicherweise schon vorher die christliche Religion angenommen hatten, und wenn diese auch nicht im Stande war, sogleich die rohen Gemüther ganz umzustimmen und den Geist der Menschenliebe in sie zu verpflanzen, so milderte sie doch in etwas die wilde Zügellosigkeit; denn es ist auch durch die Erzählung neuer Reisebeschreiber bekannt, daß auch die wildesten Völker gesittet werden, sobald sie unsere Religion kennen lernen, und daß ein großer Unterschied zwischen ihnen und ihren noch heidnischen Mitbrüdern ist.

51. Alarich. — Attila. — Hengist und Horsa. — Geiserich. — Ende des abendländisch-römischen Reiches, 476.

Zu der Zeit, als Arkadius in Constantinopel und Honorius in Ravenna herrschten, hatten die Westgothen, die damals in den Ländern der untern Donau wohnten, einen König, Alarich, einen wilden tapfern Mann. Dem fiel es ein, nach Italien zu ziehen. Als er in die Gegend von Ravenna gekommen war, ließ er dem Honorius sagen: Das Volk der Westgothen ist mit Weibern, Kindern und Heerden in Italien angekommen und bittet um Land. Wenn es dem Kaiser gefällig ist, so verabrede er einen Tag, an welchem Gothen und Römer sich in offener Feldschlacht mit einander messen können." — Honorius antwortete ausweichend und schlug dem Alarich vor, nach Gallien und Spanien zu ziehen. Da wirthschafteten aber schon die Franken und andere Völker. Die Gothen wußten das nicht, ließen sich den Vorschlag gefallen und brachen wirklich auf. Schon waren sie bis an den Fuß der See-Alpen gekommen und feierten eben fröhlich das Osterfest, da wurden sie plötzlich von den Römern heimtückisch angefallen, die ihnen auf des Honorius Befehl nachgeschlichen waren. Zornig wandten sich die Gothen um, griffen zu den Schwertern und schlugen die Römer zurück. Alarich erneute nun mehrere Male seine Einfälle; denn der Kaiser hatte ihm Geldsummen versprochen und das Versprechen nicht gehalten. Unterwegs wurden Städte, Dörfer und Felder

verwüstet, Rom endlich erobert und hier die Kaiserburg sowohl wie alle Häuser der Vornehmen ausgeplündert (410). Daß die Einwohner nicht ermordet und die Stadt nicht abgebrannt wurde, ist nur dem zuzuschreiben, daß die Gothen Christen waren und also menschlicher dachten. Auch die Kirchen wurden nicht angetastet, so viel Schätze auch aus ihnen zu holen gewesen wären. Ein recht schöner Zug ist uns aufbehalten, der wieder zeigt, wie das Christenthum auch wilde Gemüther erweicht und zu edeln Gefühlen stimmen kann. Ein gothischer Krieger drang in das Haus einer christlichen Frau und fand bei ihr goldene und silberne Gefäße. Schon wollte er sie rauben, da sagte sie zu ihm, sie gehörten nicht ihr, sondern dem Apostel Petrus; sie hätte sie nur für die Kirche in Verwahrung, und nun möchte er thun, was ihm gefiele. Der Krieger stutzte und wagte das Heiligthum nicht anzurühren; er meldete aber Alles dem König Alarich. Dieser befahl, die heiligen Gefäße gleich in die Kirche zurückzutragen. Das geschah, und die Römer waren so entzückt über die Großmuth des Siegers und über die Erhaltung der ihnen so theuern Gefäße, daß sie in feierlicher Prozession dieselben begleiteten und dabei fromme Gesänge anstimmten. Kaum hörten das die wilden Gothen und erfuhren, was da geschehe, so ließen sie vom Plündern ab und schlossen sich mit gefalteten Händen an den frommen Zug an. — Nun zog Alarich aus Rom ab und wollte nach Sicilien gehen, um auch diese schöne Insel zu erobern, starb aber in Unter-Italien und wurde bei Consenza auf eine höchst sonderbare Art begraben. Seine Gothen leiteten nämlich einen Fluß ab und machten im Flußbette ein tiefes Grab, in welches sie den König mit seinem Streitrosse, seiner Rüstung und seinen Siegeszeichen legten. Dann ließen sie den Fluß wieder darüber strömen, damit Keiner die Ruhe ihres geliebten Königs störe. Da mögen auch jetzt wohl noch seine Gebeine liegen; wer weiß, ob man sie je auffinden wird. Alarich starb 410. — Die Gothen wählten zu seinem Nachfolger seinen Schwager Athaulph, dessen jugendliche Schönheit, Milde und Tapferkeit die Geschichtsschreiber preisen. Er trat mit Honorius in Unterhandlungen, erbot sich zum Frieden und versprach Abzug aus Italien, wenn der Kaiser zur Vermählung mit dessen Schwester Placidia, die Alarich als Gefangene mit sich geführt hatte und die noch im westgothischen Lager war, seine Einwilligung geben wolle. Der armselige, verblendete Kaiser verweigerte zwar diese, weil Athaulph ein Barbar und also der Hand der Kaiserstochter nicht werth sei; dennoch

machte Athaulph, nachdem er sich mit Placidia vermählt, Friede und zog mit seinen Gothen aus Italien ab. Er wandte sich über die westlichen Alpen nach Gallien (Frankreich), eroberte die Städte Toulouse, Bordeaux u. a., zog über die Pyrenäen, eroberte Barcelona und wäre wohl noch weiter gegangen, wenn er nicht durch die Hand eines Meuchelmörders (415) gefallen wäre. Das Volk wählte den Krieger Wallia zum König, der 419 das westgothische Reich in Südwest-Frankreich stiftete, das sich späterhin über ganz Spanien und Portugal ausdehnte und dessen Hauptstadt Toulouse war.

Etwa 40 Jahre nach Alarich erhoben sich wieder die Hunnen aus ihren Sitzen in Ungarn. Hier, zwischen der Donau und der Theiß, war die Residenz des schrecklichen Attila, ihres Königs, von dem man sagte, daß, wenn er sein Schwert in die Erde stieß, hundert Völker erzitterten und Rom und Constantinopel in ihren Grundfesten erbebten. Seine Wohnung war ein schlechtes, von Pfahlwerk umgebenes Dorf, in dessen Mitte sich in einem geräumigen Hofe sein hölzernes, mit vielen Galerien umgebenes Haus erhob. Nicht nur alle hunnische Stämme gehorchten ihm, sondern auch viele Völker ringsum, und selbst Gesandte des griechischen Kaisers horchten oft auf seine Befehle mit schweigendem Gehorsam. Am liebsten ließ er sich Godegisel oder Gottesgeisel nennen, und wirklich, er war auch eine rechte Geisel für Gottes schöne Erde; denn in seinem Körper wohnte eine überaus wilde Seele. Sein Kopf war groß, seine Augen tiefliegend; aber wenn er sie, wie er pflegte, stolz umherwarf, so erkannte man in ihm den geborenen Herrscher. Seine breite Brust, seine starke Leibeskraft, sein stolzer Gang, seine gerade Haltung, Alles zeigte an, daß er der König war. Dabei war er selbst einfach, trank aus einem hölzernen Becher, aß wenige Gerichte und sprach nur wenig; aber um ihn herum mußten Pracht und Frohsinn und lauter Jubel herrschen. Seine Gäste tranken aus goldenen und silbernen Geschirren; sie schwelgten in der Menge der Speisen, und eine rauschende Musik stimmte in den lärmenden Jubel ein, während er schweigend und streng-ernsthaft dasaß. — Diese furchtbare Gottesgeisel brach 451 mit einem Schwarme von 700,000 Männern auf, von denen jeder Einzelne schon hätte Grausen einjagen können. Wirklich ging es auch auf diesem Zuge gräßlich her, der wie ein rollender Schneeball immer furchtbarer anwuchs; denn die Krieger der unterwegs wohnenden Völker wurden mit fortgerissen. Der

Zug ging durch Süd-Deutschland, über den Rhein; alle Städte an diesem Flusse und in der Umgegend gingen in Rauch auf, die Einwohner wurden ermordet, und Attila gelobte, nicht eher still zu stehen, als am Meere. Die Römer erschraken; denn sie hatten noch einige Besitzungen in Gallien; geschwind eilten die römischen Legionen zur Vertheidigung herbei. Auch die andern Völker, die erst seit kurzem da eingewandert waren, Franken, Burgunder und Westgothen, stießen zu ihnen, und ein mächtiges Heer war bald beisammen, dem Attila das Weitergehen streitig zu machen. Da trafen endlich beide Heere mitten im heutigen Frankreich aufeinander, bei Chalons an der Marne (451). Attila redete vor der Schlacht seine Völker an mit kurzen aber kräftigen Worten: „Seid Männer! Greift an, brecht ein, werft Alles vor euch nieder! Müßt ihr sterben, so werdet ihr auch sterben, wenn ihr flieht. Seht nur immer auf mich. Ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes! Auf!“ — Nun folgte eine wüthende Schlacht; das Blut floß in Strömen. Attila konnte nicht durchdringen; er befahl den Rückzug. Im folgenden Jahre kam er schon wieder; aber dies Mal galt es Italien. Mit hunnischer Verwüstung brach er ein, da, wo die nördliche Spitze des adriatischen Meeres ist. Wer fliehen konnte, floh. Viele suchten auf den damals noch wüsten Inseln, auf denen jetzt das herrliche Venedig steht, eine Zuflucht, und blieben, da sie Fischer waren, auch nachmals, als der Schwarm schon vorüber war, da wohnen. Dadurch wurde der Grund zu Venedig gelegt. Schon war Attila bis nach Ravenna gekommen; da kam ihm der Bischof von Rom, der ehrwürdige Leo, entgegen, mit ihm viele Große des Reichs, und machte ihm Vorstellungen, nicht nach Rom zu kommen. „Hüte dich vor Rom, großer König,“ sprach der alte Bischof; „der erste der heiligen Apostel hält es in seinem besondern Schutz. Denke an Alarich, der Gothen König! Er nahm es, mußte aber den Frevel mit einem frühen Tode büßen.“ — Attila wurde nachdenkend. Entweder machten die Worte des beredten Leo, der mit seinem langen silberweißen Barte vor ihm stand, Eindruck, oder die reichen mitgebrachten Geschenke besänftigten ihn. Kurz, er entließ die Gesandten gütig und kehrte, beladen mit dem Raube hundert unglücklicher Städte, nach Ungarn zurück. Bald darauf starb er. Seine Leiche wurde in einen goldenen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen gesetzt und dieser wieder in einen eisernen; so wurde er begraben, und mit ihm Pferdegeschirr, Waffen und

kostbare Ehrenzeichen. Noch ist sein Grab so wenig als das des Alarich aufgefunden worden.

Fast um dieselbe Zeit wurde auch England von den Angelsachsen erobert. Nach Cäsar, der zuerst nach England übersetzte, hatten die Römer seit dem Kaiser Claudius sich endlich des Landes bemächtigt, das damals eben so wild als seine Bewohner war, und es durch Statthalter verwalten lassen. Aber als die deutschen Völker immer mehr Italien bedrängten, konnten die römischen Kaiser nicht mehr daran denken, so entfernte Länder zu behaupten, riefen die Legionen zurück und gaben den Besitz von England auf. Kaum merkten dies die Bewohner von Schottland, die räuberischen Pikten und Skoten, als sie auch zugleich über die verlassenen Briten, die indessen durch die Römer verweichlicht waren, herfielen und sie ausplünderten. Die armen Leute flohen in die Gebirge und Wälder von Wales; manche gingen nach Bretagne in Gallien hinüber, das von ihnen den Namen führt, und noch andere baten die Römer flehentlich um Hülfe. „Von der einen Seite" — so sprachen ihre Gesandten zu den Römern — „treiben uns unsere Feinde ins Meer, von der andern wirft uns das Meer wieder unsern Feinden in die Hände. So bleibt uns Armen nur die Wahl, ob wir durchs Schwert oder in den Wellen umkommen wollen." — Aber sie flehten vergebens; denn die Römer hatten mit sich selbst genug zu thun. Da wandten sie sich nach Deutschland an die Angeln, einen Stamm der Sachsen, die an der Mündung der Elbe wohnten, und baten sie um Beistand. Die Bitte wurde gern erhört; ein Schwarm kam unter den Anführern Henigst und Horsa in drei Schiffen hinüber (449) und schlug die Pikten und Skoten aus dem Lande hinaus. Bald kamen mehrere nach; aber nun gefiel es ihnen so gut in dem neuen Lande, daß sie nicht wieder fortwollten, sondern die Briten vollends besiegten und sich in das Land theilten. Daher kommt es, daß noch jetzt die englische Sprache so viel deutsche Wörter enthält, und daß von der alten britischen Sprache nur noch im Fürstenthume Wales und in der Bretagne Spuren vorkommen.

Im Jahre 455 wurde Rom aufs neue von einem Barbarenschwarme heimgesucht. Das waren die Vandalen, ein ursprünglich deutsches Volk aus der Gegend von Pommern, welches aber nach vielen Wanderungen (durch Deutschland, Frankreich und Spanien) bis nach Afrika gekommen war (429) und nach einem

garn, Polen und Südrußland fürs erste sich niederließen und 50 Jahre lang Jagd trieben und ihr Vieh weiden ließen. Durch diese Züge aber geriethen fast alle Völker in Europa in Bewegung, und es begann nun ein Hin- und Herdrängen, welches an 200 Jahre anhielt, ehe sie wieder zur Ruhe kommen konnten. Eins schob das andere und wurde bald wieder von einem andern verdrängt. Daß dabei fast alle Cultur, alle Wissenschaft und Kunst verloren ging, versteht sich von selbst, und so riß eine allgemeine Barbarei ein, aus der die Menschen erst sehr allmählich sich wieder herauszuarbeiten vermochten. Dieses Drängen und Treiben der Völker nennt man die große Völkerwanderung, und die Hunnen gaben also dazu den Anlaß. Die Zeitgenossen können nicht genug das große Elend beschreiben, das dadurch über die unglücklichen Länder, durch welche die Schwärme zogen, gebracht wurde. „Bald brachen," erzählt einer derselben, „unzählbare Schwärme Quaden, Vandalen, Sarmaten, Alanen, Sachsen, Gepiden, Heruler, Alemannen, Burgunder u. s. w. von allen Seiten los und zogen über den Rhein her. Da wurden die Bürger von Mainz, in die vornehmste Kirche fliehend, am Fuße der Altäre niedergehauen; da wurde nach tapferm Widerstande Worms das Opfer ihrer Wuth; Speier, Straßburg, Rheims, Arras, Amiens, Dornik, die Städte in den Niederlanden, die Gegend von Lyon, Südfrankreich, alles ist ein unabsehbarer Ruin; wo kein Schwert gewüthet hat, gab Hungersnoth langsamen Tod. Als endlich auch Spanien ausgeplündert und verbrannt wurde, nährten sich die Mütter die letzten Augenblicke des verschmachtenden Lebens mit dem Fleische ihrer Kinder; wilde Thiere, von Leichnamen genährt, kamen, wenn Schwert und Pest und Hunger einen Augenblick Ruhe gestatteten, ohne Scheu in die wehrlosen Städte."

Zu dieser Wildheit der Barbaren kam nun noch die Schlechtigkeit der Römer, welche die armen Völker, die das Unglück hatten, in römischen Provinzen zu wohnen, vollends zu Grunde richteten. So schreibt ein Mann, der zu jener Zeit in Marseille lebte: „Die Rohheit der Sachsen, die Räubereien der Alanen, die Wuth betrunkener Alemannen, die fühllosen Grausamkeiten der Gepiden, die schändliche Lust der Hunnen, die Treulosigkeiten der Franken, alle diese Greuel sind nichts gegen das, was wir von den doch christlichen Römern zu leiden haben. Wenn unsere ungerechten Richter die Unschuld nicht offenbar zu unterdrücken wagen, so verstehen sie die Kunst, die einfachsten Dinge so zu verwickeln, so in die Länge

zu ziehen, daß an Rechtshülfe nicht zu denken ist. Die Kaiser, wenn sie einen Günstling belohnen wollen, überlassen ihm einen Theil der Einkünfte; dann wird er die Pest auch des elendesten Dorfes. Es ist so weit gekommen, daß, wer nicht selbst schlimm wird, nicht sicher ist." Welch schreckliche Zeit!

Was noch dann und wann die Wildheit der Barbaren etwas zähmte, war, daß einige dieser Völker glücklicherweise schon vorher die christliche Religion angenommen hatten, und wenn diese auch nicht im Stande war, sogleich die rohen Gemüther ganz umzustimmen und den Geist der Menschenliebe in sie zu verpflanzen, so milderte sie doch in etwas die wilde Zügellosigkeit; denn es ist auch durch die Erzählung neuer Reisebeschreiber bekannt, daß auch die wildesten Völker gesittet werden, sobald sie unsere Religion kennen lernen, und daß ein großer Unterschied zwischen ihnen und ihren noch heidnischen Mitbrüdern ist.

51. Alarich. — Attila. — Hengist und Horsa. — Geiserich. — Ende des abendländisch-römischen Reiches, 476.

Zu der Zeit, als Arkadius in Constantinopel und Honorius in Ravenna herrschten, hatten die Westgothen, die damals in den Ländern der untern Donau wohnten, einen König, Alarich, einen wilden tapfern Mann. Dem fiel es ein, nach Italien zu ziehen. Als er in die Gegend von Ravenna gekommen war, ließ er dem Honorius sagen: Das Volk der Westgothen ist mit Weibern, Kindern und Heerden in Italien angekommen und bittet um Land. Wenn es dem Kaiser gefällig ist, so verabrede er einen Tag, an welchem Gothen und Römer sich in offener Feldschlacht mit einander messen können." — Honorius antwortete ausweichend und schlug dem Alarich vor, nach Gallien und Spanien zu ziehen. Da wirthschafteten aber schon die Franken und andere Völker. Die Gothen wußten das nicht, ließen sich den Vorschlag gefallen und brachen wirklich auf. Schon waren sie bis an den Fuß der See-Alpen gekommen und feierten eben fröhlich das Osterfest, da wurden sie plötzlich von den Römern heimtückisch angefallen, die ihnen auf des Honorius Befehl nachgeschlichen waren. Zornig wandten sich die Gothen um, griffen zu den Schwertern und schlugen die Römer zurück. Alarich erneute nun mehrere Male seine Einfälle; denn der Kaiser hatte ihm Geldsummen versprochen und das Versprechen nicht gehalten. Unterwegs wurden Städte, Dörfer und Felder

verwüstet, Rom endlich erobert und hier die Kaiserburg sowohl wie alle Häuser der Vornehmen ausgeplündert (410). Daß die Einwohner nicht ermordet und die Stadt nicht abgebrannt wurde, ist nur dem zuzuschreiben, daß die Gothen Christen waren und also menschlicher dachten. Auch die Kirchen wurden nicht angetastet, so viel Schätze auch aus ihnen zu holen gewesen wären. Ein recht schöner Zug ist uns aufbehalten, der wieder zeigt, wie das Christenthum auch wilde Gemüther erweicht und zu edeln Gefühlen stimmen kann. Ein gothischer Krieger drang in das Haus einer christlichen Frau und fand bei ihr goldene und silberne Gefäße. Schon wollte er sie rauben, da sagte sie zu ihm, sie gehörten nicht ihr, sondern dem Apostel Petrus; sie hätte sie nur für die Kirche in Verwahrung, und nun möchte er thun, was ihm gefiele. Der Krieger stutzte und wagte das Heiligthum nicht anzurühren; er meldete aber Alles dem König Alarich. Dieser befahl, die heiligen Gefäße gleich in die Kirche zurückzutragen. Das geschah, und die Römer waren so entzückt über die Großmuth des Siegers und über die Erhaltung der ihnen so theuern Gefäße, daß sie in feierlicher Prozession dieselben begleiteten und dabei fromme Gesänge anstimmten. Kaum hörten das die wilden Gothen und erfuhren, was da geschehe, so ließen sie vom Plündern ab und schlossen sich mit gefalteten Händen an den frommen Zug an. — Nun zog Alarich aus Rom ab und wollte nach Sicilien gehen, um auch diese schöne Insel zu erobern, starb aber in Unter-Italien und wurde bei Consenza auf eine höchst sonderbare Art begraben. Seine Gothen leiteten nämlich einen Fluß ab und machten im Flußbette ein tiefes Grab, in welches sie den König mit seinem Streitrosse, seiner Rüstung und seinen Siegeszeichen legten. Dann ließen sie den Fluß wieder darüber strömen, damit Keiner die Ruhe ihres geliebten Königs störe. Da mögen auch jetzt wohl noch seine Gebeine liegen; wer weiß, ob man sie je auffinden wird. Alarich starb 410. — Die Gothen wählten zu seinem Nachfolger seinen Schwager Athaulph, dessen jugendliche Schönheit, Milde und Tapferkeit die Geschichtsschreiber preisen. Er trat mit Honorius in Unterhandlungen, erbot sich zum Frieden und versprach Abzug aus Italien, wenn der Kaiser zur Vermählung mit dessen Schwester Placidia, die Alarich als Gefangene mit sich geführt hatte und die noch im westgothischen Lager war, seine Einwilligung geben wolle. Der armselige, verblendete Kaiser verweigerte zwar diese, weil Athaulph ein Barbar und also der Hand der Kaiserstochter nicht werth sei; dennoch

machte Athaulph, nachdem er sich mit Placidia vermählt, Friede und zog mit seinen Gothen aus Italien ab. Er wandte sich über die westlichen Alpen nach Gallien (Frankreich), eroberte die Städte Toulouse, Bordeaux u. a., zog über die Pyrenäen, eroberte Barcelona und wäre wohl noch weiter gegangen, wenn er nicht durch die Hand eines Meuchelmörders (415) gefallen wäre. Das Volk wählte den Krieger Wallia zum König, der 419 das westgothische Reich in Südwest-Frankreich stiftete, das sich späterhin über ganz Spanien und Portugal ausdehnte und dessen Hauptstadt Toulouse war.

Etwa 40 Jahre nach Alarich erhoben sich wieder die Hunnen aus ihren Sitzen in Ungarn. Hier, zwischen der Donau und der Theiß, war die Residenz des schrecklichen Attila, ihres Königs, von dem man sagte, daß, wenn er sein Schwert in die Erde stieß, hundert Völker erzitterten und Rom und Constantinopel in ihren Grundfesten erbebten. Seine Wohnung war ein schlechtes, von Pfahlwerk umgebenes Dorf, in dessen Mitte sich in einem geräumigen Hofe sein hölzernes, mit vielen Galerien umgebenes Haus erhob. Nicht nur alle hunnische Stämme gehorchten ihm, sondern auch viele Völker ringsum, und selbst Gesandte des griechischen Kaisers horchten oft auf seine Befehle mit schweigendem Gehorsam. Am liebsten ließ er sich Godegisel oder Gottesgeisel nennen, und wirklich, er war auch eine rechte Geisel für Gottes schöne Erde; denn in seinem Körper wohnte eine überaus wilde Seele. Sein Kopf war groß, seine Augen tiefliegend; aber wenn er sie, wie er pflegte, stolz umherwarf, so erkannte man in ihm den geborenen Herrscher. Seine breite Brust, seine starke Leibeskraft, sein stolzer Gang, seine gerade Haltung, Alles zeigte an, daß er der König war. Dabei war er selbst einfach, trank aus einem hölzernen Becher, aß wenige Gerichte und sprach nur wenig; aber um ihn herum mußten Pracht und Frohsinn und lauter Jubel herrschen. Seine Gäste tranken aus goldenen und silbernen Geschirren; sie schwelgten in der Menge der Speisen, und eine rauschende Musik stimmte in den lärmenden Jubel ein, während er schweigend und streng-ernsthaft dasaß. — Diese furchtbare Gottesgeisel brach 451 mit einem Schwarme von 700,000 Männern auf, von denen jeder Einzelne schon hätte Grausen einjagen können. Wirklich ging es auch auf diesem Zuge gräßlich her, der wie ein rollender Schneeball immer furchtbarer anwuchs; denn die Krieger der unterwegs wohnenden Völker wurden mit fortgerissen. Der

Zug ging durch Süd-Deutschland, über den Rhein; alle Städte an diesem Flusse und in der Umgegend gingen in Rauch auf, die Einwohner wurden ermordet, und Attila gelobte, nicht eher still zu stehen, als am Meere. Die Römer erschraken; denn sie hatten noch einige Besitzungen in Gallien; geschwind eilten die römischen Legionen zur Vertheidigung herbei. Auch die andern Völker, die erst seit kurzem da eingewandert waren, Franken, Burgunder und Westgothen, stießen zu ihnen, und ein mächtiges Heer war bald beisammen, dem Attila das Weitergehen streitig zu machen. Da trafen endlich beide Heere mitten im heutigen Frankreich aufeinander, bei Chalons an der Marne (451). Attila redete vor der Schlacht seine Völker an mit kurzen aber kräftigen Worten: „Seid Männer! Greift an, brecht ein, werft Alles vor euch nieder! Müßt ihr sterben, so werdet ihr auch sterben, wenn ihr flieht. Seht nur immer auf mich. Ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes! Auf!“ — Nun folgte eine wüthende Schlacht; das Blut floß in Strömen. Attila konnte nicht durchdringen; er befahl den Rückzug. Im folgenden Jahre kam er schon wieder; aber dies Mal galt es Italien. Mit hunnischer Verwüstung brach er ein, da, wo die nördliche Spitze des adriatischen Meeres ist. Wer fliehen konnte, floh. Viele suchten auf den damals noch wüsten Inseln, auf denen jetzt das herrliche Venedig steht, eine Zuflucht, und blieben, da sie Fischer waren, auch nachmals, als der Schwarm schon vorüber war, da wohnen. Dadurch wurde der Grund zu Venedig gelegt. Schon war Attila bis nach Ravenna gekommen; da kam ihm der Bischof von Rom, der ehrwürdige Leo, entgegen, mit ihm viele Große des Reichs, und machte ihm Vorstellungen, nicht nach Rom zu kommen. „Hüte dich vor Rom, großer König,“ sprach der alte Bischof; „der erste der heiligen Apostel hält es in seinem besondern Schutz. Denke an Alarich, der Gothen König! Er nahm es, mußte aber den Frevel mit einem frühen Tode büßen.“ — Attila wurde nachdenkend. Entweder machten die Worte des beredten Leo, der mit seinem langen silberweißen Barte vor ihm stand, Eindruck, oder die reichen mitgebrachten Geschenke besänftigten ihn. Kurz, er entließ die Gesandten gütig und kehrte, beladen mit dem Raube hundert unglücklicher Städte, nach Ungarn zurück. Bald darauf starb er. Seine Leiche wurde in einen goldenen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen gesetzt und dieser wieder in einen eisernen; so wurde er begraben, und mit ihm Pferdegeschirr, Waffen und

kostbare Ehrenzeichen. Noch ist sein Grab so wenig als das des Alarich aufgefunden worden.

Fast um dieselbe Zeit wurde auch England von den Angelsachsen erobert. Nach Cäsar, der zuerst nach England übersetzte, hatten die Römer seit dem Kaiser Claudius sich endlich des Landes bemächtigt, das damals eben so wild als seine Bewohner war, und es durch Statthalter verwalten lassen. Aber als die deutschen Völker immer mehr Italien bedrängten, konnten die römischen Kaiser nicht mehr daran denken, so entfernte Länder zu behaupten, riefen die Legionen zurück und gaben den Besitz von England auf. Kaum merkten dies die Bewohner von Schottland, die räuberischen Pikten und Skoten, als sie auch zugleich über die verlassenen Briten, die indessen durch die Römer verweichlicht waren, herfielen und sie ausplünderten. Die armen Leute flohen in die Gebirge und Wälder von Wales; manche gingen nach Bretagne in Gallien hinüber, das von ihnen den Namen führt, und noch andere baten die Römer flehentlich um Hülfe. „Von der einen Seite" — so sprachen ihre Gesandten zu den Römern — „treiben uns unsere Feinde ins Meer, von der andern wirft uns das Meer wieder unsern Feinden in die Hände. So bleibt uns Armen nur die Wahl, ob wir durchs Schwert oder in den Wellen umkommen wollen." — Aber sie flehten vergebens; denn die Römer hatten mit sich selbst genug zu thun. Da wandten sie sich nach Deutschland an die Angeln, einen Stamm der Sachsen, die an der Mündung der Elbe wohnten, und baten sie um Beistand. Die Bitte wurde gern erhört; ein Schwarm kam unter den Anführern Henigst und Horsa in drei Schiffen hinüber (449) und schlug die Pikten und Skoten aus dem Lande hinaus. Bald kamen mehrere nach; aber nun gefiel es ihnen so gut in dem neuen Lande, daß sie nicht wieder fortwollten, sondern die Briten vollends besiegten und sich in das Land theilten. Daher kommt es, daß noch jetzt die englische Sprache so viel deutsche Wörter enthält, und daß von der alten britischen Sprache nur noch im Fürstenthume Wales und in der Bretagne Spuren vorkommen.

Im Jahre 455 wurde Rom aufs neue von einem Barbarenschwarme heimgesucht. Das waren die Vandalen, ein ursprünglich deutsches Volk aus der Gegend von Pommern, welches aber nach vielen Wanderungen (durch Deutschland, Frankreich und Spanien) bis nach Afrika gekommen war (429) und nach einem

zehnjährigen Eroberungskriege auf der Nordküste, wo ehemals das blühende Karthago lag, ein mächtiges Reich gegründet hatte. Diese Vandalen waren wilder und raubsüchtiger als alle andere Völker germanischer Abkunft und hatten noch dazu damals gerade einen König, dem das Verwüsten eine Lust war. Er hieß Geiserich oder Genserich. Schon lange hatte er ein Auge auf Rom gehabt; da bekam er einen Brief von der Kaiserin Eudoxia, einem bösen, rachsüchtigen Weibe, die ihn einlud, nach Rom zu kommen und ihren jetzigen Mann vom Throne zu stoßen. Ihr erster Mann (Valentinian) war kurz vorher ermordet worden, und der Mörder (Maximus) hatte sie gezwungen, ihn zu heirathen. Sie aber dachte nur auf Rache, gleichviel ob sie selbst und das ganze Land dabei am meisten leide; und doch war sie eine Christin! Aber sie wurde dafür bestraft. Genserich erhob sich. Er schiffte mit einem Schwarme seiner Vandalen über das mittelländische Meer, erschien vor Rom und nahm es ein. Schon unter Alarich hatte die Stadt viel gelitten; aber gegen die jetzige Verwüstung waren die Gothen noch sehr säuberlich verfahren. Genserich ließ zwei Wochen lang nicht nur die Privatwohnungen ausplündern, sondern auch die Kirchen, Tempel und andere öffentliche Gebäude ihrer Zierrathen berauben. Unter Anderm führte er das stark vergoldete Dach des Jupitertempels und die goldenen Gefäße, die Titus aus dem Tempel von Jerusalem nach Rom gebracht hatte, mit sich fort, und — ein ganzes mit herrlichen Bildsäulen schwer beladenes Schiff ging im Meere unter, ehe es Afrika erreichte. Unter den vielen Gefangenen, die er mit fortschleppte, war auch Eudoxia mit ihren zwei Töchtern. Nun sah sie zu spät mit herbem Schmerze die traurigen Folgen ihrer blinden Rachsucht. Die Vandalen hatten so arg gewirthschaftet, daß man seitdem jede muthwillige Zerstörung Vandalismus nennt. Nur die christliche Religion gab die Kraft, die unendlichen Leiden zu ertragen, und einige fromme Geistliche thaten redlich das Ihrige, das Unglück zu mildern. So der edle Bischof Paulinus von Nola. Der Mann hatte Alles, was er besaß, hingegeben, um davon Gefangene aus der Knechtschaft der Vandalen loszukaufen. Da kam eine weinende Wittwe zu ihm: ihr einziger Sohn sei als Sklave fortgeschleppt worden. Der Bischof besann sich schnell; er hatte nichts mehr als sich selbst. Er schiffte sogleich nach Afrika hinüber, kundschaftete den Herrn des Jünglings aus und bewog ihn, den Gefangenen loszugeben und ihn dafür als Sklaven anzunehmen. Die edle That blieb nicht un-

belohnt; die Barbaren wurden durch seinen Edelmuth gerührt und erlaubten ihm, mit allen seinen Landsleuten nach Italien zurückzukehren.

Indessen eilte das römische Reich, nämlich das abendländische, immer mehr seinem gänzlichen Zusammensturze entgegen. Ein Kaiser verdrängte den andern, und endlich bekam ein Knabe, Romulus Augustulus, die Kaiserwürde. Aber er war der letzte römische Kaiser. Der Anführer der römischen Miethstruppen (denn die Römer waren schon zu verweichlicht, um selbst Soldatendienst zu thun), Odoaker, ein Fürst der Heruler oder Rugier empört sich, hebt das unschuldige Kaiserchen vom Throne und giebt ihm auf einem Landgute einen ruhigen Aufenthalt. Er selbst aber verschmähte es, den Kaisertitel zu führen und nannte sich König von Italien. Das ist der Untergang des abendländisch-römischen Kaiserthums, 467. Hiermit schließt sich die alte Geschichte und die Pforten der mittlern thun sich auf.

Ende des ersten Theiles.

Friedrich Nösselt's

Weltgeschichte

für Töchterschulen

und

zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen.

Sechszehnte Auflage,

berichtigt und bis auf die Gegenwart fortgesetzt

von

Friedrich Kurts,

Rector in Brieg.

Zweiter Theil.

Mit Stahlstichen.

Stuttgart.

Verlag von Albert Heitz.

1880.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

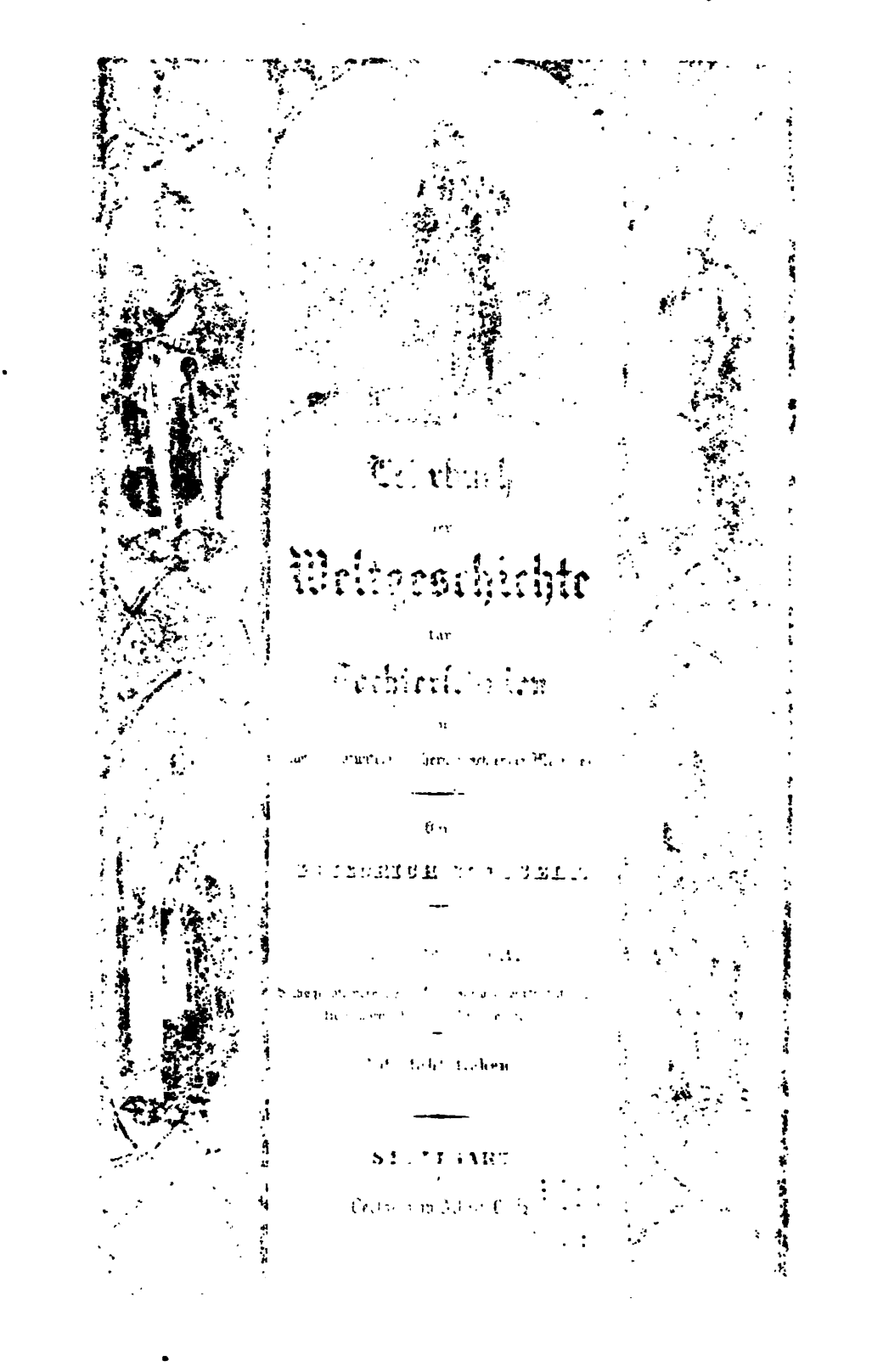
Die Verlagshandlung.

Druck von G. Lemppenau in Stuttgart.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Druck v. J. Niederhöhl in Stuttgart.

MAXIMILIAN I UND MARIA VON BURGUND.



Lehrbuch

der

Weltgeschichte

für

Töchterschulen

und

zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen.

Von

FRIEDRICH NOESSELT.

Zweiter Theil.

Sechszehnte verbesserte und stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von Friedrich Kurts.

Mit Stahlstichen.

STUTTGART

Verlag von Albert Heitz

Druck v. J. Niederhüthl in Stuttgart

UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhalts-Verzeichniß.

Mittlere Geschichte.

Erste Periode.

Von dem Untergange des abendländischen Kaiserthums bis zu Karls des Großen Tode, 476—814.

		Seite
52.	Odoaker. — Theoderich. — Justinian und Theodora. — Belisar und Narses, 555	1
53.	Sitten, Sprache, Gesetze und Religion der deutschen Völker	9
54.	Muhamed und seine Religion, 622	12
55.	Die Franken. Chlodwig. — Karl Martell und Pipin der Kleine. — Bonifacius. — Ursprung des Papstthums	17
56.	Karl der Große, 768—814	25

Zweite Periode.

Von dem Tode Karls des Großen bis zum Anfange der Kreuzzüge, 814—1096.

57.	Ludwig der Fromme. — Letzte Karolinger in Frankreich, Deutschland und Italien	43
58.	Konrad I., 911. — Heinrich der Städtegründer, 918. — Otto der Große, 936	48
59.	Ritterwesen. — Faustrecht. — Turniere	58
60.	Otto II., 973. — Otto III., 983. — Heinrich II., 1002. — Konrad II., 1024. — Heinrich III., 1039	64
61.	Heinrich IV., 1056. — Gregor VII., 1073—1085	73
62.	Alfred von England, 871—901, und Wilhelm der Eroberer, 1066	95

Dritte Periode.

Vom Anfange der Kreuzzüge bis zur Reformation, 1096—1517.

Seite

63. Der erste Kreuzzug, 1096 100
64. Der Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschen. — Fortgesetzte Kreuzzüge. — Folgen derselben 125
65. Heinrich V., 1106. — Lothar II., 1125 146
66. Das schwäbische oder hohenstaufische Kaiserhaus: Konrad III., 1137. — Friedrich I., Rothbart, 1152. — Heinrich VI., 1190 151
67. Philipp von Schwaben, 1197—1208. — Otto IV. von Braunschweig, 1197—1218 161
68. Die Hansa, 1250. — Friedrich II., 1212—50. — Untergang der Hohenstaufen, 1268. — Sicilianische Vesper, 1282 168
69. Die heilige Hedwig († 1243) und die heilige Elisabeth († 1231) . . 178
70. Franciscaner. — Dominicaner. — Inquisition 188
71. Rudolph von Habsburg, 1273 192
72. Adolph von Nassau, 1291—98. — Schweizerbund; Albrechts I. Tod, 1308. — Arnold von Winkelried, 1386 199
73. Heinrich VII., 1308. — Ludwig der Baier, 1314, und Friedrich von Oestreich. — Karl IV., 1347. — Wenzel, 1378. — Ruprecht von der Pfalz, 1400 213
74. Sigismund, 1410. — Johann Huß und die Hussiten. — Das Haus Hohenzollern 230
75. Die Jungfrau von Orleans, 1430 251
76. Erfindung des Compasses, des Pulvers und der Buchdruckerkunst . . 264
77. Eroberung Constantinopels durch die Türken, 1453 269
78. Albrecht II., 1437. — Friedrich III., 1439. — Karl der Kühne von Burgund, 1467—77. — Ludwig XI. von Frankreich, 1461—83 . . 275
79. Richard III. von England, 1483. — Maximilian I., 1493. — Maria von Burgund, 1477 289
80. Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, 1486, und von Amerika, 1492 297
81. Colombo's fernere Reisen und Tod, 1506 316
82. Hernandez Cortez, 1520 329
83. Vasco da Gama, 1498. — Fernando Magellan, 1520. — Pizarro, 1530 351

Erklärung des Titelblattes.

1. Jeanne d'Arc, das Mädchen von Orleans 257
2. Kaiser Karl der Große 25
3. Gottfried von Bouillon, der Kreuzritter 112
4. Papst Gregor VII. 76
5. Wilhelm Tell mit seinem Söhnchen 204

Mittlere Geschichte.

476—1517.

Erste Periode.

Von dem Untergange des abendländischen Kaiserthums bis zu Karls des Großen Tod, 476—814.

52. Odoaker. — Theoderich. — Justinian und Theodora. — Belisar und Narses, 555.

Odoaker war nun König von Italien, Verona seine Residenz. Aber er konnte sich nicht lange seiner Herrschaft freuen. Nach 13 Jahren (489) erschien ein Mächtigerer und warf ihn wieder in den Staub zurück. Das war Theoderich der Große, der Ostgothen König, aus dem Geschlechte der Amaler. Bisher hatten diese Ostgothen an der untern Donau gewohnt und bei jeder Bewegung den griechischen Kaiser zittern gemacht. Mit schwerem Gelde hatte dieser den Gothen Verträge abgekauft, zu deren Sicherung Theoderich, der Sohn des damaligen Gothenkönigs, nach Constantinopel als Geisel gegeben worden war. Da wuchs der treffliche Knabe zum blühenden Jüngling heran und wurde vom Kaiser Zeno sehr ausgezeichnet. Er erhielt reiche Geschenke, wurde sorgfältig unterrichtet und kehrte endlich, 18 Jahre alt, in sein Vaterland zurück, wo alle Stämme ihn als König anerkannten. Aber je mehr Theoderich Ruhm erwarb, desto mehr Besorgnisse empfand der griechische Kaiser. Daher war es ihm wohl lieb, als einst Theoderich vor ihn trat und sprach: „Italien,

du weißt es, liegt unter der Gewalt des Miethlings Odoaker. Erlaube mir, mit meinen Gothen dahin zu ziehen. Falle ich, so bist du einen gefürchteten Nachbar los; segnet Gott aber meine Waffen, so will ich Italien in deinem Namen regieren!" — Der Kaiser erlaubte es gern, da ihm ohnedies Italien nicht einmal gehörte, und so zog Theoderich mit seinem ganzen Volke, mit Weibern, Kindern und allen Habseligkeiten, die auf Tausenden von Wagen nachgefahren wurden, von dannen. Odoaker hatte davon bei Zeiten Nachricht bekommen und erwartete ihn schon am Eingange Italiens am Flusse Isonzo, wurde aber gleich zurückgeworfen, verlor eine zweite Schlacht an der Etsch bei Verona, eine dritte an der Adda und mußte sich in Ravenna einschließen, während Theoderich ganz Italien sich unterwarf. Nach drei Jahren zwang der Hunger den Odoaker, die Thore zu öffnen (493); Leben und Freiheit, ja sogar die Mitherrschaft über Italien wurden ihm zugesichert. Aber nach wenigen Tagen, bei einem lärmenden Festgelage, stieß Theoderich den Odoaker nieder; Argwohn gegen die Nachstellungen des kaum versöhnten Feindes trieben den Gothenkönig zu der That. Diese Treulosigkeit abgerechnet, erscheint Theoderich als ein trefflicher Mann. Obgleich von einem barbarischen Volke, hatte er doch so viel Großmuth, so viel menschliches Gefühl und Kunstsinn, daß man ihn in dieser Beziehung bewundern muß. Italien sah nun einmal nach langer Zwischenzeit eine schöne Blüthe des Handels und der Gewerbe wiederkehren. Die Ueberreste der alten römischen Bauwerke betrachtete Theoderich mit Bewunderung und stellte einen besondern Aufseher an, der für ihre Erhaltung sorgen sollte. Für die Sicherheit seiner Unterthanen wurden weise Gesetze gegeben und so streng darüber gehalten, daß man sagte, man könne ruhig einen Beutel mit Goldstücken auf dem Felde liegen lassen, ohne daß er weggenommen würde. Dieser tüchtige König hat von 493 bis 526 über Italien regiert. Seine gewöhnliche Residenz war Verona;*) sonst auch Ravenna, wo er begraben liegt.

Nach seinem Tode hatten die Ostgothen zwar nacheinander mehrere Könige, aber keinen, der ein zweiter Theoderich gewesen

*) In der Vorstadt, bei der uralten Kirche des heil. Zeno, steht noch ein alter Thurm und ein altes Mauerwerk, sonst zu seinem Palast gehörig. Auch rührt von dieser Stadt der Beiname her, den der König in der alten deutschen Sage führt, Dietrich von Bern.

wäre. Da beschloß ein kräftiger griechischer Kaiser, Justinian, der um das Jahr 550 regierte (527—565), Italien wiederzuerobern, und es gelang ihm auch nach vielen und harten Kämpfen (536—555) durch seine beiden großen Generale Belisar und Narses; denn ein so großer Gesetzgeber auch der Kaiser war, so fühlte er doch, daß er kein geschickter Feldherr sei, und blieb daher klüglich zu Hause. Aber nicht allein das ostgothische Reich in Italien warf er über den Haufen, sondern er hatte vorher schon auch das vandalische Reich in Nordafrika erobert (534). Einige Züge aus diesem vandalischen Kriege sind merkwürdig. Der König der Vandalen, Gelimer, war vor dem tapfern Belisar ins rauhe Atlasgebirge geflohen. Hier fehlte es ihm an Allem, während Belisar in der Hauptstadt Karthago seinen Einzug hielt. Gelimer wurde endlich von einem griechischen Unterfeldherrn (Pharas) gar eng eingeschlossen. Da redete ihm dieser zu, sich dem Kaiser zu ergeben. „Wäre es nicht besser," schrieb er ihm, „daß du bei den Griechen betteln gingest, als daß du bei den Vandalen verhungerst? Füge dir doch nicht selbst größeres Uebel zu, als deine Feinde dir zufügen wollen." — Der König gab ihm die Antwort: „Ich will nicht der Sklave eines ungerechten Feindes sein, den ich mit keinem Worte beleidigt hatte und der mich doch mit Krieg verfolgt. Er ist ein Mensch wie ich; auch ihn kann noch, wie mich jetzt, die Hand des Unglücks ergreifen. Mehr kann ich nicht schreiben; die Größe meines Unglücks raubt mir die Gedanken. Lebe wohl! Ich bitte dich, sende mir eine Cither, ein Brot und einen Schwamm. Mit dem Brote will ich meinen quälenden Hunger stillen, mit dem Schwamme meine Thränen trocknen und mit der Cither meinen Gram zerstreuen." Er erhielt das Verlangte; aber seine Noth nahm immer mehr zu; zuletzt sah er, wie seine eigenen Verwandten verhungerten, und nun erst ergab er sich. Als er mit dem Sieger Belisar zusammentraf, schlug er ein lautes Gelächter auf. Man sah ihn verwundert an und glaubte, er habe den Verstand verloren; er aber sprach: „Ich bin von königlichem Geblüt, selbst König gewesen, habe gelebt in Pracht und Ueberfluß, und nun? — Nun bin ich halb verhungert, ein elender Gefangener! Muß ich da nicht über die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Hoheit lachen?" — Als man ihn nach Constantinopel brachte, in die kaiserliche Rennbahn führte und er vor Justinian, der im kaiserlichen Schmucke auf dem Throne saß, niederknieen sollte, ließ er keine Thräne fallen, keine Seufzer hören; aber er biß die Lippen

zusammen und sprach für sich: „O Eitelkeit! O Eitelkeit! Es ist doch Alles eitel!“ Wer denkt dabei nicht an Solon und Krösus! Uebrigens behandelte der Kaiser ihn freundlich, gab ihm ein hinlängliches Einkommen und wies ihm ein Landgut zur Wohnung an. — So tüchtig auch Belisar als Feldherr erscheint, eine so verächtliche Rolle spielte er in seinem Hauswesen. Seine Frau hieß Antonina. Sie war in niederm Stande geboren und nur durch ihre große Schönheit und Klugheit immer höher gestiegen, bis sie endlich die Frau des Belisar wurde. Ueber diesen Kriegsmann, vor dessen Befehlen ganze Heere zitterten, übte sie nun eine schimpfliche Herrschaft aus. Denn sie liebte ihn nicht einmal, sondern hinterging ihn, wo sie nur konnte, und wenn er manchmal hinter ihre Ränke kam und sie bestrafen wollte, so wußte sie ihn nicht nur gleich wieder zu besänftigen, sondern sich auch so unschuldig zu stellen, daß er sie noch dazu um Verzeihung bat und froh war, wenn sie nur wieder freundlich aussah. Mit der Kaiserin Theodora, die um nichts besser war, war sie innig befreundet. Einmal fiel Belisar wegen freier Aeußerungen über den Kaiser bei diesem und der Theodora in Ungnade und wurde, als er eben siegreich aus einem Kriege zurückkehrte, mit größter Kälte empfangen, worauf sich Alles von ihm zurückzog und bei Hofe ihm jeder verächtlich auswich. Außer sich vor Schmerz kehrte er Abends in seinen Palast zurück und hoffte an der Brust seiner lieben Antonina seine Betrübniß ausweinen zu können. Aber diese ließ sich krank melden, während sie vor seinen Augen in einem Säulengange trillernd auf und ab ging! Mit Kummer und Angst ringend, warf sich Belisar auf sein Bett und wünschte den Tod herbei. Da wurde ihm ein Bote von der Kaiserin gemeldet, der ihm einen Brief überbrachte. Er öffnete diesen mit banger Neugier und las: „Du weißt, wie sehr du meine Unzufriedenheit verdient hast. Aber die Antonina hat Verdienste um mich. Ihren Fürbitten habe ich dein Leben zugestanden, und ich erlaube selbst, daß du einen Theil deines Vermögens behältst.“ Da sprang der sonst so große Kriegsheld mit ausgelassener Freude auf. Er warf sich vor seiner Frau nieder, küßte ihre Füße, nannte sie einmal über das andere seine Retterin und versprach, zeitlebens ihr dankbarer und gehorsamer Sklave zu sein! — Späterhin fiel er noch einmal in Ungnade, und da erzählt man gar, er habe, mit dem Undanke und der Ungnade des Kaisers belastet, als blinder Bettler von Thüre zu Thüre schleichend, sein Brot erbetteln müssen.

Gewiß ist, daß er mit vor Kummer über die vielen Kränkungen starb.

Von Justinian ist noch zu bemerken, daß er die schöne Sophienkirche in Constantinopel aufbaute, die noch steht und jetzt die Hauptmoschee der Türken ist. Schon Constantin hatte eine Sophienkirche erbaut; aber sie brannte ab. Da machte sich Justinian an's Werk, eine neue, noch prachtvollere bauen zu lassen, an welcher bis in's sechste Jahr täglich 10,000 Menschen arbeiteten. — Ueberhaupt zeigte Justinian großes Interesse für kirchliche Angelegenheiten und richtete hauptsächlich sein Bestreben darauf, die Einheit und Lauterkeit des Glaubens zu schützen. Besser gelang es ihm, die politischen Fractionen nieder zu schlagen. Nach den Farben der Wagenlenker in der Rennbahn (Hippodrom) hatten sie sich in die Grünen und Blauen getheilt, deren gegenseitige Erbitterung durch die leidenschaftliche Aufregung der Wettfahrten immer neuen Zunder erhielt. Justinian war von Anfang an ein Blauer: seine Gunst gegen diese Partei trieb die andere zu offenem Aufruhr, der beinahe die ganze Hauptstadt in Asche gelegt hätte. Als der Kaiser dem Unwesen Einhalt thun wollte, wandten sich beide Parteien gegen ihn und es kam sogar zur Wahl eines Gegenkaisers. Der Aufstand erreichte eine solche Ausdehnung, daß Justinian, an der Rettung verzweifelnd, seine Getreuen um sich versammelte und entfliehen wollte. Nur die Kaiserin Theodora behielt entschlossenen Sinn. Mit kraftvollen Worten forderte sie ihren Gemahl auf, doch lieber ehrenvoll unterzugehen, als die Flucht zu ergreifen. Da faßte auch der Kaiser wiederum Muth. Noch einmal ließ er den Belisar mit seinen Veteranen gegen die Rebellen anrücken, der Sieg wurde errungen, aber 30,000 Menschen verloren das Leben, und auch die ältere Sophienkirche war, wie erwähnt, ein Raub der Flammen geworden. (Nikaaufstand.)

Das verdienstvollste Werk Justinians ist die Sammlung aller bis dahin erlassenen Gesetze für das römische Reich, eine Arbeit, welche hauptsächlich durch den Fleiß und den Eifer des berühmten Rechtsgelehrten Tribonian in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande kam (das Corpus Juris). Ferner ist er der erste, welcher den Seidenbau in Europa eingeführt hat. Schon die Römer zu den Zeiten des August kannten seidene Kleider; aber man mußte sie aus China mit großen Kosten beziehen, und nur sehr reiche Frauen konnten sie bezahlen; Männer trugen sie anfangs gar nicht,

UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhalts-Verzeichniß.

Mittlere Geschichte.

Erste Periode.

Von dem Untergange des abendländischen Kaiserthums bis zu Karls des Großen Tode, 476—814.

		Seite
52.	Odoaker. — Theoderich. — Justinian und Theodora. — Belisar und Narses, 555	1
53.	Sitten, Sprache, Gesetze und Religion der deutschen Völker	9
54.	Muhamed und seine Religion, 622	12
55.	Die Franken. Chlodwig. — Karl Martell und Pipin der Kleine. — Bonifacius. — Ursprung des Papstthums	17
56.	Karl der Große, 768—814	25

Zweite Periode.

Von dem Tode Karls des Großen bis zum Anfange der Kreuzzüge, 814—1096.

57.	Ludwig der Fromme. — Letzte Karolinger in Frankreich, Deutschland und Italien	43
58.	Konrad I., 911. — Heinrich der Städtegründer, 918. — Otto der Große, 936	48
59.	Ritterwesen. — Faustrecht. — Turniere	58
60.	Otto II., 973. — Otto III., 983. — Heinrich II., 1002. — Konrad II., 1024. — Heinrich III., 1039	64
61.	Heinrich IV., 1056. — Gregor VII., 1073—1085	73
62.	Alfred von England, 871—901, und Wilhelm der Eroberer, 1066	95

Dritte Periode.

Vom Anfange der Kreuzzüge bis zur Reformation, 1096—1517.

		Seite
63.	Der erste Kreuzzug, 1096	100
64.	Der Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschen. — Fortgesetzte Kreuzzüge. — Folgen derselben	125
65.	Heinrich V., 1106. — Lothar II., 1125	146
66.	Das schwäbische oder hohenstaufische Kaiserhaus: Konrad III., 1137. — Friedrich I., Rothbart, 1152. — Heinrich VI., 1190	151
67.	Philipp von Schwaben, 1197—1208. — Otto IV. von Braunschweig, 1197—1218	161
68.	Die Hansa, 1250. — Friedrich II., 1212—50. — Untergang der Hohenstaufen, 1268. — Sicilianische Vesper, 1282	163
69.	Die heilige Hedwig († 1243) und die heilige Elisabeth († 1231)	178
70.	Franciscaner. — Dominicaner. — Inquisition	188
71.	Rudolph von Habsburg, 1273	192
72.	Adolph von Nassau, 1291—98. — Schweizerbund; Albrechts I. Tod, 1308. — Arnold von Winkelried, 1386	199
73.	Heinrich VII., 1308. — Ludwig der Baier, 1314, und Friedrich von Oestreich. — Karl IV., 1347. — Wenzel, 1378. — Ruprecht von der Pfalz, 1400	213
74.	Sigismund, 1410. — Johann Huß und die Hussiten. — Das Haus Hohenzollern	230
75.	Die Jungfrau von Orleans, 1430	251
76.	Erfindung des Compasses, des Pulvers und der Buchdruckerkunst	264
77.	Eroberung Constantinopels durch die Türken, 1453	269
78.	Albrecht II., 1437. — Friedrich III., 1439. — Karl der Kühne von Burgund, 1467—77. — Ludwig XI. von Frankreich, 1461—83	275
79.	Richard III. von England, 1483. — Maximilian I., 1493. — Maria von Burgund, 1477	289
80.	Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, 1486, und von Amerika, 1492	297
81.	Colombo's fernere Reisen und Tod, 1506	316
82.	Hernandez Cortez, 1520	329
83.	Vasco da Gama, 1498. — Fernando Magellan, 1520. — Pizarro, 1530	351

Erklärung des Titelblattes.

1.	Jeanne d'Arc, das Mädchen von Orleans	257
2.	Kaiser Karl der Große	25
3.	Gottfried von Bouillon, der Kreuzritter	112
4.	Papst Gregor VII.	76
5.	Wilhelm Tell mit seinem Söhnchen	204

UNIV. OF CALIFORNIA

Mittlere Geschichte.

476—1517.

Erste Periode.

Von dem Untergange des abendländischen Kaiserthums bis zu Karls des Großen Tod, 476—814.

52. Odoaker. — Theoderich. — Justinian und Theodora. — Belisar und Narses, 555.

Odoaker war nun König von Italien, Verona seine Residenz. Aber er konnte sich nicht lange seiner Herrschaft freuen. Nach 13 Jahren (489) erschien ein Mächtigerer und warf ihn wieder in den Staub zurück. Das war Theoderich der Große, der Ostgothen König, aus dem Geschlechte der Amaler. Bisher hatten diese Ostgothen an der untern Donau gewohnt und bei jeder Bewegung den griechischen Kaiser zittern gemacht. Mit schwerem Gelde hatte dieser den Gothen Verträge abgekauft, zu deren Sicherung Theoderich, der Sohn des damaligen Gothenkönigs, nach Constantinopel als Geisel gegeben worden war. Da wuchs der treffliche Knabe zum blühenden Jüngling heran und wurde vom Kaiser Zeno sehr ausgezeichnet. Er erhielt reiche Geschenke, wurde sorgfältig unterrichtet und kehrte endlich, 18 Jahre alt, in sein Vaterland zurück, wo alle Stämme ihn als König anerkannten. Aber je mehr Theoderich Ruhm erwarb, desto mehr Besorgnisse empfand der griechische Kaiser. Daher war es ihm wohl lieb, als einst Theoderich vor ihn trat und sprach: „Italien,

du weißt es, liegt unter der Gewalt des Miethlings Odoaker. Erlaube mir, mit meinen Gothen dahin zu ziehen. Falle ich, so bist du einen gefürchteten Nachbar los; segnet Gott aber meine Waffen, so will ich Italien in deinem Namen regieren!" — Der Kaiser erlaubte es gern, da ihm ohnedies Italien nicht einmal gehörte, und so zog Theoderich mit seinem ganzen Volke, mit Weibern, Kindern und allen Habseligkeiten, die auf Tausenden von Wagen nachgefahren wurden, von dannen. Odoaker hatte davon bei Zeiten Nachricht bekommen und erwartete ihn schon am Eingange Italiens am Flusse Isonzo, wurde aber gleich zurückgeworfen, verlor eine zweite Schlacht an der Etsch bei Verona, eine dritte an der Adda und mußte sich in Ravenna einschließen, während Theoderich ganz Italien sich unterwarf. Nach drei Jahren zwang der Hunger den Odoaker, die Thore zu öffnen (493); Leben und Freiheit, ja sogar die Mitherrschaft über Italien wurden ihm zugesichert. Aber nach wenigen Tagen, bei einem lärmenden Festgelage, stieß Theoderich den Odoaker nieder; Argwohn gegen die Nachstellungen des kaum versöhnten Feindes trieben den Gothenkönig zu der That. Diese Treulosigkeit abgerechnet, erscheint Theoderich als ein trefflicher Mann. Obgleich von einem barbarischen Volke, hatte er doch so viel Großmuth, so viel menschliches Gefühl und Kunstsinn, daß man ihn in dieser Beziehung bewundern muß. Italien sah nun einmal nach langer Zwischenzeit eine schöne Blüthe des Handels und der Gewerbe wiederkehren. Die Ueberreste der alten römischen Bauwerke betrachtete Theoderich mit Bewunderung und stellte einen besondern Aufseher an, der für ihre Erhaltung sorgen sollte. Für die Sicherheit seiner Unterthanen wurden weise Gesetze gegeben und so streng darüber gehalten, daß man sagte, man könne ruhig einen Beutel mit Goldstücken auf dem Felde liegen lassen, ohne daß er weggenommen würde. Dieser tüchtige König hat von 493 bis 526 über Italien regiert. Seine gewöhnliche Residenz war Verona;*) sonst auch Ravenna, wo er begraben liegt.

Nach seinem Tode hatten die Ostgothen zwar nacheinander mehrere Könige, aber keinen, der ein zweiter Theoderich gewesen

*) In der Vorstadt, bei der uralten Kirche des heil. Zeno, steht noch ein alter Thurm und ein altes Mauerwerk, sonst zu seinem Palast gehörig. Auch rührt von dieser Stadt der Beiname her, den der König in der alten deutschen Sage führt, Dietrich von Bern.

wäre. Da beschloß ein kräftiger griechischer Kaiser, Justinian, der um das Jahr 550 regierte (527—565), Italien wiederzuerobern, und es gelang ihm auch nach vielen und harten Kämpfen (536—555) durch seine beiden großen Generale Belisar und Narses; denn ein so großer Gesetzgeber auch der Kaiser war, so fühlte er doch, daß er kein geschickter Feldherr sei, und blieb daher klüglich zu Hause. Aber nicht allein das ostgothische Reich in Italien warf er über den Haufen, sondern er hatte vorher schon auch das vandalische Reich in Nordafrika erobert (534). Einige Züge aus diesem vandalischen Kriege sind merkwürdig. Der König der Vandalen, Gelimer, war vor dem tapfern Belisar ins rauhe Atlasgebirge geflohen. Hier fehlte es ihm an Allem, während Belisar in der Hauptstadt Karthago seinen Einzug hielt. Gelimer wurde endlich von einem griechischen Unterfeldherrn (Pharas) gar eng eingeschlossen. Da redete ihm dieser zu, sich dem Kaiser zu ergeben. „Wäre es nicht besser," schrieb er ihm, „daß du bei den Griechen betteln gingest, als daß du bei den Vandalen verhungerst? Füge dir doch nicht selbst größeres Uebel zu, als deine Feinde dir zufügen wollen." — Der König gab ihm die Antwort: „Ich will nicht der Sklave eines ungerechten Feindes sein, den ich mit keinem Worte beleidigt hatte und der mich doch mit Krieg verfolgt. Er ist ein Mensch wie ich; auch ihn kann noch, wie mich jetzt, die Hand des Unglücks ergreifen. Mehr kann ich nicht schreiben; die Größe meines Unglücks raubt mir die Gedanken. Lebe wohl! Ich bitte dich, sende mir eine Cither, ein Brot und einen Schwamm. Mit dem Brote will ich meinen quälenden Hunger stillen, mit dem Schwamme meine Thränen trocknen und mit der Cither meinen Gram zerstreuen." Er erhielt das Verlangte; aber seine Noth nahm immer mehr zu; zuletzt sah er, wie seine eigenen Verwandten verhungerten, und nun erst ergab er sich. Als er mit dem Sieger Belisar zusammentraf, schlug er ein lautes Gelächter auf. Man sah ihn verwundert an und glaubte, er habe den Verstand verloren; er aber sprach: „Ich bin von königlichem Geblüt, selbst König gewesen, habe gelebt in Pracht und Ueberfluß, und nun? — Nun bin ich halb verhungert, ein elender Gefangener! Muß ich da nicht über die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Hoheit lachen?" — Als man ihn nach Constantinopel brachte, in die kaiserliche Rennbahn führte und er vor Justinian, der im kaiserlichen Schmucke auf dem Throne saß, niederknieen sollte, ließ er keine Thräne fallen, keine Seufzer hören; aber er biß die Lippen

zusammen und sprach für sich: „O Eitelkeit! O Eitelkeit! Es ist doch Alles eitel!“ Wer denkt dabei nicht an Solon und Krösus! Uebrigens behandelte der Kaiser ihn freundlich, gab ihm ein hinlängliches Einkommen und wies ihm ein Landgut zur Wohnung an. — So tüchtig auch Belisar als Feldherr erscheint, eine so verächtliche Rolle spielte er in seinem Hauswesen. Seine Frau hieß Antonina. Sie war in niederm Stande geboren und nur durch ihre große Schönheit und Klugheit immer höher gestiegen, bis sie endlich die Frau des Belisar wurde. Ueber diesen Kriegsmann, vor dessen Befehlen ganze Heere zitterten, übte sie nun eine schimpfliche Herrschaft aus. Denn sie liebte ihn nicht einmal, sondern hinterging ihn, wo sie nur konnte, und wenn er manchmal hinter ihre Ränke kam und sie bestrafen wollte, so wußte sie ihn nicht nur gleich wieder zu besänftigen, sondern sich auch so unschuldig zu stellen, daß er sie noch dazu um Verzeihung bat und froh war, wenn sie nur wieder freundlich aussah. Mit der Kaiserin Theodora, die um nichts besser war, war sie innig befreundet. Einmal fiel Belisar wegen freier Aeußerungen über den Kaiser bei diesem und der Theodora in Ungnade und wurde, als er eben siegreich aus einem Kriege zurückkehrte, mit größter Kälte empfangen, worauf sich Alles von ihm zurückzog und bei Hofe ihm jeder verächtlich auswich. Außer sich vor Schmerz kehrte er Abends in seinen Palast zurück und hoffte an der Brust seiner lieben Antonina seine Betrübniß ausweinen zu können. Aber diese ließ sich krank melden, während sie vor seinen Augen in einem Säulengange trillernd auf und ab ging! Mit Kummer und Angst ringend, warf sich Belisar auf sein Bett und wünschte den Tod herbei. Da wurde ihm ein Bote von der Kaiserin gemeldet, der ihm einen Brief überbrachte. Er öffnete diesen mit banger Neugier und las: „Du weißt, wie sehr du meine Unzufriedenheit verdient hast. Aber die Antonina hat Verdienste um mich. Ihren Fürbitten habe ich dein Leben zugestanden, und ich erlaube selbst, daß du einen Theil deines Vermögens behältst.“ Da sprang der sonst so große Kriegsheld mit ausgelassener Freude auf. Er warf sich vor seiner Frau nieder, küßte ihre Füße, nannte sie einmal über das andere seine Retterin und versprach, zeitlebens ihr dankbarer und gehorsamer Sklave zu sein! — Späterhin fiel er noch einmal in Ungnade, und da erzählt man gar, er habe, mit dem Undanke und der Ungnade des Kaisers belastet, als blinder Bettler von Thüre zu Thüre schleichend, sein Brot erbetteln müssen.

Gewiß ist, daß er mit vor Kummer über die vielen Kränkungen starb.

Von Justinian ist noch zu bemerken, daß er die schöne Sophienkirche in Constantinopel aufbaute, die noch steht und jetzt die Hauptmoschee der Türken ist. Schon Constantin hatte eine Sophienkirche erbaut; aber sie brannte ab. Da machte sich Justinian an's Werk, eine neue, noch prachtvollere bauen zu lassen, an welcher bis in's sechste Jahr täglich 10,000 Menschen arbeiteten. — Ueberhaupt zeigte Justinian großes Interesse für kirchliche Angelegenheiten und richtete hauptsächlich sein Bestreben darauf, die Einheit und Lauterkeit des Glaubens zu schützen. Besser gelang es ihm, die politischen Fractionen nieder zu schlagen. Nach den Farben der Wagenlenker in der Rennbahn (Hippodrom) hatten sie sich in die Grünen und Blauen getheilt, deren gegenseitige Erbitterung durch die leidenschaftliche Aufregung der Wettfahrten immer neuen Zunder erhielt. Justinian war von Anfang an ein Blauer: seine Gunst gegen diese Partei trieb die andere zu offenem Aufruhr, der beinahe die ganze Hauptstadt in Asche gelegt hätte. Als der Kaiser dem Unwesen Einhalt thun wollte, wandten sich beide Parteien gegen ihn und es kam sogar zur Wahl eines Gegenkaisers. Der Aufstand erreichte eine solche Ausdehnung, daß Justinian, an der Rettung verzweifelnd, seine Getreuen um sich versammelte und entfliehen wollte. Nur die Kaiserin Theodora behielt entschlossenen Sinn. Mit kraftvollen Worten forderte sie ihren Gemahl auf, doch lieber ehrenvoll unterzugehen, als die Flucht zu ergreifen. Da faßte auch der Kaiser wiederum Muth. Noch einmal ließ er den Belisar mit seinen Veteranen gegen die Rebellen anrücken, der Sieg wurde errungen, aber 30,000 Menschen verloren das Leben, und auch die ältere Sophienkirche war, wie erwähnt, ein Raub der Flammen geworden. (Nikaaufstand.)

Das verdienstvollste Werk Justinians ist die Sammlung aller bis dahin erlassenen Gesetze für das römische Reich, eine Arbeit, welche hauptsächlich durch den Fleiß und den Eifer des berühmten Rechtsgelehrten Tribonian in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande kam (das Corpus Juris). Ferner ist er der erste, welcher den Seidenbau in Europa eingeführt hat. Schon die Römer zu den Zeiten des August kannten seidene Kleider; aber man mußte sie aus China mit großen Kosten beziehen, und nur sehr reiche Frauen konnten sie bezahlen; Männer trugen sie anfangs gar nicht,

bis mit der Zeit die Nachfrage darnach immer stärker wurde und endlich auch eitle Männer sich seidene Kleider zulegten. Sie waren aber noch so theuer, daß man sie mit Gold aufwog; kein Wunder, wenn man den ungeheuer weiten Weg bedenkt, den die Karavanen von China bis nach Phönicien zurücklegen mußten; denn die thätigen Phönicier waren es wieder, die den Seidenhandel an sich gerissen hatten. Da nun nach der Seide, als Modeartikel, so viel Nachfrage war und manche Familien wohl verarmten, weil sie der Lust, seidene Kleider zu kaufen, nicht hatten widerstehen können, so dachte Justinian darüber nach, wie er wohl die Seide auf eine wohlfeilere Weise nach Europa schaffen könnte, als sich bei ihm zwei Leute melden ließen, die ihm ein wichtiges Geheimniß zu entdecken hätten. Er ließ sie vor. Es waren Mönche, die aus China*) kamen, wohin sie eine Reise gemacht hatten, um die Chinesen zum Christenthume zu bekehren. Beiläufig hatten sie auch die Seidenwürmer bemerkt, die Bereitung der Seide beobachtet, und jetzt kamen sie, dem Kaiser den Vorschlag zu machen: sie noch einmal hinreisen zu lassen, um zu versuchen, ob sie nicht einige Eierchen der Raupe nach Europa bringen könnten. Justinian munterte sie natürlich dazu auf und gab ihnen Reisegeld mit. Wirklich glückte es auch den verschmitzten Mönchen, eine Menge Eierchen in ihren hohlen Reisestäben zu verbergen und damit unversehrt zurückzukommen. Die kostbare Brut wurde glücklich erhalten; man gewann Cocons, und Justinian ließ sogleich die Seidenbereitung in Constantinopel, dann in einigen Städten Griechenlands einrichten. Dadurch wurde der Grund zu den vielen Seidenmanufacturen gelegt, die wir jetzt in Europa finden.**)

Noch ist Einiges von Justinians Frau, der Kaiserin Theodora, zu erzählen. Sie war von niederer Geburt, früh des Vaters, eines Aufsehers über die zu den Wettspielen bestimmten Bären, beraubt worden und hatte sich mit ihren Schwestern als Schauspielerin ernährt. Schon an sich war damals dieser Stand ganz verachtet; obendrein aber spielte sie die Rolle eines Possenreißers und brauchte nur aufzutreten, um das ganze Haus von lautem Gelächter wiederhallen zu machen. Dabei war sie aber aus-

*) Man vermuthet, daß es dieses Land gewesen sei; doch nehmen Einige Indien dafür an.

**) Doch blieb die Bereitung der Seide in Europa bis in das 12. Jahrhundert auf Griechenland beschränkt. Dann erst ist sie in Italien, Spanien, Frankreich u. s. w. eingeführt worden. (Siehe Abschnitt 64, Erfolge der Kreuzzüge.)

nehmend schön, hatte einen unvergleichlichen Anstand und war ganz der Liebling des Publicums. Ihre Aufführung war dagegen gar nichts werth, und so gern man sie auch ihrer Schönheit wegen ansah, so verachtet war sie doch dabei wegen ihres Leichtsinns, und jeder rechtliche Mann ging ihr gern aus dem Wege. Mit einem Male war sie wie umgeändert; sie saß fleißig zu Hause, spann Wolle und war die Bescheidenheit selbst. Aber Alles nur zum Schein, um dadurch die Zuneigung Justinians zu gewinnen, der damals noch nicht Kaiser war. Sie erreichte auch ihren Zweck vollkommen, und kaum war Justinian Kaiser, so heirathete er — alle Leute verdachten es ihm — die verworfene Theodora und machte sie zur Kaiserin. Aber so groß ihre Macht nun auch war, so eifrig nun auch die Schmeichler um ihren Thron krochen, sie hatte doch keine rechte Freude am Hofe. Ein nicht ganz zu unterdrückendes Gefühl von Scham machte, daß sie sich gern den Blicken der Höflinge entzog und lieber auf ihren Lustschlössern an den reizenden Ufern des Meeres von Marmora zubrachte. Jedem sah sie argwöhnisch ins Gesicht, ob er auch durch eine Miene etwa seine Verachtung gegen sie verrathe, und immer unterhielt sie eine Menge von Kundschaftern, die Alles, was über sie Nachtheiliges gesprochen wurde, sogleich ihr wieder hinterbrachten. Und dann wehe dem Unbesonnenen! Ihre Rachsucht kannte keine Grenzen. Viele verschmachteten in tiefen, dunkeln Kerkern; Andere wurden umgebracht, und Theodora weidete sich oft am Anblick ihrer Qualen. Justinian erfuhr von allen diesen Greueln nicht viel. Er hatte sie sehr lieb; und wirklich ist sie auch eine treue Gehülfin seiner Regierung gewesen und hat an Allem, was er Gutes und Großes gethan hat, vielen Antheil. Wie Schade, daß diese kluge Frau kein gutes Herz hatte! In ihrem Hause ist sie auch nie glücklich gewesen. Sie wünschte sich so gern einen Sohn und schickte oft zum Himmel deswegen die heißesten Gebete; aber vergebens. Es war als wenn ein Fluch auf ihr ruhte. Endlich bekam sie eine Tochter und freute sich darüber sehr; aber das Kind starb, ehe es heranwuchs. Sie selbst war auch immer kränklich und starb vor dem Kaiser, der sie noch lange beweinte.

Narses hatte endlich (555) nach einem 20jährigen Kriege, in welchem vor ihm Belisar ausgezeichnet gestritten hatte, das Reich der Ostgothen in Italien zerstört, und dies Land wurde nun eine griechische Provinz. Aber die griechischen Kaiser hatten davon nicht viel Gewinn. Der Krieg hatte das Land verwüstet und 568 brach

ein neues, auch deutsches Volk in Italien ein, die Langobarden.*) Unter ihrem tapfern Könige Alboin kamen sie aus Ungaru über die Alpen, eroberten Oberitalien und machten Pavia zur Hauptstadt. Von ihnen wird noch Oberitalien die Lombardei genannt. Alboin war ein wilder Krieger. Er hatte, ehe er nach Italien gekommen war, einen König der Gepiden in Ungarn, Kunimund, erschlagen und aus dessen Schädel sich ein Trinkgefäß gemacht, dessen er sich bei der Tafel bediente. Auch zwang er die Tochter des erschlagenen Feindes, die schöne Rosamunda, seine Frau zu werden. Wie konnte sie aber den Mörder ihres Vaters lieben? Als er nun Italien eingenommen hatte und einst in Verona ein festliches Gastmahl hielt, befahl er im Rausche seiner Frau, sie solle aus dem Schädel ihres Vaters trinken. Rosamunda bebte zurück, aber sie mußte gehorchen, gelobte jedoch im Stillen, sich dafür an Alboin blutig zu rächen. Und das that sie auch. Sie beredete seinen Schildträger, ihn zu ermorden. Als Alboin eines Tages Mittagsruhe hielt, ließ sie jenen in das Schlafgemach, und so wurde der mächtige König im Schlafe durchbohrt. Aber die Strafe ereilte die Mörder. Rosamunda und Helmichis mußten vor der Rache der Langobarden fliehen. Sie wandten sich nach Ravenna, wo der griechische Statthalter (Longinus) sie in Schutz nahm. Rosamunda hatte zwar dem Helmichis die Ehe versprochen, da aber der Statthalter um ihre Hand warb, wollte sie sich von Helmichis losmachen und reichte ihm einen Giftbecher. Er trank; als er aber den Becher erst halb geleert, merkte er die Natur des Trankes. „Wenigstens sollst du mit mir sterben!“ rief er zornglühend, zog das Schwert und zwang Rosamunden, den Rest zu leeren. So starben beide Uebelthäter.

---

*) Man erzählt, die damalige Kaiserin Sophie, die den Narses nicht leiden konnte und ihren Gemahl (Justin II.) bewog, ihn aus Italien, wo er Statthalter war, zurückzurufen, habe dabei geäußert: er könne nun wieder in die Weiberstuben an den Spinnrocken zurückkehren — eine Anspielung auf seine kleine, unmännliche Gestalt. Da habe der gereizte Mann ausgerufen: „Nun wohl! so will ich ihr denn einen Faden spinnen, an dem sie genug zu wickeln haben soll!“ Und nun seien die Langobarden durch ihn zu einem Einfall in Italien berufen worden.

53. Sitten, Sprache, Gesetze und Religion der deutschen Völker.

Ein großer Theil der deutschen Stämme war zur Zeit der Völkerwanderung nach fremden Ländern gewandert und hatte hier zum Theil fremde Sitten angenommen. Nur die in Deutschland zurückgebliebenen bewahrten treu die von den Vorfahren ererbten Gesetze, Gewohnheiten und Sprache. Die bedeutendsten derselben waren unstreitig die Franken, die am Niederrheine wohnten und immer weiter nach Westen, ins nördliche Frankreich vorrückten: ein kühner, listiger und kriegsbereiter Volksstamm. In der Mitte von Deutschland wohnten die Thüringer; über ihnen, an der Weser, im jetzigen Westphalen und Hannover, die Sachsen, und über diesen, an den Ufern der Nordsee, die wilden Friesen. In Schwaben saßen die Alemannen, im jetzigen Baiern die Baiern (Bojer), und in dem nordöstlichen und östlichen Theile von Deutschland, der jetzt Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Böhmen, Mähren und Schlesien heißt, nichts als Wenden und Slaven, die sich durch schwarze oder braune Augen und schwarzes Haar von den blonden, blauäugigen Deutschen unterschieden und auch eine eigene Sprache redeten. Erst im vierten und fünften Jahrhundert breitete sich das Christenthum auch unter den deutschen Völkerschaften aus, nicht sowohl unter den Stämmen, die in Deutschland saßen, als unter denen, welche, wie z. B. die Gothen, in die Provinzen des römischen Reiches eindrangen; aber nur sehr allmählich. Einer der ersten Bekehrer zum Christenthum war hier der wackere Bischof Ulphilas, der zur Zeit des Anfangs der Völkerwanderung unter den Gothen lebte und seinen Landsleuten die Schreibekunst lehrte. Er übersetzte auch mit vieler Mühe die Bibel in ihre Sprache, von welcher Uebersetzung wir noch einen Theil übrig haben. Mit der Kenntniß der christlichen Religion machten die Deutschen nun auch größere Schritte zur Ausbildung ihrer Sitten.

Das Familienleben beruhte auf der Gewalt des Hausvaters als Oberhaupt, mit der Verpflichtung, die Seinigen zu schützen. Man nannte dieses „Munt," d. h. Schutz, Aufsicht. Wenn der Sohn die Waffen führen konnte, wurde er mündig; die Tochter trat bei ihrer Verheirathung in den Schutz des Gatten über. Das Ehebündniß wurde mit vielem Gepränge in der Volksversammlung oder dem „Mahl" gefeiert, davon sich noch die Wörter: Gemahl,

Vermählung — erhalten haben. Die Kleidung war kunstlos aus Fellen und Linnen verfertigt. Die Gesetze unserer Vorfahren waren sehr einfach. Das Gericht, wozu die ganze Volksgemeinde erscheinen durfte, wurde an einem Hügel, oder unter alten Eichen oder bei einem aufgesteckten Zeichen: einem Schild oder einer Fahne, gehegt. Konnte man die Schuld oder Unschuld eines Beklagten nicht ausmitteln, so mußte er einen Eid leisten. Aber da kamen manche Fälle vor, wo nichtswürdige Menschen einen falschen Eid geleistet hatten, und nun nahm man zu einem sichereren Mittel, wie man glaubte, seine Zuflucht, zu den Ordalien oder Gottesurtheilen. Hierbei, glaubte man, übernähme Gott selbst die Entscheidung. Die gewöhnlichsten Ordalien bestanden aus folgenden: die Feuerprobe. Der Angeklagte mußte vier und einen halben Schritt laufen mit einem glühenden Eisen auf der flachen Hand; dann wurde diese in ein Säckchen gebunden und versiegelt. War nach drei Tagen keine Brandwunde da, so sprach man ihn als unschuldig los. Auf eine ähnliche Art verfuhr man beim Kesselfange, wo der Beschuldigte mit entblößtem Arme in einen Kessel voll kochenden Wassers fahren und einen auf dem Grunde liegenden Ring herausholen mußte. Bei der Wasserprobe wurde der Verklagte an Händen und Füßen gebunden und so ins Wasser geworfen; sank er unter, so zog man ihn geschwind als unschuldig heraus: schwamm er, so wurde er als schuldig bestraft. Bei der Kreuzprobe wurden der Angeklagte und der Kläger jeder an ein Kreuz mit ausgebreiteten Armen hingestellt; wer zuerst ermüdete, hatte den Proceß verloren. Oft wurde auch das Recht durch einen Zweikampf erwiesen, und dies ist der Ursprung der Duelle, die leider bis jetzt noch bei uns zuweilen vorkommen. Daß alle diese Mittel gar sehr unzuverlässig waren, sehen wir zwar jetzt wohl ein; aber damals hatten die Leute den Glauben, daß in dem Ausgange des Gottesurtheils Gott selbst die Schuld oder Unschuld sichtbar werden lasse.

Wenn ein Stamm ein neues Land erobert hatte, so wurden gewöhnlich die Besiegten Leibeigene und die Sieger Herren. Aus diesen bildete sich dann der Adel. Der König oder Fürst vertheilte die Ländereien nach Gutdünken an seine treuen Begleiter, doch so, daß er ihnen die Besitzung wieder nehmen und einem Andern geben konnte, und wenn der Besitzer starb, so fiel sie wieder an den König zurück, der sie dann aufs neue, entweder an den Sohn des Verstorbenen oder an einen Andern, vergab.

Der König war der Lehnsherr und der Besitzer sein Vasall oder Lehnsträger. Man nennt diese Einrichtung die Lehnsverfassung oder das Feudalsystem. Es wird weiter unten (Abschnitt 59) noch davon die Rede sein.

War ein Franke oder ein anderer Deutscher von dem andern getödtet worden, so ruhte der Sohn oder sonst der nächste Verwandte des Ermordeten nicht eher, bis er sich gerächt, oder bis der Schuldige ihn entschädigt hatte. Auch bei kleineren Beleidigungen oder Verletzungen war Selbsthülfe, wie bei den Tödtungen, Jedem vergönnt; um aber diese Privatrache nicht für das allgemeine Beste schädlich werden zu lassen, war für die meisten Verbrechen eine bestimmte Buße, gleichsam eine Entschädigung ausgesetzt. Man nannte sie das Wehrgeld, und es war die Selbsthülfe so lange gestattet, bis die Genugthuung gegeben war. Nur waren die Büßungen nicht gleich. Für den Mord eines Franken von vornehmer Geburt mußte der Mörder 600 Goldstücke bezahlen; für den eines Edelmanns aus der Provinz 300; für einen gemeinen Franken 200, und für einen gemeinen Römer 50—100 Stücke. Auch die Frauen hatten ihr Wehrgeld, z. B. bei den Alemannen 320 Goldstücke, bei den Franken bis 500; bei andern Stämmen wurde es dem des Mannes gleichgeschätzt. Wer das Wehrgeld nicht zahlen konnte, mußte es abdienen.

Die Religion unserer Vorfahren war zwar ein Heidenthum, doch machten sie sich von ihrer Gottheit keine Bilder, sondern kamen in heiligen Hainen, am liebsten unter Eichen, zusammen, um dort das über ihnen waltende Wesen zu verehren.*) Die Namen der vornehmsten Götter sind: Wuotan oder Wodan (Odhin), der Himmelsgott, welcher die Luft- und Wettererscheinungen lenkt, der Gott der Weisheit oder auch des Sieges; Thonar oder Thor, der Gott des Donners und Blitzes, und Ziu oder Tyr (auch Thus), ein Gott des Krieges. Als weibliche Gottheiten galten: Freia oder Frauwa, ein Vorbild eines reinen, liebevollen Sinnes der Frauen, und Hertha (Nerthus), wahrscheinlich — die Erde. Auch Sonne und Mond wurden von den Deutschen verehrt.**) Nächst

*) In der nordischen, mit der deutschen verwandten Göttersage wird Odhin, wahrscheinlich jedoch bereits unter dem Einfluß christlicher Ideen, auch Allvater genannt, als der höchste Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat und über alle Dinge waltet.

**) Wir haben eine Erinnerung an jene Götternamen noch in der Benennung unserer Wochentage übrig. Sonntag, Montag, Mittwoch, Sonnabend sind von

diesen Gottheiten herrschte auch der Glaube an niedere Geister oder Wesen, welche die Natur belebten. Da bildete sich die Phantasie in dem einsamen, rauschenden Walde die Waldweiber; in der Luft die zarten, leichten Elfen; im Strom und Wasser die Nixen, und in der Tiefe der Berge die Kobolde und Zwerge. Diese Namen sind noch lange nach der Annahme des Christenthums im Volke lebendig geblieben, und hin und her kommt wohl solcher Aberglaube auch heut noch vor. Den Ort, wo nach dem Tode die Tapfern hinkamen, nannten sie Walhalla und schmückten die Vorstellung davon recht kriegerisch aus.

54. Muhamed und seine Religion, 622.

In der großen asiatischen Halbinsel, die Arabien heißt und deren Einwohner theils von ihren Viehheerden, theils vom Handel leben, wurde, etwa 570, Muhamed (richtiger Mohämmed) geboren. Sein Vater hieß Abdallah, seine Mutter Emina oder Amöna, sein Geburtsort Mekka. Der Vater starb schon, als der Kleine erst zwei Monate alt war, und hinterließ nichts als fünf Kameele und eine alte Sklavin. Im sechsten Jahre nahm ihn sein alter Großvater Abu el Motalleb, und im neunten sein Oheim Abu-Taleb zu sich; beide hielten ihn zur Thätigkeit an und letzterer nahm ihn mit auf seine Handelsreisen, die er in die Gegend von Damascus zu unternehmen pflegte. Als der Knabe heran wuchs, zog er die Augen Aller durch seine kräftige Gestalt, durch sein edles Gesicht und durch das Feuer, das aus seinen schwarzen Augen strahlte, auf sich. Wenn er mit festem Schritte einherging und den stolzen Nacken zurückwarf, ahnete jeder in ihm den künftigen Herrscher, und öffnete er seinen Mund, den zwei Reihen herrlicher Zähne zierten, so riß er durch seine feurige Beredtsamkeit Alles hin. Mehrere Jahre führte er mit großer Thätigkeit und Treue die Handelsgeschäfte einer alten reichen Wittwe, der Chadidscha, die ihm endlich aus Dankbarkeit ihre Hand gab und ihn dadurch zu einem reichen Kaufmanne machte. In ihren Geschäften hatte er oft weite Reisen gemacht, mit Karavanen ferne Länder durchzogen und die Menschen und ihre Sitten aufmerksam beobachtet. Auch die Lehrsätze der mosaischen und christlichen

selbstverständlich. Dinstag, der Tag des Thus oder Tyr; Donnerstag ist Thonarstag und Freitag Freiatag. Mittwoch hieß früher Wodanstag.

Religion waren ihm nicht fremd; denn Alles, was ihn näher zur Kenntniß der göttlichen Dinge hinzuführen verhieß, zog ihn mächtig an, und oft sah man ihn bei den Karavanen, wenn die andern Handelsleute fröhlich zusammen waren und lustige Lieder sangen oder Mährchen und ihre Reiseabenteuer sich erzählten, einsam auf seinem Kameele reiten und in tiefen Gedanken auf nichts merken, was um ihn herum vorging. Nach und nach gab er die Handelsgeschäfte auf, weil sie sein tiefes Gemüth nicht ansprachen, und zog sich in die Einsamkeit zurück. Ganze Wochen brachte er nun in düstern Höhlen, schauerlichen Felsklüften oder menschenleeren Wüsten zu, und seine Gedanken verloren sich da in Grübeleien über religiöse Dinge. Der Glaube, in welchem er auferzogen war, die Lehren des Judenthums, das Christenthum in der verfälschten Gestalt, wie er es kennen gelernt hatte, gingen da vor seiner Seele vorüber; aber keine dieser Religionen befriedigte sein Gemüth. Den Aberglauben seiner Landsleute, welche größtentheils dem Sternendienste und der Götzendienerei mit einer sehr dunkeln Vorstellung von der allwaltenden Gottheit ergeben waren, erkannte er alsbald als Thorheit; die mosaische Lehre schien ihm zu engherzig und feindselig, und gegen die christliche wurde er mißtrauisch, als er hörte, daß sie so viele Streitigkeiten in den griechischen Provinzen veranlasse. Kurz, er beschloß, eine neue Religion zu stiften, die das enthielte, was von den andern Religionen sein feuriges Gemüth am meisten ansprach. Ueber diesem Gedanken vergaß er Hören und Sehen und oft Essen und Trinken. Kein Wunder, daß ihm bei seiner lebhaften und nun stark erhitzten Einbildungskraft manchmal Dinge vorkamen, die nur aus dieser glühenden Phantasie hervorgingen! Da sah er sich oft mit Engeln, wilden Thieren, Ungeheuern und Teufeln umgeben, und immer fester wurde die Ueberzeugung in ihm, daß Gott ihn zu seinem Propheten bestimmt habe und daß alles das wahr sei, was er sich einbildete. So hatte er drei Jahre lang, meist in tiefer Einsamkeit, über seinen Schwärmereien gebrütet, als er einst vierzig seines Stammes Koreïsch zu einem mäßigen Mahle in Mekka einlud, ihnen seine Erscheinungen erzählte und ihnen im Vertrauen eröffnete, daß Gott ihn zu seinem Propheten bestimmt habe. Da lachten ihn Alle aus; nur Ali, sein Vetter, sprang auf und rief feurig aus: „Ja, es ist ein Gott und du bist sein Prophet!“ Aber darüber verlachten ihn die Andern nur noch mehr, und als nun Muhamed sie Ungläubige schalt, so wurden sie seine erbitterten Feinde und trach-

teten ihm nach dem Leben. Schon waren seine Mörder bestimmt; schon hatten sie, mit Dolchen versehen, sein Haus umgeben; da rettete ihn Ali's Hingebung. Dieser nämlich wickelte sich des Nachts in Muhameds grünen Mantel, und während die Mörder, die zuweilen durchs Fenster sahen, ob Muhamed noch da sei, sich täuschen ließen, entkam dieser. Er floh nach Medina, einer Stadt, die sich schon früher für seine Lehre entschieden hatte und ihn mit Frohlocken aufnahm. Von nun an nahm seine Macht reißend zu; daher man auch von seiner Flucht den Anfang seiner Religion datirt, und die Muhamedaner von hier an ihre Jahre zählen. Sie fällt ins Jahr 622 und wird im Arabischen Hedschra (Hegira) genannt. Von Medina aus zog nun der neue Prophet mit seinem Haufen in der Gegend umher, raubte und plünderte und theilte die Beute redlich mit seinen Genossen, die nun durch das Band der Liebe und des Vertrauens fest an ihn geknüpft waren. Und wo konnten sie es auch besser haben? Von Natur hat der Araber Hang zum unstäten und zum Räuberleben, und so lange sie unter Muhameds Fahne fochten, fehlte es ihnen an nichts. Endlich war er so stark, daß er seine Feinde in Mekka überfiel, diese damals schon den Arabern heilige Stadt eroberte und Alle, die bisher die Waffen gegen ihn getragen hatten, entweder niederhieb oder sie zwang, zu ihm überzutreten. Während die christliche Religion durch die sanftere Gewalt der Wahrheit sich Eingang verschafft hatte, wurde die muhamedanische durch die Waffen ausgebreitet. Nachdem Muhamed Herr von ganz Arabien war, unternahm er einen Kriegszug nach Syrien, denn sein Fanatismus blickte längst schon über die Grenzen Arabiens hinaus. Den Krieg gegen die Ungläubigen erklärte er für eine heilige Pflicht. An mehrere Herrscher des Auslandes sandte er die Botschaft, daß sie sich zu seiner Religion bekehren sollten; selbst an den damaligen griechischen Kaiser schickte er eine Aufforderung, seine Lehre anzunehmen, erhielt aber eine zwar höfliche, doch ablehnende Antwort. Als Muhamed 632 starb, legte man ihn in einen eisernen Sarg und begrub ihn in Medina, wo man noch den Sarg in einer reich geschmückten Moschee sehen kann. — Das heilige Buch, in welchem Muhameds Lehre verzeichnet ist, heißt der Koran, und enthält viel Gutes, aber auch vielen Aberglauben. Darin aber verdienen die Muhamedaner, die sich selbst Moslemin oder Gläubige nennen, vieles Lob, daß sie ihr heiliges Buch so achten, indem sie es sorgfältig aufheben und es nur mit heiliger Verehrung

berühren; man kann sie nicht mehr kränken, als wenn man ihren Koran unglimpflich behandelt.

Nach Muhameds Tode traten sein Schwiegervater Abu Bekr, dann Omar, hierauf Othman an seine Stelle und führten die Araber, die nachher von den Spaniern auch Mauren genannt wurden (woraus wir das Wort Mohr gemacht haben), zu neuen Siegen und Eroberungen. Diese seine Nachfolger nannte man Khalifen. Omar ging über die Landenge von Suez nach Afrika über und eroberte Aegypten (640). In der Hauptstadt dieses Landes, Alexandrien, war eine berühmte Bibliothek; in weiten Sälen lag auf langen Repositorien eine zahllose Menge von Pergamentrollen, und wer den Namen eines Gelehrten haben wollte, mußte in Alexandrien gewesen sein. Hierhin kam Omar. Seine rohen Araber stürzten — so heißt es — in das Bibliothekgebäude und hofften hier Schätze zu finden. Wie erstaunten sie über die vielen Rollen mit Schriftzügen, die sie nicht kannten! Sie liefen zu Omar und fragten, was sie mit den Büchern machen sollten. „Ihr sollt sie verbrennen!" rief der Barbar; „denn entweder steht dasselbe darin, was im Koran, und dann sind sie überflüssig; oder es stehen andere Dinge darin, und dann sind sie verderblich. Also ins Feuer mit ihnen!" — Und darauf wurden mit den herrlichen Werken des Alterthums, die von einigen ägyptischen Königen mit großen Kosten zusammengebracht waren, mehrere Monate lang die Badestuben der Stadt geheizt. Durch diese fanatische Barbarei sind viele zur genaueren Kenntniß des Alterthums gehörende Schriften ganz verloren gegangen. Nach seinen Begriffen glaubte Omar nicht unrecht zu handeln. Dem Omar folgte Othman. Unter seiner Regierung wurde Cypern und Rhodus erobert und dessen berühmter Koloß zusammengeschlagen. Das Metall verkaufte man an einen Juden, welcher 900 Kameele damit beladen haben soll. Nach Othman regierte Ali, der Gatte der geliebten Tochter Muhameds, Fatime, der sich als Dichter wie als Krieger hervorthat. Unter ihm wurden zunächst weiter keine Eroberungen gemacht. Er selbst wurde von einem Schwärmer ermordet, und es erhob sich der Statthalter von Syrien, Moawijah (661), als Beherrscher der Gläubigen. Er gründete das Khalifat der Ommajaden, welche ihre Residenz in Damascus hatten. Aber die Anhänger Ali's blieben seinem Stamme treu, und so währt noch heute die Trennung fort zwischen den Schiiten (Perser, Araber), welche Ali für den ersten rechtmäßigen Nachfolger des

Vermählung — erhalten haben. Die Kleidung war kunstlos aus Fellen und Linnen verfertigt. Die Gesetze unserer Vorfahren waren sehr einfach. Das Gericht, wozu die ganze Volksgemeinde erscheinen durfte, wurde an einem Hügel, oder unter alten Eichen oder bei einem aufgesteckten Zeichen: einem Schild oder einer Fahne, gehegt. Konnte man die Schuld oder Unschuld eines Beklagten nicht ausmitteln, so mußte er einen Eid leisten. Aber da kamen manche Fälle vor, wo nichtswürdige Menschen einen falschen Eid geleistet hatten, und nun nahm man zu einem sichereren Mittel, wie man glaubte, seine Zuflucht, zu den Ordalien oder Gottesurtheilen. Hierbei, glaubte man, übernähme Gott selbst die Entscheidung. Die gewöhnlichsten Ordalien bestanden aus folgenden: die Feuerprobe. Der Angeklagte mußte vier und einen halben Schritt laufen mit einem glühenden Eisen auf der flachen Hand; dann wurde diese in ein Säckchen gebunden und versiegelt. War nach drei Tagen keine Brandwunde da, so sprach man ihn als unschuldig los. Auf eine ähnliche Art verfuhr man beim Kesselfange, wo der Beschuldigte mit entblößtem Arme in einen Kessel voll kochenden Wassers fahren und einen auf dem Grunde liegenden Ring herausholen mußte. Bei der Wasserprobe wurde der Verklagte an Händen und Füßen gebunden und so ins Wasser geworfen; sank er unter, so zog man ihn geschwind als unschuldig heraus: schwamm er, so wurde er als schuldig bestraft. Bei der Kreuzprobe wurden der Angeklagte und der Kläger jeder an ein Kreuz mit ausgebreiteten Armen hingestellt; wer zuerst ermüdete, hatte den Proceß verloren. Oft wurde auch das Recht durch einen Zweikampf erwiesen, und dies ist der Ursprung der Duelle, die leider bis jetzt noch bei uns zuweilen vorkommen. Daß alle diese Mittel gar sehr unzuverlässig waren, sehen wir zwar jetzt wohl ein; aber damals hatten die Leute den Glauben, daß in dem Ausgange des Gottesurtheils Gott selbst die Schuld oder Unschuld sichtbar werden lasse.

Wenn ein Stamm ein neues Land erobert hatte, so wurden gewöhnlich die Besiegten Leibeigene und die Sieger Herren. Aus diesen bildete sich dann der Adel. Der König oder Fürst vertheilte die Ländereien nach Gutdünken an seine treuen Begleiter, doch so, daß er ihnen die Besitzung wieder nehmen und einem Andern geben konnte, und wenn der Besitzer starb, so fiel sie wieder an den König zurück, der sie dann aufs neue, entweder an den Sohn des Verstorbenen oder an einen Andern, vergab.

Der König war der Lehnsherr und der Besitzer sein Vasall oder Lehnsträger. Man nennt diese Einrichtung die Lehnsverfassung oder das Feudalsystem. Es wird weiter unten (Abschnitt 59) noch davon die Rede sein.

War ein Franke oder ein anderer Deutscher von dem andern getödtet worden, so ruhte der Sohn oder sonst der nächste Verwandte des Ermordeten nicht eher, bis er sich gerächt, oder bis der Schuldige ihn entschädigt hatte. Auch bei kleineren Beleidigungen oder Verletzungen war Selbsthülfe, wie bei den Tödtungen, Jedem vergönnt; um aber diese Privatrache nicht für das allgemeine Beste schädlich werden zu lassen, war für die meisten Verbrechen eine bestimmte Buße, gleichsam eine Entschädigung ausgesetzt. Man nannte sie das Wehrgeld, und es war die Selbsthülfe so lange gestattet, bis die Genugthuung gegeben war. Nur waren die Büßungen nicht gleich. Für den Mord eines Franken von vornehmer Geburt mußte der Mörder 600 Goldstücke bezahlen; für den eines Edelmanns aus der Provinz 300; für einen gemeinen Franken 200, und für einen gemeinen Römer 50—100 Stücke. Auch die Frauen hatten ihr Wehrgeld, z. B. bei den Alemannen 320 Goldstücke, bei den Franken bis 500; bei andern Stämmen wurde es dem des Mannes gleichgeschätzt. Wer das Wehrgeld nicht zahlen konnte, mußte es abdienen.

Die Religion unserer Vorfahren war zwar ein Heidenthum, doch machten sie sich von ihrer Gottheit keine Bilder, sondern kamen in heiligen Hainen, am liebsten unter Eichen, zusammen, um dort das über ihnen waltende Wesen zu verehren.*) Die Namen der vornehmsten Götter sind: Wuotan oder Wodan (Odhin), der Himmelsgott, welcher die Luft- und Wettererscheinungen lenkt, der Gott der Weisheit oder auch des Sieges; Thonar oder Thor, der Gott des Donners und Blitzes, und Ziu oder Tyr (auch Thus), ein Gott des Krieges. Als weibliche Gottheiten galten: Freia oder Frauwa, ein Vorbild eines reinen, liebevollen Sinnes der Frauen, und Hertha (Nerthus), wahrscheinlich — die Erde. Auch Sonne und Mond wurden von den Deutschen verehrt.**) Nächst

*) In der nordischen, mit der deutschen verwandten Götterlage wird Odhin, wahrscheinlich jedoch bereits unter dem Einfluß christlicher Ideen, auch Allvater genannt, als der höchste Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat und über alle Dinge waltet.

**) Wir haben eine Erinnerung an jene Götternamen noch in der Benennung unserer Wochentage übrig. Sonntag, Montag, Mittwoch, Sonnabend sind von

diesen Gottheiten herrschte auch der Glaube an niedere Geister oder Wesen, welche die Natur belebten. Da bildete sich die Phantasie in dem einsamen, rauschenden Walde die Waldweiber; in der Luft die zarten, leichten Elfen; im Strom und Wasser die Nixen, und in der Tiefe der Berge die Kobolde und Zwerge. Diese Namen sind noch lange nach der Annahme des Christenthums im Volke lebendig geblieben, und hin und her kommt wohl solcher Aberglaube auch heut noch vor. Den Ort, wo nach dem Tode die Tapfern hinkamen, nannten sie Walhalla und schmückten die Vorstellung davon recht kriegerisch aus.

54. Muhamed und seine Religion, 622.

In der großen asiatischen Halbinsel, die Arabien heißt und deren Einwohner theils von ihren Viehheerden, theils vom Handel leben, wurde, etwa 570, Muhamed (richtiger Mohämmed) geboren. Sein Vater hieß Abdallah, seine Mutter Emina oder Amöna, sein Geburtsort Mekka. Der Vater starb schon, als der Kleine erst zwei Monate alt war, und hinterließ nichts als fünf Kameele und eine alte Sklavin. Im sechsten Jahre nahm ihn sein alter Großvater Abu el Motalleb, und im neunten sein Oheim Abu-Taleb zu sich; beide hielten ihn zur Thätigkeit an und letzterer nahm ihn mit auf seine Handelsreisen, die er in die Gegend von Damascus zu unternehmen pflegte. Als der Knabe heran wuchs, zog er die Augen Aller durch seine kräftige Gestalt, durch sein edles Gesicht und durch das Feuer, das aus seinen schwarzen Augen strahlte, auf sich. Wenn er mit festem Schritte einherging und den stolzen Nacken zurückwarf, ahnete jeder in ihm den künftigen Herrscher, und öffnete er seinen Mund, den zwei Reihen herrlicher Zähne zierten, so riß er durch seine feurige Beredtsamkeit Alles hin. Mehrere Jahre führte er mit großer Thätigkeit und Treue die Handelsgeschäfte einer alten reichen Wittwe, der Chadidscha, die ihm endlich aus Dankbarkeit ihre Hand gab und ihn dadurch zu einem reichen Kaufmanne machte. In ihren Geschäften hatte er oft weite Reisen gemacht, mit Karavanen ferne Länder durchzogen und die Menschen und ihre Sitten aufmerksam beobachtet. Auch die Lehrsätze der mosaischen und christlichen

selbstverständlich. Dinstag, der Tag des Thus oder Tyr; Donnerstag ist Thonarstag und Freitag Freiatag. Mittwoch hieß früher Wodanstag.

Religion waren ihm nicht fremd; denn Alles, was ihn näher zur Kenntniß der göttlichen Dinge hinzuführen verhieß, zog ihn mächtig an, und oft sah man ihn bei den Karavanen, wenn die andern Handelsleute fröhlich zusammen waren und lustige Lieder sangen oder Mährchen und ihre Reiseabenteuer sich erzählten, einsam auf seinem Kameele reiten und in tiefen Gedanken auf nichts merken, was um ihn herum vorging. Nach und nach gab er die Handelsgeschäfte auf, weil sie sein tiefes Gemüth nicht ansprachen, und zog sich in die Einsamkeit zurück. Ganze Wochen brachte er nun in düstern Höhlen, schauerlichen Felsklüften oder menschenleeren Wüsten zu, und seine Gedanken verloren sich da in Grübeleien über religiöse Dinge. Der Glaube, in welchem er auferzogen war, die Lehren des Judenthums, das Christenthum in der verfälschten Gestalt, wie er es kennen gelernt hatte, gingen da vor seiner Seele vorüber; aber keine dieser Religionen befriedigte sein Gemüth. Den Aberglauben seiner Landsleute, welche größtentheils dem Sternendienste und der Götzendienerei mit einer sehr dunkeln Vorstellung von der allwaltenden Gottheit ergeben waren, erkannte er alsbald als Thorheit; die mosaische Lehre schien ihm zu engherzig und feindselig, und gegen die christliche wurde er mißtrauisch, als er hörte, daß sie so viele Streitigkeiten in den griechischen Provinzen veranlasse. Kurz, er beschloß, eine neue Religion zu stiften, die das enthielte, was von den andern Religionen sein feuriges Gemüth am meisten ansprach. Ueber diesem Gedanken vergaß er Hören und Sehen und oft Essen und Trinken. Kein Wunder, daß ihm bei seiner lebhaften und nun stark erhitzten Einbildungskraft manchmal Dinge vorkamen, die nur aus dieser glühenden Phantasie hervorgingen! Da sah er sich oft mit Engeln, wilden Thieren, Ungeheuern und Teufeln umgeben, und immer fester wurde die Ueberzeugung in ihm, daß Gott ihn zu seinem Propheten bestimmt habe und daß alles das wahr sei, was er sich einbildete. So hatte er drei Jahre lang, meist in tiefer Einsamkeit, über seinen Schwärmereien gebrütet, als er einst vierzig seines Stammes Koreïsch zu einem mäßigen Mahle in Mekka einlud, ihnen seine Erscheinungen erzählte und ihnen im Vertrauen eröffnete, daß Gott ihn zu seinem Propheten bestimmt habe. Da lachten ihn Alle aus; nur Ali, sein Vetter, sprang auf und rief feurig aus: „Ja, es ist ein Gott und du bist sein Prophet!“ Aber darüber verlachten ihn die Andern nur noch mehr, und als nun Muhamed sie Ungläubige schalt, so wurden sie seine erbitterten Feinde und trach-

teten ihm nach dem Leben. Schon waren seine Mörder bestimmt; schon hatten sie, mit Dolchen versehen, sein Haus umgeben; da rettete ihn Ali's Hingebung. Dieser nämlich wickelte sich des Nachts in Muhameds grünen Mantel, und während die Mörder, die zuweilen durchs Fenster sahen, ob Muhamed noch da sei, sich täuschen ließen, entkam dieser. Er floh nach Medina, einer Stadt, die sich schon früher für seine Lehre entschieden hatte und ihn mit Frohlocken aufnahm. Von nun an nahm seine Macht reißend zu; daher man auch von seiner Flucht den Anfang seiner Religion datirt, und die Muhamedaner von hier an ihre Jahre zählen. Sie fällt ins Jahr 622 und wird im Arabischen Hedschra (Hegira) genannt. Von Medina aus zog nun der neue Prophet mit seinem Haufen in der Gegend umher, raubte und plünderte und theilte die Beute redlich mit seinen Genossen, die nun durch das Band der Liebe und des Vertrauens fest an ihn geknüpft waren. Und wo konnten sie es auch besser haben? Von Natur hat der Araber Hang zum unstäten und zum Räuberleben, und so lange sie unter Muhameds Fahne fochten, fehlte es ihnen an nichts. Endlich war er so stark, daß er seine Feinde in Mekka überfiel, diese damals schon den Arabern heilige Stadt eroberte und Alle, die bisher die Waffen gegen ihn getragen hatten, entweder niederhieb oder sie zwang, zu ihm überzutreten. Während die christliche Religion durch die sanftere Gewalt der Wahrheit sich Eingang verschafft hatte, wurde die muhamedanische durch die Waffen ausgebreitet. Nachdem Muhamed Herr von ganz Arabien war, unternahm er einen Kriegszug nach Syrien, denn sein Fanatismus blickte längst schon über die Grenzen Arabiens hinaus. Den Krieg gegen die Ungläubigen erklärte er für eine heilige Pflicht. An mehrere Herrscher des Auslandes sandte er die Botschaft, daß sie sich zu seiner Religion bekehren sollten; selbst an den damaligen griechischen Kaiser schickte er eine Aufforderung, seine Lehre anzunehmen, erhielt aber eine zwar höfliche, doch ablehnende Antwort. Als Muhamed 632 starb, legte man ihn in einen eisernen Sarg und begrub ihn in Medina, wo man noch den Sarg in einer reich geschmückten Moschee sehen kann. — Das heilige Buch, in welchem Muhameds Lehre verzeichnet ist, heißt der Koran, und enthält viel Gutes, aber auch vielen Aberglauben. Darin aber verdienen die Muhamedaner, die sich selbst Moslemin oder Gläubige nennen, vieles Lob, daß sie ihr heiliges Buch so achten, indem sie es sorgfältig aufheben und es nur mit heiliger Verehrung

berühren; man kann sie nicht mehr kränken, als wenn man ihren Koran unglimpflich behandelt.

Nach Muhameds Tode traten sein Schwiegervater Abu Bekr, dann Omar, hierauf Othman an seine Stelle und führten die Araber, die nachher von den Spaniern auch Mauren genannt wurden (woraus wir das Wort Mohr gemacht haben), zu neuen Siegen und Eroberungen. Diese seine Nachfolger nannte man Khalifen. Omar ging über die Landenge von Suez nach Afrika über und eroberte Aegypten (640). In der Hauptstadt dieses Landes, Alexandrien, war eine berühmte Bibliothek; in weiten Sälen lag auf langen Repositorien eine zahllose Menge von Pergamentrollen, und wer den Namen eines Gelehrten haben wollte, mußte in Alexandrien gewesen sein. Hierhin kam Omar. Seine rohen Araber stürzten — so heißt es — in das Bibliothekgebäude und hofften hier Schätze zu finden. Wie erstaunten sie über die vielen Rollen mit Schriftzügen, die sie nicht kannten! Sie liefen zu Omar und fragten, was sie mit den Büchern machen sollten. „Ihr sollt sie verbrennen!“ rief der Barbar; „denn entweder steht dasselbe darin, was im Koran, und dann sind sie überflüssig; oder es stehen andere Dinge darin, und dann sind sie verderblich. Also ins Feuer mit ihnen!“ — Und darauf wurden mit den herrlichen Werken des Alterthums, die von einigen ägyptischen Königen mit großen Kosten zusammengebracht waren, mehrere Monate lang die Badestuben der Stadt geheizt. Durch diese fanatische Barbarei sind viele zur genaueren Kenntniß des Alterthums gehörende Schriften ganz verloren gegangen. Nach seinen Begriffen glaubte Omar nicht unrecht zu handeln. Dem Omar folgte Othman. Unter seiner Regierung wurde Cypern und Rhodus erobert und dessen berühmter Koloß zusammengeschlagen. Das Metall verkaufte man an einen Juden, welcher 900 Kameele damit beladen haben soll. Nach Othman regierte Ali, der Gatte der geliebten Tochter Muhameds, Fatime, der sich als Dichter wie als Krieger hervorthat. Unter ihm wurden zunächst weiter keine Eroberungen gemacht. Er selbst wurde von einem Schwärmer ermordet, und es erhob sich der Statthalter von Syrien, Moawijah (661), als Beherrscher der Gläubigen. Er gründete das Khalifat der Ommajaden, welche ihre Residenz in Damascus hatten. Aber die Anhänger Ali's blieben seinem Stamme treu, und so währt noch heute die Trennung fort zwischen den Schiiten (Perser, Araber), welche Ali für den ersten rechtmäßigen Nachfolger des

Propheten halten, und den Sunniten (Türken), welche auch die frühern Propheten anerkennen.*)

Von Aegypten hatten die Mauren die ganze Nordküste von Afrika, längs dem mittelländischen Meere, durchzogen, bis an die Straße von Gibraltar. Nun standen sie Spanien gegenüber und blickten manchmal sehnsüchtig hinüber, auch noch dies schöne Land einzunehmen. Hier wohnten damals die Westgothen, die auf beiden Seiten der Pyrenäen (seit 419) ein Reich errichtet hatten. Da erschienen westgothische Gesandte und baten die Mauren, hinüberzukommen und ihnen gegen eine Gegenpartei beizustehen; denn es sei ein Streit in der königlichen Familie entstanden. Sie kamen im Namen der Söhne des Königs Witiza, welchen Roderigo vertrieben hatte, um sich selbst auf den Thron zu setzen. Sie hatten sich mit dem Grafen Julian, dem Statthalter von Andalusien, verbunden, und dieser bat nun, mit jenen vereint, die Mauren um Beistand gegen den Kronräuber. Die Mauren ließen sich nicht zwei Mal bitten: geschwind setzte ein Schwarm unter Tarik (711) über, schlug die Westgothen bei Xeres de la Fontera, und in kurzem war ganz Spanien in den Händen der kühnen Eroberer aus Arabien. Die Westgothen sahen nun ihre Kurzsichtigkeit zu spät ein und fanden nur in dem nördlichen Gebirge einen kümmerlichen Zufluchtsort. Diese Erfolge munterten die Mauren auf, auch über die Pyrenäen zu gehen und in Frankreich einzufallen. Hier trat ihnen aber ein kräftiger Herzog der Franken entgegen, Karl, mit dem Beinamen Martell oder der Hammer (weil seine starke Hand mit dem Schwerte dareinschlug wie mit einem Hammer). Dieser traf sie mitten in Frankreich, in der Ebene zwischen Tours und Poitiers. Sechs Tage schon währte der Kampf, in welchem die Bogenschützen und leichten Reiter des arabischen Heeres im Vortheil waren; am siebenten Tage führte der Frankenherzog seine schwergerüsteten Schaaren gegen die leichtbewaffneten Feinde. Den ganzen Tag währte das Morden; ohne Erfolg bluteten bereits Hunderttausende; unerschüttlich standen die Franken; aber auch die Araber sahen mit Verachtung den Tod um sich herum wüthen. Endlich am Abend erhob sich Karl mit seiner Alles niederschmetternden Kraft; er voran, hinter ihm her seine Franken, und was

*) Sunniten genannt, weil sie die Sunna, ein zweites Gesetzbuch, von geringerm Ansehen als der Koran, auch annehmen, während die Schiiten (Abtrünnige) dasselbe verwerfen.

sie erreichten, wurde zermalmt. Aber die Nacht brach jetzt ein; den Erfolg wußte Niemand. Am andern Morgen wollte Karl die Blutarbeit aufs neue beginnen. Da brachten ihm seine Kundschafter die Nachricht: „Die Araber sind während der Nacht entflohen; das Lager ist verlassen.“ Wirklich waren die Feinde davongeeilt und gingen über die Pyrenäen zurück; ihr Verlust in der Schlacht war ein so ungeheurer, daß die freilich wohl von dankbarer Begeisterung übertriebenen Nachrichten von 375,000 erschlagenen Mohamedanern erzählen. Diese Schlacht bei Poitiers ward 732 geschlagen und ist eine wichtige Begebenheit; denn hätte der wackere Karl Martell nicht gesiegt, so hätten die Mauren wahrscheinlich auch das übrige Europa bald unterjocht und ihre Religion den Völkern aufgedrungen. Darum muß Karl Martell in dankbarem Andenken stehen. Nach diesem Siege eben erhielt er seinen Beinamen von der Alles zermalmenden Tapferkeit, mit welcher er seinen Streitkolben über den Mohrenschädeln geschwungen hatte. — Bald darauf entstanden Uneinigkeiten und Parteikämpfe unter den maurischen Fürsten in Spanien, durch welche den geflüchteten Westgothen leichter wurde, wiederum gegen die muhamedanische Herrschaft vorzudringen. Die Christen kamen aus den Bergen hervor und gewannen immer mehr Land, bis endlich im Jahre 1492 das letzte maurische Königreich in Spanien verging.

55. Die Franken. — Chlodwig. — Karl Martell und Pipin der Kleine. — Bonifacius. — Ursprung des Papstthums.

Die Franken, ein ursprünglich ganz deutsches Volk (oder richtiger gesagt: eine Völkergemeinschaft), waren während der Völkerwanderung, wie schon gesagt, über den Rhein nach dem nördlichen Theil von Gallien gewandert. Der Besitz dieses Landes war damals unter die Westgothen, Burgunder, auch Alemannen vertheilt; ein Stück gehörte sogar noch einem Ueberrest römischer Herrschaft. Alle diese Gebiete haben die Franken an sich gerissen und dadurch dem Lande den Namen Frankreich gegeben. Sie hatten ihre eigenen Könige, die von Merowäus abstammten und daher Merowinger genannt wurden. Ein Enkel des Merowäus war Chlodwig (482—511), ein Zeitgenosse Theoderichs des Großen, ein kräftiger Herrscher. Anfangs, da er mit 15 Jahren König wurde, besaß er nur einen kleinen Theil von Nordfrankreich; aber er hatte den festen Willen, sich auch zum Herrn des übrigen Landes zu

machen. Ueber die Wahl der Mittel war er dabei nicht verlegen. Ohne Gewissen, ohne Scheu vor Gott — er war obendrein anfangs noch Heide — galt ihm Gewalt oder Hinterlist gleich, und selbst vor einer Mordthat bebte er nicht zurück. Zunächst fiel er über das Land an der mittlern Loire her, welches noch den Römern gehörte, schlug den Statthalter in einer Schlacht bei Soissons und ließ ihn hinrichten. Dann warf er seine Augen auf das Reich der Burgunder, welche damals den südöstlichsten Theil Frankreichs bewohnten. Hier hatten vier Brüder zugleich regiert, waren aber in Hader gerathen, und einer derselben, Gundobald, hatte zwei seiner Brüder bezwungen, deren einen er ermorden ließ, während der andere sich selbst tödtete, und den dritten mit einem Stückchen Land (Genf) abgefunden. Um nun einen Vorwand zum Kriege zu haben, verlangte Chlodwig die Hand der Chlotilde, der Tochter jenes von Gundobald ermordeten Königs. Chotilde willigte mit Freuden ein, um aus der Haft des ihr verhaßten Oheims loszukommen; desto verdrießlicher war der Antrag dem Gundobald, aber er fürchtete sich, den Chlodwig zu erzürnen und willigte ein. Vergnügt fuhr die Braut auf einem mit Ochsen bespannten Wagen von dannen und ließ auf der Reise, um sich an Gundobald zu rächen, alle burgundische Oerter, durch die sie kam, niederbrennen. Dann forderte Chlodwig die Mitgift seiner Frau; Gundobald schickte sie mit Ingrimm.

Bald darauf gab es für Chlodwig ein neues Geschäft. Die oben erwähnten Alemannen, die theils im jetzigen Baden und Württemberg, theils in der westlichen Schweiz, theils auf dem linken Rheinufer wohnten, hatten sich aufgemacht und waren, den Rhein abwärts ziehend, bis Cöln vorgedrungen, wo auch ein fränkischer König, ein Vetter Chlodwigs, regierte. Chlodwig zog seinem Vetter zu Hülfe. Es kam zur Schlacht bei Zülpich, zwischen Aachen und Bonn (496). Die Franken wurden hart bedrängt; die Alemannen erhoben das Siegesgeschrei. Da, in der höchsten Noth, rief Chlodwig zu dem Gotte der Christen: „Wenn du mir den Sieg verleihst, so will ich an dich glauben und mich auf deinen Namen taufen lassen; denn ich habe meine Götter angerufen, aber sie haben mir nicht geholfen, und daher muß ich glauben, daß sie keine Macht haben.“ Glücklicherweise wandte sich der Sieg; die Alemannen mußten die Obermacht der Franken anerkennen. Noch in demselben Jahre ließ sich Chlodwig taufen. Der Bischof von Rheims, der heilige Remigius, verrichtete in der Domkirche dieser

Stadt die feierliche Handlung, die der Aberglaube jener Zeit durch ein angebliches Wunder verherrlichen läßt. Als nämlich der Bischof den König salben wollte, war kein Oel da, weil der Geistliche, der die Flasche holen sollte, nicht durch das Volk dringen konnte. Während nun der Bischof in Verlegenheit dastand, kam von der Decke eine weiße Taube herabgeflogen, die im Schnabel ein Fläschchen trug, welches sie dem Bischof darreichte (la sainte ampoule). Das darin enthaltene Oel verbreitete in der ganzen Kirche einen herrlichen Geruch, und man ging damit so sparsam um, daß es bis zur französischen Revolution gereicht hat, durch welche erst das Gefäß seinen Untergang gefunden. Mit Chlodwig ließen sich zugleich 3000 Franken taufen, und auch das übrige Volk folgte bald seinem Beispiele. Damals war die Christenheit in zwei Parteien, die katholische und arianische, zerfallen.*) Die meisten germanischen Völker bekannten sich zur arianischen; Chlodwig aber nahm auf Bitten seiner Frau den katholischen Glauben an, worüber sich der Papst so freute, daß er ihm den Beinamen des allerchristlichsten Königs gab, der den französischen Königen eigen geblieben ist. — Man findet leider nicht, daß Chlodwig nach seiner Taufe weniger länderſüchtig oder in der Wahl seiner Mittel gewissenhafter geworden wäre. Um sich des westgothischen Reichs, soweit es in Frankreich lag, zu bemächtigen, stellte er sich, als wenn es ihn verdrieße, daß die ketzerischen Arianer — denn zu diesem Glauben bekannten sich die Westgothen — einen Theil von Frankreich besäßen. In der Nähe von Poitiers schlug er sie, tödtete ihren König (Alarich II.) mit eigener Hand und nahm alles Land zwischen der Loire und den Pyrenäen in Besitz; nur Languedoc verblieb den Westgothen noch. Als er nach Paris zurückkam, erbaute er zum Danke gegen Gott in Folge eines Gelübdes die Notredamekirche. Nachdem sich ihm auch die Briten in der Bretagne unterworfen hatten, gehorchte ihm fast ganz Frankreich; nur am Rheine, an der Maas und Schelde regierten noch vier Vettern. Gegen diese wandte er sich nun, und brachte sie alle, theils durch

*) Zur Zeit Constantins des Großen nämlich war in Alexandrien ein heftiger Streit zwischen dem Bischof Alexander und dem Presbyter Arius entstanden, weil dieser behauptete, Jesus wäre zwar Gott ähnlich, aber doch nicht mit ihm von ganz gleichem Wesen, wogegen jener lehrte, daß beide von gleichem Wesen wären. Der Zank wurde endlich so arg, daß sich der Kaiser einmischte und 325 eine Kirchenversammlung nach Nicäa in Kleinasien berief. Diese entschied, indem sie dem Alexander ganz Recht gab und den Arius verdammte.

Hinterlist, theils durch Gewalt ums Leben. Wie er mit ihnen verfuhr, davon nur ein Beispiel. Sein Vetter Siegberg in Cöln hatte ihm gegen die Alemannen beigestanden und war nun alt geworden. Jetzt lockte Chlodwig den ehrsüchtigen Sohn desselben, Chloderich, an seinen Hof nach Paris und sprach: „Siehe! dein Vater ist alt und gebrechlich; wenn er stürbe, solltest du König werden und mein Freund sein.“ Chloderich verstand den Wink, kehrte zu seinem Vater zurück und ermordete ihn, während er auf der Jagd in einem Zelte schlief. Darauf schickte er einen Gesandten mit der Todesbotschaft nach Paris und ließ den König auffordern, sich von den ererbten Schätzen das Liebste auszuwählen. „Ich verlange nichts,“ ließ ihm Chlodwig sagen; „aber zeige deine Schätze meinen Gesandten.“ Diese aber hatten den Befehl erhalten, bei der Gelegenheit den Chloderich zu ermorden. Als ihnen nun Chloderich einen tiefen Kasten öffnete und ihnen die darin befindlichen Goldstücke zeigte, sprachen sie: „Greife doch hinunter bis auf den Boden; wer weiß, was da noch liegen mag.“ Und als er sich hinabbückte, spaltete ihm einer mit einem Beile den Kopf. Chlodwig ließ dann das Volk zusammenrufen und sprach: „Ich bin zwar an der Ermordung eures Königs unschuldig, aber er hat als Vatermörder nichts Besseres verdient. Mein Rath ist jetzt, daß ihr mich als euern König erkennet.“ Das geschah auch: man setzte ihn nach germanischem Brauch auf einen Schild und trug ihn dreimal im Kreise herum. Endlich starb dieser König (511). Aber auf seiner Erbschaft ruhte kein Segen. Das fränkische Reich zerfiel unter seine vier Söhne, deren keiner den Geist des Vaters hatte. So auch die folgenden Merowinger.*)

*) Die Rohheit jener Zeit beweisen die scheußlichen Handlungen der Rache, die uns die Geschichte der Franken aufbehalten hat. Einer der Söhne Chlodwigs zum Beispiel stürzte einen König der Thüringer (Hermanfried), den er nach dem Städtchen Zülpich (unweit Bonn, auf dem linken Rheinufer) hatte laden lassen, während des scheinbar freundlichen Gesprächs von der Mauer herab, und ein anderer ließ einen König der Burgunder (Sigismund), den er gefangen genommen, in Orleans mit Frau und Kindern in einem Brunnen ertränken. Aber die größte Höhe der Schändlichkeit erreichten zwei königliche Weiber, Fredegunde und Brunehild. Beide waren die Frauen zweier Brüder, Enkel Chlodwigs. Der Mann Fredegundens (Chilperich von Soissons) hatte seine erste Frau ertränken, die zweite, eine Schwester der Brunehild, erwürgen lassen, und nun Fredegunden geheirathet. Da erhob sich Brunehild als Rächerin, und nun erfolgte eine lange Reihe von Greuelthaten, welche die beiden Weiber, um einander wehe zu thun, verübten, und welche beweisen, was aus einem von der Natur zur Sanft-

Dazu waren die meisten so unthätig, daß sie lieber nur für ihr Vergnügen sorgten und die Regierung Andern überließen. (Darum nennt man sie auch: Les rois fainéans, d. i. königliche Schlafmützen.) Diese andern waren die Majores domus oder Hausmeyer. So nannten sich diejenigen unter den Hofbeamten, die am meisten in Ansehen standen und bald die ganze Gewalt an sich rissen. Glücklicherweise für das Land waren die Majoresdomus fast lauter kräftige Männer, welche weit besser regierten, als die schwachen Könige, die sich um nichts bekümmerten, gethan haben würden. Ein solcher Majordomus war auch jener Karl Martell, der die Araber so tüchtig zurückschlug. Er hatte einen Sohn, Pipin den Kleinen (741—786). Aber sein Verstand war nicht klein, so wenig wie seine Körperkraft. Von dieser erzählt man, wie er einst bei einem Thiergefecht einem Löwen, der auf den Nacken eines Büffels gesprungen war, mit starkem Arme auf einen Hieb nicht nur den Kopf abhieb, sondern noch tief in den Hals des Büffels traf. Dieser Mann, der für den König Childerich III. regierte, glaubte, es sei die Zeit gekommen, wo er zum Besitze der königlichen Macht auch den Titel derselben fügen dürfe. Um aber seiner neuen Würde mehr Ansehen und Recht zu geben, suchte er den Beistand des Papstes, ohne zu berücksichtigen, wie sehr er die Anmaßungen der römischen Bischöfe dadurch unterstütze. Er schickte also nach Rom mit der Anfrage: „Ob derjenige, welcher den Namen des Königs führe, oder derjenige, welcher die Last der Regierung trage, König zu sein verdiene?“ Der Papst entschied günstig für Pipin, und in Uebereinstimmung mit den vornehmsten Franken setzte dieser also den unfähigen Merowinger ab, steckte ihn in ein Kloster (St. Omer bei Calais) und wurde unter freudigem Zurufe des versammelten Volkes als König der Franken auf den Schild erhoben. Die Begebenheit fällt in das Jahr 752. Er und seine Nachkommen werden von seinem Vater Karl Martell Karolinger genannt.

Die Franken waren zwar längst Christen, aber manche andere Völker in Deutschland waren noch dem finstern Heidenthume er-

---

muth und zum Frieden bestimmten Weibe werden kann, wenn es seinen Leidenschaften den Zügel schießen läßt. Fredegunde, die als die schändlichste erscheint, starb (597) eines natürlichen Todes; Brunehild dagegen wurde auf Befehl eines Sohnes der Fredegunde im achtzigsten Jahre ihres Lebens, nach mehrtägigem Foltern, mit einem Arme, einem Beine und den Haaren an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden und so zu Tode geschleift.

geben, verehrten ihre Götzen in schauerlichen Eichenwäldern und opferten ihnen die unglücklichen Gefangenen. Namentlich waren die Sachsen, Friesen und Hessen noch Heiden. Zu diesen Völkern wanderten aber um diese Zeit dann und wann fromme Geistliche, welche jeden Lebensgenuß für das Bewußtsein aufopferten, ihren Mitmenschen den Weg zur Seligkeit gewiesen zu haben.

Ein solcher Mann war der heilige Bonifacius. Eigentlich hieß er Winfried und war aus England gebürtig. In Rom hatte der fromme Mann dem Papste seinen Entschluß eröffnet, und dieser bestärkte ihn darin, gab ihm die Anweisung, ja nichts Anderes zu lehren, als was mit der Meinung der katholischen Kirche übereinstimmte, und weihte ihn zum Bischof ein. So ging er nach dem damals noch sehr rauhen, mit vielen Wäldern bedeckten Deutschland, und zog, das Evangelium predigend, unter vielen Mühen, Entbehrungen und Gefahren bei den Thüringern, Hessen, Sachsen und Friesen umher. Einst kam er ins Land der Hessen. Hier traf er (in der Gegend des nachherigen Hofgeismar unweit Fritzlar) eine Eiche von ausnehmender Dicke, die von den einfältigen Leuten als ein Hauptsitz des Donnergottes verehrt wurde. Bonifacius belehrte sie über den einigen Gott, den unsichtbaren und doch allgegenwärtigen, über Jesus, den Sohn Gottes, und über das Heil der Welt, das durch ihn den Menschen dargeboten sei. Aufmerksam hörten sie zu, aber die Meisten schüttelten noch zweifelnd den Kopf. Da ließ sich der kühne Mann eine Axt bringen und machte Anstalt, die Eiche zu fällen. Wie entsetzten sich nicht die Hessen über den vermeintlichen Frevel, und wirklich umringte ihn schon ein Haufen und drohte, ihn umzubringen. Aber Andere hielten sie zurück und meinten, der Gott im Baume würde sich schon selbst helfen und den Frevler niederschmettern. Da trat Bonifacius mit festem Schritte heran und vollführte einen starken Schlag auf den Baum, und voll Verwunderung sahen sie den Mann noch immer unversehrt dastehen. Nun fiel Schlag auf Schlag, und mit jedem Schlage sank der Aberglaube der Leute immer mehr. Endlich stürzte die Eiche krachend zu Boden und zugleich schwand auch der Aberglaube der Hessen. Gläubig wandten sie sich nun zu den Lehren des Christenthums und nahmen willig die heilige Taufe an. — Der Papst, dessen geistlicher Obergewalt Bonifacius das bekehrte Deutschland unterworfen hatte, belohnte den treuen Glaubensboten mit der Würde eines Erzbischofs von Mainz. Recht passend heißt er der Apostel der Deutschen. Noch in seinem hohen Alter (er war

schon 70 Jahre alt) gönnte er sich keine Ruhe, sondern unternahm noch eine Bekehrungsreise zu den Friesen. Diese aber schlugen den wackern Mann todt, der schon auf Erden sich den Himmel durch seinen edlen Eifer verdient hatte. Er lebte zu der Zeit Karl Martells und starb 755. In Fulda liegt er begraben.*)

Es ist eben bei Bonifacius des Papstes erwähnt worden. Man merke sich über denselben Folgendes. In den ältesten Zeiten des Christenthums standen jeder christlichen Gemeinde Aufseher oder Aelteste vor. Jene nannte man in der griechischen Sprache Episkopen, diese Presbyteri. Aus jenem Worte ist der Name Bischof und aus diesem der Name Priester entstanden. Ihr ganzes Verdienst setzten diese Männer darein, durch frommen Wandel der Gemeinde vorzuleuchten und ihr den Weg zu Gott zu zeigen. Aber nachdem Constantin ein Christ geworden war, den Geistlichen große Macht und Ehre verliehen und den einfachen christlichen Gottesdienst mit heidnischem Pompe verbunden hatte, wurde es in mancher Beziehung anders. Der stille, bescheidene, christliche Sinn verschwand mehr und mehr, und Hochmuth und Streitsucht traten an seine Stelle. Die Bischöfe, die nun nicht mehr einer einzelnen Gemeinde vorstanden, sondern ganze Kirchensprengel unter sich hatten, sahen nicht selten mit Verachtung auf die niedrigen Geistlichen herab, nahmen für sich allein das Recht in Anspruch, kirchliche Gesetze zu geben, und verfolgten die, welche ihnen zu widersprechen wagten, hier und da mit äußerster Heftigkeit. Unter den Bischöfen wieder erhielten diejenigen, welche in den Hauptstädten waren, eine größere Macht als die andern. Sie nannten sich Metropoliten oder Primaten, und bald brachten sie es dahin, daß sie die andern Bischöfe in ihr Amt einweihten und daß ihnen ein größerer Kirchsprengel gegeben wurde. Unter den Metropoliten aber erlangten die größte Macht die, welche in Rom, Alexandrien, Jerusalem, Antiochien in Syrien und in Constantinopel wohnten, weil diese fünf Städte die Hauptstädte der vier Provinzen waren, in welche Constantin der Große das römische Reich getheilt hatte. Diese fünf nahmen den Namen Patriarchen an und erhielten mehrere Vorrechte, z. B.

*) Im Jahre 1842 ist dem Apostel der Deutschen zu Fulda ein Denkmal errichtet worden. Es stellt ihn in weitem, faltigem Gewande und mit langem Lockenhaar als Glaubenshelden dar; die Rechte hält das Kreuz hoch empor, in der Linken trägt er die Bibel.

die Bischöfe zu bestätigen und einzuweihen. Die oberste Aufsicht über die Kirchensachen im ganzen römischen Reiche wurde unter diese vertheilt. Es konnte nicht fehlen, daß endlich unter den Patriarchen wieder der in Rom und der in Constantinopel die größte Gewalt erhielten; sie hatten ja am Kaiser eine vorzügliche Stütze, und ihre Städte waren die Hauptstädte des ganzen großen Reichs, während die Patriarchen in Antiochien, Jerusalem und Alexandrien unter die Herrschaft der Araber gekommen waren. Aber jene geriethen bald mit einander in den heftigsten Streit, weil jeder von ihnen der Erste sein wollte. Besonders entschieden zeigte sich der römische Bischof. Er behauptete geradezu, er stände als Nachfolger des Petrus, des ersten unter den Aposteln, unter keinem als unter Gottes Gericht, und schon durch sein Amt sei er eine heilige Person. Das wollten nun lange Zeit die andern Bischöfe so wenig wie der Kaiser ihm zugeben; aber mit einer bewunderungswürdigen Hartnäckigkeit ließen die römischen Bischöfe von ihrer Forderung nicht ab, und jeder hoffte, seine Nachfolger würden sie schon durchsetzen, wenn es ihm selbst auch nicht ganz damit gelänge. Zu Ende des vierten Jahrhunderts schon waren die Patriarchen in Antiochien und Alexandrien denen in Rom und Constantinopel untergeordnet. Der in Rom nannte sich nun Papst; er behauptete, wie gesagt, er sei der Nachfolger des Petrus, denn dieser habe — was aber nie erwiesen und höchst unwahrscheinlich ist — die römische Gemeinde gestiftet; er sei der Statthalter Christi auf Erden, in Glaubenssachen untrüglich, und ihm allein stehe es zu, in kirchlichen Angelegenheiten zu entscheiden. Dieser Anmaßung widersprach der Patriarch in Constantinopel; aber jeder blieb bei seiner Meinung und that den andern in den Bann. Im neunten Jahrhunderte wurden die Streitigkeiten so heftig, daß sich beide Kirchen, die römische oder katholische und die griechische, endlich 1053 *) von einander trennten, und sie haben sich nie wieder vereinigt (siehe Abschnitt 63). Noch heute nennt die eine die andere die abtrünnige (schismatische).

Der entscheidendste Schritt zu der unabhängigen Stellung des Papstthums wurde durch den Frankenkönig Pipin herbeigeführt, als dieser das den Langobarden entrissene Gebiet des Exarchats

*) Die griechische Kirche hat nicht wie die römische 1 Oberhaupt, sondern 5: 1) der Patriarch von Jerusalem, 2) der von Antiochien, 3) der von Alexandrien, 4) der von Constantinopel, 5) der heilige Synod in Rußland.

am adriatischen Meere von Ravenna bis Ancona dem römischen Stuhle schenkte. Dadurch wurde der Grund zur weltlichen Herrschaft des Papstthums gelegt.

56. Karl der Große, 768—814.

Von Zeit zu Zeit läßt die göttliche Vorsehung Männer auftreten, die, weit über ihre Zeitgenossen erhaben, durch ihren hohen Verstand verrathen, daß sie zum Werkzeuge ausersehen sind, die Menschheit schneller weiter zu fördern, als es nach dem langsamen Gange der allmählichen Entwickelung geschehen wäre. Solcher Männer haben wir schon mehrere genannt, und ein solcher Mann war auch dieser Karl, den man mit Recht den Großen genannt hat (768—814). Seine Thaten und noch mehr sein stilles, aber kräftiges Wirken fielen wie belebende Lichtstrahlen in das Dunkel der Unwissenheit und des Aberglaubens jener Zeit.

Sein Vater war Pipin der Kleine, seine Mutter hieß Bertha. In Aachen wurde er geboren. Wild, ohne Unterricht wuchs er auf; denn man meinte damals, nur Mönche brauchten lesen und schreiben zu können, für Könige sei dies unnütz; und so hat er denn erst als mächtiger König schreiben gelernt: ein lebendiger Beweis, daß es nicht immer eine Schande ist, etwas nicht zu wissen, aber eine große, nichts lernen zu wollen. Elf Jahre war er alt, als der heilige Vater von Rom an den Hof Pipins kam. Stephan II., so hieß er, war von den Langobarden aus Rom vertrieben und machte sich selbst auf, um den mächtigen Pipin um Hülfe zu bitten. Dreißig Meilen mußte der Knabe Karl dem ehrwürdigen Manne entgegenreisen, mit Ehrfurcht empfing er ihn und führte ihn bis zum Schlosse, wo Pipin damals Hof hielt (Pont-Yon, in der Nähe von Alençon, südwestlich von Paris). Er war Zeuge, wie der alte Mann, das weiße Haupt mit Asche bestreut (so geziemte es einem Bittenden), sich vor Pipin auf die Erde niederwarf und flehentlich sein Gesuch anbrachte. Damals mochte er sich im Herzen geloben, künftig auch ein Beschützer der Kirchen und der Geistlichkeit zu werden, und er ist es auch geworden. Bei dieser Anwesenheit im Frankenreiche ernannte der Papst den König Pipin zum Patricius von Rom, also zum Schutzherrn der römischen Kirche, und bestätigte sein Königthum durch feierliche Salbung und Krönung. Zugleich vollzog er diese Weihe auch an den Söhnen des Königs, Karl und Karlmann. Auch fremde Gesandte aus Constantinopel

und dem Morgenlande sah Karl zuweilen am Hofe seines Vaters und lernte von ihnen fremde Länder kennen. Ein solcher Gesandte brachte aus Griechenland eine Orgel mit, die erste, die man im Abendlande sah.

Jene Reise des Papstes nach Frankreich war sehr erfolgreich; Pipin nämlich zog zweimal über die Alpen, zwang die Langobarden, den Papst in Ruhe zu lassen, und nahm ihnen zugleich das, was sie erobert hatten, Ravenna und die Umgegend, wieder ab. Dieser Distrikt hatte bisher dem griechischen Kaiser gehört. Pipin, der nicht gesonnen war, das Land dem bisherigen Besitzer wiederzugeben, es aber auch wegen der Entfernung des Reichs nicht selbst behalten mochte, schenkte es, wie schon erwähnt, dem heiligen Petrus; also der Kirche, und setzte den Papst zum Verwalter desselben ein. Späterhin haben die Päpste behauptet, daß sie Herren dieses Landes wären, und so ist nach und nach der spätere Kirchenstaat daraus erwachsen.

Als Karls Vater, Pipin, 768 starb, war er erst 26 Jahre alt; aber er griff die Geschäfte gleich mit solcher Geschicklichkeit an, als wenn er im Regieren schon grau geworden wäre. Das ist öfters den großen Männern eigen, die zu hohen Dingen bestimmt sind, daß sie sich ohne vorhergegangene Uebung gleich in ihre Lage zu finden wissen. Nur die drei ersten Jahre regierte er mit seinem Bruder Karlmann; dann starb dieser, und überließ dadurch Karln das ganze große Reich, welches damals fast ganz Frankreich und den ganzen westlichen Theil von Deutschland umfaßte.

Es ist zu bedauern, daß Karl, dessen Gemüth keineswegs zum Kriegführen geneigt war, doch fast sein ganzes Leben hindurch Krieg führen mußte. Am meisten machten ihm die Sachsen zu schaffen. Zweiunddreißig Jahre dauerte der Krieg mit diesem damals noch heidnischen und wilden Volke, dessen Bund alle Landschaften vom Niederrhein bis zur Elbe, vom Harze und der Weser, der Werra und Fulda und dem Westerwalde bis zur Nordsee und Eider umfaßte. Drei oder vier große Abtheilungen dieses sächsischen Bundes hatten sich nach und nach in ihm herausgebildet,*) deren

*) Die Westfalen an der Sieg, Ruhr und Lippe und auf beiden Seiten der Ems; die Engern an beiden Ufern der Weser bis zur Leine hin; die Ostfalen bis zur Elbe. Nördlich von der unteren Elbe bis zur Eider hin gehörten auch noch die Nordalbinger dazu.

jede eine unabhängige Volksgemeinschaft, und für Angriff und Vertheidigung nach Außen mit den andern verbündet war. Hier hatten sich die ursprünglichen Zustände des deutschen Volkes fast unverändert erhalten. Eine volksthümliche Verfassung mit Wahlfürsten, ein uralter Adel, das nationale Heiligthum mit seiner Sage und Poesie bestand noch in voller Blüthe, als der fränkische König das Volk im Frühling 772 von Süden her angriff. Mit einem gewaltigen, wohlgerüsteten und krieggeübten Heere war es ihm leicht, einen großen Theil des Berglandes an der Weser zu erobern, darauf auch die Eresburg, einen heiligen und mit Mauern und Wällen befriedeten Göttersitz. (Der Kriegsgott, der bei den deutschen Stämmen Zio, aber auch Ir oder Er hieß, wurde hier verehrt.) — Nicht weit davon lag gleichfalls an umfriedetem, befestigtem Orte ein anderes Nationalheiligthum, die Irminsul (die große Säule), die mit der größten Ehrfurcht und heiliger Scheu von dem Volke angesehen ward; wahrscheinlich ein gewaltiger im Freien aufgerichteter Baumstamm, dabei auch wohl ein Hain, dem Irmin, welcher dem Kriegsgotte gleichbedeutend war, geheiligt. In Eresburg wurde an der Stelle des heidnischen Heiligthums eine christliche Kirche dem Apostel Petrus, dem Lieblingsheiligen der Zeit, gewidmet, hier und an anderen Orten Priester zurückgelassen, welche als Missionäre wirken sollten.

Aber es fehlte viel, daß ein einziger Feldzug hingereicht hätte, um den Freiheitssinn der Sachsen zu brechen. Sobald Karl den Rücken wendete, brachen sie den ihnen aufgezwungenen Frieden, namentlich von Widukind, dem Feldherrn der Westfalen, aufgereizt, bis endlich die großen von den Franken im Jahre 783 bei Detmold und an der Hase erfochtenen Siege, so wie die unaufhörlichen Verwüstungen des Landes, welche durch ständige fränkische Besatzungen möglich geworden waren, viele der Edelsten, darunter auch Widukind bestimmten, sich zu unterwerfen und taufen zu lassen.

An Widukind ward die Taufe 785 zu Attigny vollzogen.*) Jetzt wurden unter Zustimmung sächsischer Abgeordneten die Zustände des Landes geordnet; nämlich Grafen für bestimmte Landesabtheilungen ernannt, welche im Namen des Königs zu Gericht saßen; eine Anzahl Bisthümer errichtet: Osnabrück, Münster,

*) Seine Gebeine werden in einem Kasten in der Kirche von Enger, Regierungsbezirk Minden, aufbewahrt.

Verden, Bremen, Minden, Paderborn, Halberstadt, Hildesheim, und strenge Verbote gegen allen öffentlichen und geheimen Götzendienst erlassen.

Auch die Langobarden unterjochte Karl. Damals war Desiderius König der Langobarden. Dessen Tochter hatte Karl schon als Prinz zur Frau genommen, bald aber wieder zurückgeschickt, weil sie ihm zuwider war. Daß Desiderius darüber grollte, läßt sich denken. Dazu kam, daß Karlmanns Wittwe, die ihrem Schwager nicht traute, mit ihren Söhnen zu Desider geflohen war. Gegen den mächtigen Karl wagte er nicht geradezu etwas zu unternehmen. Da aber sein Land an die Besitzungen anstieß, die Pipin der Kleine dem Papste geschenkt hatte, so fiel er diesem ins Land und nahm ihm mehrere Städte weg, so sehr auch Hadrian — so hieß damals der Papst — um Einhalt bat. Vergebens sanken 20 Mönche, die der Papst nach Pavia geschickt hatte, zu des Königs Füßen. Da sandte Hadrian Boten an Karl und ließ ihn um Hülfe bitten, und Karl säumte nicht. Er zog über die hohen Alpen, durch die man aus dem ernsten Norden in den lachenden Süden hinabsteigt. „Dort, wo selbst in der Sommersglut beschneite Gipfel glänzend in den Himmel ragen, ein starres Meer von Eis Abgründe deckt, die keines Menschen Auge sah, hat menschliche Kühnheit durch alten Granit, in endlosem Winter, durch Nebel und Wolken den höchsten und schmalsten Steg auf Erden gefunden. Wo vor grauer Zeit ein schöner Tempel der Jupiter gestanden, in spätern und unsern Tagen hülfreiche Augustiner an jedem Wanderer der Gastfreundschaft Pflichten üben" *) — dort zog Karls Oheim mit einem Theile des Heeres, während Karl selbst über den Berg Cenis ging. Desiderius hatte nicht gedacht, daß es Ernst werden würde; nun wurde ihm bange. Er stieg auf den höchsten Thurm von Pavia, von wo man weit und breit um sich sehen konnte; bei ihm war Otker, ein fränkischer Herzog, der Karlmanns Wittwe begleitet hatte und Karls Macht kannte. Als man nun von fern Karls Gepäck sich nähern sah, fragte Desiderius, ob das nicht Karl sei? — „Noch nicht," antwortete Otker. Darauf kam ein Zug gemeinen Volks; Desiderius fragte dasselbe und erhielt wieder die Antwort: „Noch nicht!" — Da wurde der König unruhig; Schweißtropfen traten vor seine Stirne. „Was sollen wir thun," rief er,

*) Der große Bernhardsberg. S. mein Handbuch der Geographie für Töchterschulen, Th. 1.

„wenn Mehrere mit ihm kommen?“ — „Du wirst ja sehen, wie er kommt,“ antwortete Otker; „was aus uns werden soll, weiß ich nicht.“ Kaum hatten sie ausgeredet, als sich ein neuer Haufe rührig und behend — vermuthlich die Leibwache — zeigte. „Aber das ist er gewiß?“ fragte Desiderius erschrocken. „Immer noch nicht!“ war die Antwort. Jetzt zogen die Bischöfe und Aebte, die ganze Geistlichkeit mit Kaplanen und Dienern heran; bei ihrem Anblicke sprach Desiderius mit bebender Stimme: „Laß uns hinabsteigen und uns unter der Erde verbergen vor dem wüthenden Antlitze eines so grimmigen Feindes.“ Darauf sprach Otker: „Wenn du eine Saat auf dem Felde wirst starren und einen eisernen Po und Tessino (zwei Flüsse, die sich nicht weit von Pavia vereinigen) die Mauern der Stadt mit schwarzen Fluthen wirst überschwemmen sehen, dann fürchte, daß Karl komme!“ — Und kaum hatte er ausgesprochen, als sich von Abend her wie eine düstere Wolke zeigte, die den hellen Tag verdunkelte. Wie sie näher heranzog, erblickte man den eisernen Karl im eisernen bebuschten Helme, in eisernen Schienen an den Armen, im eisernen Panzer um die eherne Brust und die gewaltigen Schultern, mit einem eisernen hoch aufgehobenen Spieß in der Linken, den unbezwungenen Stahl in seiner Rechten schwingend. So sah man auch am Schilde nichts als Eisen, und selbst sein Roß war wie von Eisen an Muth und Farbe. Fast sein ganzes Heer war gleichmäßig gerüstet, so daß das Feld und die Straße mit Eisen wie bedeckt war und die Schwerter in der Sonne blitzten. „Da ist er,“ rief Otker aus, „den du zu sehen begehrt hast!“ und stürzte fast sinnlos zu Boden, denn er fürchtete Karls Rache.

Karl ließ Desiders Hauptstadt Pavia einschließen und reiste selbst nach Rom, um hier das Osterfest zu feiern. Vor den Thoren der alten Kaiserstadt empfingen ihn jauchzend und lobsingend alle Schulen mit ihren Lehrern und Knaben, mit Palm- und Oelzweigen in den Händen. Als Karl das vorgetragene Kreuz erblickte, sprang er mit seinem ganzen Gefolge vom Pferde und ging zu Fuß nach der Peterskirche, an deren Thüre ihn der Papst und das römische Volk erwartete. Der fromme König küßte jede Stufe, die hinaufführte, umarmte den heiligen Vater, der ihn unter der Kirchenhalle, umgeben von seiner ganzen Geistlichkeit, würdevoll empfing, und als beide in das Kirchengewölbe traten, rief das Chor und alles Volk stimmte ein: „Gebenedeiet ist, der da kommt im Namen des Herrn!“ — Indessen ergab sich Pavia nach 10

Monaten. Dem gefangenen Desiderius wurden die Haare abgeschoren und er in's Kloster geschickt. Das Langobardenreich aber vereinigte Karl mit seinem Reiche, so daß ihm nun Deutschland, Frankreich und Ober-Italien gehorchten.

Als Karl sich wegen des Sachsenkriegs in Paderborn aufhielt (777), kam eine sonderbare Gesandtschaft dahin, die großes Aufsehen erregte. Es waren Mauren aus Spanien, in langen Kaftans und mit Turbanen auf den Köpfen. Solche Leute hatte man in Deutschland noch nie gesehen, und Jung und Alt stürzte herbei, die Fremden zu betrachten. Es war ein arabischer Fürst aus Saragossa, Ibn el Arabi, der bei einem Bürgerkriege aus Spanien vertrieben war, und Karl, den mächtigen Karl, dessen Name also schon bis jenseit der Pyrenäen gedrungen war, um Hülfe bat.*) Karl sagte zu und zog wirklich im folgenden Jahre schon über die steilen und beschneiten Gipfel der Pyrenäen, eroberte Pampelona und Saragossa, setzte hier seinen maurischen Freund ein und zog wohlgemuth wieder zurück. Er war schon über das Gebirge wieder hinüber, nur sein Gepäck zog noch auf den geschlängelten Bergpfaden, da stürzten die feindlichen Bergbewohner im Thale Roncevál plötzlich aus den Schluchten hervor, überfielen den Troß und erschlugen alle Begleiter, so daß auch nicht Einer entkam. Unter den hier Erschlagenen waren auch der Pfalzgraf Anselm, der Seneschall Eckart und Rutland oder Roland, Karls Liebling und Sohn.**)

---

*) Das Haus der Ommajaden in Damaskus war 750 von Abul Abbas gestürzt und ein neues Khalifengeschlecht, das der Abaisiden, welche ihre Residenz in Bagdad nahmen, gegründet worden. Ein Ommajade, Abderrahman, hatte sich nach Spanien gerettet und stiftete hier das Khalifat von Cordova. Nicht alle Emirs erkannten ihn an, auch der von Saragossa nicht, worauf dieser von Abderrahman vertrieben worden war.

**) Die Helden, besonders der große Roland, sind nachher in den Gedichten des Mittelalters in deutscher, französischer, italienischer und spanischer Sprache besungen worden. Besonders von Rolands Thaten sind diese voll, und haben dieselben ins Romanhafte ausgeschmückt. Da wird erzählt von dem Kampfe, den er gegen den Riesen Ferrant bestanden; wie er durch Verrath mit seinem Streitroß gefallen; wie sein Helm Venerant sein Haupt nicht mehr geschützt; wie er in grausamer Noth in sein elfenbeinernes Wunderhorn Olifante gestoßen, dessen Schall über eine Tagesweite gehört wurde; wie von dem heftigen Blasen ihm die Adern am Halse gesprungen, und Karl in Frankreich bei dem gehörten Tone die Noth seines Lieblings geahnet; wie jener unter vielen Klagen sein köstliches Schwert Durindana oder Durendarte, weil er es keinem gönnte, an einer Marmorsäule zerschlagen wollen, wie aber diese zersprungen, die Klinge dagegen unversehrt ge-

Bald nach Bezwingung der Sachsen ward auch Baiern dem Reiche einverleibt. Im Sommer 787 forderte Karl den Baiern-Herzog Thassilo vor den Reichstag zu Worms und sandte, als er sich weigerte zu erscheinen, drei starke Heeressäulen gegen ihn ab. Thassilo überrascht und rathlos, unterwarf sich. Aber schon 788 wurde er vor die Reichsversammlung zu Ingelheim bei Mainz geladen, um sich wegen eines verrätherischen Einverständnisses mit den Avaren zu vertheidigen; da es ihm nicht gelang, wurde er abgesetzt und mit den Seinigen in ein Kloster gesteckt, Baiern aber nach fränkischer Weise eingerichtet. Nun wurde in den Jahren 791—798 gegen Thassilo's Bundesgenossen, die Avaren, ein wildes Reiter- und Hirtenvolk gestritten, welches sich nach dem Untergange des Hunnenreichs in den Gegenden an der Theiß und Donau niedergelassen hatte. Karls Sohn, Pipin, erstürmte das befestigte Hoflager des avarischen Chans, den berühmten „Ring der Avaren", woselbst sich eine unermeßliche Beute vorfand; eine dauernde Unterwerfung der mittlern und untern Donaugegenden aber ward doch nicht erreicht.

Karl ist mehrmals in Rom gewesen; es gefiel ihm dort ganz vorzüglich; kein Wunder, da die Städte in Deutschland und Frankreich damals noch sehr unbedeutend gewesen sein mögen. Keine seiner Reisen dahin war aber von so wichtigen Folgen, wie die im Jahre 800. Die Veranlassung war folgende: Karl war eben in Paderborn, als päpstliche Boten zu ihm kamen und ihm den Papst Leo — Hadrian war vier Jahre vorher gestorben — anmeldeten. Sie erzählten, bei einer Procession sei er von seinen Widersachern überfallen, fortgeschleppt, geschlagen und auf's äußerste gemißhandelt worden und fast nur durch ein Wunder dem Tode entgangen. Ein treuer Herzog habe ihn nach Spoleto gerettet, und jetzt komme er selbst, um den großen Karl um Hülfe anzuflehen. Karl empfing den

---

blieben, und er endlich aus dieser Welt gewichen sei. Das schönste Gedicht, welches von Roland handelt, ist das Heldengedicht Orlando furioso (der wüthende Roland) von Ariost, einem herrlichen Dichter aus Ferrara in Italien, wo er 1533 starb. Zum Andenken des großen Roland errichtete man in den meisten Städten des nördlichen Deutschlands Bildsäulen von Stein, Erz oder Holz und stellte sie auf den Marktplätzen auf. Unter ihnen pflegte man sonst die Blutgerichte zu halten, weil er mit einem Schwerte in der Hand immer vorgestellt wird. Noch findet man viele dieser Bildsäulen in unsern deutschen Städten. Sein Grab wird noch in Ronceval in Spanien in einer Kapelle gezeigt, in welcher er in der Mitte von dreißig seiner Gefährten ruht; aber die von den Mönchen gerühmte riesenmäßige Größe der Knochen hat Niemand finden können.

heiligen Vater in Paderborn nach seiner frommen Weise mit großer Ehrerbietung. „Ehre sei Gott in der Höhe!“ rief Leo dem Könige und der versammelten Menge zu; viele tausend Stimmen riefen Amen; alle Anwesenden fielen andächtig nieder und empfingen den Segen. Nun ward Leo am Hofe herrlich bewirthet und endlich ehrenvoll nach Rom zurückgesandt. Nächstes Jahr, so versprach Karl, wolle er selbst hinkommen und die Frevler bestrafen.

Er kam auch und hatte hier eine angenehme Ueberraschung, wenn es ihm wirklich eine solche war. Als er nämlich am Weihnachtstage in der Peterskirche andächtig vor dem Altare gekniet und gebetet hatte und eben wieder aufstehen wollte, setzte ihm der Papst eine schon bereit gehaltene Krone auf das Haupt, salbte ihn zum römischen Kaiser, und die Kirche hallte zugleich wieder vom freudigen dreimaligen Zurufe des Chors: „Karl, dem von Gott gekrönten, frommen und friedbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!“ — Das geschah am 25. December 800, und seit der Zeit pflegten die deutschen Könige sich in Rom zu römischen Kaisern krönen zu lassen, wenn ihnen auch in Rom selbst nichts gehörte. Ein Geschichtsschreiber jener Zeit versichert, Karl sei sehr überrascht gewesen und wäre, wenn er das gewußt hätte, an dem Tage nicht in die Kirche gekommen. Indessen ist doch wahrscheinlich, daß die Sache vorher zwischen ihm und Leo abgeredet war.

Seit dieser Zeit hat Karl etwas mehr Ruhe gehabt. Kleinere Kriege kamen zwar auch wohl noch vor, aber er konnte doch nun mehr auf die Verwaltung seiner weiten Länder sehen. Hierin erscheint er nun recht eigentlich als ein großer Mann; denn er fand nicht nur eine größere Freude am Erbauen als am Zerstören, sondern verstand auch, seine noch ungeschlachten Franken allmählich zu bilden und die so verschiedenartigen Nationen seines großen Reichs durch seinen mächtigen Willen und seine weisen Gesetze zusammenzuhalten. Er schaffte überall die alten Nationalherzöge ab und theilte das ganze Reich in Gaue ein. An der Spitze eines jeden Gaues stand ein Gaugraf, dem das Gerichtswesen und der Heerbann untergeben war. Die Gemeinde-Gerichte wurden wöchentlich von den Centgrafen abgehalten; monatliche Gau- oder Landgerichte hielt der Gaugraf und zur Beaufsichtigung der Grafen in den verschiedenen Districten reisten zwei Sendboten (missi dominici), meist ein Geistlicher und eine Laie, umher, um etwaige Beschwerden über die Grafen anzunehmen, welche an den Pfalzgrafen, ursprünglich den Vorsitzer des Gerichts in der königlichen

Pfalz, gebracht wurden. In den Grenzländern schützten die Markgrafen gegen die feindlichen Einfälle.

Zog Karl in den Krieg, so wurde der Heerbann aufgeboten; denn stehende Heere, wie jetzt, hatte man damals noch nicht, und auch Karl hatte nur eine kleine Schaar stehender Truppen. Alle, die von Karl ein Lehen erhalten hatten, auch alle freien Besitzer von Ländereien, mußten dann aufbrechen mit ihren Knechten. Lanze, Schild, Bogen, Pfeile, Helme und Panzer brachte jeder selbst mit. Geistliche blieben zu Hause; aber sie mußten ihre dienstpflichtige Mannschaft schicken. Den Geistlichen war Karl besonders zugethan; aber er hielt streng darauf, daß sie einen echt christlichen Wandel führten, verbot ihnen Waffen zu tragen, weil sie, wie er sagte, mehr auf Gottes Schutz als auf menschliche Gewalt vertrauen sollten, duldete nicht, daß sie jagten, mit Hunden durch den Wald schweiften, Stoßvögel und Possenreißer hielten und überhaupt weltliche Dinge trieben. Dabei war er überaus wohlthätig gegen Arme und Kranke, erbaute für sie Hospitäler und schickte selbst Geld über das Meer nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago, um die dortigen armen Christen zu unterstützen; denn in jener Zeit waren Wallfahrten sehr gewöhnlich. Wer es irgend vermochte, wallte nach Rom, um am vermeintlichen Grabe des Apostels Petrus andächtig zu beten; Andere zogen nach Jerusalem und achteten die Beschwerden und Gefahren der weiten Reise nicht, um da zu wandeln, wo der Heiland den Boden betreten hatte. Auf allen Landstraßen sah man in jenen Jahrhunderten Pilger ziehen, meist barfuß, eine Pilgertasche auf dem Rücken, einen Pilgerhut auf dem Kopfe und einen Stab in der Hand. Diese frommen Leute standen, wie Wittwen und Waisen, unter dem Schutze des Kaisers, und sie verletzen oder hindern, hieß Gott beleidigen. Arme und Reiche nahmen sie mit Freuden auf und beherbergten sie gern; Obdach, Herd und Wasser war jeder ihnen zu geben verbunden.

Recht erfreulich ist es, zu lesen, was für ein frommer Fürst Karl war. Keinen Tag versäumte er, wenn es irgend sein konnte, den Gottesdienst; andächtig sah man ihn knieen und mit Demuth seine irdische Hoheit ablegen vor dem, vor welchem kein Stand etwas gilt. Den Gottesdienst hatte er noch sehr unvollkommen gefunden, aber er verbesserte ihn. Besonders war er ein großer Freund eines schönen, sanften Kirchengesanges. Aber seine Franken verstanden nicht zu singen; sie sprachen, wie noch jetzt die Schweizer,

viele Töne durch die Gurgel aus, und ein Schriftsteller jener Zeit sagt, so wie sie groß am Leibe wären wie Berge, so donnerte auch ihre Stimme brausend daher, und wenn sie im Gesange Uebergänge machen oder den Ton aushalten wollten, so stießen sie die harten Töne mit solchem Geprassel heraus, daß es klänge, als wenn ein Lastwagen über Steine rasselte, so daß das Ohr und Gefühl erschreckt würde. Daher verschrieb sich Karl aus Italien geschickte Gesangmeister, die seine Franken unterweisen mußten. Einmal kam ein fremder Geistlicher an seinen Hof und stellte sich beim Gottesdienste auf das Chor, ohne zu wissen, daß hier nur die Sänger stehen durften. Nun begann der Gesang; da er aber nicht singen konnte, so schwieg er weislich still. Da gab ihm der Gesangmeister einen Stoß mit dem Stabe, daß er singen solle, und nun sahen sich alle nach dem fremden Manne um, der vor lauter Angst den Mund aufsperrte und alle Geberden eines Singenden machte, ohne aber einen Laut von sich zu geben. Darüber lachten nun erst recht die Mitsänger, und alle sahen nach ihm hin, wodurch die Verlegenheit des armen Mannes immer mehr wuchs, so daß er in die Erde hätte sinken mögen. Endlich bemerkte es Karl, winkte, daß man den Mann in Ruhe lassen möchten, ließ ihn nach geendigtem Gottesdienste zu sich kommen und schenkte ihm für die ausgestandene Angst einiges Gold, rieth ihm aber, nicht eher wieder sich unter die Sänger zu mischen, als bis er singen könnte.

Es ist schon gesagt worden, daß er erst als König schreiben lernte, und wirklich ist zu bewundern, woher der Mann, der bald an der Weser, bald in Ungarn und bald in Rom war, so viele Zeit zu wissenschaftlichen Beschäftigungen gewonnen habe. Aber er holte nicht nur selbst vieles Versäumte wieder nach, sondern ermunterte auch andere zu gelehrten Arbeiten und zog tüchtige Männer, wo er sie nur fand, dazu an seinen Hof. Die deutsche Sprache war seine Lieblingssprache. Lateinisch sprach und Griechisch verstand er auch, und das alles hatte er erst spät gelernt. Auch gab er den Monaten und Winden zuerst deutsche Namen. Die ersten nannte er Wintarmanoth, Hornung, Lenzinmanoth, Ostarmanoth, Wunnenmanoth, Brachmanoth, Heuvemanoth, Aranmanoth (Erntemond), Herbistmanoth, Weinmanoth, Windamanoth, Heilagmanoth (heiliger Monat). Er machte selbst den Versuch, eine deutsche Sprachlehre zu schreiben, die aber leider verloren gegangen ist, ließ die alten Gedichte von den Thaten der Könige und Helden aus der Vorzeit sammeln, und hatte immer eine Schreibtafel bei

sich, die selbst des Nachts unter seinem Kopfkissen lag, um gleich, wenn er einen freien Augenblick hatte, sich im Buchstabenmalen zu üben. In jedem Kirchsprengel legte er für die Landkinder Schulen an, und in den Bischofssitzen wurden dergleichen für solche errichtet, die weiter kommen wollten. Auch an seinem Hofe hatte er eine solche Schule angelegt, in welcher die Kinder seiner hohen oder niedern Hofbeamten unterrichtet wurden. Einmal ließ er alle diese Knaben zusammenkommen, um sie zu prüfen. Sie mußten ihm ihre Arbeiten vorzeigen — und da fand sich denn, daß gerade die Kinder der Vornehmen die schlechtesten, die der Geringern die besten Arbeiten geliefert hatten. Da stellte Karl diese zu seiner Rechten, jene zu seiner Linken und sprach zu den Fleißigen: „Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinen Befehlen zu euerm eignen Besten nach Möglichkeit nachgekommen seid. Fahrt fort so fleißig zu sein! Dann sollt ihr künftig einmal gute Aemter von mir erhalten." Nun wandte er sein Gesicht nach der linken Seite und sprach mit furchtbarer Donnerstimme und blitzenden Augen, daß alle Kinder vor Angst hätten zu Boden sinken mögen: „Ihr Junker, ihr Söhne der Vornehmen, ihr Weichlinge mit den glatten Gesichtern, ihr habt euch auf eure Herkunft und eure Güter verlassen und eure Zeit mit Müßiggang hingebracht! Aber" — hier hob er drohend seine Rechte gen Himmel — „beim Könige des Himmels! ich mache aus eurem Adel und eurer Schönheit gar nichts! Wisset, daß ihr, wenn ihr nicht von eurer Faulheit ablaßt, nie wieder ein freundliches Wort von mir hören sollt!" Daß diese Rede gewiß bleibenden Eindruck gemacht haben werde, läßt sich leicht denken.

Von Pracht war Karl kein Freund. Nur wenn fremden Gesandten Audienz gegeben wurde, erschien er in glänzender Kleidung. Dann trug er ein golddurchwirktes Kleid, die Schuhe und das Schwert mit Edelsteinen besetzt und auf dem Haupte eine goldene Krone. Dafür kleidete er sich alltags ganz einfach, nicht viel besser als jeder gemeine Mann. Er trug ein Wamms und Beinkleider von Leinwand, die ihm seine Frau und seine Töchter selbst gewebt hatten, einen Rock mit einem seidenen Aufschlage und über die Strümpfe und Beinkleider kreuzweis bunte Binden gewunden; dazu noch zuweilen einen weißen oder grünen Mantel, und im Winter ein Wamms aus Otterfellen über Schulter und Brust. Sein Schwert mit goldenem Wehrgehenk und Griff — es ist noch übrig — war so schwer, daß ein Mann in unsern Tagen es kaum auf-

heben, geschweige schwingen kann. Aller kostbaren, besonders ausländischen Tracht war er ein großer Feind, und es ärgerte ihn immer, wenn seine Hofleute mit der deutschen Kleidung nicht zufrieden waren; diese Narrheit hatten also die Deutschen schon damals an sich, das Fremde dem Einheimischen vorzuziehen. Einmal führte er sie gut an. Sie hatten nämlich aus Italien kostbare Mäntel, mit rothen und braunen Streifen und mit Vogelfedern besetzt, mitgebracht; andere trugen Pelze aus Rattenfellen und anderm weichen Pelzwerk, Karl dagegen keinen andern als seinen Schafpelz. Nun stellte Karl einmal eine Jagd an, und als jeder aufs Schönste geschmückt erschienen war, befahl er, daß keiner eher weggehen dürfe, bis er etwas erlegt hätte. Es war ein rauher Tag und regnete heftig; die schönen Kleider wurden von der Nässe durchweicht, von Dornen und Aesten zerrissen und vom Blute der wilden Thiere besudelt. Als sie nun nach Hause kamen, befahl Karl scherzhaft, daß keiner vor dem Schlafengehen seinen Pelz ausziehen dürfe, damit er besser auf dem Leibe trockne. Die armen durchweichten Höflinge machten ein saures Gesicht; aber was half es? dem Kaiser mußte gehorcht werden. Sie gingen ans Feuer und wärmten und trockneten sich so gut wie es gehen wollte. Da sie sich aber am Abend auszogen, waren die schönen Kleider ganz verdorben, und alle seufzten, daß ihnen der eine Tag so viel Geld gekostet habe. Am andern Tage befahl Karl, daß sie in denselben Kleidern wieder bei ihm erscheinen sollten. Sie kamen; aber wie sahen sie aus! Es war wirklich ein jämmerlicher Aufzug. Da ließ Karl seinen Pelz herbringen, wie er ihn ausgezogen hatte, rieb ihn vor ihren Augen aus, und siehe da! er sah so gut wieder aus, wie vor der Jagdpartie. „Ihr Narren!“ sprach Karl, „wo gibt es wohl ein besseres Pelzwerk? und das kostet mir nur einen Gulden, eure dagegen viele Pfunde Silbers!“ Alle standen beschämt da und schlugen die Augen nieder. Ob sie sich aber nun auch Schafpelze haben machen lassen, wird nicht erzählt.

In seiner Familie lebte er so glücklich und heiter, wie ein guter Bürgersmann. Selbst auf seinen Kriegszügen mußten ihn oft seine Frau und seine Kinder zu Pferde begleiten, und hatte er Frieden, so letzte er sich recht im Kreise seiner Familie. Aber er hatte vielen häuslichen Kummer. Fünf Frauen starben ihm nacheinander, die letzte, Luitberga, schon 800, kurz vor seinem Zuge nach Italien, in Tours, und von seinen Söhnen überlebte ihn nur einer. Von seiner Tochter Emma erzählt man folgendes Ge-

schichtchen. Karl hatte an seinem Hofe einen braven jungen Mann, Eginhard oder Einhard, den er als Knaben, weil ihm sein offenes Gesicht gefiel, zu sich genommen hatte. Er wollte ihm vorzüglich wohl, und manchmal, wenn ihn die Sorgen der Regierung drückten, mußte Eginhard ihm auf der Harfe vorspielen, denn er war darin sehr geschickt; mußte auch der Prinzessin Emma Unterricht darauf geben, und alle im Schlosse hatten den Eginhard sehr lieb. Einmal — so heißt es — musicirte er auch mit Emma auf ihrer Stube; unter Musik und traulichen Gesprächen gingen die Stunden hin, denn sie liebten einander herzlich wie Bruder und Schwester, und als endlich Eginhard sah, daß es schon spät sei, erschrak er und beurlaubte sich schnell. Aber da er im andern Flügel des Schlosses wohnte, so mußte er über den Hof gehen, und es war eben frischer Schnee gefallen. Was sollte er machen? Ging er hinüber, so wurde durch seine Fußstapfen verrathen, daß er so lange bei Emma gewesen sei, und beide fürchteten, der Kaiser möchte darüber zürnen. Da entschloß sich Emma kurz. Sie nahm den guten Mann auf ihren Rücken und trug ihn über den beschneiten Hof. Aber Karl pflegte des Nachts manchmal aufzustehen, zu arbeiten und dann wieder zu schlafen. Da wollte es der Zufall, daß er eben gerade am Fenster stand. Der Mond schien hell. Wie erstaunte er — kaum traute er seinen Augen — als er sein liebes Töchterchen mit Eginhard quer über den Hof hintraben sah. Er merkte bald den Zusammenhang; lange schon hatte es ihm geschienen, als wenn beide sich geneigt wären, und nun war schnell sein Entschluß gefaßt. Am folgenden Tage zog er seine Feierkleider an, die er anzulegen pflegte, wenn er Bluturtheile fällen mußte, setzte sich auf den Thron, nahm das blanke Schwert in die Hand und ließ die beiden Schuldigen kommen. Mit niedergeschlagenen Augen und blassem Antlitze erschienen sie vor dem Throne; Eginhard zitterte für sein Leben. Karl blickte ihn zornig an. Nachdem er sie aber eine Weile geängstigt hatte, heiterte sich sein Gesicht auf. Er gab ihnen einen gelinden Verweis wegen ihrer Unbesonnenheit; dann ließ er einen Geistlichen kommen und sie auf der Stelle zu einem glücklichen Paare verbinden. Von demselben Eginhard haben wir noch eine Geschichte Karls in lateinischer Sprache; keiner konnte ihn auch besser kennen als er.

Wie dieser große Mann Reiche lenkte und Völkerglück abwog, eben so genau sah er auch auf das Kleinste. Es ist noch eine

Verordnung übrig, die er für die Verwalter seiner Meiereien entwarf. Darin ist genau bestimmt, wie die Eier verkauft, wie viel Hühner und Gänse gehalten, wie Butter, Käse, Wachs und Honig bereitet, wie das Bier gebraut und der Wein gekeltert werden sollte. Eben so wurde vorgeschrieben, wie das Vieh gehalten, wie viel geschlachtet und wozu das Geschlachtete angewendet werden sollte, und alles war darin so genau vorgeschrieben, als wenn der mächtige Kaiser nie etwas anderes gethan hätte, als Landwirthschaft treiben. — Vom Bauen war er ein großer Freund. Von 163 Landgütern und Schlössern, die sein Familieneigenthum waren, hat er die meisten gebaut, auch viele Kirchen errichtet und verbessert. An einem bestimmten Orte hielt er sich nicht auf; wie konnte er auch, da seine Geschäfte und Kriege ihn unaufhörlich umhertrieben? Es war damals überhaupt nicht gewöhnlich, daß ein König eine bestimmte Residenz hatte, weil es nicht so leicht wie jetzt war, von einem Orte aus ein großes Land zu regieren. Am liebsten verweilte er in Heristal, in Aachen, in Nimwegen und in Ingelheim bei Mainz, jetzt einem nur kleinen Orte, bei dem man noch die Trümmer des alten Schlosses sieht. An allen vier Oertern baute er sich Schlösser. Das schönste war in Aachen; hierhin zog ihn schon der Gebrauch der lauen Bäder, die er sehr liebte; denn hier waren die Bäder schon zu den Zeiten der Römer gekannt und gebraucht. Er richtete das eine Bad bequemer ein, erweiterte und überbaute es, und freute sich, wenn sich recht viele — zuweilen über hundert — im Wasser umhertummelten. Hier baute er auch der Maria ein herrliches Münster, welches jedermann bewunderte. Es war mit Gold und Silber geschmückt und mit Fenstern, Thüren und Gittern von blinkendem Erz versehen. Aus Italien ließ er die majestätischen Säulen und Marmorblöcke kommen, wofür sich der Papst einige deutsche Pferde, die wegen ihrer Stärke geschätzt wurden, ausbat. Die Künstler zum Bau wurden weit und breit her verschrieben. Die Kirche bestand aus Quadern, war rund gebaut, ruhte auf acht Marmorsäulen und war inwendig mit alter italienischer Mosaik verziert. Papst Leo kam selbst, die Kirche einzuweihen.

Damit dieser große Kaiser, der mit der einen kräftigen Faust die Zügel seiner Reiche lenkte, während er mit der andern väterlichen Hand seinem Volke die friedliche Kunst des Landbaues, seinen Richtern Uebung der Gerechtigkeit und seinen Priestern den wahren Gottesdienst lehrte, uns desto deutlicher vor Augen stehe,

wollen wir sein Aeußeres beschreiben. Er war von großem, starkem Körperbau, sieben seiner eigenen Füße lang, dabei so kraftvoll, daß sein kaiserlicher Ornat, der jeden von uns zu Boden drücken würde, ihm nicht beschwerlich war, ja daß man von ihm erzählte, er hätte Hufeisen wie Brot zerbrechen können und einst einen Sarazenen bis auf den Sattelknopf gespalten. Sein Gesicht war fast stets heiter; denn er war ein Freund unschuldigen Scherzes. Sein Hinterkopf war rund, mit schönem Silberhaar geziert, seine Nase war etwas groß, seine Augen groß und klar und mit durchbohrendem Blicke, wenn er zürnte. Sein Nacken kurz und fett, sein Unterleib in spätern Jahren etwas stark, sein Gang männlich, fest und voll Würde, nur seine Stimme heller, als man bei so großem Körper hätte erwarten sollen, dieser aber so gesund, daß er im 68. Jahre noch nichts von Krankheit wußte. Denn er bewegte sich viel, war ein trefflicher Reiter und Schwimmer, ein Freund der Jagd und durchaus mäßig in Speise und Trank. Sein Tisch war gewöhnlich mit Hausmannskost besetzt; nur vier Schüsseln — für einen Kaiser sehr wenig — wurden aufgetragen. Bei der Tafel ließ er sich, damit keine Zeit verloren gehe, die Geschichten der Vorzeit vorlesen. Selten nur wurde höher geschmaust, nur bei großen Festen; aber dann zeigte er sich ganz als Kaiser. Vielen Schlaf bedurfte der thätige Mann nicht. Jede Nacht stand er ein oder mehrere Male auf und arbeitete dann, oder betete, oder sah andächtig und voll Bewunderung zu den Sternen hinauf.

Sein Name wurde nicht nur von seinen Unterthanen mit Ehrfurcht ausgesprochen; auch weit entfernte Fürsten kannten ihn und suchten ihn durch Gesandtschaften zu ehren. Damals lebte in Bagdad in Asien (am Flusse Tigris, nicht weit vom persischen Meerbusen) ein mächtiger Khalif, Harun al Raschid (sprich Arreschihd), ein Abassside, der auch von Karl gehört hatte und ihm eine Gesandtschaft schickte, die natürlich großes Aufsehen im Frankenlande erregte. Auch Geschenke brachten diese Morgenländer nach ihrer Weise mit: Gezelte aus schönen bunten Zeugen von seltener Größe und Schönheit, kostbare seidene Stoffe, Balsam, Rosenöl, kostbares Räucherwerk, große metallene Leuchter und — was vorzügliche Aufmerksamkeit erregte — eine Uhr, die erste im Abendlande. Es war eine Wasseruhr. Sie war von Messing und zeigte die Stunden an. Nach jeder Stunde fielen so viele Erzkügelchen, wie der Zeiger zeigte, auf eine Metallplatte herab, und eben so viele Reiter sprangen aus künstlich angebrachten Fenstern

heraus, ritten rings um die Uhr und verschwanden wieder da, wo sie herausgekommen waren. Auch ein Schachspiel war dabei, welches noch heute in Paris auf der großen Bibliothek gezeigt wird. Die Franken konnten sich an dem Wunderwerke gar nicht satt sehen. Karl bezeigte sich gegen den morgenländischen Kaiser nicht undankbar; er schickte ihm, was seine Länder Vorzügliches hervorbrachten: spanische Maulthiere, Pferde aus den Rheinlanden, friesische Gewänder, weiß, grau, blau und gestreift, und große Hunde, die zur Tiger- und Löwenhetze gebraucht werden sollten. Recht naiv erzählt ein alter Geschichtsschreiber die Verwunderung, welche die morgenländischen Gesandten über das viele Neue, was sie sahen, bezeigt hätten. „Fast nach Jahresverlauf," so erzählt er, „trafen die Gesandten, nachdem sie viel Ungemach erduldet hatten, im Frankenlande ein. Am hohen Osterfeste hatte sich der unvergleichliche Karl so geschmückt, daß er ihnen über die Maßen schrecklich vorkam. Neugierig baten sie, Alles besehen und betasten zu dürfen. Er erlaubte es. Da stiegen sie allenthalben umher, liefen hierhin und dorthin, besahen Alles mit Staunen, befühlten Alles, und so oft sie vom Söller herab die Pracht der Geistlichen und Höflinge geschaut hatten, kamen sie mit hellem Gelächter zum Kaiser zurück, schlugen die Hände zusammen und riefen ohne Aufhören: „Ei! sonst haben wir nur Menschen von Erde gesehen; aber diese hier sind von eitel Gold!" — So hat es noch lange gedauert. Endlich hat sie der Kaiser mit auf die Jagd genommen; aber beim Anblicke der schrecklichen Auerochsen hat sich ihr Staunen in gewaltige Furcht verkehrt, in welcher sie sich bald wieder fortmachten." — Ein ander Mal schickte ihm Harun al Raschid einen Elephanten nach Aachen. Ein Jude Isaak, der in Bagdad als Dolmetscher diente, brachte ihn nach vielen Beschwerden über das Mittelmeer bis dahin. Da war des Staunens gar kein Ende. Weit und breit liefen die Leute zusammen, das Unthier, von dergleichen sie nie etwas gesehen oder gehört hatten, zu betrachten, und sie konnten sich an der wandernden Fleischmasse nicht satt sehen.

Karls letzte Lebensjahre waren noch recht traurig. Drei liebe Söhne waren ihm von allen noch übrig. Er bestimmte, wie sie nach seinem Tode sich in seine Länder theilen sollten, und gab ihnen noch überdies viele weise Lehren. Siehe, da starb vier Jahre vor seinem Tode sein Sohn Pipin, und gleich das Jahr darauf auch sein ältester und liebster Sohn Karl. Mit diesem wurden seine letzten Freuden zu Grabe getragen und er fühlte — dieser

mächtige Kaiser — die Hinfälligkeit alles Irdischen, auch selbst auf dem Gipfel irdischen Glanzes. Alles, was er am innigsten liebte, war jetzt todt; auch seine fünf Frauen, seine liebsten Freunde, viele seiner Kinder waren ihm vorangegangen in das Land, aus welchem keiner wiederkehrt. Einsam war er, der gute Kaiser, zurückgeblieben; von seinen vielen Kindern lebte nur noch ein Sohn, gerade der unfähigste von allen, und vielleicht fünf Töchter. Sein Leben neigte sich nun zu Ende. Seine Gesundheit, sonst so fest, nahm zusehends ab, und den Rath der Aerzte verschmähete er, weil sie ihm sein Leibessen, gebratenes Fleisch, verboten. Da fühlte er seinen Tod herannahen. Er schickte nach seinem noch einzigen Sohne Ludwig, der in Aquitanien (jetzt Guienne und Gascogne) König war, und ließ ihn nach Aachen kommen. In feierlicher Versammlung aller seiner Großen fragte er diese, ob sie ihn zum Herrn haben und ihm treulich gehorchen wollten, und alle riefen: „Ja! das ist Gottes Wille!" — Am folgenden Tage ließ sich Karl, so schwach er auch war, noch einmal als Kaiser schmücken. In vollem kaiserlichen Ornate, die Krone auf dem Haupte, ging er in den selbsterbauten Münster, kniete in langem, stillem Gebete mit seinem Sohne vor dem Altare nieder und ermahnte ihn dann mit laut erhobener Stimme vor der zahlreichen Versammlung: vor allen Dingen den allmächtigen Gott zu fürchten und zu lieben, seinen Geboten in allen Wegen zu gehorchen und die Kirche Gottes gegen Ruchlose zu schirmen. Niemals möge er seine Gnade von seinen Schwestern und andern Verwandten abwenden, immer die Priester ehren, sein Volk wie ein Vater lieben, ein Tröster der Armen sein und zu allen Zeiten vor Gott unsträflich wandeln. „Willst du das Alles thun, mein lieber Sohn?" fragte er ihn zuletzt mit gerührter Stimme. — „Mit Freuden will ich gehorchen," rief Ludwig mit Thränen aus, „und mit Gottes Hülfe Alles vollbringen, was du mir geboten hast!" — „Nun, so nimm," sagte der Kaiser, „die Krone mit eigenen Händen vom Altare und setze sie dir aufs Haupt." — Das geschah, und nun wankte der gute alte Herr, auf die Schulter seines Sohnes gestützt, wieder nach der Kaiserburg zurück und pries sich glücklich, daß sein Auge noch seinen Sohn mit der Kaiserkrone gesehen habe.

Im Januar des Jahres 814 befiel ihn das Fieber heftiger als zuvor. Da ließ er geschwind den Bischof Hildbald, seinen Vertrauten, holen und verlangte das Abendmahl zu genießen, um sich auf die letzte große Reise vorzubereiten. Bis zum folgenden

Tage lebte er noch; aber als er nun merkte, daß der Sand seiner Lebensuhr verronnen sei, hob er seine rechte Hand mit Macht auf, drückte auf Stirn und Brust das Zeichen des heiligen Kreuzes, streckte die Hände noch einmal aus, faltete sie über die Brust, schloß die Augen und sang mit halb erloschener, leiser Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — So entschlief der große Karl, sanft und selig, am 28. Januar 814, im 72. Jahre seines unruhvollen, thatenreichen Lebens.

Als die Nachricht seines Todes sich verbreitete, wurden Aller Gemüther von aufrichtiger Trauer ergriffen. Es schien, als habe jeder seinen Vater verloren. Und mit Recht trauerten sie; denn sie wußten nicht, ob sein Sohn Ludwig ihn auch nur halb ersetzen würde.

Zweite Periode.

Vom Tode Karls des Großen bis zum Anfange der Kreuzzüge, 814—1096.

57. Ludwig der Fromme. — Letzte Karolinger in Frankreich, Deutschland und Italien.

Nach Karls des Großen Tode ging es fast so, wie nach dem Tode Alexanders des Großen. So wie die mühsam zusammengebrachte macedonische Monarchie damals in mehrere einzelne Reiche zersplittert wurde, so zerfiel auch hier bald das große fränkische Reich. Wir wissen schon, daß Karl einen Sohn, Ludwig, hinterließ, der das ganze große Reich erbte. Er hat in der Geschichte den Beinamen des Frommen (814—840). So nannten ihn die Geistlichen, weil er ihnen Alles einräumte, was sie verlangten, und Kirchen und Klöster reich begabte, auch viele Zeit aufs Gebet und auf den Kirchenbesuch verwendete. Seine Ehrfurcht vor der Geistlichkeit war so groß, daß er vor dem Papste, als ihn dieser einmal besuchte, drei Mal niederfiel, da doch früherhin ein Papst vor Pipin dem Kleinen auf den Knieen gelegen hatte. Mit größerm Recht möchte man ihn den Schwachen oder Unentschlossenen nennen; denn schwächer und unselbständiger als er während seiner Regierung, könnte sich kaum Jemand betragen. Sein unweises Thun fiel aber um so mehr auf, da er gerade auf einen so großen Mann, wie sein Vater gewesen war, folgte. Indessen müssen wir von ihm rühmen, daß er ein gutmüthiger Mann war, dem es nie an gutem Willen, sondern nur an richtiger Beurtheilungskraft fehlte. Gleich seine ersten Schritte zeigten sein gutes Gemüth. Er hielt einen Reichstag in Aachen, wo er erklärte: er wünsche zu wissen, wem

unter der Regierung seines Vaters Unrecht geschehen sei, dem wolle er es vergüten. Zu dem Ende schickte er ehrliche und zuverlässige Männer im ganzen Lande umher, die überall forschen mußten, wer über etwas zu klagen hätte. Da fanden sich denn nicht wenige, denen, ohne Karls Vorwissen, von eigenmächtigen Grafen zu nahe getreten war. Allen wurde erstattet, was sie verloren hatten, und sie priesen mit Recht Ludwigs Güte und Gerechtigkeit.

Ludwig war ein höchst unglücklicher Mann; denn was kann einem Menschen Traurigeres begegnen, als wenn seine Kinder ungerathen sind! Und dieses Unglück hatte er. Er hatte drei Söhne: Lothar, Pipin und Ludwig den Deutschen; unter diese theilte er schon drei Jahre nach seinem Regierungsantritte alle seine Länder, und das war die Quelle alles seines Elends. Er mochte fühlen, der schwache Mann, daß er ein so großes Reich nicht allein übersehen könnte. Aber die jüngern Brüder meinten, der ältere wäre dabei zu sehr begünstigt worden, und sahen diesen und den Vater mit scheelen Augen an. Doch es sollte bald noch ärger kommen. Es lebte noch ein Sohn seines verstorbenen Bruders Pipin, Bernhard. Diesem gehörte das Königreich Italien. Als er von der Theilung hörte, sprach er unwillig: „Wie? warum bin ich übergangen, da mein Vater doch älter als Ludwig war?“ Er ließ sich bereden, mit dem Kaiser Krieg anzufangen; da dieser aber schnell auf ihn losging, bereute er die Unternehmung, eilte nach Chalons an der Marne zu Ludwig und bat ihn fußfällig um Verzeihung. Schon wollte ihm dieser die Empörung verzeihen; da meinten aber die Geistlichen, das wäre zu voreilig, er sollte dem Gerichte die Sache überlassen, und dies verurtheilte den Reuigen zum Tode. Gern hätte ihn Ludwig begnadigt, aber er fürchtete sich wieder vor den Geistlichen; er schenkte ihm zwar die Todesstrafe, ließ ihm aber die Augen ausstechen, und dies geschah mit solcher Rohheit, daß der Arme schon nach drei Tagen an den Schmerzen starb. Jetzt fühlte Ludwig Gewissensbisse und gelobte, lieber nie wieder ein Strafurtheil zu fällen; aber dadurch wurde das Unrecht nicht wieder gut gemacht. Als bald darauf Ludwigs Frau, Irmengard, starb, nahm er eine zweite, eine Tochter des mächtigen, bairischen Grafen Welf, Judith, und als diese einen Sohn bekam, Karl den Kahlen, fragte sie den Kaiser, was denn nun dieses arme Kind haben sollte, da er schon alle Länder weggegeben habe? Ludwig wußte nicht, was er machen sollte. Da ließ ihm Judith keine Ruhe, bis er sich zu einer neuen Theilung

entschloß. Er gab ihm das Königreich Alemannien. Aber darüber fuhren die drei ältesten Söhne wild auf und empörten sich gegen den Vater. Er wurde von ihnen in Compiegne gefangen genommen, und Lothar gab ihm Mönche zur Gesellschaft, die ihn bereden sollten, auch ein Mönch zu werden. Judith wurde ohne Umstände ins Kloster gesteckt.

Aber bald sah man, daß man unter Lothar nicht glücklicher sei. Die beiden andern Söhne erbarmten sich des armen Vaters und brachten es dahin, daß er wieder eingesetzt wurde, nachdem er versprochen hatte, das Land nach seinen besten Kräften gut zu regieren, und nun wurde auch Judith wieder aus dem Kloster geholt. Aber kaum war er wieder in Freiheit, als er auch schon wieder mit dem unseligen Theilungsprojecte zum Vorschein kam. Sogleich standen die Söhne wieder bewaffnet da und kündigten dem Kaiser den Gehorsam auf. Bei Colmar (im Elsaß) sollte schon eine Schlacht zwischen dem Vater und den Söhnen entscheiden. Da fand sich der Papst Gregor IV. beim Kaiser ein und erbot sich zum Friedensstifter; was konnte lobenswerther sein! Aber Gregor benutzte seinen Aufenthalt im Lager nur dazu, um die Mannen des Kaisers zum Verrath gegen ihren Herrn zu bereden. Als es eben zur Schlacht kommen sollte, gingen die meisten Mannen des Alten zu den Söhnen über, und Ludwig blieb fast ganz einsam stehen. Daher wird das Feld noch heute das Lügenfeld genannt. Die wenigen Getreuen fragten nun den Kaiser, was sie machen sollten? „Ach!“ sagte der gebeugte Mann, „geht nur lieber auch zu meinen Söhnen über, damit um meinetwillen kein Blut vergossen werde!“ So wurde er denn zum zweiten Male gefangen genommen. Die drei Söhne theilten nun das Reich unter sich; Lothar führte den Vater mit sich fort und ließ ihn in einem Kloster in Soissons genau bewachen; Judith wurde nach Italien geschickt und der kleine Karl einstweilen in ein Kloster (Prüm bei Trier) gebracht. Aber Lothar merkte, daß doch viele den armen Mann mit mitleidigen Augen ansahen. Darum wollte er ihn zum Regieren unfähig machen. Das konnte dadurch geschehen, wenn man den Kaiser dahin brachte, Kirchenbuße zu thun; denn so Einer durfte nie wieder die Waffen tragen, und konnte also auch nicht füglich König und Kaiser sein. Nun wurde Ludwig von den Geistlichen so lange bestürmt, bis er endlich, um nur Ruhe zu haben, versprach, sich der Buße zu unterwerfen. Dazu wurde er in eine Kirche geführt; hier mußte er sich auf einen Bußsack

niederwerfen und vor allen Leuten öffentlich bekennen, daß er die Regierung schlecht geführt habe. Aber damit war Lothar noch nicht zufrieden; man steckte ihm einen Zettel in die Hand, auf welchem alle seine vermeintlichen Vergehen geschrieben standen. Diese mußte er selbst ablesen und dann um Vergebung bitten. Die Bischöfe zogen ihm nun seine Kleider aus, legten ihm ein Bußkleid an und sangen das gewöhnliche Bußlied. Gern hätten sie ihn auch noch überredet, das Klostergelübde abzulegen; aber dessen weigerte er sich standhaft.

Ueber dies abscheuliche Verfahren wurde das Volk aufgebracht. Ludwig der Deutsche und Pipin verlangten von Lothar, er solle den Vater freilassen, und da er nicht wollte, so gingen sie mit ihren Mannen auf ihn los. Lothar floh von St. Denis bei Paris nach dem südlichen Frankreich und ließ seinen Vater zurück, der nun zum dritten Male die Regierung übernahm, allen, auch dem Lothar, verzieh, und alles schien wieder beruhigt zu sein. Kaum war er wieder sein eigener Herr, kaum waren Judith und Karl wieder zurückgekehrt, so wurde die unglückliche Theilung auch schon wieder vorgenommen und dabei sein Liebling, der Sohn der Judith, Karl der Kahle, ganz vorzüglich begünstigt. Nun starb zwar sein zweiter Sohn Pipin; aber das änderte nichts in der Sache: denn er übergab dem Lothar alle Länder östlich von den Seealpen, dem Jura und der Maas, dem Karl die westlichen, und der deutsche Ludwig behielt nur, was er bereits hatte. Darüber griff dieser wieder zu den Waffen und bekriegte den unglücklichen Vater, der endlich 840 der Last des Kummers unterlag und im Grabe die Ruhe fand, die ihm seine Söhne auf der Erde nicht vergönnt hatten. Er starb auf einer Rheininsel unweit Mainz und liegt in Metz begraben.

Nach dem Tode des schwachen Kaisers brach nun erst ein Krieg unter den drei Brüdern aus, bis sie sich in Verdun vertrugen und den berühmten Vertrag von Verdun (843) schlossen. Danach wurde das Reich Karls des Großen unter die drei Brüder vertheilt, und so der Grund zu der noch jetzt bestehenden Trennung der drei Reiche: Deutschland, Frankreich und Italien, gelegt. Lothar erhielt außer Italien auch noch jenen Strich Landes von der Mündung der Rhone an, längs dem linken Rheinufer bis an die Nordsee. Dies Land wurde nach ihm Lotharingen (Lothringen) genannt.

Den Karolingern ging es nicht viel besser, als den Merovin-

gern. Sie arteten immer mehr aus, und zuletzt war kaum noch eine Spur vom Geiste Karls des Großen bei ihnen zu finden. Die ihnen unterworfenen Völker sehnten sich auch recht herzlich nach einer Veränderung. In Italien verloren die schwachen Karolinger zuerst die Herrschaft. Lothar hatte, von Gewissensbissen geplagt, seine letzten Tage in einem Kloster (in Prüm bei Trier) zugebracht und war 855 gestorben. Mit seinem letzten Sohne Ludwig starb 875 sein Haus aus, und einige einheimische Große rissen die Gewalt an sich, weil die Herrschaft der Fremden den Italienern verhaßt war. In Deutschland folgte auf Ludwig den Deutschen dessen unfähiger Sohn Karl der Dicke (876—887), den man zuletzt absetzte. Ein fähigerer Fürst, Arnulf von Kärnthen, dessen Brudessohn, ergriff den Scepter, und da er 899 starb (in Regensburg in der Emmeranskirche liegt er begraben), regierte sein junger Sohn, Ludwig das Kind, mit dem der Stamm der deutschen Karolinger 911 erlosch. Die Deutschen wählten von nun an einheimische Fürsten zu Königen. In Frankreich hielten sich die Karolinger am längsten. Karl der Kahle starb 877. Der letzte, Ludwig der Faule, starb erst 987. Hier waren sie nach und nach so heruntergekommen, daß sie zuletzt kaum noch ein paar Städte besaßen; alles Uebrige hatten die herrschsüchtigen Vasallen an sich gerissen, und einen Theil des Landes, die Normandie, hatten, wie schon gesagt, wilde Eroberer, die Normänner oder Dänen, die um jene Zeit große Züge zur See unternahmen, erobert, ohne daß die schwachen Karolinger es wehren konnten. Als nun 987 Ludwig der Faule starb, wählten die Franzosen einen einheimischen Fürsten, Hugo Capet, Graf von Paris und Herzog von Frankreich, von welchem die ganze Reihe der französischen Könige die Abstammung hatte. Seine Nachkommen heißen daher die Capetinger, von denen die Häuser Valois, Bourbon und Orleans Seitenzweige waren.

58. Konrad I., 811. — Heinrich der Städtegründer, 918. — Otto der Große, 936.

Nachdem Ludwig das Kind, der letzte der deutschen Karolinger, 911 gestorben war, traten die deutschen Fürsten zusammen, um über die Wahl eines neuen Königs zu berathschlagen. Sie wählten Konrad I. (911—918), Grafen von Franken, einen Mann, der das Lob eines tapfern, braven und gerechten Fürsten hat. Aber es war schwer, daß der Kaiser sich bei allen deutschen Fürsten Gehorsam verschaffte, weil sie ihn, der sonst ihres Gleichen gewesen war, nur ungern als Herrn betrachteten, und so fehlte es denn auch Konrad nicht an Kriegen, die er bald mit diesem, bald mit jenem widerspenstigen Herzoge führen mußte, besonders mit Heinrich, Herzog von Sachsen. Doch hatte er die Freude, daß er, als ihn die Krankheit aufs Sterbebette warf, überall im Reiche Ruhe und Ordnung sah. Um diese zu erhalten, überlegte er, wer wohl der Würdigste sei, nach seinem Tode das angefangene Werk fortzuführen. Der Nächste war zwar sein Bruder Eberhard, aber er hielt ihn nicht für den Tüchtigsten. Er rief ihn an sein Bette und sprach: „Siehe, mein Bruder, ich sterbe; sorge du aber für dich und das Volk der Franken, und folge meinem Rathe. Wir Franken haben Heere und Kriegsführer, Städte und Waffen, auch königlichen Schmuck genug; aber Tugend und Glück sind von uns gewichen und haben sich zu den Sachsen hinübergewandt. Darum nimm die Zeichen der Königswürde: die heilige Lanze, die goldenen Armspangen, den Königsmantel, das Schwert und die Krone, trage sie zu unserm Feinde Heinrich, dem Herzoge von Sachsen, und schließe mit ihm einen Bund und ewigen Frieden. Ihm ist bestimmt, ein König über viele Völker zu werden.“ So starb Konrad, 918.

Die Fürsten wählten auch wirklich den Herzog von Sachsen, Heinrich den Vogler oder Finkler (918—936). So nannte man ihn, weil er gerade im Harze auf dem Vogelfange war, als die Gesandten der Wahlversammlung ihm die Nachricht brachten, daß er gewählt sei. Richtiger aber und würdiger heißt er der Städtegründer. Ein tüchtiger, kräftiger Mann, wohl werth, ein deutscher Kaiser zu sein, von männlich schöner Gestalt und angenehmem Wesen, dabei von unbezwinglichem Muthe und großer Beharrlichkeit. Wenn er jagte, so ließ er nicht eher ab, bis er

eine Menge Hirsche, Eber und Bären mit eigener Hand erlegt hatte; eben so war er auch im Kriege unermüdlich, und allen seinen schönen Eigenschaften setzte er durch eine reine Gottesfurcht und Frömmigkeit die Krone auf.

Unter seinen vielen Thaten ist keine merkwürdiger, als die Bezwingung der wilden Ungern. In Ungarn, wo vor Zeiten die Hunnen*) gehaust, hatte sich seit kurzer Zeit ein rohes, kriegerisches Volk, die Ungern oder Magyaren, niedergelassen, welches vermuthlich vom Kaukasus hergezogen war. Arpad war ihr Führer gewesen. Im höchsten Grade raubsüchtig, war es mit seinen neuen Wohnsitzen nicht zufrieden, sondern machte unaufhörliche Einfälle in Deutschland, Italien, Frankreich und Griechenland, führte unermeßliche Beute und Gefangene, besonders Weiber und Kinder, mit sich fort und beging die abscheulichsten Grausamkeiten. Es war nichts Seltenes, daß sich die Ungern der Leichen der erschlagenen Feinde als Sitze oder als Eßtische bedienten und einander vom Blute der Feinde zutranken. Und was diese Leute so gefährlich machte, war, daß man ihnen so schwer beikommen konnte; denn fast alle Jahre erschienen sie in einer andern Gegend. Schnell waren sie da, und ehe man Kriegsleute gegen sie zusammengezogen hatte, waren sie auf ihren kleinen raschen Pferden auch schon wieder mit der gemachten Beute und den Gefangenen weiter gezogen. Sie waren eine große Landplage für unser Vaterland. Wie mancher Deutsche mußte es mit ansehen, wie sein Weib und seine Kinder ihm unter vielen Schlägen weggeführt wurden, ohne die Hoffnung zu haben, sie je wieder zu sehen! Die Weiber wurden mit den langen Haaren aneinander gebunden und dann mit Peitschenhieben nach Ungarn in die Sklaverei getrieben.

Auch unter Heinrich dem Vogler machten diese Ungern Einfälle in Sachsen, verheerten das ganze Land, verbrannten die offenen Städte, ermordeten die Menschen und trieben andern gräulichen Unfug; und wenn Heinrich seine Mannen gegen sie führte, so hatten diese eine solche Furcht vor den wilden Barbaren, daß sie sich nicht an sie herantrauten. Da hielt er es für besser, erst seine Sachsen nach und nach an den Krieg zu gewöhnen, und ging mit den Ungern einen neunjährigen Waffenstillstand ein, wofür er ihnen jährlich einen Tribut bezahlte. Diese neun Jahre benutzte

*) Die Hunnen waren bald nach Attila's Zeit von den Gepiden nach Asien zurückgetrieben worden.

er nun herrlich, theils seine Leute im Kriege gegen die in der jetzigen Mark und in Sachsen wohnenden slavischen Völker, an deren Grenzen er die Nordmark gründete und das Schloß Meißen erbaute, zu üben, sie in Reihe und Glied streiten zu lassen, theils die Städte seines Landes mit Mauern zu umgeben. Er wird daher der Städteerbauer genannt. Auch legte er viele neue Schlösser und Städte an. Damit nun diese bevölkert würden, befahl er, daß von den Landbewohnern immer der neunte Mann nach der Stadt zöge und da für hinlängliche Wohnungen sorgte, damit, wenn die Ungern einmal wieder kämen, die andern acht mit ihren Sachen hineinfliehen könnten. Dafür mußten sie aber auch dem Stadtbewohner den dritten Theil ihres Kornes geben, welches er theils für sich gebrauchte, theils für den Nothfall für alle aufbewahrte. Eine treffliche Einrichtung! Dadurch ist Heinrich recht eigentlich der Stifter des Bürgerstandes geworden.

Nun waren die neun Jahre um. Heinrich berief seine Sachsen zu einer großen Volksversammlung. „Jetzt ist," sprach er, „das Reich beruhigt; nur die Ungern sind noch unbezwungen. Bisher habe ich euch besteuern müssen, um diesen Feind zu bereichern, nun muß ich gar Kirchen und Geistlichkeit berauben, um ihrer Raubsucht zu genügen, bis uns zuletzt nichts als das nackte Leben übrig bleibt. Wollt ihr nun, daß ich den Gott geweihten Schatz angreife und den Feinden der Christenheit gebe, oder ihn vielmehr zur Ehre Gottes anwende?" Da rief das Volk laut, es begehre, daß das Geld dem heiligen Gotte geweiht werde. Es hob die Hände gen Himmel und gelobte dem Könige treuen Beistand. Nun kamen die Gesandten der Ungern und verlangten den Tribut. Aber Heinrich gab ihnen einen räudigen Hund, dem Ohren und Schwanz verstümmelt waren, mit dem Beifügen: wenn die Ungern einen andern Zins begehrten, so möchten sie ihn mit den Schwertern holen.*) Drohend gingen die Boten fort. Im Frühjahr 933 er-

*) Recht naiv drückt sich darüber eine Chronik aus dem 15. Jahrhundert in dem damals gebräuchlichen Dialekt aus: „Do zcogin dy Ungirn in Doringen unde vordirtin jerlichen zcinß von den Doringin, unde von den andern Dutzschin. Do sante Konnig Henrich en zcu zcinse eynen schebechtin hunt, deme warin dy orin unde der zeagil abegesnetin, unde enpod en, wer eynen andirn zcinß von den Doringin habin wolde, das her queme, unde holete en, wanne her wolde." D. i.: „Da zogen die Ungern nach Thüringen, und forderten den jährlichen Zins von den Thüringern und von den andern Deutschen. Da sandte König Heinrich ihnen zum Zins einen schäbichten Hund, dem waren die Ohren und der Schwanz abge-

schien ein ungeheures Heer Ungern. Der Schrecken ging vor ihnen her; sie verwüsteten und verbrannten alle Felder und Oerter, die sie erreichten. Viele Männer wurden ermordet, Weiber und Kinder als Sklaven mitgeführt. Aber diese Verwüstung des Landes nöthigte den Schwarm, sich zu theilen, und nun wurde der weiter nach Abend ziehende Haufe durch Heinrichs Mannschaft angegriffen und zu Grunde gerichtet. Darauf wendete sich der König mit seinem Kriegsheere gegen die östlich zurückgebliebene Ungernschaar, welche damit beschäftigt war, eine Burg (? Merseburg) zu erstürmen, in welcher sie große Schätze vermutheten. Als sie von dem Heranzuge des Königs hörten, erschracken sie und zündeten große Feuer an, um ihren zerstreuten Abtheilungen das Zeichen zur Sammlung zu geben. Heinrich hatte sich bei einem Orte, Riade genannt,*) gelagert; als der Morgen anbrach, stellte er die Seinigen in Schlachtordnung und ermahnte sie, auf die göttliche Hilfe zu vertrauen; dort, sagte er, stehe der gemeinsame Feind; das Vaterland fordere Rache, männlicher Muth werde sicherlich über die Wildheit des Feindes siegen. Mit Vertrauen blickte das Heer auf zu dem Bilde des Engels auf der hochflatternden Reichsfahne und hin auf den König, der, vor allen hervorragend, sie in das Feld hinabführte. Als er nun dicht vor dem Feinde stand, betete er — und das ganze Heer mit ihm — noch einmal zu Gott um Sieg, gab das Feldgeschrei: „Herr, erbarme dich!“ und nun ließ er einbrechen. Er hatte in der Besorgniß, daß die Ungern nicht Stand halten würden, wenn sie sogleich die gepanzerten Ritter erblickten, ihnen zuerst eine Schaar Fußvolk entgegen geschickt; im Handgemenge mit diesen Vortruppen kamen die Ungern nahe an das Ritterheer heran. Da ergriffen sie die Flucht und in solcher Eile, daß sie kaum eingeholt werden konnten. In ihrem verlassenen Lager fand man die ganze Schaar der zusammengebundenen Weiber und Kinder die nun Gott inbrünstig dankten, der schmählichen Knechtschaft so glücklich entgangen zu sein. Die in der Schlacht gefallenen Ungern wurden auf dem Wahlplatze beerdigt; man sieht die Todtenhügel noch heutigen Tages und nennt sie Hunnengräber. Heinrich ging zurück nach Merseburg; mit gerührtem Herzen sang er hier das:

---

schnitten, und entbot ihnen, wer einen andern Zins von den Thüringern haben wollte, daß er käme und holte ihn, wann er wollte.“

*) Es ist noch nicht ausgemacht, ob dieses Riade in der Nähe von Merseburg oder an der Unstrut in der goldenen Aue gelegen hat.

Herr Gott dich loben wir! und ließ zum Andenken die Schlacht im Speisesaale seines dortigen Schlosses abmalen. Seitdem hat das nördliche Deutschland die Ungern nur noch ein mal und nur auf kurze Zeit gesehen; Heinrich hatte ihnen das Land verleidet.

Bald darauf (936) starb der treffliche Mann.**) Als er seinen Tod nahe fühlte, rief er seine Frau Mathilde an sein Lager. „O du mir immer treue, mit Recht inniggeliebte Gattin," sprach er, „wie danke ich Gott, daß ich dich lebend zurücklasse! Ach! nie hat wohl ein Mann eine durch Treue bewährtere, in allem Guten erprobtere Gattin gehabt! Daher Dank dir, du Fromme, daß du meine aufbrausende Heftigkeit so oft besänftigt und in allen Fällen durch einen weisen Rath mich geleitet, daß du mich so oft von der Unbilligkeit zur Gerechtigkeit zurückgerufen und mich so treulich ermahnt hast, dem Unterdrückten Hülfe zu bringen. Jetzt übergebe ich dich und unsere Söhne dem Schutze des allmächtigen Gottes und dem inbrünstigen Gebete der Auserwählten des Herrn, und zugleich auch meine Seele, die sich schon den Fesseln des Körpers entwindet." Während nun Mathilde voll schmerzlicher Rührung in die Kirche eilte, um sich hier recht auszuweinen und ihr und ihres Gatten Loos ganz Gott anheimzustellen, entschlief Heinrich. Ein lautes Klagegeschrei, das zu ihren Ohren drang, meldete ihr das Geschehene. Da warf sie sich in ihrem unendlichen Schmerze auf die Kniee nieder und empfahl die Seele ihres entschlafenen Mannes in die Hände Gottes. Noch ist von ihm zu merken, daß er als der Stifter des Ritterwesens betrachtet werden kann. In den neun Jahren, in welchen er den Ungern den Tribut bezahlte, führte er zur Uebung der Edelleute Waffenspiele ein, damit sie Geschicklichkeit mit Stärke verbinden lernten. Bisher hatten die Leute nichts gethan, als jagen und zechen. Nun fanden sie aber solches Behagen an den Turnieren, wie man es nannte, daß diese seit jener Zeit Nationalfeste für die deutsche Ritterschaft wurden.

Nach seinem Tode wurde sein Sohn Otto I. (936—973), den man auch den Großen nennt, König der Deutschen. Er wurde, wie seine beiden Vorgänger, von allen deutschen Herzögen und

*) Er und seine Frau Mathilde liegen in Quedlinburg in der Schloßkirche begraben. Aber die Grabsteine sind so tief in die Erde gesunken, daß sie jetzt nicht mehr zu sehen sind; doch weiß man noch die Stellen, wo beide liegen.

andern Großen gewählt, die sich dazu auf einem großen Felde zwischen Mainz und Worms am Rhein versammelten. So wurde es damals immer bei den deutschen Königswahlen gehalten. Erst später änderte sich das nach und nach. Die Mächtigeren schlossen immer mehrere von den Mindermächtigen aus, bis endlich die Zahl der Kur- oder Wahlfürsten sich auf sieben beschränkte. Doch war dies, wie gesagt, erst später der Fall.

Von dem wackern Otto — denn er hatte alle Tugenden seines erlauchten Vaters — wäre nun viel zu erzählen: wie er einen langen Krieg mit dem Herzog von Böhmen, Boleslaus dem Bösen, führte, der seinen sanften Bruder, (den heiligen) Wenzel, mit eigener Hand ermordet hatte*); wie er fünf Mal nach Italien zog und die Lombardei wieder mit seiner Herrschaft vereinigte; wie er bis in die Halbinsel Jütland vordrang und die Dänen zittern machte; wie er an die Grenze der Mark, wo damals noch slavische Stämme wohnten, in Havelberg und Brandenburg, Bisthümer stiftete u. s. w. Doch das würde uns zu weit führen. Hier mag nur gesagt werden, wie er die Lombardei gewann und wie er die wilden Ungern endlich ganz aus Deutschland herausschlug, so daß sie nie wieder kamen.

Italien war nach dem Aussterben der Karolinger bald von diesem, bald von jenem einheimischen oder burgundischen Großen regiert worden. Zu Otto's Zeit besaß es Lothar; ein guter und sanfter Mann. Dieser starb so plötzlich, daß man allgemein behauptete, Berengar, ein Markgraf von Ivrea in Ober-Italien, habe ihn vergiften lassen, um das Land an sich zu reißen. Wenigstens machte er sich zum Könige von Italien und verlangte von Lothars Wittwe, der jungen und schönen Adelheid, daß sie seinen verworfenen Sohn Adalbert heirathen solle. Als Adelheid das fest abschlug, ergrimmten Berengar und dessen Frau Willa so, daß sie die Adelheid gröblich mißhandelten und Willa sie mit den Fäusten ins Gesicht schlug und bei den Haaren auf der Erde herumzog. Zuletzt wurde die Arme in das Schloß Garda am Gardasee als Gefangene gebracht. Hier saß sie in einem dunklen Keller einsam und verlassen, von aller menschlichen Hülfe weit entfernt. Aber Gott war ihr mit seiner Hülfe nahe und sandte ihr in dem braven Kaplan Martin einen Retter. Dieser Mann, ein

*) Derselbe Wenzel, dessen Sarg, Helm und Panzerhemd in der Wenzeslauskapelle in Prag gezeigt und dessen Andenken dort hoch verehrt wird.

treuer Diener ihres verstorbenen Gatten, gerührt von dem Unglücke der Gefangenen, verschaffte ihr Mannskleider, grub einen Gang unter der Mauer ihres Gefängnisses aus und führte sie in einer dunkeln Nacht in einem Nachen über den See. Hier am andern Ufer verbarg er sie bald im Korne, bald im Gebüsch, bis er einen guten Fischer bewog, sie in einer einsamen Hütte aufzunehmen. Dann ging er zu einem alten Freunde des verstorbenen Lothar, einem Bischofe (von Reggio, Adelhard), und bat ihn um eine sichere Freistätte für Adelheid. Der Bischof ließ sie sogleich nach dem Schlosse Canossa im Modenesischen, welches ein ihm befreundeter Markgraf (Azzo) inne hatte, bringen, und nun eilte der treue Martin nach Deutschland zu Kaiser Otto, den Adelheid recht dringend um kräftigen Beistand gegen Berengars Verfolgungen bitten ließ. Otto ließ sich nicht zwei mal bitten, um so mehr, da er schon vorher die Absicht hatte, nach Italien zu gehen. Er rief schnell seinen Heerbann auf und zog über die Alpen (951). Es war auch die höchste Noth; denn Berengar belagerte schon Canossa, wo der Hunger bereits zu wüthen anfing. Da flog eines Tages ein Pfeil in die Festung, an welchem sich ein Brief und ein Ring befand. Beides war vom Kaiser Otto; sein Bote hatte nicht durch die Wachen Berengars dringen können und daher Brief und Ring an jenen Pfeil gebunden und so über die Mauer geschossen. Im Briefe stand, daß Otto schon in ihrer Nähe sei, und der Ring sollte die Echtheit der Handschrift beweisen. Berengar hob nun die Belagerung auf. Von Otto erschien in Canossa ein Bote: der Kaiser werbe um Adelheids Hand; denn er war seit mehreren Jahren Wittwer. Adelheid reichte ihrem Retter mit Freuden ihre Hand, und in Pavia wurde eine fröhliche Hochzeit gefeiert. Sie brachte ihm das Königreich Italien (die Lombardei) als Brautschatz mit, eine Erwerbung, die damals dem Otto und den Deutschen ein Glück schien, aber in der Folge eine Reihe blutiger Kriege verursacht hat. Berengar knirschte zwar vor Wuth, mußte sich aber dem Kaiser unterwerfen und erhielt großmüthige Verzeihung. Ja, der Kaiser machte ihn sogar zu seinem Statthalter in Ober-Italien. Hier betrug sich jedoch Berengar so herrisch und grausam, daß der Kaiser ihn absetzen mußte. Er berief ihn nach Deutschland und ließ ihn mit seiner Frau Willa bis an seinen Tod in Bamberg wohnen.

Die wilden Ungern hatten auch nach der Niederlage bei Merseburg Deutschland noch oft verwüstet, aber mehr das südliche, und

waren einige Male selbst bis über den Rhein gegangen. So hatten sie z. B. 954 einen Einfall in Franken gemacht und waren bis nach Belgien gekommen. Ein Mönch der Abtei Lobbe, unweit Namur, die von ihnen auch überfallen wurde, erzählt umständlich die Vorfälle, die in der Abtei damals unter seinen Augen vorgingen. Seine Erzählung mag hier stehen, da man daraus deutlich sehen kann, wie es damals zuging. „Als das Gerücht von der Annäherung der Ungern zu uns kam, wurde von unserm Collegium Hucbert, ein thätiger, unternehmender Mann, der bereit war, sich aus Liebe für den Orden und die heilige Religion aufzuopfern, zu ihnen geschickt, um mit ihnen zu unterhandeln. Er kam mit ihnen über 200 Goldstücke überein und kehrte mit empfangenen Geiseln zu uns zurück. Aber da wir dem Vertrage mit den Ungläubigen nicht recht trauten, so begaben sich nach langer Ueberlegung die zurückgebliebenen Mönche, in der Ueberzeugung, daß die göttliche Hülfe nie fehle, wenn die menschliche nicht ausgeht, nebst der treuen Dienerschaft auf den Berg, wo die Körper des heiligen Ursmar und Ermin verehrt werden, und machten ringsherum einen Wall von Wagen und allerhand Geräth. So waren schon acht Tage nach Ostern verflossen, als am 2. April Vormittags plötzlich Staubwirbel in die Luft sich erhoben, Pferde sich näherten und, wie aus den verborgenen Tiefen der Erde hervorgestiegen, Tausende von Panzern und Helmen erglänzten. Da erblaßten die Unsrigen und dachten an den Tod. Die Rüstigern eilten in die Verzäunung, die Unbehülflichern vor Alter und Schwachheit blieben innerhalb der Klostermauern. Die letztern wurden gefangen genommen, jene aber umlagert; zwischen beiden war nur der Unterschied, daß es herber ist, den Tod zu erwarten, als ihn bald zu empfangen. Vor den Augen der Uebrigen wurden Theodulph und Theutmar, welche ihnen unter den Gefangenen die Vornehmsten schienen, ermordet, die andern aber gepeitscht und zur Gefangenschaft aufbewahrt. Die auf dem Berge Verschanzten wurden indessen heftig angegriffen und keine Art des Geschosses geschont. Dagegen wehrten sie sich nach ihren besten Kräften, und Knechte, Cleriker und Mönche, obgleich diesem Orden das Handhaben der Waffen verboten ist, widerstanden, da es auf Erhaltung des Lebens ankam, in einem Haufen zusammengedrängt, mit Nachdruck. Da sie aber doch endlich an der Rettung verweifelten, hörte man sie nach gewohnter Weise rufen: Herr! o Herr! erbarme dich! — und: Heiliger Ursmar, hilf, o hilf uns! — Schon umarmten sich die Unglücklichen zum letztenmale

und nahmen für immer Abschied, jeden Augenblick die Uebergabe erwartend — siehe! da flogen, zum Zeichen, daß sich Gott ihrer erbarmt habe, zwei Tauben hinter dem Altare hervor. Sogleich erfolgte ein heftiger Regen, welcher die Sehnen der feindlichen Bogen erschlaffte und die Geschicklichkeit der Ungern zu Schanden machte. Da kam eine solche Furcht und ein solches Grauen über diese, daß sie ihre Flucht beschleunigten und die Anführer selbst mit Knuten auf die einhieben, welche noch verweilten."

So und noch ärger ging es zu überall, wohin die Ungern kamen, und wir haben noch mehrere grausenhafte Beschreibungen ihrer Unthaten von Augenzeugen übrig. Zu Anfang des Jahres 955 erhielt Otto, da er gerade in Sachsen war, Eilboten aus Baiern: er möchte doch schnell zu Hülfe eilen; die Ungern wären in furchtbarer Menge wieder eingefallen. So war es auch wirklich. Durch Oestreich waren sie gekommen und drangen, wie gewöhnlich alle festen Städte vermeidend und alle offenen abbrennend, bis an den Lechfluß vor, wo sie Augsburg angriffen, weil sie es für die Niederlage aller großen Reichthümer der umliegenden Länder hielten. Die Bürger der Stadt überließen sich der Angst und Verzweiflung; da war ihnen der ehrwürdige Bischof der Stadt, Udalrich, eine rechte Stütze. Er sammelte sie zum Gebet vor dem Altare des Herrn, sprach den Muthlosen Muth ein und verwies sie auf den, von dem allein alle Hülfe in der Noth kommt. Da er aber wohl erwog, daß jeder unthätige Glaube ein verkehrter ist, so munterte er auch die Bürger zur genauen Bewachung der Mauern auf und schickte dem Otto Boten entgegen, seine Schritte zu beflügeln, damit er für die geängstigte Stadt nicht zu spät komme.*) Otto kam eilends herbei. Die Kriegsleute beichteten einander, da es an Geistlichen gebrach, ihre Sünden, und jeder vergab dem andern, was er zu vergeben hatte, damit der Himmel auch seiner Schuld nicht gedenken wolle. Da trat Otto hervor: „Seht den Feind!" rief er; „er vertraut auf seine Kühnheit, wir aber auf den Schutz des Himmels!" Dann fiel er, Angesichts des Heeres, auf seine Kniee, bekannte dem Himmel laut seine Schuld und flehte ihn um den Sieg an. So brach er auf den Feind ein, der nach wüthender Gegenwehr endlich auch hier, auf dem Lechfelde bei Augsburg,

*) Der fromme Udalrich (Ulrich) liegt in Augsburg in einer ihm geweihten großen und schönen Kirche begraben und wird hier von den Katholiken als Heiliger verehrt.

eine große Niederlage erlitt. Die meisten Ungern wurden erschlagen, manche erst auf der Flucht, gefangen nur wenige. Die Erbitterung der Deutschen vergaß, an den wehrlosen Gefangenen Großmuth zu üben. Zwei der Hauptanführer der Ungern, die den Deutschen in die Hände fielen, wurden gehenkt, manche Gefangene gar lebendig in große Gruben geworfen und so begraben! — eine schauderhafte Barbarei, die ohne Otto's Vorwissen geschah. Als die Ungern davon hörten, ergrimmten sie so, daß sie aus Rache alle noch in ihrem Lande lebende gefangene Weiber und Kinder, an 20,000 ermordeten. So erzeugt eine Unmenschlichkeit die andere.

Folgende zwei Züge zeigen, wie edeldenkend Otto war. Seine Mutter, Mathilde, war eine brave Frau, aber eine schlechte Wirthin; besonders pflegte sie, nach den damaligen Begriffen von Frömmigkeit, die Kirchen und Klöster so reichlich zu beschenken, daß ihr Sohn sich endlich bewogen fühlte, ihr die freie Bestimmung über ihre Ausgaben zu nehmen. Die alte Frau fühlte sich dadurch sehr gekränkt; das hatte sie von ihrem Sohne nicht erwartet. Damals lebte noch Otto's erste Frau Edith. Kaum erfuhr die gute Frau die Betrübniß ihrer Schwiegermutter, als sie gleich zu ihrem Gatten eilte, ihm sein Unrecht liebreich vorstellte und nicht eher abließ, bis er ihr versprach, die Beschränkung aufzuheben und die Mutter um Verzeihung zu bitten. Diese freute sich, als sie von der Veränderung ihres Sohnes hörte, so, daß sie sich gleich auf machte, um ihn zu besuchen. Als er erfuhr, daß sie käme, reiste er ihr entgegen, sprang, sobald er sie erblickte, vom Pferde, fiel vor ihr aufs Knie nieder und rief: „O, ehrwürdige Mutter, lege mir eine Strafe auf, welche du willst, aber verzeihe mir! Seitdem ich dich gekränkt, habe ich keine Ruhe, keinen Seelenfrieden mehr.“ Die weinende Mutter drückte ihn an ihr Herz, küßte ihn und sprach: „Sei ruhig, mein lieber Sohn! ich habe die Kränkung gewiß durch meine Sünden verdient.“ Und fortan blieben sie die besten Freunde.

Ein ander mal belagerte er die Burg eines Grafen Eberhard, mit dem er sich überworfen hatte, und da er lange vergeblich davor lag, beschloß er endlich, sie durch List zu überrumpeln; er ließ nämlich den Grafen zu einem Gastmahle in sein Zelt einladen, und während des Festes sollten sich Otto's Krieger auf die Burg werfen. Der Graf kam; nach der Mahlzeit wurde getanzt; er tanzte mit Otto's Schwester, der schönen Hedwig, die inniges

Mitleid mit dem Manne empfand, der in der Zeit, wo er sich so sorglos dem Vergnügen hingab, verrathen werden sollte. „Es komme daraus, was da wolle," dachte sie, „ich will ihn warnen; ehrlich währt ja am längsten." Sie flüsterte ihm also zu, er solle sich vorsehen; das und das solle jetzt geschehen. Der Graf dankte, schlich sich eilends fort, und als die Soldaten Otto's anrückten, wurden sie wohlvorbereitet empfangen und zurückgetrieben. Otto erfuhr bald die Ursache des Mißlingens; aber er war gegen seine Schwester nicht ungehalten, und als der Graf um die Hand seiner Wohlthäterin anhielt, gab er sogleich seine Einwilligung.

Otto I. starb plötzlich 973 auf dem Schlosse Memleben in Thüringen, und liegt zwischen seinen Frauen Edith und Adelheid im Dome in Magdeburg vor dem Altare begraben.

59. Ritterwesen. — Faustrecht. — Turniere.

Schon bei den alten Germanen gab es einen Unterschied der Stände; es gab Freie und Unfreie oder Rechtlose; und unter jenen, wie unter diesen fand wieder ein Unterschied statt. Die Freien schieden sich in gemeine Freie und edle Freie (Edelinge oder Adelinge), von welchen die letzteren allein die ursprünglich Freien (die Semperfreien) waren, welche ein angebornes Eigenthum, Allod, nach dem Erstgeburts-Recht vererbbar, besaßen. Außer ihnen gab es noch zins- oder dienst-pflichtige Hörige (Leute, Liten) und Sklaven (Schalke), die als Kriegsgefangene, im Spiel oder auf andere Art ihre Freiheit verloren hatten und völlig rechtlos waren. Aus diesen Liten und Schalken, welche frei gelassen werden konnten, bildeten sich die gemeinen Freien, die aber erst in der dritten Generation in den Genuß aller Rechte der Freien traten.

Aus diesen Standes-Unterschieden entwickelte sich in Folge der Kriege und Eroberungen das Lehnswesen des Mittelalters, das sogenannte Feudalsystem. Alles eroberte Land nämlich wurde unter die alten und neuen Besitzer getheilt, dergestalt aber, daß das den Ueberwundenen belassene Land gewisse Zinsen oder Leistungen zu gewähren hatte. Das übrige Land theilte der Sieger unter seine Gefährten (Vasallen), wofür sie ihm zum Heerbann verpflichtet wurden. Aller Besitz ging also von dem Landesherrn aus, er war der allgemeine Lehnsherr. Der König erhielt aber durch das Recht der Eroberung noch einen besondern Antheil an

dem eroberten Lande für sich, welches er ebenfalls unter treue Diener vertheilte, aber nur zu lebenslänglicher Nutznießung. Ebenso übertrugen die großen Grundbesitzer einen Theil ihres Allods oder auch ihres Lehns geringeren Leuten als Afterlehn und brachten so die kleinen Freien in ein Lehnsverhältniß, welches von diesen meistens auch aus dem Grunde gesucht ward, weil sie dadurch von dem allgemeinen Heerbann befreit wurden. Der Stand der Freien erhielt sich nur in den Baronen, freien Grundbesitzern in Mitte der Vasallen.

Sie wurden Hintersassen der großen Grundherren. Das ganze Staatswesen des Mittelalters bestand also aus einer Unmasse ineinander verschlungener Privatverhältnisse, deren belebendes Princip die wechselseitige Treue war.

Zu der Zeit, wo der Adel allein den Stand der freien Leute ausmachte, herrschte unter ihm noch viel Unwissenheit und Roheit. Ohne allen Unterricht in Wissenschaften aufgewachsen, hatten die Edelleute für nichts Anderes Sinn, als sich im Kriege mit dem Feinde herumzuschlagen, oder, wenn es keinen Krieg gab, zu jagen und zu zechen. Kräftig wuchsen sie heran, abgehärtet wurden ihre Körper durch die beständige Bewegung, und da damals der höchste Ruhm nicht darin bestand, der Tugendhafteste und Verständigste zu sein, sondern die stärkste Faust zu haben, so übten sich die Edelleute schon von Kindheit an, sich herumzuschlagen, zu reiten, zu jagen und zu fechten. Daher sehen wir auch jetzt noch in den alten Rüstkammern oft schwere Panzer und Waffen, die uns zu Boden drücken würden. Aber wir wollen diese unsere schwächere Natur nicht beklagen, da indessen dafür unser Geist Riesenschritte gemacht hat. Die alten Ritter waren meistens so unwissend, daß wenige von ihnen lesen und schreiben konnten, und wenn einer seinen Namen unterschreiben sollte, so mußte er statt dessen, wie es jetzt kaum noch bei den niedrigsten Leuten vorkommt, drei Kreuzchen hinmalen. Kein Wunder, daß also den Rittern die Zeit lang wurde, und daß sie froh waren, wenn es einen Krieg gab. Im Frieden saßen sie auf ihren Schlössern, die sie sich gewöhnlich auf steilen Anhöhen erbauten und mit starken Mauern und Gräben umgaben, und lebten da ein rechtes Herrenleben. Jeder solcher Edelmann war im Kleinen, was der Kaiser im Großen war. Meistentheils ritt er im Lande umher und besuchte seine Vettern und Freunde, oder erhielt von ihnen Besuch. Da wurde dann geschmaust und wacker gezecht. Noch

jetzt sieht man auf manchen alten Schlössern und in Kunstkammern die großen Humpen und Deckelgläser, aus denen unsere Vorfahren tranken. Sie sind manchmal so groß, daß sie mehrere Liter enthalten, und wurden doch wohl mehrmals geleert, besonders wenn es viele Gesundheiten zu trinken gab. Manche hatten wohl im Glase gewisse Abtheilungen, und bei jeder Gesundheit wurde ein Sprosse weiter getrunken; daher auch wohl das Sprüchwort entstanden sein mag; „Er hat einen Sparren zu viel im Kopf." — Daß es aber auch mitunter kreuzbrave, fromme und mäßige Ritter gab, ist nicht zu leugnen; nur war bei der allgemeinen Hinneigung des Zeitalters zur Ungebundenheit nicht zu verwundern, daß jede Leidenschaft stärker hervortrat. Da damals die Obrigkeiten noch nicht so genau auf die Einzelnen Acht gaben, so konnten auch die Ritter thun, was sie wollten. Bei der kleinsten Veranlassung fielen sie übereinander her, nahmen einander gefangen, warfen den gefangenen Feind ins enge Burgverließ, aus dem Mancher nie wieder befreit wurde, oder thaten einander sonst allen möglichen Schaden. Kurz, jeder suchte sich selbst zu helfen. Das nennt man das Faustrecht, und so viele Mühe sich auch einsichtsvolle Kaiser gaben, es abzuschaffen, so vermochten sie doch nicht die gesetzliche Ordnung eher herzustellen, als zu Ende des 15. Jahrhunderts. Es gab Ritter, die ein eigenes Gewerbe daraus machten, Andere zu berauben. Auf ihren Burgen oder auf hohen steinernen Thürmen, die sie sich auf irgend einer Anhöhe erbaut hatten, lauerten sie, bis sie einen friedlichen Kaufmann oder einen andern Ritter des Weges ziehen sahen. Dann stürzten sie herzu, überfielen den Wehrlosen und führten die Beute auf ihre Burg, auf deren Festigkeit sie trotzten. Solche Ritter wurden Raubritter genannt. Manche solche Raubnester sind jetzt noch in wilden Ruinen zu sehen. Dadurch wurde alle Sicherheit gestört, und kaum wagte man in manchen Gegenden von einer Stadt zur andern ohne starke Bedeckung zu reisen. Doch ist dabei zu erinnern, daß dieser Unfug erst später stattfand (im 11. bis 13. Jahrhundert) und nicht unter allen Kaisern gleich arg war.

Eine schönere Richtung hatte das Ritterwesen in Frankreich genommen, in Deutschland erhielt dieselbe dann auch Eingang. Dort hatten Dichter schon früh die Thaten der großen Helden, die im Kampfe mit Ungeheuern oder Sarazenen oder Räubern Ruhm erworben hatten, besungen und diese Thaten ins Uebertriebene ausgemalt. Durch diese Gesänge entstand in dem Herzen der jungen

Edelleute ein glühendes Verlangen, auch ähnlichen Ruhm zu erwerben, die Welt mit ihren Thaten zu erfüllen und von den verderblichen Feinden zu befreien, oder im rühmlichen Kampfe ehrenvoll zu fallen. So entstand hier nach und nach jene Verbrüderung, welche man Ritterschaft oder Ritterorden nannte. Alle, die zu Rittern aufgenommen werden wollten, sollten von adeliger Geburt und tadellosem Wandel sein, obgleich man es damit nicht immer so genau nahm. Jeder übernahm dabei gewisse Gelübde, z. B. Wittwen und Waisen zu schützen, Frauen gegen jede Beleidigung zu vertheidigen, gegen die Ungläubigen zu Felde zu ziehen, Pilgrime zu beschirmen u. s. w. Die Knaben, die sich zum Ritter vorbereiten wollten, fingen ihre Waffenübungen schon mit dem siebenten Jahre an und wurden zuerst Buben oder Junker genannt. Sobald es die Kräfte eines solchen Buben erlaubten, wurde er einem Ritter beigegeben, den er auf der Jagd begleitete und dem er bei Tische aufwartete. Auch wurde er wohl, wenn sich auf dem Schlosse ein Kaplan befand, von diesem in einigen Wissenschaften unterrichtet, was aber nicht für nöthig gehalten wurde. Mit dem vierzehnten Jahre wurde der Bube ein Knappe. Nun bediente er den Herrn und die Frau, schnitt bei Tische die Speisen vor, besorgte den Weinkeller, half dem Ritter beim An- und Auskleiden und ritt die Pferde zu. Ritt sein Herr aus, so hielt er ihm den Steigbügel und begleitete ihn zu Pferde. Im Kriege führte er ihm das Schlachtroß nach und trug ihm die Waffen bis zur Stunde des Gefechts. Hier standen die Knappen in der zweiten Linie, um den Rittern nöthigenfalls frische Waffen zureichen zu können. In den Stunden der Muße übten sie sich in allerhand Waffenkünsten, die Stärke und Gewandtheit erforderten, z. B. im Ringelstechen, im Voltigiren u. s. w. Hatte der Knappe unter solchen Uebungen und Geschäften das einundzwanzigste Jahr erreicht, so konnte er Ritter werden. Der Ritterschlag wurde gewöhnlich bei irgend einer feierlichen Veranlassung vorgenommen, z. B. nach einem Siege, bei einer Krönung oder Hochzeit. Der dazu ausersehene Knappe mußte den Tag vorher fasten, die Nacht im Gebet zubringen, dann beichten und das heilige Abendmahl nehmen. Ein Priester hängte ihm am Tage der Aufnahme ein geweihtes Schwert um; dann kniete er vor dem Altare nieder, beantwortete die ihm vorgelegten Fragen und leistete den Rittereid. Nachdem ihm ein Panzer umgeschnallt war, erhielt er knieend von einem Ritter drei sanfte Schläge mit dem flachen Schwerte auf den Nacken. Zuletzt

gab man ihm einen Helm, einen Schild und eine Lanze, und führte ihm ein Pferd vor, das er fröhlich umhertummelte.

Familiennamen hatte man anfangs noch nicht. Ein Jeder führte einen Taufnamen: Peter, Otto, Friedrich, Lothar u. s. w. Der Zuname richtete sich nach seinen Verhältnissen. War er ein Edelmann, so nannte er sich nach seinem Schlosse. Hieß dieses z. B. Falkenburg und der Ritter Hugo, so wurde er Hugo von Falkenburg genannt. So sind viele Namen unserer adeligen Familien entstanden, nur daß jetzt fast gar keine mehr das Stammschloß besitzt, welches ihr den Namen gegeben hat. Mit den Bürgern hatte es eine ähnliche Bewandtniß. Da diese aber kein Schloß hatten, so erhielten sie ihre Namen entweder von ihrer Beschäftigung (z. B. Müller, Bäcker, Kretschmer, Gärtner, Schneider, Schuster, Krüger), oder von gewissen Eigenthümlichkeiten (z. B. Breitkopf, Spitznas, Breitenbauch, Groß, Klein, Klug, Kurz u. s. w.). Diese Namen bezogen sich zwar anfangs nur auf Den, welcher sie bekommen hatte, wurden aber nach und nach Familiennamen.

Die feierlichen Waffenspiele der Ritter nannte man Turniere. Vermuthlich sind sie in Frankreich entstanden. In Deutschland soll Heinrich der Vogler sie zuerst eingeführt haben; doch ist nicht gewiß, ob die Waffenübungen, die er anordnete, wirklich Turniere waren. Die dabei stattfindenden Gebräuche und Gesetze sind nicht immer dieselben gewesen; gewöhnlich hatten sie folgenden Verlauf. Wenn ein Fürst oder sonst ein Vornehmer ein Turnier geben wollte, so schickte er lange vorher Einladungen an benachbarte Fürsten umher und ließ durch Herolde im ganzen Lande, zuweilen selbst im Auslande das Turnier ankündigen und den Tag bestimmen. Dann fanden sich zur bestimmten Zeit viele Ritter ein, alle herrlich gerüstet, gepanzert vom Kopf bis auf die Füße; selbst die Pferde waren mit eisernen Blechen bedeckt und mit köstlichen Decken und andern Zierrathen behängt. Auf dem Schilde hatte jeder ein Abzeichen, welches er immer führte, und welches alle, die zu seiner Familie gehörten, beibehielten, einen Löwen, Elephanten, Adler, Steinbock, ein Pferd, einen Engel u. dgl. Daraus sind die Wappen entstanden. Da aber viele Familien Seitenlinien hatten, so hatte jede noch ein besonderes, sie bezeichnendes Kleinod auf dem Helme: einen Adlerflügel, ein Paar Ochsenhörner, einen Pferdekopf u. s. w., Alles von Erz. Am Tage vorher mußte jeder seinen Namen bei den Wappenrittern angeben, und wenn er nicht eine fürstliche Person oder sonst schon ein bekannter Ritter war, seinen Adel beweisen;

denn nur Edelleute, und zwar nur solche, welche einen fleckenlosen Wandel geführt hatten, wurden zugelassen. Nun brach der Tag des Festes an. Auf dem Marktplatze oder auf einem freien Felde bei der Stadt waren Schranken gezogen, durch welche mehrere Thore führten. Auf einem Balcon saßen die Kampfrichter oder Turniervögte, auf einem andern die vornehmen Zuschauer, fürstliche Personen und Damen. Alle Kosten mußte der Unternehmer tragen; er tractirte die ganze Zeit über die fremden Gäste und setzte die Preise (den Dank) aus, welche in schön gewirkten Leibbinden, kostbaren Schwertern, goldenen Spornen u. dgl. bestanden. Die einzelnen Ritter kamen nun herbeigeritten, zwei und zwei, wie sie entweder durchs Loos zusammenkamen, oder wie die Gleichheit des Ranges es erforderte. Manchmal kam auch wohl ein Ritter mit geschlossenem Visir, der unerkannt bleiben wollte bis zu Ende des Festes. Doch mußte er seinen Namen den Wappenrittern genannt haben, damit kein unritterlicher Mann sich zudränge. Unter kriegerischer Musik ritten nun die beiden ersten Kämpfer im herrlichsten Waffenschmucke auf bäumenden Rossen in die Schranken hinein, inwendig rings herum, begrüßten die Männer und Frauen auf den Balcons und stellten sich einander gegenüber. Gewöhnlich wurde mit Lanzen gestochen. Die Ritter ritten im Galopp aufeinander los, rannten mit den festeingelegten Lanzen aufeinander und versuchten den Gegner durch den gewaltigen Stoß vom Pferde zu stürzen. Oft stürzten beide, oft aber auch brachen die Lanzen entzwei; manchmal stürzten die Pferde auf die Kniee nieder oder überschlugen sich gar mit ihren Reitern. Nach der ersten Lanze griffen sie zur zweiten; gewöhnlich war die Zahl der Lanzen bestimmt, zuweilen aber stießen sie so oft, bis einer zu Boden fiel. Daß ein solcher Fall nicht sanft war, läßt sich leicht denken, wenn man die Schwere eines solchen eisernen Mannes bedenkt. Dann kamen zwei Andere daran. Manchmal focht man auch zu Fuße mit dem Schwerte oder der Streitaxt; dabei wurde nicht selten eine Beule geschlagen oder eine Rippe gebrochen, doch bediente man sich meist stumpfer Waffen, die nicht leicht so großen Schaden thaten. Geriethen die Kämpfer zu hitzig aneinander, so mußten die Grieswärtel sie auseinander bringen, indem sie lange Stangen zwischen sie warfen. Auch gab es dabei Turnier- oder Prügelknechte, welche das Geschäft hatten, mit einem Prügel das herandrängende Volk zurückzutreiben, den Rittern neue Waffen zu reichen und den vom Pferde Gestürzten aufzuhelfen. War nun endlich der Kampf vor-

bei, so ritten alle Ritter mit aufgezogenem Visir auf dem Kampfplatze herum vor den Platz der Kampfrichter, welche durch den Herold die Namen der Sieger ausrufen ließen. Diese aber empfingen mit gebeugtem Knie, manchmal aus der Hand der schönsten Dame oder einer anwesenden Fürstin, den Preis. Jetzt schmetterten die Trompeten aufs neue; die Sieger zogen in zahlreicher Begleitung nach dem Saale des Schlosses, wo ein Gastmahl und Trinkgelag (Banket) gehalten werden sollte, und wo ihnen die Damen die Waffen abnahmen. Nach und nach arteten die Turniere aus und wurden benutzt, den Haß an seinen Feinden auszulassen, besonders wenn Ritter von verschiedenen Nationen, die eifersüchtig aufeinander waren, zusammenkamen. Es sind Fälle vorgekommen, wo aus dem Spiele solcher Ernst wurde, daß viele Menschen todt auf dem Platze liegen blieben, und die Ritter und Knappen schaarenweis aufeinander einhieben. Daher wurden sie hier und da verboten; doch kamen sie nicht eher ganz ab, bis mit der Einführung des Pulvers die ganze Art Krieg zu führen sich änderte, und die bloße Gewandtheit und Stärke des Ritters ihn nicht mehr zu schützen im Stande war. Im 16. Jahrhunderte erloschen sie nach und nach.

60. Otto II., 973. — Otto III., 983. — Heinrich II., 1002. — Konrad II., 1024. — Heinrich III., 1039.

Als Otto I. oder der Große 973 gestorben war, ernannten die Fürsten seinen 18jährigen Sohn Otto II. (973—983) zu seinem Nachfolger. Er war ein schöner und wohlunterrichteter Herr, nur oft aus Jugend übereilt. Sein Vater hatte ihn mit einer griechischen Prinzessin, Theophania, vermählt, und eben darum machte er nun Ansprüche auf Unter-Italien, das damals noch dem griechischen Kaiser gehörte. Den Griechen kamen die Araber, die damals schon bis nach Sicilien vorgedrungen waren, zu Hülfe, und Otto wurde in einer blutigen Schlacht geschlagen.*) Nur sein Muth und sein Glück retteten ihn. Von den Feinden und vom Meere eingeschlossen, sprengte er keck in die See hinein und schwamm nach einem Schiffe hinüber. Dies nahm ihn zwar

*) Der Ort der Schlacht ist nicht genau bekannt. Man hat sie lange ohne hinreichenden Grund die Schlacht bei Vasentello genannt. Nach zuverlässigen Nachrichten lag das Schlachtfeld in Calabrien an der Meeresküste, südlich von Cotrone.

auf, aber es war ein feindliches. Der griechische Capitain erkannte ihn: „Bist du nicht der Kaiser?“ — „Ja!“ sprach er, „ich bin es. Höre aber, was wir zu thun haben. In dies Land mag ich nicht wieder kommen, aber nach jenem italienischen Hafen (Rossano) fahre mich; da ist meine Frau und all mein Geld; wir wollen sie abholen und dann nach Constantinopel fahren, wo mich der Kaiser gewiß als Freund aufnehmen wird.“ Zugleich versprach er eine reiche Belohnung. In der Nähe des Hafens ließ er Anker werfen und schickte einen Diener ans Land, um, wie er sagte, das Lösegeld zu holen, eigentlich aber, um seiner Frau von seiner Lage Nachricht zu geben. Die Frau und seine Freunde kamen sogleich ans Ufer, ob sie ihn vielleicht befreien könnten. Er aber stürzte sich ins Meer, und rettete sich glücklich durch Schwimmen auf das Ufer. Jetzt wollte er dem Schiffer die Belohnung schicken, aber dieser war so bestürzt, daß er gleich auf und davon fuhr. Ehe Otto ein neues Heer ausgerüstet hatte, starb er (983), erst 28 Jahre alt, in Rom.

Er hinterließ ein dreijähriges Söhnchen, welches die Fürsten dennoch unter dem Namen Otto III. (983—1002) als König anerkannten. Ihn leitete seine Mutter Theophania, und als diese acht Jahre darauf starb, seine Großmutter Adelheid, während der Erzbischof von Mainz (Willigis) die Regierungsgeschäfte versah. Otto wurde von der Mutter selbst und von den vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit (Gerbert, dem nachmaligen Papste) trefflich unterrichtet, und brachte es wirklich in den Wissenschaften recht weit. Aber es machte ihn auf sein Wissen eingebildet; er nahm griechische Sitten an, verachtete die Gewohnheiten der Deutschen, und wollte, daß diese sich nach ihm bilden sollten.

Ueberhaupt machte sich das neue geistige und wissenschaftliche Element, welches von Otto I. an in Deutschland eingeführt worden war, jetzt immer mehr geltend, und seit Theophania nach Deutschland gekommen war, fand ein reger Verkehr zwischen beiden Kaiserhöfen statt, welcher für die deutsche Cultur von Wichtigkeit ward.

In der Kirche war man beschäftigt, die Reste des klassischen Alterthums neu zu beleben, wie denn z. B. eine Nonne zu Gandersheim unweit Goslar, Hroswitha, die Lustspiele des Terenz durch Unterlegung geistlicher Stoffe neu bearbeitete. Indeß fing man auch an, der Landessprache die lange Zeit versagte Pflege angedeihen zu lassen. Während man dieselbe zu Karls des Großen Zeiten noch gar zu gerne ganz aus dem kirchlichen Leben verdrängt

hätte, sah man jetzt überall Bearbeitungen oder auch bloße Uebersetzungen aus der lateinisch-kirchlichen oder auch klassischen Literatur auftauchen, als deren wichtigster Vorläufer die Evangelienharmonie zu betrachten ist, welche der rheinfränkische Mönch, Otfried, in der zweiten Hälfte des vorhergehenden Jahrhunderts gemacht hatte, zugleich das älteste größere Denkmal hochdeutscher gereimter Verskunst, wie für Niederdeutschland derselbe Stoff (die altsächsische Evangelienharmonie, gewöhnlich „Heliand" genannt) ebenfalls in poetischer Form, aber noch in der des Stabreimes bearbeitet wurde.

Als das charakteristische Zeichen für das geistige Leben des damaligen Deutschlands überhaupt möchte gelten, daß sogar die nationale Heldensage, welche noch ganz auf heidnischem Grunde beruhte, jetzt selbst unter den Geistlichen eifrige Pflege fand, welche sie in lateinischer Sprache und antiker Metrik behandelten, wovon uns noch heut in dem „Walther von Aquitanien" des St. Gallischen Abtes Eckehart († 973) und in dem nicht viel spätern „Ruodlieb" Beispiele vorliegen.

Otto zog drei Mal nach Italien, und hier gefiel es ihm so wohl, daß er schon daran dachte, in Rom seine Residenz für immer aufzuschlagen. Aber bald lernte er die Tücke der Italiener kennen. Es entstand nämlich in Rom, während er die benachbarte Stadt Tivoli belagerte, ein gewaltiger Aufruhr gegen ihn. Das Volk sperrte die Thore und die Straßen und hieb mehrere von des Kaisers Begleitern nieder. Otto mußte Rom förmlich belagern. Doch bald sahen die Römer, daß sie unterliegen müßten, und versprachen Unterwerfung. Er nahm diese an, bestieg aber, ehe er einzog, einen der Belagerungsthürme und hielt eine Rede an die Römer: „Seid ihr nicht meine Römer? Aus Liebe für euch habe ich mein Vaterland verlassen und meine Verwandten, und habe euch als meine Kinder betrachtet. Und nun, zum Dank dafür, habt ihr mich, euern Vater, ausgeschlossen. Dennoch trage ich euch in meinem Herzen; denn ich weiß, nur einige Verruchte haben euch aufgewiegelt." Wirklich wurde das Volk dadurch bis zu Thränen gerührt und lieferte die Rädelsführer aus. Nun erst hielt er seinen Einzug. Aber einige Monate darauf war er schon eine Leiche; er starb in Rom 1002, und man munkelte, daß er vergiftet worden sei. Das hätte er in Deutschland nicht zu befürchten gehabt. Er war nur 21 Jahre alt geworden und hinterließ keine Kinder. Die Römer vertrieben die Deutschen bis an die Alpen.

Eine Verirrung müssen wir hier erwähnen, als Warnung gegen Aberglauben. Man glaubte aus einigen falsch verstandenen Stellen der Offenbarung Johannis annehmen zu müssen, daß im Jahre 1000 die Welt untergehen würde. Jesus würde nämlich auf die Erde zurückkehren, die noch lebenden Menschen mit sich nehmen, das allgemeine Weltgericht halten, und dann würde die Erde untergehen. Die Vernünftigeren durften ihre Zweifel nicht laut werden lassen, um nicht für Irrgläubige gehalten zu werden. Und als sich nun kurz vor dem Jahre 1000 ein Komet sehen ließ, und ein Erdbeben hier und da Verwüstungen anrichtete, war die Sache gar nicht mehr zu bezweifeln. Jeder bereitete sich nun auf die große Erscheinung nach seiner Art vor; manche verjubelten das, was sie hatten, weil sie ja nachher nichts mehr nöthig hätten; andere warfen sich vor den Altären nieder, beichteten und ließen sich Absolution geben, und wer es irgend möglich machen konnte, reiste nach Rom, wo Petrus erscheinen sollte, oder noch lieber nach Jerusalem, um gleich bei der Hand zu sein, wenn hier Jesus aufträte. Selbst Kaiser Otto III. unternahm eine Wallfahrt nach Gnesen in Polen, zum prachtvollen Grabe des heiligen Adalbert, eines Erzbischofs von Prag, der nicht lange vorher von den heidnischen Preußen, denen er mit unklugem Eifer das Evangelium hatte aufzwingen wollen, erschlagen worden war. Jetzt erschien das gefürchtete Jahr, es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß die Welt unterging; noch wartete man auf den letzten, und da auch an diesem Alles beim Alten blieb, sah man sich verwundert an, und wußte nicht, ob man sich ärgern oder freuen sollte. Für diesmal hatte sich die fromme Erwartung getäuscht, aber die Ueberzeugung blieb, daß die Erfüllung nur aufgeschoben worden sei.*)

Vom sächsischen Hause war nur noch ein Sprößling übrig, Heinrich, Herzog von Baiern, ein Urenkel Heinrichs des Voglers. Da er wußte, daß die Fürsten nicht geneigt wären, ihn zu wählen,

*) Von Gnesen reiste Otto nach Aachen. Die Bewunderung Karls des Großen bewog ihn, sich dessen Grab öffnen zu lassen. Die Leiche des großen Kaisers saß aufrecht, wie ein Lebender, auf einem Stuhle. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupte, ein Scepter in der Hand. Die Hände waren mit Handschuhen bekleidet, durch welche die Nägel durchgewachsen waren. Kaiser Otto nahm den Leichnam in Augenschein, ließ ihm neue weiße Kleider anlegen und die Nägel abschneiden. Nachdem er einen Zahn aus dem Munde Karls an sich genommen hatte, entfernte er sich und ließ die Gruft wieder schließen. Die Deutschen mißbilligten es, daß der junge Kaiser so die Ruhe Karls gestört habe.

so nahm er diejenigen von ihnen, die mit der Leiche des Kaisers aus Italien zurückkehrten, bei sich freundlich auf, bewirthete sie gut und brachte sie durch Vorstellungen auf seine Seite. Nach manchen Schwierigkeiten wurde er endlich gewählt und hieß nun Heinrich II. (1002—24). Er wird auch der Heilige genannt, weil er nach den Begriffen der damaligen Zeit sehr fromm war, d. i. er und seine Frau, die schöne Kunigunde, entsagten allem sinnlichen Genusse; sie lebten wie Klostergenossen und waren äußerst freigebig gegen die Geistlichen. Dafür sind auch beide nach ihrem Tode unter die Zahl der Heiligen der katholischen Kirche erhoben worden. Als er einst in Lothringen ein Kloster besuchte, dessen Einrichtung ihn besonders freute, rief er voll Begeisterung aus: „Ja! dies soll meine Ruhestätte sein für immerdar! Diese Wohnung erwähle ich mir!“ Ein dabei gegenwärtiger Bischof wandte sich erschrocken zum Abte des Klosters und sprach: „Was soll aus dem Reiche werden, wenn der Kaiser ein Mönch wird?“ — „Laßt mich nur machen,“ antwortete der Abt. Er rief die Mönche des Klosters herbei und fragte in ihrer Gegenwart den Kaiser, ob es sein Ernst sei, ins Kloster zu treten? — „Mein vollkommener Ernst!“ war die Antwort. — „Gut! willst du dich aber auch genau nach der Ordensregel richten?“ — „Aufs genaueste!“ — „So nehme ich dich denn in unsere Gemeinschaft auf, übernehme die Sorge für deine Seele, daß du von nun an genau meine Befehle ausrichtest.“ — Als nun der Kaiser dies durch eine neue Versicherung bekräftigte, so rief der Abt mit erhobener Stimme: „Wohlan! so gebiete ich dir, daß du nicht hier im Kloster verbleibest, sondern das dir von Gott übertragene Geschäft der Regierung wieder übernehmest, so lange, wie es ihm gefällt.“ Heinrich mußte gehorchen und blieb Kaiser bis an seinen Tod. Indessen ist von ihm zu rühmen, daß er ein thätiger und unternehmender Herr im Kriege wie im Frieden war. Viel mehr hätte er, so wie sein Vorgänger und Nachfolger, sich der Sorge um Deutschland widmen können, wenn nicht die Kaiser auf den Besitz des treulosen Italien erpicht gewesen wären. Italien war Deutschlands Unglück; denn theils kamen hier unzählige Deutsche durch Krankheiten und Gefechte um, theils mußten die Kaiser ihre meiste Zeit und ihre besten Kräfte auf dies Land wenden, dessen Besitz ihnen doch keinen wesentlichen Nutzen verschaffte. Auch Heinrich zog drei Mal dahin. Als er das erste Mal nach Italien kam, ließ er sich in Pavia mit der alten eisernen Krone der Langobarden zum König von Italien

krönen. Aber noch an demselben Tage entstand hier ein gewaltiger Aufruhr. Die Bürger, von Wein und Wuth erhitzt, schlossen die Thore und bestürmten den Palast, in welchem sich der Kaiser befand. Vergebens versuchte der Erzbischof von Cöln vom Fenster aus den wüthenden Pöbel zu beruhigen; ein Hagel von Steinen und Pfeilen war die Antwort, die er erhielt! Heinrich wollte sich durch einen Sprung aus dem Fenster retten; aber er beschädigte sich den Fuß und blieb zeitlebens lahm (davon wurde er auch Huffeholz oder der Lahme genannt). Endlich kamen ihm seine Deutschen, die vor dem Thore im Lager standen und von hier aus den von dem brennenden Schlosse aufsteigenden Dampf gesehen hatten, zu Hülfe. Sie erstürmten die Mauern, verbrannten die Stadt und richteten unter dem Volke ein gräßliches Blutbad an. Dieser Aufruhr verleidete dem Kaiser das Land so, daß er sogleich nach Deutschland zurückkehrte. Hier fehlte es, wie unter seinen Vorgängern, auch nicht an Unruhen und Kriegen, die wir aber nicht erzählen können, ohne weitläufig zu werden. Er starb, nachdem er noch zweimal in Italien gewesen war, 1024 ohne Nachkommen und liegt in Bamberg, wo er das Bisthum stiftete, neben seiner Kunigunde begraben*); mit ihm erstarb das sächsische Haus.

Jetzt fehlte nicht viel, daß die Fürsten übereinander hergefallen wären, weil jeder König werden wolle. Endlich brachten es die Vernünftigen dahin, daß man sich zu einem Wahltage vereinigte. Alle Große, unter denen acht Herzöge waren, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte und eine Menge anderer Herren und Freien erschienen auf einer dazu bestimmten großen Ebene auf beiden Ufern des Rheins zwischen Mainz und Worms, Oppenheim gegenüber, die man Kamba, das Wahlfeld nannte. Lange schwankte man zwischen den beiden Herzögen von Franken, Konrad dem Aeltern und Konrad dem Jüngern; sie waren Vettern: jener empfahl sich durch Tapferkeit und Rechtschaffenheit, dieser durch Reichthum und Macht. Da nahm der Aeltere den Jüngern auf die Seite und sprach: „Laß uns nicht durch Streit unsere Freundschaft stören. Veruneinigen wir uns, so werden die Fürsten einen dritten wählen, und von uns werden die Nachkommen sagen, daß wir der Krone nicht würdig waren. Trifft die Wahl dich, so trete ich sogleich bei und huldige dir; werde ich gewählt, so erwarte ich

*) Ihre Schädel, in Gold gefaßt, werden in Bamberg als kostbare Reliquien gezeigt.

dasselbe von dir!" Konrad der Jüngere versprach dies und beide umarmten sich vor der ganzen Versammlung. Der Erzbischof (Aribo) von Mainz gab zuerst seine Stimme und wählte — den Aeltern. Die andern Geistlichen folgten fast ohne Ausnahme. Unter den Fürsten stimmte Konrad der Jüngere zuerst; er rief laut den Namen seines Vetters aus und die übrigen Fürsten stimmten ihm bei. Nur zwei (der Erzbischof von Cöln und der Herzog von Lothringen) verließen unwillig die Versammlung. Da eilte ihnen Konrad der Jüngere nach und ließ nicht eher mit Bitten ab, bis sie zurückkehrten und beistimmten.

Konrad II. oder der Salier (1024—1039) — weil er Herzog der salischen Franken gewesen war — war einer der vorzüglichsten Kaiser, tapfer, entschlossen und besonnen, gütig und leutselig gegen die Gutgesinnten, aber streng und ernst gegen die Unruhestifter. Sein Kaplan Wippo sagt von ihm: „Es klingt wie Schmeichelei, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie fest, wie furchtlos, wie ernst er gegen die Bösen, wie gütig gegen die Feinde, wie unermüdet und emsig in Geschäften er gewesen ist, wenn die Wohlfahrt des Reichs es verlangte." Als er in Mainz zur Krönung nach der Kirche zog, wurde er von drei Menschen aufgehalten, welche Bitten anzubringen hatten, einer Wittwe, einer Waise und einem Bauer. Die Bischöfe wollten sie entfernen und erinnerten, daß man bereits mit dem Gottesdienste auf ihn warte. „Nein!" sprach er, „es ist besser, selbst seine Pflicht zu thun, als von andern zu hören, daß man sie thun soll; denn ihr selbst habt mir oft genug gesagt, daß nicht die Hörer, sondern die Thäter des Worts vor Gott etwas gelten." Er hörte die Bittenden ruhig an, und nun erst schritt er zur Kirche. Von seiner Frau Gisela sollte er sich scheiden, da er im fünften Grade mit ihr verwandt war, oder der Krone entsagen, so wollten es die Bischöfe. Er aber erklärte, lieber die Krone fahren lassen zu wollen, als sein geliebtes Weib, und so gaben denn die Geistlichen nach. Damals gab es ein Königreich Burgund oder Arelat. Es umfaßte das südöstliche Frankreich und die westliche Schweiz, also das ganze Stromgebiet der Rhone und der Saone. Der König desselben, Rudolph, hatte keine Kinder und hatte schon Heinrich II. versprochen, daß das Land nach seinem Tode an Deutschland fallen sollte. Dies Versprechen wurde nun dem Konrad erneuert, und als Rudolph 1032 starb, nahm Konrad Besitz von Burgund. Dagegen überließ er dem Könige Knut von Däne-

mark und England die Markgrafschaft Schleswig, welche wegen ihrer Entfernung doch nicht geschützt werden konnte, und machte die Eider zur Grenze zwischen Deutschland und Dänemark. — Nach Italien mußte er zwei mal ziehen. Die auffässigen Lombarden hatten den kaiserlichen Palast in Pavia zerstört, damit der Kaiser nicht unter ihnen wohnen möchte, und boten ihre Krone bald diesem, bald jenem Fürsten an. Nun zog Konrad über die Alpen, züchtigte die Einwohner von Pavia durch Verwüstung ihrer Felder und ließ sich in Mailand mit seiner Frau Gisela krönen. Dann hielt er auf einer weiten Flur bei Mailand, die man die roncalischen Felder nennt, einen glänzenden Reichstag. Hier sah man vor den zahllosen Zelten seiner Krieger sein prachtvolles Zelt hervorragen, vor dem auf einer hohen Stange ein blitzender Schild hing, und ein Herold rief aus: auf des Königs Befehl sollte jeder seiner Vasallen in Italien zu diesem Schilde herbeieilen, bei Strafe des Verlustes seines Lehns. Die meisten fanden sich auch ein und beugten das stolze Haupt vor dem Fürsten, der ihnen zeigte, daß er zu gebieten verstände. In Rom erhielt er in Gegenwart des damals noch lebenden Rudolph von Burgund und des Königs Knut, die Kaiserkrone. Späterhin riefen ihn neue Unruhen der Lombarden zum zweiten male nach Italien. Der verrätherische Erzbischof von Mailand, Heribert, brachte sie gegen den Kaiser noch mehr auf, und als dieser mit großer Heeresmacht auf ihn losging, brach eine Seuche in seinem Lager aus, die einen großen Theil der Deutschen hinwegraffte, so daß also Italien wieder das Grab dieser Nation wurde. Selbst mehrere von des Kaisers nächsten Verwandten starben, und mißmuthig und selbst kränklich kehrte er nach Deutschland zurück. Aber auch hier gab es der Unordnungen genug, besonders in Burgund, wo die Befehdung der großen und kleinen Herren alle Sicherheit aufhob. Da begab sich Konrad nach Burgund und machte auf einem Reichstage in Solothurn den Gottesfrieden (treuga dei) bekannt. Es waren nämlich hier einige wohlmeinende Bischöfe auf den vernünftigen Gedanken gekommen, daß, wenn die Ritter denn durchaus der Befehdungen sich nicht enthalten könnten, wenigstens einige Tage in der Woche davon ausgenommen sein sollten. An diesen sollte ein allgemeiner Stillstand stattfinden, und wer ihn bräche, sollte als ein Uebertreter göttlicher Gebote betrachtet und von der Kirchengemeinde ausgeschlossen werden; denn Gott habe ihn selbst durch einen vom Himmel herabgefallenen Brief geboten. Dies nannte man den

Frieden Gottes. Frankreich nahm ihn zuerst an, und nun machte Konrad ihn auch in Burgund bekannt. Von Mittwoch Abend an bis Montag früh sollte er gelten. Das war nun recht löblich; aber leider wurde er nicht immer gehalten und selbst der Kaiser war nicht mächtig genug, jeden Frevler zu strafen. — Konrad starb nach einer fünfzehnjährigen ruhmvollen Regierung in Utrecht 1039 und wurde im Dom von Speier begraben.

Ihm folgte sein ältester Sohn, Heinrich III. oder der Schwarze (1039—1056), ein noch klügerer, tapferer und thätigerer Mann als sein Vater; so kräftig hatte seit Karl dem Großen kein Kaiser die kaiserliche Gewalt gehandhabt wie er. Zuerst zeigte er dies gegen die Ungern. Diese sonst so wilde Nation war durch die Annahme des Christenthums sehr viel milder geworden. Jetzt hatten sie ihren König (Peter) vertrieben, der zu Heinrich seine Zuflucht nahm. Dieser zog dreimal gegen die Ungern, unterwarf sie und zwang den König, das Land von ihm zu Lehen zu nehmen. Heinrich konnte zwar diese Oberherrschaft für die Länge nicht behaupten; indessen war es schon eine Ehre, für einige Zeit als Herr anerkannt worden zu sein.

Eben so kräftig verfuhr Heinrich gegen die Päpste. Es gab deren damals zu gleicher Zeit drei, die sich miteinander um die Würde lebhaft stritten. Nun erschien Heinrich in Italien, berief nach Sutri im Kirchenstaate eine Kirchenversammlung und setzte hier zwei Päpste ab; der dritte legte seine Würde freiwillig nieder, und nun wurde unter Heinrichs Vorsitz vom römischen Volke und von den Geistlichen ein neuer Papst gewählt; dies mal ein Sachse, Suidger, Bischof von Bamberg, der ihn in Rom feierlich krönte; denn es war üblich geworden, daß der deutsche König nicht eher Kaiser hieß, bis er die Krönung empfangen hatte. Jetzt gab Heinrich das Gesetz, daß die Römer ohne Bewilligung des Kaisers nie einen Papst wählen sollten. Da der Papst bald nachher starb, so gab er den Römern nacheinander drei Päpste, alle Deutsche; denn nach dem Tode eines jeden baten sie ihn, ihnen einen neuen Papst zu geben.

Auch in Deutschland zeigte er, daß er von der Würde eines Kaisers hohe Begriffe habe. Er entsetzte mehrere ungehorsame Fürsten und verschenkte die von ihnen besessenen Länder an andere, die ihm gehorsamer waren; denn damals hatten die Kaiser noch das Recht, die Herzogthümer als Lehen zu verleihen, an wen sie wollten. Die unversöhnliche Strenge des Kaisers hatte namentlich

Herzog Gottfried der Bärtige von Lothringen zu erfahren. Er ward seines Herzogthums beraubt, welches der elsässische Graf Gerhard erhielt, der Stammvater des spätern lothringischen Fürstengeschlechts. Daß die Fürsten mit des Kaisers kräftigen Eingreifen nicht zufrieden waren, läßt sich leicht denken, und als er seinen dreijährigen Sohn Heinrich IV. von ihnen zum Thronfolger wählen ließ, versprachen sie diesem zwar Gehorsam, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalte: „wenn er mit Gerechtigkeit regieren würde." Der Kaiser starb in der Blüthe der Jahre, erst 39 Jahre alt, auf einer Jagd im Harzgebirge (1056) und wurde ebenfalls in Speier begraben.

61. Heinrich IV., 1056. — Gregor VII., 1073—85.

Da Heinrich IV. (1056—1106), ein erst fünfjähriger Knabe, noch nicht selbst regieren konnte, so übernahm seine Mutter Agnes die Regentschaft. Agnes war eine treffliche Frau und zärtliche Mutter; sie erzog ihr Söhnchen mit aller Liebe und Sorgfalt. Aber die deutschen Fürsten machten ihr das Leben schwer. Sie ärgerten sich, daß sie einer Frau gehorchen sollten, und überall im Reiche brachen Befehdungen los, weil nur die Furcht vor dem verstorbenen Kaiser sie bisher in Ruhe erhalten hatte. Wenn die Kaiserin einen um Rath fragte, so sahen die andern scheel dazu und thaten nun absichtlich das, was sie ärgern mußte. Auch daß sie ihren Heinrich bei sich erzog, war ihnen ein Anstoß. „Wie?" fragten sie, „der junge König, der einmal über uns gebieten soll, wächst heran unter Weibern und beim Spinnrocken? Das können wir nicht dulden." Einer der Unzufriedensten war der Erzbischof von Cöln, Hanno, ein herrschsüchtiger Mann. Der entwarf den Plan, den jungen Heinrich den treuen Mutterarmen zu entreißen, und es gelang ihm auch. Er ließ ein Schiff bauen, es recht reich und künstlich ausschmücken und den Rhein hinabfahren bis nach Kaiserswerth, wo eben Agnes mit ihrem Sohne auf einer Reise nach den Niederlanden angekommen war. Hanno that sehr freundlich, und als Heinrich bei der Tafel gerade recht aufgeweckt war, erzählte ihm der schlaue Priester viel von seinem schön eingerichteten Schiffe, welches nahe am Ufer läge. Der kleine Prinz wurde neugierig; er wollte es sehen. Hanno zog mit ihm hin, stieg ein und schnell stießen die schon dazu vorbereiteten Schiffer vom Ufer ab. Heinrich schöpfte nun Verdacht; es wurde ihm

ängstlich nach seiner Mutter, und da alles Flehen, wieder zurückzufahren, nichts half, so sprang er in der Angst seines Herzens über Bord, um zurückzuschwimmen. Aber der Strudel riß ihn fort, und er wäre ertrunken, wäre ihm nicht schnell ein Ritter, Eckbert von Braunschweig, nachgesprungen, der ihn herauszog und wieder aufs Schiff brachte. Hier suchte ihn Hanno zu beruhigen und brachte ihn glücklich nach Cöln, so sehr auch die jammernde Mutter am Ufer die Hände rang. Seit der Zeit hatte sie keine glückliche Stunde mehr. Ueberall fehlte ihr ihr geliebter Heinrich, der ihr nicht einmal Nachricht von sich geben konnte — in so strengem Gewahrsam wurde der Knabe anfangs gehalten. Wir haben noch einige Briefe übrig, welche damals ein würdiger Geistlicher an die unglückliche Agnes schrieb, in denen er ihr mit biederer Herzlichkeit Trost zuspricht und sie bittet, ihr Gemüth auf das hinzulenken, was über alles Irdische leicht tröstet. Sie beschloß, auf die Freuden dieses Lebens nun ganz zu verzichten und ihr Leben nur Gott zu weihen. Dazu reiste sie auch nach Rom und hier sah man sie, vom Kummer tief gebeugt, oft vor den Stufen des Altars in andächtigem Gebete zubringen. Späterhin mußte sie noch Zeuge der großen Noth ihres Sohnes und seiner tiefen Demüthigung vor dem Papste sein. Sie starb erst 17 Jahre nach der Trennung von ihrem Sohne.

Heinrich führte anfänglich in Cöln ein trauriges Leben; Niemand wurde vor ihn gelassen. Nach und nach bekam er mehr Freiheit; Hanno ließ ihn endlich alles machen, was er wollte, und statt ihn sorgfältig zu unterrichten und in Geschäften zu üben, erlaubte er ihm, den ganzen Tag umherzulaufen, auf die Jagd zu gehen und Possen zu treiben.

Außer Hanno war noch ein anderer ehrgeiziger Bischof in Deutschland, Adalbert von Bremen. Als Hanno's bitterer Feind mißgönnte er ihm die Vormundschaft über den jungen Kaiser. Hanno hatte den Grundsatz aufgestellt, daß derjenige Bischof, in dessen Sprengel der junge König sich aufhalte, die Aufsicht über ihn führen sollte. Diese Aufsicht hatte er bisher geführt; aber sie wurde ihm je länger je lästiger und darum näherte er sich seinem bisherigen Feinde Adalbert, den er zugleich sich dadurch zu gewinnen hoffte, und trug ihm die Aufsicht über den königlichen Knaben an, wenn er ihm dagegen die fernere Verwaltung des Reichs überlassen wollte. Adalbert ging das gern ein, und so kam Heinrich an den Hof dieses ehrgeizigen Mannes.

Hier ging dem kaiserlichen Jünglinge ein ganz anderes Leben an. Adalbert war voll Stolz, Eitelkeit und Herrschsucht und umgab sich, obgleich er selbst einfach und nüchtern lebte, doch mit dem Glanz einer fast königlichen Hofhaltung. Zahlreiche Gäste aller Art zogen an seinem Hofe aus und ein. Dem jungen Könige war das eben recht, und er führte in Bremen ein rechtes Herrenleben; den Adalbert und seine Freunde ließ er aber im Reiche schalten und walten, worüber keiner mehr murrte, als des Erzbischofs nächste Nachbarn, die Sachsen, die mit ihm in beständigem Hader lagen. Daß bei solcher Erziehung aus Heinrich nicht viel werden konnte, war natürlich. Er wuchs wild und ohne Kenntnisse auf, lernte nie seinen Willen bezähmen und hörte mit Vergnügen von Adalbert den Grundsatz: einem Könige sei alles erlaubt. Wahrlich! der arme Heinrich, der so planmäßig verdorben wurde, war recht zu beklagen. Bei solcher Wirthschaft, da niemand sich um das Reich mit Ernst bekümmerte, ging hier alles darunter und darüber. Jeder that, was ihm gefiel; der Befehdungen war kein Ende, keiner mehr seines Lebens sicher, und dies alles wurde — dem Heinrich beigemessen, weil er fast zu jeder Ungerechtigkeit den Namen hergeben mußte.

Nun war er 15 Jahre alt und übernahm auf Adalberts Rath die Regierung selbst. Hätte er ahnen können, welche Leiden ihm bevorstanden, er hätte gewiß nie ans Regieren gedacht! Wie wollte er Andere, und dazu so unbändige, rohe, widerspenstige Fürsten, beherrschen, da er sich selbst nicht zu beherrschen verstand? Böse war er nicht, vielmehr verriethen alle seine Aeußerungen eine edle und hochbegabte Natur. Kräftig und kühn, scharfsinnig und würdevoll, zeigte er sich doch auch wieder leichtsinnig, rachsüchtig, unbedachtsam, nachgiebig und seiner ungezähmten Leidenschaft hingegeben. Seine Tapferkeit im Kampfe war hervorragend, in 62 Schlachten hat er gefochten; den Armen und Kranken war er ein so bereitwilliger Tröster und Wohlthäter, daß er ihnen auch mit persönlicher Hingabe die Dienste der Barmherzigkeit erwies. Aber sein Mangel an Selbstbeherrschung riß ihn Zeit seines Lebens in Verwirrungen und Mißgeschicke; für die Thorheiten seiner Jugend hat er schwer — sehr schwer büßen müssen. Anfangs blieb Adalbert sein Rathgeber; aber da thaten sich Hanno und Andere zusammen und ließen dem Kaiser sagen: die Fürsten würden sich in Tribur versammeln; er möge sich dort gleichfalls einfinden. Heinrich verließ Goslar, wo er bisher mit Adalbert so vergnügt gelebt hatte, und ging nach

Tribur am Rhein, wo aber die unzufriedenen Fürsten seinen Palast umzingelten und ihn durch Drohungen zu dem Versprechen nöthigten, den Adalbert zu entlassen und besser zu regieren. Adalbert aber wurde nach seinem Kirchsprengel gewiesen. So ging es damals in Deutschland zu. — Erst 17 Jahre alt, heirathete Heinrich schon. Seine junge Frau hieß Bertha und war des Markgrafen von Susa (in Italien) Tochter. Sie war eine gute Frau, aber es war, als wenn Heinrich nun einmal in allen Dingen unglücklich sein sollte. So verlebte er auch mit seiner Bertha, die wenig Anziehendes hatte, nur wenige vergnügte Tage; sie überwarfen sich schon in den ersten Wochen ihrer Verbindung und führten mit einander eine zwanzigjährige höchst unglückliche Ehe.

Auch mit seinen Unterthanen zerfiel Heinrich bald, am ersten mit den Sachsen. Wir wissen schon von Karls des Großen Geschichte her, was für ein freiheitsliebendes, unruhiges und tapferes Volk die Sachsen waren, mit denen Heinrich recht säuberlich hätte umgehen sollen. Aber Adalbert hatte ihm immer vorgeredet, mit ihnen müsse er keine Umstände machen; sie wären empörungssüchtig und könnten nur durch Strenge im Zaume gehalten werden. Heinrich, statt die Herzen der biedern Sachsen durch Güte und Vertrauen zu gewinnen, ließ überall in ihrem Lande Schlösser aufführen, in welche er fränkische Kriegsknechte legte, welche die Gegend umher ausplünderten und die Landleute bedrückten. Von Heinrich selbst erzählte man sich, er habe einmal auf einem Berge in Sachsen gestanden, sich von da im Lande umgesehen und dann gesagt: „Sachsen ist ein schönes Land, aber die darin wohnen, sind nichtswürdige Knechte!“ Das wurde schnell herum erzählt und machte böses Blut. Die Gährung wurde immer größer, die festen Schlösser in Sachsen mehrten sich, der Druck nahm an Härte von Tage zu Tage zu. Da beschlossen die Sachsen und Thüringer, solche Willkür nicht länger zu dulden und sich an den Papst zu wenden.

Eben war ein neuer Papst gewählt worden, Gregor VII., ein Mann, der bestimmt war, die päpstliche Gewalt auf den höchsten Gipfel zu bringen. Vor seiner Wahl hieß er Hildebrand; eine Bauernfamilie in der Gegend von Saona in Toskana war die Stätte seiner Geburt; sein Vater soll Grobschmied oder Zimmermann gewesen sein. Ein mütterlicher Oheim, welcher Abt eines Klosters in Rom war, nahm den fähigen Knaben zu sich und erzog ihn. Der Unterricht schlug trefflich bei dem Knaben an; er

wurde dann Mönch und stieg, da er sich durch Frömmigkeit, Strenge der Sitten und Gelehrsamkeit vor Vielen hervorthat, immer höher, bis ihn die Cardinäle (so heißen die vornehmsten Geistlichen, denen die Papstwahl zusteht) zum Papste wählten. Seine Wahl geschah auf folgende Art: Die Cardinäle versammelten das römische Volk und riefen ihm zu: „Hildebrand, den Archidiaconus, haben wir zum Papste erhoben, daß er unser beständiger Herr sei und Gregorius heiße: den wollen und billigen wir. Gefällt er euch?" — Das Volk antwortete: „Er gefällt uns." — „Wollt ihr ihn?" — „Wir wollen ihn." — „Lobet ihr ihn?" — „Wir loben ihn."

Heinrichs Vater hatte verordnet, daß kein Papst ohne des deutschen Königs Willen gewählt werden sollte. Schon der Vorgänger Hildebrands, Papst Nicolaus II., hatte es indeß durchgesetzt, daß die Papstwahl lediglich den Cardinälen übertragen würde und daß dem Kaiser das Recht der Bestätigung erst vom Papste ertheilt werden solle. Von demselben Papste hatte der Normannenherzog Guiscard alle seine Besitzungen als Lehn des päpstlichen Stuhles empfangen, wobei er sich auf die angebliche Constantinische Schenkung berief, worin es heißen sollte: „Die Stadt Rom und alle Länder Italiens und des Occidents." Als nun Gregor seine Wahl dem Kaiser Heinrich melden ließ, war dieser sehr ungehalten und ließ ihn durch einen besondern Gesandten fragen, mit welchem Rechte er denn gewählt sei? Der schlaue Gregor stellte sich ganz demüthig, um nur erst die Bestätigung zu erhalten. „Herr Graf," sagte er zu dem kaiserlichen Gesandten, „Gott ist mein Zeuge, daß ich diese Ehre nicht gesucht habe, sondern daß sie mir von den Römern mit Gewalt aufgebürdet ist. Die Einweihung will ich auch durchaus nicht eher mit mir vornehmen lassen, bis ich des Kaisers Willen weiß." — Heinrich wurde durch diese Bescheidenheit besänftigt; er genehmigte nicht nur die Wahl, sondern befahl auch, ihn sogleich zum Papste zu weihen. Wie schwer mag er dies späterhin bereut haben!

Nun ging Gregor rasch an sein Werk. Fest stand in seiner Seele der Entschluß, die Geistlichen ganz los zu machen von der Herrschaft der Fürsten und der Staatsgewalt — und so ist er der eigentliche Begründer der Macht des Papstthums geworden. Diese besteht in den folgenden Behauptungen:

1) Der Papst ist der Statthalter Gottes und Christi auf Erden.

2) Als solcher ist er Herr der ganzen Erde und alle Länder gehören ihm. Die Könige und Fürsten haben sie von ihm zu Lehen, und er kann, wenn sie ihm nicht gehorchen, sie absetzen und ihr Land einem gehorsamen Fürsten geben. Der Papst kann auch allein den königlichen Titel und die königlichen Ehren verleihen.

3) Die ganze weltliche Gewalt der Fürsten ist ein Ausfluß der geistlichen Macht und muß nach den Winken des Priesterthums verwaltet werden. Dieses richtet die weltlichen Gewalthaber; dagegen wird es selbst von Niemand als von Gott gerichtet.

4) Der Papst ist als Statthalter Christi das absolute Oberhaupt aller Christen und mit aller Fülle der Gewalt bekleidet, die Christus selbst hat. Er hat die ganze gesetzgebende und vollziehende Gewalt in der Kirche allein im Besitz, und durch den heiligen Geist werden alle seine Aussprüche unfehlbar. Daher muß ihm auch Alles den unbedingtesten Gehorsam leisten, und allen seinen Aussprüchen in Glaubenssachen, Ceremonien und allen Kirchenangelegenheiten sich schlechthin unterwerfen.

5) Er allein hat das Recht, Kirchenversammlungen zusammenzurufen, sie zu leiten, ihre Beschlüsse zu bestätigen oder zu verwerfen.

6) Vermöge der Fülle seiner Gewalt kann er von allen Eiden und von allen Versprechungen entbinden, alles Recht aufheben und alle Sünden vergeben.

7) Er ist der höchste Bischof der Christenheit, der allgemeine Vater der Christen. Alle andern Bischöfe sind nur von ihm bestellte Vicarien und ihm zum gänzlichen Gehorsam verpflichtet. Er stellt sie an und setzt sie ab nach seinem Wohlgefallen.

8) Die Bischöfe und alle ihnen untergeordnete Priester müssen allein den Befehlen des Papstes gehorchen; den weltlichen Obrigkeiten dagegen dürfen sie nur in so weit gehorchen, wie es ihnen der Papst erlaubt. Denn man muß Gott und dem Papste, seinem Stellvertreter, mehr gehorchen als den Menschen.

9) Als alleiniger Bischof der Kirche ist auch der Papst der Eigenthümer aller Kirchengüter, über welche die weltliche Obrigkeit nur in so weit, wie der Papst es erlaubt, Macht hat.

10) Die weltliche Obrigkeit darf auch die Priester nicht vor ihre Gerichte ziehen, sondern sie stehen allein unter dem Papste. Die weltliche Obrigkeit hat daher auch kein Recht, die Befehle des Papstes an die Bischöfe zu controliren oder deren Bekanntmachung

zu verhindern, sondern sie, die päpstlichen Befehle, sind frei von jeder Aufsicht des Staats.

11) Wer dem Papste nicht gehorcht, sondern ihm den Gehorsam in irgend einer Sache verweigert, den kann er mit dem Banne belegen und für einen Ketzer erklären.

12) Wen der Papst gebannt und als Ketzer bezeichnet hat, der ist aus der christlichen Kirche gestoßen, wird seiner Ehre, seines Vermögens und aller bürgerlichen Rechte verlustig und ist dem Feuertode verfallen. Der Papst ordnet die Ketzergerichte (Inquisition), und die weltlichen Obrigkeiten sind verbunden, die Urtheile dieses Gerichtes zu vollstrecken. Niemand darf mit einem Ketzer Umgang haben, Niemand ihn beherbergen oder beschützen, wenn er nicht gleicher Strafe theilhaftig werden soll. Die Fürsten und Obrigkeiten, welche sich weigern, die Strafe an den Ketzern zu vollziehen, entsetzt der Papst ihrer Würden, thut sie in den Bann, entbindet die Unterthanen vom Eide der Treue und gibt ihre Länder andern gehorsamen Fürsten, welche die Ketzer vertilgen.

Diese grenzenlose Herrschsucht hat der kühne Gregor auch wirklich durchgeführt und sich zum Schrecken aller christlichen Fürsten gemacht. In jener Zeit der Roheit und Gesetzlosigkeit konnte es allerdings von großem Nutzen sein, wenn eine höhere als die weltliche Macht Zucht und Ordnung aufrecht erhielt und der frechen Willkür wehrte, und wären die Päpste wirklich so gewesen, wie sie hätten sein sollen, Muster der christlichen Tugend und erfüllt vom Geiste Jesu, so hätten sie für das Mittelalter ein wahrer Segen sein können. Diese Idee mochte auch wohl dem klugen Gregor vorschweben; aber er beging den Fehler, den nach ihm auch alle andere Päpste begangen haben, daß er den Schaden bloß außerhalb der Kirche suchte, statt daß er mit Abschaffung der kirchlichen Mißbräuche und Irrthümer hätte anfangen und die Reinheit und Einfachheit des Christenthums wiederherstellen sollen. Daher kam es, daß das Papstthum sich vom Geiste des Christenthums in vieler Beziehung entfernte. Uebrigens haben die Fürsten zu verschiedenen Zeiten gegen die Anmaßung der Päpste Einspruch gethan. Auch die Kirchenversammlungen haben oftmals den Grundsatz ausgesprochen, daß sie, die Concilien, über dem Papste ständen, z. B. in Pisa, in Costnitz, in Basel (s. unten).*) — Um die Geistlichen

*) Erst 1786, in dem Zeitalter der Toleranz, haben die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Cöln und Salzburg zu Ems (im Nassauischen) erklärt, daß den

mehr von dem Einflusse der Fürsten loszureißen, verbot Gregor jenen die Ehe. Bis dahin war es allen Geistlichen erlaubt gewesen, zu heirathen. Es hatte zwar auch früher schon nicht an solchen gefehlt, die ehelos gelebt hatten, weil sie damit Gott einen Dienst zu thun geglaubt; aber es war diese Ehelosigkeit (Cölibat nannte man sie) noch nicht allgemein gewesen. Gregor befahl sie mit Strenge; denn dadurch, daß die verehelichten Priester die Versorgung ihrer Kinder allein von ihrem Landesherrn erwarten konnten, waren sie mit starken Banden an diesen gefesselt und durften es mit ihm nicht verderben. Daß die Einführung des Cölibats vielen Widerspruch fand, war sehr natürlich, am meisten in Deutschland. Aber das störte den festen Gregor nicht; er gab nicht nach, und so mußte man endlich ihm nachgeben.

Wie er künftig mit den weltlichen Fürsten umzuspringen im Sinne hatte, zeigte er zuerst in Spanien. Er schrieb einen Brief an die spanischen Großen: „Ihr wißt doch, wie wir hoffen, daß Spanien seit alten Zeiten das Besitzthum des heiligen Petrus ist, und obgleich das Land lange von Heiden besessen worden, so ist dadurch nicht das Recht des Besitzes aufgehoben. Nach dem Gesetze gehört es keinem Sterblichen, sondern allein dem apostolischen Stuhle.“ Zugleich gab er ihnen zu verstehen, sie sollten sich mit ihm durch Geld abfinden. Die Spanier staunten nicht wenig über diese Behauptungen, die ihnen ganz neu waren. Nie hatten sie gehört, daß der Papst oder der Apostel Petrus nur einen Fingerbreit in Spanien besessen hätte; ja dieser war nicht einmal nach Spanien gekommen. Verwundert sahen sie sich an; da aber der Papst seine Behauptung so keck hinstellte und sie in der Geschichte der Vorzeit nicht sehr bewandert waren, so dachten sie: „Er muß doch wohl wissen, was er sagt!“ und unterwarfen sich. Und so machte es Gregor mit mehreren Fürsten. Ueber Kaiser Heinrich erklärte er sich, er habe die Absicht, ihn nächstens durch Gesandte zu unterweisen, was er zum Heile der Kirche und zur Ehre der königlichen Würde zu thun habe. Werde er auf seine Vorschriften hören, so würde er sich freuen; wenn er aber ihm Ungehorsam bewiese, so würde er ihm zeigen, was er vermöchte.

Päpsten nur die Rechte zuständen, die ihnen in den drei ersten Jahrhunderten bewilligt wären, daß die Bischöfe den römischen Bullen keinen Gehorsam schuldig wären u. s. w. Freilich blieb diese Erklärung (Emser Punctation) wirkungslos, da die Bischöfe, welche die geistliche Herrschaft des entfernten Papstes derjenigen der Erzbischöfe vorzogen, dagegen auftraten.

Heinrich war damals in einer sehr mißlichen Lage, in die er sich aber selbst gestürzt hatte. Die Sachsen sahen jetzt deutlich, daß er sie ganz zu Boden drücken wollte. Alle Tage stürzten die königlichen Kriegsknechte wie Räuber über das Eigenthum der Sachsen her, forderten willkürlich Zölle und Abgaben, führten ganze Heerden hinweg, zwangen die Einwohner als Knechte zu dienen, und wenn Einer nur murrte, wurde er gleich ins Gefängniß geworfen, aus dem Niemand anders loskam, als mit Hingebung seines ganzen Vermögens. Klagte man beim Kaiser, so erhielt man kein Gehör oder wurde mit schnöden Worten zurückgeschickt. Einmal berief Heinrich alle sächsischen Fürsten nach Goslar, mit ihnen Wichtiges zu berathen. Alle kamen und warteten auf das Erscheinen des Kaisers. Sie warteten eine Stunde und wieder eine, bis endlich ganz spät am Abend ihnen ein Höfling den Bescheid brachte, sie könnten nur wieder auseinander gehen, der Kaiser habe keine Zeit. Zugleich erfuhren sie, er habe indessen am Würfelspiele gesessen! So unklug rannte Heinrich in sein Unglück hinein!

Die Sachsen traten zusammen und rathschlagten, was zu thun sei. Viele wollten gleich dareinschlagen; aber die Vernünftigeren wollten noch einmal erst den Weg der Güte versuchen. Sie schickten drei Abgeordnete an Heinrich, der eben wieder in Goslar war. Sie sprachen: „Adeligster König! Das Volk der Sachsen, welches keiner Nation an Muth wie an Treue nachsteht, bittet dich, die Rechte der Altväter, die alte Freiheit des Landes, ihm wiederzugeben. Ausländer und Dürftige maßen sich mit Gewalt unsere Güter an und entziehen Eingeborenen die Waldungen, Weiden und Heerden. Lässest du uns nach vaterländischer Sitte leben, so wird kein Volk in Deutschland und Frankreich treuer und ergebener gefunden werden.“ — Das war gut und vernünftig gesprochen. Heinrich aber fuhr sie stolz an und entließ sie mit allgemeinen Vertröstungen. Nun war ihre Geduld erschöpft. An 60,000 standen schnell in Waffen und zogen gegen Goslar, wo Heinrich noch war. Das hatte dieser nicht erwartet; bestürzt floh er nach seiner geliebten Harzburg, einem festen, fast unzugänglichen Bergschlosse auf einem der nördlichen Vorberge des Harzes zwischen Goslar und Ilsenburg. Aber die Sachsen folgten ihm schnell und schlossen diese und viele andere Burgen ein. Jetzt bereute er seinen unzeitigen Stolz und hätte sich gern mit ihnen vertragen. Er schickte auch Gesandte ins sächsische Lager und ließ ihnen Versprechungen machen; sie aber antworteten: „Wir können der Auf-

richtigkeit des Kaisers nicht trauen, bevor er uns keinen Beweis davon giebt. Erst zerstöre er selbst die Burgen, die er in unserm Lande gebaut hat." — Dazu konnte er sich aber nicht entschließen, dem Trotze des Volks nachzugeben. Er benutzte eine dunkle Nacht und entwischte, von einem Jäger geführt, glücklich durch die Schluchten des Harzgebirges, nachdem er seine Schätze und die Reichskleinodien in Säcken heimlich hatte fortbringen lassen. Drei Tage und Nächte irrte er umher, ehe er nach Hessen gelangte, und sah sich bei jedem Geräusche mit Schrecken um, ob auch nicht die gefürchteten Sachsen schon wieder hinter ihm wären. Diese ließen ihn ziehen, machten sich nun schnell über seine Bergschlösser her und zerstörten sie aus dem Grunde. Noch jetzt sieht man auf vielen Bergen des Harzes die grauen Trümmer aus jener Zeit. Auf der Harzburg verbrannten sie die neue schöne Kirche und warfen sogar die Leichen eines Bruders und eines Söhnchens des Kaisers aus ihren Grüften heraus. Dann hielten sie (in Gerstungen, unweit Eisenach, an der Werra) eine Versammlung, in der sie den thörichten Heinrich für unwürdig erklärten, noch ferner die Reichskrone zu tragen, und den Herzog Rudolph von Schwaben zu ihrem Könige wählten. Heinrichs viele Feinde, die er überall im Reiche hatte, schlossen sich an den Gegenkönig an, und jener sah mit Schrecken, wie einer nach dem andern sich von ihm zurückzog. Aber so viele Gewalt hat über die Gemüther der Menschen die Achtung vor dem rechtmäßigen Fürsten, daß Heinrich, sobald er nur etwas nachgab, auch wieder Anhang fand. Er zeigte sich freundlich, versicherte seine Liebe zum Frieden und brachte bald so Viele wieder auf seine Seite, daß er einen neuen Zug gegen die Sachsen unternehmen konnte. Diese und die Thüringer erlitten in einer Schlacht, in welcher Heinrich selbst Proben eines großen Heldenmuthes gab und, auf einem wilden Schlachtroß reitend, viele Feinde mit eigener Hand niederhieb, eine große Niederlage. Dies geschah bei Langensalza in Thüringen an der Unstrut (1075). Er drang mit seinen Franken ins Sachsenland ein und verheerte es so, daß die Sachsen sich zu unterwerfen versprachen. Heinrich befahl den Häuptern, bei Sondershausen sich einzufinden. Hier erschienen sie in großer Zahl, auch die Bischöfe, in Demuth, barhaupt und barfuß, und Heinrich hatte seine Franken dazu versammelt, damit sie Zeuge der Demüthigung sein sollten. Dann ließ er, gegen sein ausdrückliches Wort, die sächsischen Großen greifen und gefangen setzen. Da wandten sie sich

denn in ihrer großen Noth nach Rom an den Papst Gregor VII., der damals gerade schon mit Heinrich in großer Spannung lebte. Heinrich, aufgeblasen durch seinen Sieg, empfing alle Warnungen Gregors mit Spott und Hohn, antwortete auf seine Ermahnungen gar nicht oder mit schnöden Worten und ahnete das schwere Ungewitter nicht, das sich jetzt über seinem sorglosen Haupte zusammenzog. Da erschienen plötzlich päpstliche Legaten (Gesandte) vor ihm, die ihm vom Papste die ernstliche Weisung brachten, sich binnen 60 Tagen in Rom vor einer geistlichen Versammlung einzufinden, um von den gegen ihn angebrachten Beschuldigungen Rechenschaft abzulegen; widrigenfalls würde er an demselben Tage mit dem apostolischen Fluche aus der Kirchengemeinschaft gestoßen werden.

Heinrich war erstaunt und erzürnt über die Anmaßung des Papstes, einen deutschen König nach Rom zu citiren. Er jagte die Legaten mit Schimpf von dannen, berief die deutschen Bischöfe nach Worms und hatte die Freude, daß diese Kirchenversammlung die Absetzung über den Papst aussprach. Heinrich unterschrieb mit fröhlichem Herzen und dachte nun aller Gefahren überhoben zu sein. Sein Vater hatte ja auch mehrere Päpste abgesetzt. Aber er vergaß, daß er kein Heinrich III. und Gregor kein gewöhnlicher Papst sei. Das Absetzungsschreiben schickte er nun durch einen muthvollen Gesandten mit einem scharfen Briefe nach Rom, wo eben Gregor die angekündigte Versammlung halten wollte. Was der königliche Gesandte bringe, wußte noch keiner; auch brachte keiner ein Wort von ihm heraus, bis die Versammlung zusammentrat. Hier saß Gregor im päpstlichen Ornate auf seinem erhabenen Stuhle, um ihn herum die Cardinäle und Bischöfe, alle in der Erwartung, der Gesandte werde im Namen seines Herrn die demüthigsten Entschuldigungen bringen. Da trat er herein, wandte sich zum Papste und rief: „Der König, mein Herr, und alle Bischöfe über dem Gebirge und in Italien" (denn die lombardischen Bischöfe hatten zum Theil auch unterschrieben) „verkündigen dir den Befehl: „Du sollst den dir angemaßten Stuhl Petri und die römische Kirche gleich verlassen; denn ohne des Königs Genehmigung darfst du dir diese Ehre nicht herausnehmen." — Und ehe noch der Papst sich von seinem Erstaunen erholen konnte, wandte er sich zu den umhersitzenden Geistlichen, die nicht wußten, ob sie recht hörten, und sprach: „Euch, ihr Brüder, wird angesagt, daß ihr zum nächsten Pfingstfeste euch vor dem Könige stellen sollt, aus seinen Händen einen andern Papst und Vater zu erhalten; denn

dieser hier ist nicht als ein Papst, sondern als ein reißender Wolf erfunden worden."

Wer beschreibt das Erstaunen und den Unwillen, der die Versammlung ergriff! Die Unternehmendsten sprangen wüthend von ihren Sitzen auf, stürzten auf den Gesandten ein und hätten ihn zerfleischt, wäre nicht Gregor mit Festigkeit zwischen sie getreten und hätte ihrem Eifer gewehrt. Dann las er den empfangenen Brief des Königs mit lauter Stimme der Versammlung vor. Darin wurden ihm recht derbe Dinge gesagt, und er endete mit den Worten: „Du also, mit Fluch behaftet, steige herab! Verlaß den apostolischen Stuhl! Es soll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri steigen, der die rechte Lehre des Apostels lehrt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unsere Bischöfe sagen dir: steig herab! o steig herab!" — Nach Anhörung dieses Briefes war die Wuth gegen den Gesandten fast noch größer und nur mit Mühe konnte sich der Mann retten. Gleich am folgenden Tage hielt Gregor eine neue Versammlung und sprach hier mit starker Stimme den Bann gegen Heinrich aus, mit den Worten: „Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, neige deine Ohren zu uns und höre mich, deinen Knecht, den du von seiner Kindheit an genährt und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen befreit hast. Ich glaube daher, daß es dir aus deiner Gnade und nicht um meiner Werke willen gefallen hat und noch gefällt, daß mir von Gott die Gewalt, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen, ertheilt worden ist. In diesem Vertrauen untersage ich von Seiten des allmächtigen Gottes kraft deiner Gewalt und deines Ansehens dem Könige Heinrich, der sich gegen deine Kirche mit unerhörtem Hochmuthe erhoben, die Regierung des deutschen und italischen Reiches, löse alle Christen von dem Bande des Eides, den sie ihm geleistet haben und noch leisten sollten, und verbiete, daß keiner ihm als einem Könige diene. Ich binde ihn statt deiner mit dem Bande des Fluches, dergestalt, daß die Völker einsehen und erfahren, daß du Petrus bist und daß auf deinem Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden." So hatte also einer den andern in den Bann gethan, und es kam nur darauf an, wer seinen Ausspruch am besten durchsetzen könnte.

Die nächste Folge war, daß Italien, Deutschland und manche andere Länder sich in zwei große Parteien theilten. Jeder erklärte sich für den einen oder für den andern; jeden pflegte man

zu fragen: „Bist du für den Papst, oder bist du für den König?“ Aus jener Zeit haben wir noch ein Lied übrig, das diesen Zustand schildert. Es mag hier einen Platz finden, damit man zugleich den Zustand der damaligen Sprache und Poesie daran erkennen möge:

Dar nah ving sich ane der ubile Strit
(Darnach fing sich an der üble Streit)
Des manig Man virlos den Liph
(In dem mancher Mann verlor den Leib)
Dü demi vierden Heinriche
(Durch den vierten Heinrich).
Vieworrin war diz Riche.
(Verworren war dies Reich),
Mohrt, Roub unti Brant
(Mord, Raub und Brand)
Civurtin Kirichin unti Lant
(Zerführten, d. i. zerstörten Kirche und Land).
Von Tenemarc unz in Apuliam
(Von Dänemark bis Apulien),
Von Kirlingen unz an Ungerin
(Von Kärnthen bis an Ungarn)
Den niman in mohte widirsten
(Denn Niemand nicht konnte widerstehen),
Obi si woltin mit Truwin un somit gen
(Obgleich sie wollten mit Treue und zusammen gehen).
Diz stiftin Heriverte groze
(Dies stiftete Verheerungen große)
Wider Nevin unti Husgenoze
(Wider Neffen und Hausgenossen).
Diz Riche alliz bikerte sin Gewefine
(Dies Reich alles, d. i. dies ganze Reich, kehrte seine Waffen)
In sin eiginin Adere u. s. w.
(In seine eigenen Adern).

Der sorglose Heinrich, nicht ahnend, was eben in Rom über ihn beschlossen sei, war gerade in dem unterworfenen Sachsenlande, baute die eingerissenen Schlösser wieder auf und verschenkte die Güter der gefangenen Sachsenhäupter an seine Günstlinge. Dann ging er wohlgemuth nach Utrecht, um da das Osterfest zu feiern; denn der Bischof Wilhelm war sein treuer Anhänger und ein munterer, geselliger Mann. Mit diesem Wilhelm trug sich aber ein Vorfall zu, der den Kaiser und alle seine Freunde sehr bestürzt machte. Es war am hohen Feste, als der Bischof mit großem Gepränge die Domkirche betrat und die Kanzel bestieg. Nach einem kurzen Eingange leitete er die Rede auf den Papst und begann mit

reißender Beredtsamkeit ihn zu lästern und zu schmähen, sprach von seinen Lastern und schloß höhnisch lächelnd: „Von solch einem Manne, seht! ist unser König im Banne; aber wahrlich ein lächerliches Ding ist solch ein Bann!“ — Allein, kaum war das Fest vorüber, so fiel auch schon der lästernde Bischof in eine schwere Krankheit. Sein Gewissen rief ihm zu: das ist die Strafe des Himmels für die Lästerrede auf den heiligen Vater. Eine fürchterliche Gewissensangst kam über ihn, und unter den jämmerlichsten Qualen der Seele und des Körpers rief er reuig zu Gott und flehte ums ewige Leben, welches er verwirkt habe, weil er schnöde gegen den heiligen Vater gesprochen. Einem Diener des Königs befahl er: „Berichte deinem Herrn, daß er und ich, und alle, die seine Verkehrtheit begünstigt haben, auf ewig verdammt sind.“ — Allen, die um ihn waren, standen die Haare zu Berge vor Schaudern, und sie redeten ihm zu, doch dergleichen Dinge nicht zu sagen. „Ach! seht nur!“ rief er mit funkelnden, starren Augen, „seht nur die bösen Geister, wie sie schon mein Lager umstellen, um mich zu greifen, sobald ich verscheide! Aber ich bitte euch, betet nicht erst nach meinem Tode um meine verlorene Seele!“ — So starb der Unglückliche in Verzweiflung, und Heinrichen selbst überfiel nun eine tödtliche Angst; so groß war damals der Glaube an die Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Papstes! — Ueberall waren die Gemüther furchtbar erschüttert; eine schreckliche Gährung herrschte im ganzen Reiche. Die Sachsen traten schnell wieder zusammen und rüsteten sich; Heinrichs Feinde bekamen neuen Muth und von seinen Freunden schlich sich einer nach dem andern wieder davon, die Strafe des Bannes fürchtend. Alle betrachteten ihn wie einen Verpesteten, dessen Nähe schon unheilbringend sei. Heinrich rief seine Freunde auf, sich um ihn zu vereinigen, aber — keiner erschien! Er bat, er flehte, er drohte — vergebens! sein Ansehen im Reiche war dahin. Da versammelten sich die deutschen Fürsten in Tribur bei Mainz am rechten Rheinufer, den König förmlich zu entsetzen, und besprachen sich über seine Verkehrtheit von Jugend auf und was nun zu thun sei, sieben Tage lang. Hurtig eilte Heinrich herbei und lagerte sich gegenüber am linken Ufer bei Oppenheim. Mit nassen Augen schaute er hinüber. Alle Tage schickte er Boten an die Versammlung und gab die schönsten Worte; er wollte nie wieder etwas ohne ihren Rath unternehmen; ja, er sei bereit, sich seines ganzen Rechts zu begeben, nur möchten sie ihm den Titel und die Reichsinsignien lassen, damit er nicht gar

zu sehr beschimpft werde. — Aber nun war alles Bitten zu spät. Man antwortete ihm, es wäre ihm schon zu viel nachgegeben worden; auf sein Wort sei gar nicht zu trauen; das Einzige, was sie thun könnten, wäre, ihm ein Jahr Frist zu geben. Wenn er bis dahin vom Banne losgesprochen würde, so wollten sie sehen, was sie thäten. Wäre das aber nicht, so sei seine Sache auf ewig verfallen und sie würden dann Rudolph von Schwaben als ihren König anerkennen.

Das war freilich ein trauriger Trost. Zu seinem Schrecken hörte er, daß im nächsten Februar (1077) die deutschen Fürsten in Augsburg einen Reichstag halten wollten, zu welchem der Papst eingeladen werden sollte, um seine Sache zu entscheiden. „Wie?" dachte er, „wenn du dem Papste gute Worte gäbest? Ehe du da vor allen versammelten Fürsten dich vor ihm als ein reuiger Sünder demüthigst, ist es doch besser, du gehst nach Italien und bittest ihn um Aufhebung des Bannes. Ein gutes Wort wird ja eine gute Statt finden!" — Der Entschluß war schnell gefaßt; aber es fehlte an Geld. Demüthig bat er seine alten Freunde, die oft an seiner Tafel geschwelgt hatten, um einigen Vorschuß; aber er erhielt nichts und mußte ärmlicher abreisen, als mancher gemeine Edelmann. Einige Tage vor Weihnachten (1076) — es war obendrein ein recht strenger Winter — reiste er von Speier ab. Er hatte Niemand bei sich als seine Frau, Bertha, die, was er an ihr nicht verdient hatte, die Noth treu mit ihm theilte, sein dreijähriges Söhnchen und einen Mann von unbedeutender Herkunft. So reiste eine Kaiserfamilie. Als er an die Alpen kam, fand er, daß seine Feinde ihm die aus Deutschland nach Italien führenden Alpenpässe verlegt hatten, um ihm die Aussöhnung mit Gregor zu erschweren. Er mußte also einen sehr großen Umweg durch Burgund (jetzt ein Theil von Frankreich) machen und über die See-Alpen nach Italien sich einen Weg bahnen. Hierbei hatte der arme Mann mit den größten Beschwerden und Gefahren zu kämpfen. Selbst jetzt, wo doch fahrbare Straßen über dies Gebirge führen, reist man im Winter hier nicht ohne Gefahr; geschweige damals, wo es noch ganz an einem gebahnten Wege fehlte. Er mußte über hohe Bergrücken, die mit ungeheuren Schneemassen bedeckt waren und wo ein eiskalter Wind ihnen die Haut an Gesicht und Händen abriß. Der Schnee war so hart gefroren wie Eis, und so glatt, daß Menschen und Pferde jeden Augenblick in die Abgründe zu fahren im Begriff waren. Und doch war die

größte Eile nöthig; denn bald schon war das Jahr verflossen, welches ihm die Fürsten gesetzt hatten. Wegweiser hatten ihm eine Bahn über den tiefen Schnee brechen müssen. Nun hatte man endlich den Gipfel glücklich erreicht. Aber hier schien es unmöglich, weiter zu kommen; denn die Seite nach Italien zu war so abschüssig und glatteisig, daß man keinen Fuß fest hinsetzen konnte. Doch was half es? Man mußte hinunter, auf Leben und Tod. Die Männer krochen auf Händen und Füßen, in beständiger Angst, in den gähnenden Abgrund hinabzurollen; die Königin aber und ihre Kammerfrau wurden in Rinderhäute eingenäht und so von den Führern hinabgezogen. Den Pferden band man die Füße zusammen und ließ sie so hinab; die meisten aber kamen dabei um. Endlich — endlich kam man in der Ebene an. Glücklich war die Angst überstanden, aber eine neue begann für den unglücklichen Heinrich.

Gregor war bei Heinrichs Ankunft gerade auf der Reise durch Ober-Italien, um auf den Reichstag nach Augsburg zu gehen. Als ihm Heinrichs Gesandte dessen Wunsch eröffneten, mit ihm eine Zusammenkunft zur Aussöhnung zu halten, bestimmte er dazu das feste Schloß Canossa, welches seiner Freundin, der reichen Markgräfin von Toscana, Mathilde, gehörte. Kaum war Heinrich in Italien erschienen, so waren ihm auch die lombardischen Großen und Bischöfe frohlockend entgegenkommen und hatten ihn gebeten, sie gegen den herrschsüchtigen Gregor, der ihnen allen ein Greuel sei, anzuführen. Aber Heinrich wies sie ab; nicht um zu kämpfen sei er gekommen, sondern um Buße zu thun. So reiste er nach Canossa.

Hier war Mathilde gerade gegenwärtig; auch die Markgräfin von Susa, Adelheid, Heinrichs Schwiegermutter, ihre Freundin. Beide Frauen kamen dem Kaiser entgegen und versuchten ihn mit Gregor auszusöhnen. Demüthig bat Heinrich um Lösung vom Bannspruche; er wolle ja gern jede Genugthuung sich gefallen lassen, die der heilige Vater ihm auflege, und sei bereit, dann noch, wo und wann der Papst es gebiete, auf alle Anklagen zu antworten. Lange war es Gregors Wille gewesen, den Kaiser zu demüthigen; aber daß er eine so schöne Gelegenheit bekommen würde, ihn ganz niederzudrücken, hatte er nicht gedacht. Schnell entwarf er den Plan, der Welt und Nachwelt ein Beispiel zu geben, was ein Papst vermöchte; auch mochte er es für heilsam halten, das leichtsinnige Gemüth Heinrichs zu erschüttern. Er

erlaubte ihm näher zu kommen, um seine Schuld durch Gehorsam abzubüßen. Da kam der arme Sünder. Alles Gefolge war zurückgeblieben, alle Abzeichen der Königswürde hatte er abgelegt; wie die, welche Kirchenbuße thaten, stand er mit nackten Füßen in einem wollenen Bußhemde da. Die Burg hatte eine dreifache Mauer. So wurde er in den Umkreis der zweiten geführt; hinter ihm schloß sich das Thor, vor ihm aber öffnete sich keins, und zu seinem Schrecken sah er, daß man ihn hier stehen ließ. Der Boden war mit Schnee bedeckt; denn Canossa liegt an den Apenninen; es war der 25. Januar (1077) und gerade ein kalter Winter. Der arme Mann klapperte vor Kälte; so mußte er stehen ohne Speise und Trank. Erst am Abende ließ man ihn wieder hinaus. Den zweiten und dritten Tag wurde das unwürdige Spiel wiederholt. Schon war Heinrich fast in Verzweiflung. Da fiel er am dritten Abende vor Mathilden auf die Kniee und bat um Fürsprache bei dem heiligen Vater. Mathilde hatte Mitleiden mit dem armen Büßenden, der geduldet hatte, was kein König vor ihm. Sie bat um Beendigung seiner Buße. Gregor willigte endlich ein und ließ ihn am vierten Tage, den 28. Januar vor sich kommen. Mit bloßen Füßen, im Bußgewande, ganz erfroren, stand da der Kaiser vor dem mächtigen Papste und horchte auf seine Befehle, und um ihn noch mehr zu beugen durch das Bewußtsein seiner Schuld, nahm Gregor eine Hostie, brach sie mitten entzwei und sprach: „Siehe! diese Hostie, die ich jetzt esse, soll mich augenblicklich tödten, wenn das wahr ist, was ihr mir in Worms Schuld gegeben habt.“ Dann reichte er die andere Hälfte dem Heinrich: „Verzehre du nun die andere Hälfte und schwöre dasselbe, wenn deine Klagen gegen mich gegründet sind.“ Heinrich bebte zurück, nahm die Hostie nicht, und sprach das Bekenntniß seiner Verschuldung aus. Gregor sprach ihn los unter der Bedingung, daß er sich an einem zu bestimmenden Tage an dem Orte, wo der Papst es verlangen würde, einfände und auf die angebrachten Beschuldigungen vor den versammelten Fürsten sich vertheidigte. Vermöchte er dies, so sollte er wieder König sein; würden aber die Klagen gegründet erfunden, so dürfte er nicht wieder regieren. Bis zu der Entscheidung müßte er sich alles Schmucks der königlichen Würde enthalten. Dann wurden ihm noch mehrere ähnliche Bedingungen gemacht und hinzugefügt, daß, wofern er nur eine einzige überträte, die Banneslösung als nicht geschehen betrachtet werden, alle Fürsten und Unterthanen ihres

dieser hier ist nicht als ein Papst, sondern als ein reißender Wolf erfunden worden."

Wer beschreibt das Erstaunen und den Unwillen, der die Versammlung ergriff! Die Unternehmendsten sprangen wüthend von ihren Sitzen auf, stürzten auf den Gesandten ein und hätten ihn zerfleischt, wäre nicht Gregor mit Festigkeit zwischen sie getreten und hätte ihrem Eifer gewehrt. Dann las er den empfangenen Brief des Königs mit lauter Stimme der Versammlung vor. Darin wurden ihm recht derbe Dinge gesagt, und er endete mit den Worten: „Du also, mit Fluch behaftet, steige herab! Verlaß den apostolischen Stuhl! Es soll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri steigen, der die rechte Lehre des Apostels lehrt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unsere Bischöfe sagen dir: steig herab! o steig herab!" — Nach Anhörung dieses Briefes war die Wuth gegen den Gesandten fast noch größer und nur mit Mühe konnte sich der Mann retten. Gleich am folgenden Tage hielt Gregor eine neue Versammlung und sprach hier mit starker Stimme den Bann gegen Heinrich aus, mit den Worten: „Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, neige deine Ohren zu uns und höre mich, deinen Knecht, den du von seiner Kindheit an genährt und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen befreit hast. Ich glaube daher, daß es dir aus deiner Gnade und nicht um meiner Werke willen gefallen hat und noch gefällt, daß mir von Gott die Gewalt, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen, ertheilt worden ist. In diesem Vertrauen untersage ich von Seiten des allmächtigen Gottes kraft deiner Gewalt und deines Ansehens dem Könige Heinrich, der sich gegen deine Kirche mit unerhörtem Hochmuthe erhoben, die Regierung des deutschen und italischen Reiches, löse alle Christen von dem Bande des Eides, den sie ihm geleistet haben und noch leisten sollten, und verbiete, daß keiner ihm als einem Könige diene. Ich binde ihn statt deiner mit dem Bande des Fluches, dergestalt, daß die Völker einsehen und erfahren, daß du Petrus bist und daß auf deinem Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden." So hatte also einer den andern in den Bann gethan, und es kam nur darauf an, wer seinen Ausspruch am besten durchsetzen könnte.

Die nächste Folge war, daß Italien, Deutschland und manche andere Länder sich in zwei große Parteien theilten. Jeder erklärte sich für den einen oder für den andern; jeden pflegte man

zu fragen: „Bist du für den Papst, oder bist du für den König?“ Aus jener Zeit haben wir noch ein Lied übrig, das diesen Zustand schildert. Es mag hier einen Platz finden, damit man zugleich den Zustand der damaligen Sprache und Poesie daran erkennen möge:

Dar nah ving sich ane der ubile Strit
(Darnach fing sich an der üble Streit)
Des manig Man virlos den Liph
(In dem mancher Mann verlor den Leib)
Dü demi vierden Heinriche
(Durch den vierten Heinrich).
Vieworrin war diz Riche.
(Verworren war dies Reich),
Mohrt, Roub unti Brant
(Mord, Raub und Brand)
Civurtin Kirichin unti Lant
(Zerführten, d. i. zerstörten Kirche und Land).
Von Tenemarc unz in Apuliam
(Von Dänemark bis Apulien),
Von Kirlingen unz an Ungerin
(Von Kärnthen bis an Ungarn)
Den niman in mohte widirsten
(Denn Niemand nicht konnte widerstehen),
Obi si woltin mit Truwin un somit gen
(Obgleich sie wollten mit Treue und zusammen gehen).
Diz stiftin Heriverte groze
(Dies stiftete Verheerungen große)
Wider Nevin unti Husgenoze
(Wider Neffen und Hausgenossen).
Diz Riche alliz bikerte sin Gewefine
(Dies Reich alles, d. i. dies ganze Reich, kehrte seine Waffen)
In sin eiginin Adere u. s. w.
(In seine eigenen Adern).

Der sorglose Heinrich, nicht ahnend, was eben in Rom über ihn beschlossen sei, war gerade in dem unterworfenen Sachsenlande, baute die eingerissenen Schlösser wieder auf und verschenkte die Güter der gefangenen Sachsenhäupter an seine Günstlinge. Dann ging er wohlgemuth nach Utrecht, um da das Osterfest zu feiern; denn der Bischof Wilhelm war sein treuer Anhänger und ein munterer, geselliger Mann. Mit diesem Wilhelm trug sich aber ein Vorfall zu, der den Kaiser und alle seine Freunde sehr bestürzt machte. Es war am hohen Feste, als der Bischof mit großem Gepränge die Domkirche betrat und die Kanzel bestieg. Nach einem kurzen Eingange leitete er die Rede auf den Papst und begann mit

reißender Beredtsamkeit ihn zu lästern und zu schmähen, sprach von seinen Lastern und schloß höhnisch lächelnd: „Von solch einem Manne, seht! ist unser König im Banne; aber wahrlich ein lächerliches Ding ist solch ein Bann!“ — Allein, kaum war das Fest vorüber, so fiel auch schon der lästernde Bischof in eine schwere Krankheit. Sein Gewissen rief ihm zu: das ist die Strafe des Himmels für die Lästerrede auf den heiligen Vater. Eine fürchterliche Gewissensangst kam über ihn, und unter den jämmerlichsten Qualen der Seele und des Körpers rief er reuig zu Gott und flehte ums ewige Leben, welches er verwirkt habe, weil er schnöde gegen den heiligen Vater gesprochen. Einem Diener des Königs befahl er: „Berichte deinem Herrn, daß er und ich, und alle, die seine Verkehrtheit begünstigt haben, auf ewig verdammt sind.“ — Allen, die um ihn waren, standen die Haare zu Berge vor Schaudern, und sie redeten ihm zu, doch dergleichen Dinge nicht zu sagen. „Ach! seht nur!“ rief er mit funkelnden, starren Augen, „seht nur die bösen Geister, wie sie schon mein Lager umstellen, um mich zu greifen, sobald ich verscheide! Aber ich bitte euch, betet nicht erst nach meinem Tode um meine verlorene Seele!“ — So starb der Unglückliche in Verzweiflung, und Heinrichen selbst überfiel nun eine tödtliche Angst; so groß war damals der Glaube an die Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Papstes! — Ueberall waren die Gemüther furchtbar erschüttert; eine schreckliche Gährung herrschte im ganzen Reiche. Die Sachsen traten schnell wieder zusammen und rüsteten sich; Heinrichs Feinde bekamen neuen Muth und von seinen Freunden schlich sich einer nach dem andern wieder davon, die Strafe des Bannes fürchtend. Alle betrachteten ihn wie einen Verpesteten, dessen Nähe schon unheilbringend sei. Heinrich rief seine Freunde auf, sich um ihn zu vereinigen, aber — keiner erschien! Er bat, er flehte, er drohte — vergebens! sein Ansehen im Reiche war dahin. Da versammelten sich die deutschen Fürsten in Tribur bei Mainz am rechten Rheinufer, den König förmlich zu entsetzen, und besprachen sich über seine Verkehrtheit von Jugend auf und was nun zu thun sei, sieben Tage lang. Hurtig eilte Heinrich herbei und lagerte sich gegenüber am linken Ufer bei Oppenheim. Mit nassen Augen schaute er hinüber. Alle Tage schickte er Boten an die Versammlung und gab die schönsten Worte; er wollte nie wieder etwas ohne ihren Rath unternehmen; ja, er sei bereit, sich seines ganzen Rechts zu begeben, nur möchten sie ihm den Titel und die Reichsinsignien lassen, damit er nicht gar

zu sehr beschimpft werde. — Aber nun war alles Bitten zu spät. Man antwortete ihm, es wäre ihm schon zu viel nachgegeben worden; auf sein Wort sei gar nicht zu trauen; das Einzige, was sie thun könnten, wäre, ihm ein Jahr Frist zu geben. Wenn er bis dahin vom Banne losgesprochen würde, so wollten sie sehen, was sie thäten. Wäre das aber nicht, so sei seine Sache auf ewig verfallen und sie würden dann Rudolph von Schwaben als ihren König anerkennen.

Das war freilich ein trauriger Trost. Zu seinem Schrecken hörte er, daß im nächsten Februar (1077) die deutschen Fürsten in Augsburg einen Reichstag halten wollten, zu welchem der Papst eingeladen werden sollte, um seine Sache zu entscheiden. „Wie?" dachte er, „wenn du dem Papste gute Worte gäbest? Ehe du da vor allen versammelten Fürsten dich vor ihm als ein reuiger Sünder demüthigst, ist es doch besser, du gehst nach Italien und bittest ihn um Aufhebung des Bannes. Ein gutes Wort wird ja eine gute Statt finden!" — Der Entschluß war schnell gefaßt; aber es fehlte an Geld. Demüthig bat er seine alten Freunde, die oft an seiner Tafel geschwelgt hatten, um einigen Vorschuß; aber er erhielt nichts und mußte ärmlicher abreisen, als mancher gemeine Edelmann. Einige Tage vor Weihnachten (1076) — es war obendrein ein recht strenger Winter — reiste er von Speier ab. Er hatte Niemand bei sich als seine Frau, Bertha, die, was er an ihr nicht verdient hatte, die Noth treu mit ihm theilte, sein dreijähriges Söhnchen und einen Mann von unbedeutender Herkunft. So reiste eine Kaiserfamilie. Als er an die Alpen kam, fand er, daß seine Feinde ihm die aus Deutschland nach Italien führenden Alpenpässe verlegt hatten, um ihm die Aussöhnung mit Gregor zu erschweren. Er mußte also einen sehr großen Umweg durch Burgund (jetzt ein Theil von Frankreich) machen und über die See-Alpen nach Italien sich einen Weg bahnen. Hierbei hatte der arme Mann mit den größten Beschwerden und Gefahren zu kämpfen. Selbst jetzt, wo doch fahrbare Straßen über dies Gebirge führen, reist man im Winter hier nicht ohne Gefahr; geschweige damals, wo es noch ganz an einem gebahnten Wege fehlte. Er mußte über hohe Bergrücken, die mit ungeheuren Schneemassen bedeckt waren und wo ein eiskalter Wind ihnen die Haut an Gesicht und Händen abriß. Der Schnee war so hart gefroren wie Eis, und so glatt, daß Menschen und Pferde jeden Augenblick in die Abgründe zu fahren im Begriff waren. Und doch war die

größte Eile nöthig; denn bald schon war das Jahr verflossen, welches ihm die Fürsten gesetzt hatten. Wegweiser hatten ihm eine Bahn über den tiefen Schnee brechen müssen. Nun hatte man endlich den Gipfel glücklich erreicht. Aber hier schien es unmöglich, weiter zu kommen; denn die Seite nach Italien zu war so abschüssig und glatteisig, daß man keinen Fuß fest hinsetzen konnte. Doch was half es? Man mußte hinunter, auf Leben und Tod. Die Männer krochen auf Händen und Füßen, in beständiger Angst, in den gähnenden Abgrund hinabzurollen; die Königin aber und ihre Kammerfrau wurden in Rinderhäute eingenäht und so von den Führern hinabgezogen. Den Pferden band man die Füße zusammen und ließ sie so hinab; die meisten aber kamen dabei um. Endlich — endlich kam man in der Ebene an. Glücklich war die Angst überstanden, aber eine neue begann für den unglücklichen Heinrich.

Gregor war bei Heinrichs Ankunft gerade auf der Reise durch Ober-Italien, um auf den Reichstag nach Augsburg zu gehen. Als ihm Heinrichs Gesandte dessen Wunsch eröffneten, mit ihm eine Zusammenkunft zur Aussöhnung zu halten, bestimmte er dazu das feste Schloß Canossa, welches seiner Freundin, der reichen Markgräfin von Toscana, Mathilde, gehörte. Kaum war Heinrich in Italien erschienen, so waren ihm auch die lombardischen Großen und Bischöfe frohlockend entgegenkommen und hatten ihn gebeten, sie gegen den herrschsüchtigen Gregor, der ihnen allen ein Greuel sei, anzuführen. Aber Heinrich wies sie ab; nicht um zu kämpfen sei er gekommen, sondern um Buße zu thun. So reiste er nach Canossa.

Hier war Mathilde gerade gegenwärtig; auch die Markgräfin von Susa, Adelheid, Heinrichs Schwiegermutter, ihre Freundin. Beide Frauen kamen dem Kaiser entgegen und versuchten ihn mit Gregor auszusöhnen. Demüthig bat Heinrich um Lösung vom Bannspruche; er wolle ja gern jede Genugthuung sich gefallen lassen, die der heilige Vater ihm auflege, und sei bereit, dann noch, wo und wann der Papst es gebiete, auf alle Anklagen zu antworten. Lange war es Gregors Wille gewesen, den Kaiser zu demüthigen; aber daß er eine so schöne Gelegenheit bekommen würde, ihn ganz niederzudrücken, hatte er nicht gedacht. Schnell entwarf er den Plan, der Welt und Nachwelt ein Beispiel zu geben, was ein Papst vermöchte; auch mochte er es für heilsam halten, das leichtsinnige Gemüth Heinrichs zu erschüttern. Er

erlaubte ihm näher zu kommen, um seine Schuld durch Gehorsam abzubüßen. Da kam der arme Sünder. Alles Gefolge war zurückgeblieben, alle Abzeichen der Königswürde hatte er abgelegt; wie die, welche Kirchenbuße thaten, stand er mit nackten Füßen in einem wollenen Bußhemde da. Die Burg hatte eine dreifache Mauer. So wurde er in den Umkreis der zweiten geführt; hinter ihm schloß sich das Thor, vor ihm aber öffnete sich keins, und zu seinem Schrecken sah er, daß man ihn hier stehen ließ. Der Boden war mit Schnee bedeckt; denn Canossa liegt an den Apenninen; es war der 25. Januar (1077) und gerade ein kalter Winter. Der arme Mann klapperte vor Kälte; so mußte er stehen ohne Speise und Trank. Erst am Abende ließ man ihn wieder hinaus. Den zweiten und dritten Tag wurde das unwürdige Spiel wiederholt. Schon war Heinrich fast in Verzweiflung. Da fiel er am dritten Abende vor Mathilden auf die Kniee und bat um Fürsprache bei dem heiligen Vater. Mathilde hatte Mitleiden mit dem armen Büßenden, der geduldet hatte, was kein König vor ihm. Sie bat um Beendigung seiner Buße. Gregor willigte endlich ein und ließ ihn am vierten Tage, den 28. Januar vor sich kommen. Mit bloßen Füßen, im Bußgewande, ganz erfroren, stand da der Kaiser vor dem mächtigen Papste und horchte auf seine Befehle, und um ihn noch mehr zu beugen durch das Bewußtsein seiner Schuld, nahm Gregor eine Hostie, brach sie mitten entzwei und sprach: „Siehe! diese Hostie, die ich jetzt esse, soll mich augenblicklich tödten, wenn das wahr ist, was ihr mir in Worms Schuld gegeben habt.“ Dann reichte er die andere Hälfte dem Heinrich: „Verzehre du nun die andere Hälfte und schwöre dasselbe, wenn deine Klagen gegen mich gegründet sind.“ Heinrich bebte zurück, nahm die Hostie nicht, und sprach das Bekenntniß seiner Verschuldung aus. Gregor sprach ihn los unter der Bedingung, daß er sich an einem zu bestimmenden Tage an dem Orte, wo der Papst es verlangen würde, einfände und auf die angebrachten Beschuldigungen vor den versammelten Fürsten sich vertheidigte. Vermöchte er dies, so sollte er wieder König sein; würden aber die Klagen gegründet erfunden, so dürfte er nicht wieder regieren. Bis zu der Entscheidung müßte er sich alles Schmucks der königlichen Würde enthalten. Dann wurden ihm noch mehrere ähnliche Bedingungen gemacht und hinzugefügt, daß, wofern er nur eine einzige überträte, die Banneslösung als nicht geschehen betrachtet werden, alle Fürsten und Unterthanen ihres

Eides entledigt sein und ein neuer König gewählt werden sollte. Das Alles nahm Heinrich an, und schwur, so wollte er es halten. Nun erst nahmen der Kaiser und der Papst ein gemeinsames Frühmahl ein; dann trennten sie sich.*)

Ueber die von dem Papste erlittene Demüthigung Heinrichs war keiner mehr aufgebracht, als die lombardischen Fürsten und Bischöfe. Sie ärgerten sich so über Heinrichs Kleinmuth, daß sie, als er jetzt durch die Lombardei reiste, ihm recht auffallenden Kaltsinn zeigten. Nirgends wurde er mit Zuruf empfangen; manche Städte schlossen gar die Thore vor ihm zu. Indessen war er mit bitterm Groll im Herzen aus Canossa weggegangen. Sein Selbstgefühl wurde wieder rege, wenn er an den eben erlittenen Schimpf dachte, und er machte Anstalten, mit dem Papste zu brechen. Sobald das die Lombarden hörten, wurden sie wieder freundlich. Sie öffneten ihm geschwind ihre Städte und sammelten sich um ihn. Kaum aber hörten die deutschen Fürsten, daß Heinrich sich wieder ungehorsam gegen den Papst bezeige, als sie sich nun auch sogleich ganz von ihm lossagten und zu einer neuen Königswahl schritten. Sie wählten auf einer Versammlung in Forchheim (in Baiern, zwischen Bamberg und Erlangen) den schon erwähnten Rudolph von Schwaben, einen tapfern Ritter und auch sonst einen recht braven Mann, der sich aber schon lange feindlich gegen Heinrich bezeigt hatte, obgleich er dessen Schwager war. Heinrich mußte nun seine Krone erst erkämpfen, wenn er sie tragen wollte. Er ging nach Deutschland zurück und schlug sich hier mehrere Jahre mit seinen Feinden herum, wobei er viele Proben seiner großen Tapferkeit gab. Oft kämpfte er mitten im Schlachtgewühle wie ein gemeiner Ritter und warf mit eigener Hand die Feinde zu Boden.

Endlich (1080) trafen beide, Heinrich und sein Gegenkaiser Rudolph, in einer entscheidenden Schlacht zusammen bei Merseburg (ungefähr auf dem Felde, wo 1813 bei Groß-Görschen die Preußen so tapfer gekämpft haben). Auch hier focht wieder Heinrich wunderbar tapfer und ritterlich. Dennoch siegten die Sachsen schon, als plötzlich ihr Siegeslauf durch die Nachricht gehemmt wurde, daß Rudolph tödtlich verwundet sei. Er hatte eben über einen Graben setzen wollen, als ein junger Ritter, Gottfried von Bouillon, nachmals Herzog von Niederlothringen (derselbe

*) Die Glaubwürdigkeit der Erzählung von der Hostie und von dem Verbot des königlichen Schmuckes wird angezweifelt.

welcher nachher noch eine so große Rolle bei dem ersten Kreuzzuge spielte) ihn erreichte. Lange schon hatte dieser, ein treuer Anhänger Heinrichs, ihn aufgesucht. Jetzt rannte er ihn mit der Lanze an; es erhob sich ein hitziges Gefecht. Die Schwerter sausten durch die Luft und fielen klirrend auf Helm, Schild und Panzer. Endlich traf Gottfried seinen Feind an der Handwurzel; sein Schwert fuhr zwischen die Schienen des Panzers und abgehauen fiel Rudolphs rechte Hand sammt seinem Schwerte zu Boden. Auch in den Unterleib hatte er eine tödtliche Wunde erhalten. So trugen ihn die Seinen aus dem Getümmel, und traurig standen die Bischöfe um ihn, die Weihung über ihn sprechend. Als man ihm seine todte Hand zeigte, rief er wehmüthig aus: „Die ist es, mit der ich einst Heinrichen den Eid der Treue schwur!“ — Als er den Tod herantreten fühlte, hob er den Kopf in die Höhe und fragte mit schwacher Stimme, wer den Sieg habe. „Ihr, Herr!“ sagten die Umstehenden. Darauf sank er zurück und sprach: „Nun leide ich freudig lebend und sterbend, was der Herr will; nun kümmert mich der Tod nicht, wenn ich ihn mit der Ehre des Triumphs empfange!“ — So starb er. Sein Grabmal sieht man noch in der Domkirche von Merseburg, wo auch seine freilich nun sehr verdorrte Hand noch gezeigt wird.

Rudolphs Tod war für Heinrich ein großes Glück. Viele seiner Feinde verloren nun den Muth; andere hielten den Tod des Gegenkaisers für ein Strafgericht Gottes und schlossen sich wieder an den rechtmäßigen Kaiser an. So nahm Heinrichs Partei mit jedem Tage zu, und endlich war er so mächtig, daß er nach Italien gehen und dort seinen Todfeind, den Papst, angreifen konnte. Er erklärte diesen für abgesetzt und ließ einen Erzbischof zum Gegenpapste wählen. Dennoch blieb der eiserne Gregor unerschüttert, und je weiter Heinrich gegen Rom vordrang, desto wüthender schleuderte er den Bannstrahl auf ihn. Dies Mal half es aber nichts. Heinrich belagerte wirklich Rom; aber bis ins dritte Jahr lag er davor, ehe er es einnehmen konnte, und nun ließ er geschwind seinen Papst einweihen. Gregor dagegen zog sich in die Engelsburg (das Grab Hadrians) zurück, und schon glaubte Heinrich ganz sicher, daß er ihm nicht entrinnen könnte — als er ihm plötzlich entführt wurde. Die Normänner nämlich, d. i. die Dänen und Norweger (rauhe, kühne und in der Seefahrt gewandte Männer) hatten nach der Zeit Karls des Großen verwüstende Einfälle in mehrere Länder gemacht und sich in einzelnen Schwärmen

da und dort, z. B. in England und Nord-Frankreich, angesiedelt. Ein solcher Schwarm war gar bis Neapel geschifft und hatte sich zum Herrn von ganz Unter-Italien gemacht. Diese Normannen waren es, die jetzt plötzlich unter ihrem ritterlichen Herzoge Robert Guiscard in Rom erschienen, den Papst in ihre Mitte nahmen und ihn nach dem Neapolitanischen in Sicherheit brachten, nachdem er noch einmal den Bannstrahl auf den Kaiser, den Gegenpapst und dessen Anhänger geschleudert hatte. Bald darauf (1085) starb Gregor VII. in Salerno; die heftigen Bewegungen seines Gemüths mochten den Lebensfaden schneller zernagt haben. Als er seinen Tod sich nahen fühlte, rief er die ihm getreuen Bischöfe herbei und sprach: „Geliebteste Brüder, ich will keine meiner Thaten sehr rühmen; aber darauf vertraue ich, daß ich stets das Recht geliebt und Gottlosigkeit gehaßt habe.“ — Und als sie klagten, nun bald ihrer mächtigen Stütze beraubt zu werden, richtete er seine Augen gen Himmel, breitete seine Hände aus und sprach: „Ich steige dort hinauf und übergebe euch mit flehentlichen Bitten dem gnädigen Gott!“ — So verschied er, nachdem er 12 Jahre auf dem heiligen Stuhle gesessen hatte.

Mit ihm hatte Heinrich zwar seinen Hauptfeind verloren; aber er sollte nun einmal zu keiner Ruhe gelangen. Zuvörderst hatten die ihm feindlichen deutschen Fürsten den Grafen Hermann von Luxemburg zum Gegenkaiser gewählt. Zwar gelangte dieser bei der Uneinigkeit der Großen zu keinem Ansehen und legte daher auch sieben Jahre später die ihm lästige Krone nieder; aber dafür wurde Heinrichs Gemüth von einer andern Seite beunruhigt. Der neue an Gregors Stelle gewählte Papst, Urban II., und die Markgräfin Mathilde verleiteten Heinrichs ältesten Sohn, Konrad, sonst einen guten Jüngling, an seinem eigenen Vater zum Verräther zu werden und sich gegen ihn zu empören. Urban krönte ihn zum König von Italien. Das kränkte den armen alten Heinrich gar tief, und alle Mittel, die er anwandte, den abgefallenen Sohn zur Pflicht zurückzubringen, waren vergebens. — Aber von Gewissensunruhe gequält und zerfallen mit den neuen Freunden starb Konrad 1101 zu Florenz. Indessen war Heinrichs zweiter Sohn, der auch Heinrich hieß, herangewachsen, und der Vater hatte den blühenden Jüngling zum Könige krönen und als seinen Nachfolger anerkennen lassen. Da kamen Sendlinge vom Papste herangeschlichen und machten das Herz auch dieses Sohnes von dem Vater abwendig, indem sie ihm

vorredeten, einem im Banne befindlichen Vater müsse kein frommer Sohn gehorchen. Von da an hatte Heinrich keine Freude mehr und die letzten Jahre seines traurigen Lebens brachte er unter tiefem Kummer zu. Heinrich, der Sohn, fand in Deutschland, besonders unter den Sachsen, vielen Anhang, alles neigte sich vor der aufgehenden Sonne. Da ging der Vater schnell auf ihn los und wollte die Waffen gegen sein unnatürliches Kind versuchen. Am Flusse Regen, nördlich von Regensburg, standen die Heere beider kampfgerüstet einander gegenüber. Aber plötzlich sah er fast alle seine bisherigen Anhänger zum Feinde übergehen, und nur die Flucht konnte ihn retten. Hierauf berief der Sohn einen Reichstag nach Mainz, wo der Vater abgesetzt werden sollte. Das suchte dieser zu verhindern. Schnell sammelte er die letzten Freunde, die er noch hatte, und wollte damit nach Mainz gehen. Der Sohn fürchtete, der Anblick des rechtmäßigen Kaisers möchte die Fürsten auf andere Gedanken bringen, und entwarf daher einen schändlichen Plan, den Vater zu berücken. Er reiste ihm nach Coblenz entgegen, warf sich ihm da zu Füßen, weinte viele heuchlerische Thränen, bat ihn tausend mal um Verzeihung und versicherte, böse Rathgeber hätten ihn verleitet. Wie freute sich der Alte, daß sein Sohn sein Unrecht einsähe! Er drückte ihn recht innig an sein Herz, weinte laut vor Rührung und vergab ihm mit Freuden. Aber Alles, was der Sohn sagte, war die schändlichste Heuchelei. Er redete dem Vater zu, nun lieber sein Heer zu entlassen; er brauche es ja doch nicht mehr, da sie versöhnt wären, und es sähe so mißtrauisch gegen die Fürsten aus, wenn er mit Soldaten nach Mainz käme. Der Vater ließ sich bereden und entließ seine Leute. Einige warnten ihn; aber gleich schwur der Sohn ihm zu, er denke nur liebes und gutes und sei bereit, sein Leben für ihn aufzuopfern. Wie konnte da wohl der Vater Verrätherei ahnen! Als sie näher in die Gegend von Mainz kamen, stellte ihm der Sohn vor, es sei besser, daß er nicht mit nach Mainz ginge; er möchte lieber so lange sich in einem benachbarten Schlosse aufhalten, bis er in Mainz die Fürsten zu seinen Gunsten würde gestimmt haben. „O Sohn, Sohn!“ rief der alte Kaiser, „meinst du es auch nicht böse mit mir?“ — Da that der Sohn wieder einen feierlichen Schwur, daß er sein Leben für ihn zu lassen bereit sei. Sobald aber der Kaiser auf dem Schlosse Beckelheim ankam, nahm man ihn da fest, warf ihn ins Gefängniß und gab ihm hier recht boshafte, harte Wärter. Die versammelten Fürsten aber frohlockten und bedrohten ihn mit dem

Tode, wenn er nicht gleich die Reichsinsignien ausliefere. Der arme abgeängstigte Kaiser that alles, was man von ihm verlangte. Darauf führte man ihn nach dem Schlosse Ingelheim, wohin sich auch sein Sohn und die Fürsten begaben. Hier fuhr man den armen zerknirschten Mann heftig an, warf ihm alles Unglück seiner Regierung vor und gebot ihm, wenn er sich rechtfertigen wollte, Stillschweigen. Zuletzt verlangte man Verzichtleistung auf die Herrschaft. „Ich will ja alles thun, was ihr wollt, flehte er, „nur verschafft mir Lösung vom Banne!" Aber höhnisch lachte man ihm ins Gesicht und sagte, da müsse er nach Rom reisen, wenn er losgesprochen sein wolle. Nachdem er feierlich auf seine Würde Verzicht geleistet hatte, führte man ihn ab und hielt ihn ferner in Ingelheim gefangen, damit er, wie man ihm höhnisch sagte, in der Einsamkeit für das Heil seiner Seele sorgen könnte, während Heinrich der Sohn mit den Fürsten im festlichen Aufzuge nach Mainz zurückkehrte. Endlich gelang es ihm, zu entspringen und nach Lüttich zu entkommen, dessen Bischof sich immer vorzüglich freundlich gegen ihn bewiesen hatte. Als Heinrich, der Sohn, erfuhr, was geschehen sei, und daß sich die Anhänger des Kaisers, der seine Leiden durch ausgesandte Schreiben aller Welt bekannt machte, um ihn sammelten, zog er den Rhein hinab und vermaß sich, die bevorstehenden Ostern siegreich in Lüttich zu feiern. Vergebens forderte ihn der Vater in einem rührenden Briefe auf, doch endlich von seiner Verfolgung abzustehen. Die beiderseitigen Truppen trafen zusammen und die königlichen — wurden geschlagen. Dennoch gab König Heinrich die Verfolgung nicht auf; er sammelte neue Truppen, um zum zweiten male auf seinen Vater loszugehen. Da kam die Kunde, daß Kaiser Heinrich in Lüttich gestorben sei, für sein kummerbelastetes Gemüth eine Wohlthat (1106). Doch nicht einmal im Tode sollte er Ruhe haben. Der Bischof hatte ihn in eine Kirche beisetzen lassen; aber weil er im Banne gestorben war, mußte er wieder ausgegraben werden, und wurde auf eine Insel der Maas gebracht, wo ein eben aus Jerusalem zurückgekehrter Mönch Tag und Nacht neben dem Sarge Bußpsalmen sang. Dann geleiteten einige alte treue Diener auf Befehl des Königs die Leiche nach Speyer, aber auch hier mußte der Sarg noch fünf Jahre in einer ungeweihten Nebenkapelle stehen, bis endlich die feierliche Beisetzung in der Kaisergruft gestattet wurde.

62. Alfred von England (871—901) und Wilhelm der Eroberer (1066).

Von England ist am Schlusse der alten Geschichte erzählt worden, daß 449 ein Schwarm Angelsachsen unter Hengist und Horsa auf Bitten der Briten aus Deutschland herübergekommen sei und ihnen zwar gegen deren Feinde, die Pikten und Skoten, beigestanden, sich aber dann in England festgesetzt und die Briten unterworfen habe. Es waren immer neue Schwärme nachgekommen und die Häuptlinge derselben errichteten sieben Königreiche in England, die sogenannte Heptarchie (Siebenherrschaft). Es war dies eine unglückliche Zeit; denn die unterdrückten Briten machten unaufhörliche Versuche, das ihnen aufgelegte Joch der Angelsachsen wieder abzuwerfen, und erst nach und nach fanden sie sich in ihr Schicksal oder zogen sich in die Berge von Wales oder Cornwall zurück.

Endlich vereinigte ein König von Wessex (in Süd-England), Egbert, alle sieben Reiche (827) und machte also der Heptarchie ein Ende. Er war als Prinz, um sich vor den Verfolgungen seiner eigenen Verwandten zu retten, nach Frankreich geflohen und hatte am Hofe Karls des Großen seine Ausbildung erhalten. Mit Kenntnissen und Erfahrungen bereichert, kam er zurück, und mit ihm begann für England eine ruhigere Zeit. Doch wurde die Ruhe manchmal durch die Landung der Dänen oder Normänner, kühner Seeräuber, die von Dänemark und Norwegen aus das Meer durchschifften, gestört. Sie raubten Menschen und Güter, und schifften dann reich beladen nach Hause.

Noch größern Ruhm als Egbert erlangte sein Enkel, Alfred, den man auch wohl den Großen genannt, und der von 871 bis 901 über England regierte. Als Knabe hatte er nichts gelernt, weil ihn sein schwacher Vater (Ethelwolf) verzärtelte; aber seine Mutter Judith, eine Tochter Karls des Kahlen, lehrte ihm die altsächsischen Lieder. Diese machten auf sein Gemüth einen wunderbaren Eindruck und entwickelten in ihm die Begeisterung für alles Edle und Große, die er hernach als König überall zeigte. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so landeten neue Haufen von Dänen, die damals die Küsten nicht nur Englands, sondern auch Frankreichs und Deutschlands zu verwüsten pflegten. Nach mehrern vergeblichen Kämpfen verloren die Angelsachsen den Muth, ferner

zu kämpfen, da immer neue Schaaren wie aus dem Meere aufstiegen. Vergebens rief Alfred seine Unterthanen zu einem neuen Kampfe auf. Manche flohen in die Berge, Andere über die See, und die Uebrigen unterwarfen sich den Siegern. Alfred, von Allen verlassen, von den Dänen aufgesucht, entließ seine Hofleute und flüchtete sich in Bauernkleidern. Er trat als Knecht in die Dienste eines seiner Rinderhirten, eines treuen Menschen, der nicht einmal seiner Frau den hohen Stand seines Gastes verrieth.

Als er nun hier bemerkte, daß die Dänen nicht mehr so eifrig ihn aufsuchten, begab er sich nach einem Versteck in Somersetshire (im südlichen England am Kanal von Bristol). Hier war eine von kleinen Flüssen, Morästen und Buschwerk umgebene Gegend, die Insel Athelney. Diese befestigte er; und dazu war hier Alles so unwegsam, daß Niemand ahnte, daß sich hier Menschen aufhielten. Von hier aus griff er mit einem gesammelten Haufen Sachsen öfters die Dänen an, die daraus wohl sahen, daß er noch da sei, aber nicht erfahren konnten, wo er sich aufhalte. Endlich hörte er, daß ein sächsischer Graf den Dänen eine Niederlage beigebracht und ihnen ihre Zauberfahne weggenommen habe, auf welcher von drei Schwestern unter Zaubersprüchen ein Rabe gestickt war und die durch ihr Wehen Kriegsglück und Unglück verkündigte. Nun wollte auch er offen hervortreten, vorher aber das Lager der Feinde erspähen. Als Harfenspieler verkleidet begab er sich dahin, er spielte ihnen vor und erwarb durch heitere Scherze ihr Vertrauen so, daß sie ihn überall frei umhergehen ließen, ja daß sogar einer ihrer Prinzen ihn mehrere Tage in seinem Zelte behielt. Da er ihre große Sicherheit bemerkte, war schnell sein Plan gemacht. Er verschwand aus dem dänischen Lager und schickte heimlich Boten zu den Angesehensten der Sachsen: daß sie sich an einem bestimmten Tage in einem dazu ihnen angewiesenen Walde einfinden möchten. Da sie längst die Tyrannei der Dänen unerträglich gefunden hatten, so kamen sie und empfingen den geliebten König freudig in ihrer Mitte. Sie versprachen ihm Treue und Gehorsam. Er benutzte ihre Begeisterung und führte sie sogleich gegen die Dänen. Diese waren überrascht von der Erscheinung der Sachsen, die sie ganz muthlos geglaubt hatten, und über das Wiederauftreten Alfreds. Sie erlitten bei Ebdington unweit Bristol eine vollständige Niederlage, flüchteten sich in eine Festung und mußten sich hier an Alfred ergeben. Dieser war so großmüthig, sie im Lande zu behalten; er wies sie nach dem Norden Englands (Ostangeln und

Northumberland) und verlangte, daß sie Christen würden. Sie gingen das ein und waren von nun an ruhigere Unterthanen. Alfred wandte nun seine ganze Mühe auf die Gesittung seines Volks; er gab gute Gesetze, ließ Schiffe bauen, um neue Landungen der Normänner abzuwehren, behandelte seine dänischen und sächsischen Unterthanen auf ganz gleiche Weise und benutzte seine Zeit, wie Karl der Große, aufs beste. Man erzählt, er habe den dritten Theil des Tages auf Regierungsgeschäfte verwendet, das zweite Drittel mit Studiren und Andachtsübung, und das letzte mit Schlafen, Essen und Bewegung zugebracht; und da man in England noch keine Uhren gehabt, so habe er, um die Zeit abzumessen, sich dreier Wachskerzen von gleicher Länge bedient. Als er 901 nach einer fast 30jährigen Regierung starb, hinterließ er England so blühend und geordnet, daß man ihn als den eigentlichen Stifter des englischen Staats betrachten kann.

Nach ihm regierten eine ganze Reihe sehr schwacher Könige aus seinem Stamme, unter denen die Dänen wiederholt landeten und das Land verwüsteten. Einer derselben, Ethelred, der 100 Jahre nach Alfred regierte, faßte endlich den grausamen und unklugen Entschluß, alle Normänner in England an einem Tage ermorden zu lassen. Er führte ihn aus 1002. Man wählte dazu einen Festtag der Dänen. Aller Orten, wo es deren gab, fielen die Engländer über sie her und machten sie nieder ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Selbst die Schwester des dänischen Königs Swen, Gunilda, die an einen englischen Großen verheirathet war, wurde hingerichtet, nachdem ihr Mann und ihre Kinder vor ihren Augen niedergemacht waren. Sterbend rief sie in der Verzweiflung: „Wehe! Gott wird diesen Mord an England nicht ungestraft lassen!"

Sie hatte wahr geredet. Swen, König von Dänemark, erschien als Rächer, verjagte Ethelred und verwüstete England zehn Jahre lang. Als Swen (1014) starb, kam sein Sohn Kanut der Große und erfocht gegen Ethelreds Sohn, Edmund Ironside (Eirenseide, d. h. Eisenseite), einen großen Sieg bei Assington (Essingt'n) nordwärts von der Themsemündung. Er war so großmüthig, mit Edmund, dem er die Hand der Versöhnung reichte, das Reich zu theilen, indem er diesem die südlichen und westlichen Provinzen überließ, für sich aber die östlichen und nördlichen behielt, und da Edmund bald darauf starb, regierte Kanut das ganze England mit Dänemark zugleich. Er war weise wie Alfred,

behandelte Dänen und Sachsen mit gleicher Gerechtigkeit und suchte beide Völker einander näher zu bringen. Nach seinem Tode (1035) regierten seine beiden unfähigen Söhne (Harald Hasenfuß und Hartiknut) sechs Jahre lang. Als der letzte derselben (Hartiknut) starb, benutzten die Engländer die Abwesenheit des einzigen Sohnes Kanuts, der König von Dänemark und Norwegen war, und wählten einen einheimischen Prinzen, Eduard den Bekenner, einen Bruder Edmunds Ironside. Die in England wohnenden Dänen widersetzten sich der Wahl nicht, weil sie unter sich uneinig und überdies mit den Sachsen ziemlich ausgesöhnt waren.

Eduard erhielt seinen Beinamen (des Bekenners, d. i. des Heiligen) von seiner strengen Enthaltsamkeit, die man damals für einen Beweis von Frömmigkeit nahm. Er war der letzte sächsische König, und da er keine Kinder hatte, so setzte er den jungen Herzog der Normandie, Wilhelm, zu seinem Nachfolger ein.*) Dieser Wilhelm war ein Sohn Roberts, der wegen der Wildheit, mit welcher er die Länder seiner Nachbarn verwüstete, unter dem Beinamen des Teufels bekannt ist und auf einer Pilgerreise nach Jerusalem gestorben war.**) Eduard hatte vor seiner Thronbesteigung am herzoglichen Hofe in Rouen gelebt, kannte den Herzog

*) Ein tapferer Normannenanführer, Rollo, hatte unter den schwachen karolingischen Königen von Frankreich (911) die Normandie als Lehen erhalten und dort ein normannisches Fürstenhaus gegründet.

**) Besonders arg trieb er es in seiner Jugend, wo er unaufhörlich Fehden suchte, Dörfer, Städte und Schlösser zerstörte und Alle, die sich ihm widersetzten, ermordete. Sein eigener Vater zog gegen ihn zu Felde, konnte aber den Sohn nicht bändigen, und starb endlich vor Gram, indem er über ihn den Fluch aussprach. Robert aber setzte sein wüstes Leben fort. Die Sage erzählt: Einst drang er mit seiner Rotte in ein Schloß ein, das seine Bewohner bis auf die Burgfrau und einige Diener aus Furcht verlassen hatten. Er verlangte Wein und befahl, als Alle berauscht waren, daß die Burgfrau vor ihm erscheinen sollte. Sie trat verschleiert in den Saal. Robert gebot ihr herrisch, den Schleier zu heben, und als sie es that, erblickte er — seine Mutter vor sich stehen. Mit Thränen hielt sie dem entsetzten Sohne sein schlechtes Leben vor, verkündigte ihm den Fluch des sterbenden Vaters und forderte ihn auf, nun auch die Mutter zu morden, wie er den Vater in die Grube gebracht habe. Außer sich sank er auf die Kniee nieder und flehte sie an, ihren und des Vaters Fluch von ihm zu nehmen. „Ich selbst," antwortete sie, „will dir nicht fluchen; aber den Fluch deines Vaters kann nur die Kirche aufheben; an diese wende dich, aber erst bessere dein Leben und versöhne dich durch Reue und Buße mit dem Himmel." Robert entsagte sogleich allen Fehden, ließ seine Bande auseinandergehen, legte ein härenes Gewand an und pilgerte nach Jerusalem, um seiner Sünden quitt zu werden.

Wilhelm persönlich und hatte eine große Vorliebe für ihn und alle Normannen.

Als Eduard 1066 starb, bemächtigte sich Harald, Herzog von Mercia und Kent, der reichste und mächtigste der englischen Großen, des Thrones und wurde allgemein anerkannt. Wilhelm fuhr zornig auf und verlangte Abtretung des Thrones, und da Harald die Forderung abschlug, so rüstete er sich. Die Normänner waren die tapfersten Krieger jener Zeit; außerdem boten die kriegslustigen Ritter anderer Länder dem Herzoge ihre Dienste an. Auf einer zahlreichen Flotte setzte dieser nach der Südküste Englands über und landete glücklich. Als er ans Ufer sprang, fiel er. „Ein übles Vorzeichen!" murrten die Umstehenden. Aber er faßte sich schnell und rief, als wenn er absichtlich sich hingeworfen hätte: „So nehme ich von diesem Lande Besitz!"

Harald eilte herbei. Es kam zu einer blutigen Schlacht bei Hastings (Hehstings) an der Südküste (1066). Die Normänner gewannen einen großen Sieg; Harald fiel mit zweien seiner Brüder und einem großen Theil der sächsischen Ritterschaft. Wilhelm der Eroberer — so wurde er nun genannt — wurde nun ohne Widerspruch König von England; ein kräftiger Mann mit einer starken Seele, aber rauh, stolz und hart. Anfangs regierte er strenggerecht; er duldete keine Unordnung, suchte Normänner und Engländer durch Heirathen einander näher zu bringen und hörte jeden Unterthan an. Aber das änderte sich bald, als er nach der Normandie zurückreiste. Die nach England übergesiedelten Normänner ließen die unterworfenen Engländer ihren Uebermuth fühlen; der Haß gegen die Fremden, wuchs, und schon war der Tag bestimmt, an welchem man die Fremden, wie einst die Dänen, niedermachen wollte. Da kehrte Wilhelm schleunig nach England zurück und hielt ein strenges Gericht über die Uebelthäter. Jeder neue Aufstand führte neue Härten herbei. Er nahm den Engländern ihre Güter, machte diese zu Kronbesitzungen und übertrug sie seinem normännischen Adel. Mit eiserner Hand drückte er die Engländer in Sklaverei nieder und wandte Ehre, Reichthümer und Vertrauen nur den Normännern zu. Nur die Furcht hielt die unglücklichen Engländer von neuen Empörungen zurück. Als er nach 21jähriger Regierung starb (1087), war die Freude der Engländer groß, und die bittere Reue, die er im Sterben über seine Härte empfand, konnte die Gemüther nicht mit seinem Andenken versöhnen.

Dritte Periode.

Vom Anfange der Kreuzzüge bis zur Reformation, 1096—1517.

63. Der erste Kreuzzug, 1096.

Seitdem die heilige Helena, Constantin des Großen Mutter, die herrliche Kirche über dem heiligen Grabe erbaut und sie und ihr mächtiger Sohn bei der prachtvollen Einweihung derselben, auf den Knieen demüthig im Staube liegend, dort ihr andächtiges Gebet verrichtet hatten, wurde es in Jerusalem nicht leer von Pilgern, die vor Begierde brannten, da zu wandeln wo der Heiland mit seinen heiligen Füßen den Boden berührt hatte, im Wasser des Jordans ihre Taufe zu erneuern und mit früher nie so heiß gefühlter Andacht an seinem Grabe zu beten. Unterwegs fanden die frommen Pilger überall die freundlichste Aufnahme; denn wer nicht selbst zum heiligen Grabe wallfahrten konnte, suchte doch dadurch wenigstens an den Pilgerfahrten Theil zu nehmen, daß er die Pilger freundlich beherbergte und sie eigenhändig, wenn sie erkrankten, verpflegte. Ueberhaupt hatten es diese Pilger anfangs recht gut. Jeden Abend, das wußten sie, fanden sie freundliche Aufnahme, und in Jerusalem selbst waren prächtige und weitläufige Klöster erbaut, in denen sie Unterkommen fanden. Fromme Seelen glaubten nicht besser die ewige Seligkeit sich verdienen zu können, als wenn sie Stiftungen zum Besten der Pilger machten; und so entstanden dergleichen Klöster und Hospitäler in Jerusalem. Jeder dieser Pilger brachte von den heiligen Oertern irgend ein Andenken mit, wenigstens eine Hand voll Erde vom Oelberge, die er einmal auf sein Grab zu werfen befahl, oder eine Flasche mit Jordanswasser,

um sich damit in der Sterbestunde besprengen zu lassen, oder gar einen Splitter vom heiligen Kreuze oder sonst ein heiliges Andenken; natürlich fehlte es dort nicht an habsüchtigen Menschen, welche die eifrige Nachfrage der Pilger nach solchen Gegenständen der Verehrung benutzten, um ihnen für schweres Geld allerhand unbedeutende Dinge zu verkaufen, die sie für Ueberreste aus den Zeiten Jesu und der Apostel ausgaben. Da glaubte Einer, ein Stück vom Schweißtuche Jesu, ein Anderer ein Stück von einem Tische der Maria, ein Dritter vom Kleide eines Apostels mitgebracht zu haben, wenngleich auch die meisten dieser Sachen unecht waren. Solche Ueberreste nannte man Reliquien, und die Leute in Italien trieben einen ordentlichen Handel damit.

So war es, so lange die griechischen Kaiser noch Jerusalem besaßen. Aber mit einem Male änderte sich die ganze Lage der Pilger; denn der Khalif Omar — derselbe, der die schöne Bibliothek in Alexandrien verbrannte — nahm auch Jerusalem ein. Zum Glück war dieser Omar ein gerechter Mann und hielt nicht nur die heiligen Oerter in Ehren, sondern erlaubte auch den Christen, sie so oft zu besuchen, wie sie wollten; nur mußten sie eine Kopfsteuer bezahlen. Aber so blieb es nicht immer; denn manche seiner Nachfolger machten den armen Pilgern das Wallfahrten gar sehr schwer. Daher geschah es eben, daß Karl der Große mit dem Khalifen Harun al Raschid in Unterhandlung trat und manche Summe nach Jerusalem schickte, um die unterwegs ausgeplünderten Pilger zu unterstützen.

Manches Ungemach zogen sich die Christen in Jerusalem durch ihre eigene Spaltung zu. Wir haben bereits oben gesehen, daß sich die Christen in zwei große Parteien theilten. Die eine hing dem Papste, die andere dem Patriarchen von Constantinopel an; jene hieß die römische, diese die griechische Kirche. Nicht allein durch ihr Oberhaupt unterschieden sie sich, sondern auch durch manche Lehren und Gebräuche. So werden bei der griechischen Kirche die Kinder, die getauft werden, drei Mal ganz unter das Wasser getaucht, bei dem Abendmahl wird gesäuertes Brod zerschnitten, und jeder Communicant erhält es in einem Löffel mit geweihtem Weine, statt daß die Katholiken blos eine geweihte Oblate erhalten und der Geistliche den Wein für Alle genießt. Ferner ist den niederen griechischen Geistlichen eine einmalige Ehe erlaubt, bei den Katholiken aber gar keine; diese dürfen sich auch allerhand Bilder von Jesus, Maria und den Heilgen machen, jene

aber nur gemalte doch keine geschnitzte, ausgehauene oder gegossene u. s. w. Die griechische Kirche nimmt wie die katholische sieben Sacramente an, betrachtet aber die Ehe nicht als unauflöslich, ertheilt auch die heilige Oelung nicht blos Sterbenden, sondern auch andern Kranken, und verwirft das Fegefeuer, den Ablaß, die überverdienstlichen Werke. Zwar rufen ihre Bekenner, wie die Katholiken, die Maria als „Mutter Gottes" und die Heiligen an, fasten und bekreuzigen sich, verehren auch die Reliquien und Gräber der Heiligen; aber sie erkennen keinen Stellvertreter Jesu an. Doch dies nur beiläufig. — Der Haß zwischen beiden Parteien, die sich als Mitchristen und Brüder hätten lieben sollen, wurde seit dem 11. Jahrhundert immer größer und größer, so daß alle Versuche, sie wieder zu vereinigen, vergebens gewesen und sie bis auf den heutigen Tag getrennt sind.*)

Dieser unglückliche Zwiespalt herrschte selbst in Jerusalem und hier, wo der gemeinschaftlich verehrte Heiland gewandelt und so oft gelehrt hatte: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen" — thaten die Griechen den Lateinern (so nannte man die Anhänger des Papstes) und diese wieder den Griechen alles mögliche Herzeleid an. Und dieser gegenseitige Haß flammte um so heftiger auf, je milder die Herren des Landes, die Araber, gegen die Christen waren. Zu manchen Zeiten wurde den Pilgrimen nichts in den Weg gelegt; ja manche Khalifen sahen es sehr gern, wenn recht viele Pilger hinkamen; denn durch sie wurde Handel und Wandel befördert und viel Geld ins Land gebracht. Sie bekamen ein eigenes Stadtviertel eingeräumt und ein Kloster wurde hier nach dem andern aufgebaut. Mitunter ging es ihnen aber freilich auch recht schlimm, und besonders wurde ihnen im 11. Jahrhundert das Pilgern sauer genug gemacht. Doch statt sich dadurch abschrecken zu lassen, wurden durch die damit verknüpften Gefahren die Wallfahrten nach Jerusalem nur noch häufiger, und alle Straßen, die nach dem heiligen Lande führten, alle Seehäfen, wo man sich dahin einschiffen konnte, wimmelten von Pilgern. Selbst die vornehmsten Männer, sogar Frauen, verschmähten nicht, den weiten Weg zu unternehmen, sowie denn ein Herzog von der Normandie, Robert, Wilhelms des Eroberers Vater, gar barfuß

*) Ein solcher Versuch wurde im 15. Jahrhundert gemacht, als die Türken das griechische Reich bedrängten und die Hülfe des Abendlandes Noth that. Aber die mühsam bewirkte Einigung ist nicht zur Ausübung gekommen.

und bloß mit dem wollenen Pilgerhemde bekleidet, der beschwerlichen Reise sich unterzog. Manche kamen glücklich hin; Andere wurden in den Wüsten Syriens und Palästina's von den dort herumstreifenden Beduinen überfallen, ausgeplündert, verstümmelt oder gar ermordet, und manche Pilger gingen gar so weit, daß sie nicht einmal Waffen mitnahmen, weil — wie sie sagten — es unrecht sein würde, auf der heiligen Reise Blut zu vergießen, und so ließen sich die gutmüthigen Narren wehrlos abschlachten. Gegen die räuberischen Beduinen half es nicht einmal immer, wenn die Pilger sich in große Karavanen zusammenthaten. So reiste ein Erzbischof von Mainz zu Anfang der Regierung Heinrichs IV. (1065) mit drei andern deutschen Bischöfen (von Utrecht, Bamberg, Regensburg) und einem Haufen von 7000 Pilgern hin. Als sie aber nach Palästina kamen in die Gebirgsschluchten, brachen die Bewohner von allen Seiten auf sie los, plünderten sie rein aus, hieben dem Bischof von Utrecht den Arm ab und die Andern wurden nur durch ein halbes Wunder gerettet. Auch auf der Rückreise ging es ihnen so schlimm, daß nur 2000, arm, halb nackend und von einer gräßlichen Magerkeit entstellt, ihr Vaterland wiedersahen.

Doch diese Leiden waren noch nichts gegen die, welche über die armen Pilger hereinbrachen, als ein neuer Schwarm wilder Barbaren türkischer Abkunft aus Turkestan (am Aralsee) nach Palästina stürmte und Jerusalem einnahm (1086). Seldschucken hießen diese wilden Eroberer, Ortok ihr Anführer. Die eingeschüchterten Christen mußten sich nun am heiligen Grabe alle mögliche Mißhandlungen gefallen lassen. Wenn sie ruhig in der Kirche saßen und andächtig sangen, stürzte oft ein wilder Haufen dieser Barbaren herein, übertäubte die frommen Gesänge durch tobenden Lärm, besudelte die heiligen Gefäße und schleppte gar einmal den ehrwürdigen Patriarchen Simeon bei den Haaren von den Stufen des Altars weg, um ein hohes Lösegeld von ihm zu erpressen. Die Pilger wurden unterwegs all ihrer Habe beraubt, und zu Tausenden sah man diese armen Leute dann vor den Thoren von Jerusalem liegen, weil die Seldschucken sie nicht eher hereinlassen wollten, bis sie einen hohen Zoll bezahlten, den sie nicht bezahlen konnten. Im Angesichte des ersehnten Heiligthums verschmachteten viele von ihnen vor Hunger und Blöße, ohne es betreten zu können.

Immer dringender wurden nun die Klagen über dies Elend, wenn die Pilger nach dem Abendlande zurückkehrten. Selbst der

griechische Kaiser in Constantinopel bat den Papst Gregor VII., doch die abendländlichen Fürsten zum Beistande gegen den übermächtigen Feind des christlichen Glaubens aufzufordern; denn die Seldschucken hatten ihm ganz Klein-Asien weggenommen. Aber Gregor hatte damals keine Zeit, viel an die Noth des heiligen Landes zu denken; Heinrich IV. machte ihm so viel zu schaffen, daß er bald alles Andere darüber vergaß, und so blieb denn der Wunsch, das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen, ein sogenannter frommer Wunsch.

Darüber starb Gregor. Urban II. folgte ihm. Eines Tages (1094) ließ sich bei ihm ein Männchen in einem grauen Pilgerrocke und von sonderbarem Aussehen melden und verlangte durchaus vorgelassen zu werden. Urban ließ ihn eintreten. Es war Peter von Amiens, gewöhnlich Kutten-Peter oder Kukupeter genannt. Der trat vor ihn hin, sagte, er käme unmittelbar aus Jerusalem, und überreichte ihm ein Empfehlungsschreiben vom griechischen Patriarchen daselbst. Dann erzählte er ihm mit funkelnden Augen und einem hinreißenden Feuer der Beredtsamkeit von dem unglücklichen Zustande der Christen im heiligen Lande: wie er früherhin ein Einsiedler gewesen; wie es ihm in seiner Zelle zu enge geworden; wie ihn der Drang, das heilige Grab zu sehen, nach Jerusalem getrieben; wie er dort mit Inbrunst am Grabe des Erlösers gebetet, aber mit herzzerreißendem Jammer den Uebermuth der Ungläubigen und die Mißhandlungen der armen Christen gesehen habe; und wie endlich der feste Wille in ihm entstanden sei, zurückzugehen nach Europa und alle Völker und ihre Fürsten aufzufordern, daß sie das Grab des Heilandes von der Schmach befreiten, von den Ungläubigen entehrt zu werden. Urban hörte mit Erstaunen den flammenden Worten des Feuerkopfes zu und erkannte bald, daß das der rechte Mann sei, um die Völker zu einem solchen Zuge nach Jerusalem aufzuregen. Er sah ihn freundlich an, befahl ihm, Italien und Frankreich zu durchziehen und die Gemüther auf einen solchen Zug vorzubereiten; er selbst würde dann schon das Uebrige thun.

Kukupeter bestieg seinen bescheidenen Esel und reiste damit durch Italien und Frankreich. Von allen Seiten strömten die Leute herbei, wenn sie seinen sonderbaren Aufzug sahen. Wirklich hatte man einen so seltsamen Mann noch nicht gesehen. Auf einem kleinen Esel saß ein kleines, halbvertrocknetes Männchen, welches fast nur aus Haut und Knochen bestand, obgleich erst 41 Jahre

alt. Ein graues Pilgerkleid, mit einem Stricke zugebunden, hing ihm bis auf die nackten Füße herab, dasselbe, in dem er nach Jerusalem gepilgert war. Hinten am Nacken hing daran eine elende Kapuze, die er, wenn es regnete, über den Kopf zog, um welchen herum seine schwarzen ungekämmten Haare flatterten. So sah das Männchen aus, das den Leuten wie ein Gespenst vorkam. Aber aus seinem hagern Gesichte leuchteten ein paar Augen hervor, die wie Sterne blitzten, wenn er seine Rede begann. Sah er einen Haufen Menschen um sich, dann hielt er seinen Esel an, hob das Crucifix, das er immer in der Hand trug, hoch in die Höhe und schilderte ihnen nun mit hinreißendem Flusse der Rede die Noth der Christen im gelobten Lande. Er erzählte ihnen, wie er in der Stille der Nacht vor seiner Abreise nach dem heiligen Grabe gewandert sei; dort habe er, umweht von den Schauern der geweihten Stätte, mit heißer Inbrunst stundenlang knieend gebetet und sei endlich vom Schlummer überfallen worden. Da sei ihm im Traume der Erlöser erschienen. „Eile," habe er gesprochen, „eile in deine Heimath und wecke die Gläubigen zur Reinigung der heiligen Orte; ihnen allen, die da gehorchen, sollen die Pforten des Paradieses offen stehen." — Da sei er aufgesprungen, noch in der Morgendämmerung aus Jerusalem geeilt und stehe hier als ein Geweihter des Herrn. „Auf, ihr Christen!" rief er dann mit funkelnden Augen, „auf! der Heiland ruft euch! Wie! und ihr wolltet nicht folgen? Er hat euch selbst die Thore des Paradieses geöffnet und ihr wolltet nicht hineingehen? Das heilige Grab, der Oelberg, die Höhle zu Bethlehem und alle die andern geheiligten Stätten, sie rufen euch zu: Kommt und errettet uns aus den Händen der Barbaren! Ihr seid erkoren vom Heilande selbst, seine heilige Stadt zu befreien. Ich selbst habe oft gehört, wie die geweihten Orte tief erseufzten; wie aus allen Ecken der Weheruf erscholl: „Errettet, ach, errettet uns! Und ihr wolltet noch säumen, ihr, die erkorenen Werkzeuge des Herrn?" — Dies und Aehnliches mit funkelnden Augen gesprochen und mit den lebhaftesten Geberden begleitet, machte auf die Menge einen unbeschreiblichen Eindruck. Stundenlang horchten sie mit offenem Munde ihm zu, wenn er ihnen von den Schauern heiliger Andacht in der Grabeskirche des Erlösers und von den Drangsalen frommer Christen erzählte. Kaum wagten die Zuhörer Athem zu schöpfen. Zuweilen strömten ihm Thränen aus den Augen und erstickten seine Worte, oder gepreßte Seufzer wanden sich dröhnend aus seiner

Brust. Auch geiselte er sich oft den Rücken selbst, um die Herzen seiner Zuhörer auf alle Weise zu rühren. Dazu nun seine ganz einzige Persönlichkeit, die ihn wie ein Wesen höherer Art ankündigte; die Aermlichkeit seiner Kleidung; die Freigebigkeit, mit welcher er alle Gaben, die man ihm von allen Seiten aufdrang, wieder an die Arme verheilte — es ist kein Wunder, daß seine Worte in den Gemüthern aller wie Funken zündeten. Was er sprach, schien ihnen Mahnung des Himmels. Selbst auf sein Eselch en gingihre Verehrung über; jeder freute sich, wer es streicheln oder füttern durfte; und wer gar ihm einige Haare ausreißen konnte, verwahrte diese gleich der theuersten Haarlocke.

So zog der heilig geachtete Mann von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Ueberall ging sein Ruf vor ihm her, in allen Bier- und Weinstuben wurde von nichts als von Kukupeter gesprochen, und wer ihn nicht selbst hatte hören und sehen können, hörte erstaunt den Erzählungen der Augenzeugen zu. Besonders war er durch Italien und Frankreich gezogen; hier sahen sich alle schon im Geiste auf dem Wege nach Jerusalem; ein allgemeiner Schwindel hatte die Völker des Abendlandes ergriffen. Das vermag ein einziger Feuerkopf! — Urban freute sich über diese Erfolge; eine solche Wirkung hatte er selbst nicht erwartet. Er berief, die allgemeine Stimmung zu benutzen, eine große Kirchenversammlung nach Piacenza in Ober-Italien und hier erschien eine solche Menge von hohen und niedern Geistlichen und von andern Leuten, die aus Neugierde kamen, daß kein Gebäude die Menschenmasse zu fassen vermochte. Alles was hier der Papst über die Befreiung des heiligen Grabes sprach, wurde mit Entzücken aufgenommen. Auch ein Gesandter des griechischen Kaisers Alexius Comnenus war da und überreichte einen in den kläglichsten Ausdrücken abgefaßten Brief, der den Eindruck noch erhöhte, so daß einer dem andern beim Auseinandergehen zurief: „Ja, ja, wir müssen uns erheben! Wir müssen die Ketten der niedergedrückten Christenheit sprengen!“

Einige Monate darauf reiste Urban nach Frankreich, wo die Gemüther durch Kukupeter noch erhitzter waren, und hielt im Herbst 1095 in Clermont, einer Stadt fast in der Mitte von Frankreich, eine neue Versammlung. Himmel! was für Menschen strömten dahin zusammen! Auf einem ungeheuren Platze sah man nichts als Menschen dicht auf einander gedrängt. In der Mitte auf einer Erhöhung erschien der Papst mit allem Gepränge seiner

hohen Würde, Kukupeter ihm zur Seite. Dieser begann vor der stilllauschenden Versammlung zu sprechen. So, mit solchem Eifer hatte er noch nie geredet. Donnerworte entströmten seinen Lippen und ein Schauder überschlich die ganze Versammlung, als er mit lebendigen Farben die Mißhandlungen ausmalte, welche die Christen dort von den Seldschucken erdulden müßten. Keiner wagte zu athmen; aber bange Seufzer entstiegen mancher Brust, und das Schluchzen der gerührten Menschen allein unterbrach die feierliche Stille. Jetzt schwieg Peter und jeder überließ sich den Aeußerungen des lange zurückgehaltenen Gefühls. Da stand Urban auf und hielt eine Rede, die alle Gemüther noch mehr erschütterte und den festen Willen erzeugte, ins heilige Land zu ziehen. Wir haben sie noch übrig. „Ich werde sie nicht trocknen," rief er, „diese Thränen, die diese schrecklichen Bilder in unsere Augen locken. Laßt uns weinen, meine Brüder! Aber wehe uns, wenn wir nichts hätten als diese Thränen, wenn wir noch länger das Erbe des Herrn in den Händen der Ruchlosigkeit lassen wollten! Von Jerusalem aus ist das Wort des Herrn zu uns gedrungen. Auf denn! ihr Bäche, die ihr von daher fließt, auf! kehret zu eurer Quelle zurück! Soll denn Gott sich andere Krieger erwecken? Wollt ihr die Ehre, unter seinem Paniere zu streiten, andern Händen überlassen? — Nein, o nein! erwacht aus eurer Trägheit. Auf, ihr tapfern Krieger! Dort ziehet hin, dort gegen den Aufgang, da sind gerechte Beleidigungen zu rächen. Da büßet nun so manchen Raub, so manchen Brand, so manchen im Schooße des Friedens verübten Todtschlag. Ihr Unterdrücker der Wittwen und Waisen, ihr Räuber, ihr hungrigen Geier, die ihr am liebsten im Blute eurer Feinde badet, eilt hin nach Palästina's Fluren und adelt eure befleckten Schwerter im Blute der Sarazenen! Soldaten des Teufels, werdet Soldaten des lebendigen Gottes! Fürchtet nichts unter seiner glorreichen Fahne! Als Sieger werdet ihr zurückkehren oder die Märtyrerkrone erringen; denn vollkommener Ablaß eurer Sünden und die gewisse Hoffnung himmlischer Freuden begleitet euch in den heiligen Streit!" — Und da Urban die ganze Versammlung tief gerührt sah, fuhr er fort mit laut erhobener Stimme: „So zieht denn hin, nichts halte euch! Wir beschwören euch; doch nicht wir, sondern der Herr selbst. Ritter und Soldaten, Reiche oder Arme! Alle, die hier zugegen sind, sprechen wir an. Erhebt euch! und keine irdischen Bande, nicht Liebe zu euern Weibern und Kindern dürfen euch an eure Heimath fesseln. Gedenket, was der Herr

spricht: „„Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth! Und wer verläßt Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben."" — Ja!" fuhr er fort, „alles verkündigt den heiligen Zorn, der euch begeistert! In euch allen brennt der Durst nach Rache. Und damit keine bange Sorge mehr euern Busen beenge, so verleihen wir jedem, der sich diesem verdienstlichen Unternehmen widmet, den Schutz der Kirche und belegen den mit allen Banden des Fluches, der sich erfrecht, Gottes heilige Streiter anzutasten."

Mit Freude bemerkte Urban, wie seine Rede gewirkt hatte. Aller Augen glänzten von Thränen und das leise, zurückgehaltene Aechzen ging nun in den lauten Ruf des ganzen Haufens über: „Gott will es haben! Ja! Gott will es haben!" Wohin seine Blicke trafen, sah er gen Himmel gehobene Augen und Hände, und von allen Seiten vernahm er das Hallen zerschlagener Brüste. Noch einmal erhob sich der heilige Vater: „Ja! Gott will es haben! Sehet in der Einstimmigkeit dieses Rufs die Erklärung des Ewigen, daß es sein Werk ist, welches ihr beginnt, und daß er mit euch ziehen werde! Aber den Streitern des Herrn gebührt auch ein unterscheidendes Zeichen an sich zu tragen, welches sie am Tage der Schlacht von den Ungläubigen unterscheide. Die Abbildung des heiligen Kreuzes sei dieses Zeichen. So schmücke sich denn jeder, der diesem verdienstlichen Zuge sich zugesellt, auf seiner rechten Schulter mit einem Kreuze. Den Christen sei es das Band der allgemeinen Verbrüderung, den Sarazenen ein Schrecken!"

Noch ehe der Knäuel der großen Menschenmasse sich abwickelte, knieeten einige Bischöfe an dem Fuße des päpstlichen Thrones nieder und baten um die Erlaubniß mitziehen zu dürfen, und Urban heftete ihnen selbst ein Kreuz von rothem Zeuche auf die rechte Schulter. Denselben Drang fühlten eine Menge Prinzen, Fürsten (Raimund von Toulouse), Grafen, Ritter und Geistliche; und wer zählt erst den ungeheuern Schwarm gemeiner Leute, die sich zum Zuge entschlossen! Jeder eilte von Clermont nach seiner Heimath, erzählte kurz der Frau und den Kindern, er müsse sie verlassen, und bereitete sich so gut wie er konnte zu der weiten Reise. Die Meisten, wenigstens die Edlern, faßten diesen Entschluß aus reinem Eifer; manche aus Eitelkeit, um auch das Kreuz zu tragen und von den großen Thaten, die man verrichten wollte, sprechen zu

können; viele aber aus Eigennutz, denn es waren große Vortheile den Kreuzfahrern (so nannte man diese Leute) verheißen worden. Keiner sollte nöthig haben, seine Schulden und selbst die Zinsen davon bis zu seiner Heimkehr zu bezahlen; alle zurückgelassene Güter, auch Weiber und Kinder, wollte die Geistlichkeit indessen schützen, und alle begangene Verbrechen sollten durch einen Kreuzzug gut gemacht sein. Das mußte freilich viele anlocken. Noch viele andere gingen mit, um zu Hause nicht arbeiten zu müssen, um sich der Dienstbarkeit ihrer Herren zu entziehen oder um Reichthümer zu gewinnen; noch andere aus Durst nach Abenteuern. Und nun sah man in allen Ländern des Abendlandes, am meisten in Frankreich und Italien, eine merkwürdige Thätigkeit. Der hatte seine Güter zu verkaufen, jener seine Rüstung zu besorgen, ein Dritter von entfernten Verwandten und Freunden Abschied zu nehmen, ein Vierter seine liegende Habe dem nächsten Kloster zu verschreiben u. s. w. Niemand gewann dabei mehr als die Kirchen und Klöster, und die Juden. Jene nahmen die Güter und Häuser der Kreuzfahrer in Verwahrung und behielten sie, wenn die Besitzer nicht wiederkamen, oder sie bekamen auch wohl Güter geschenkt, um für die glückliche Reise der Schenker zu beten. Diese aber schafften gegen ungeheuere Zinsen baares Geld herbei, was bei dem allgemeinen Bedürfnisse bald zu fehlen anfing, und mancher Kreuzfahrer verschleuderte seine Besitzungen ums halbe Geld, nur um etwas mitnehmen zu können. Manche Fürsten selbst verkauften ihr Fürstenthum, weil sie nie wiederkehren, sondern sich dort von den Ungläubigen ein neues erkämpfen wollten.

So brach das Jahr 1096 an, in welchem der Zug sich in Bewegung setzen sollte. Wer beschreibt das wilde Gewühl, das man auf allen Straßen sah! Es war, als wenn eine neue Völkerwanderung begonnen hätte. An allen Orten sah man Zelte und Fahnen und Waffen von der mannigfaltigsten Art, und alle Landstraßen und Flüsse waren mit Kreuzfahrern bedeckt, die jubelnd den Sammelplätzen zuzogen. „Gott will es haben!“ hörte man überall als Losungswort rufen.

Unter allen den hohen Häuptern, welche sich zum Zuge entschlossen hatten, war keiner, zu dem man mehr Vertrauen hatte, als Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen (Belgien), der von der Schlacht bei Merseburg her uns bereits bekannt ist. Vor dessen Burg erschien schon in den ersten Tagen des Frühlings unvermuthet Kukupeter mit einer großen Schaar

nichtsnutzigen Gesindels; denn dieses Volk hatte keine großen Vorbereitungen zu machen gehabt und nur auf die ersten Strahlen der Frühlingssonne gewartet, um fortzuziehen. Der edle Gottfried erschrak, als er den ungeschlachten Haufen sah. Mit solchen Leuten mochte er nicht ziehen. „Geht nur voran!“ rief er ihnen zu, „ich bin noch nicht bereit. Bald komme ich nach. Vor den Thoren von Constantinopel treffen wir wieder zusammen!“ — Peter ließ es sich gefallen; jubelnd zog die Schaar ab. Aber sie war so groß, daß Peter sie theilte. Zwanzigtausend der Ungeduldigsten zogen voran unter Anführung eines Ritters aus Burgund, den man seiner Armuth wegen Walther Habenichts nannte.

Um nach Constantinopel zu gelangen, mußten die Kreuzfahrer durch Deutschland, Ungarn und Bulgarien ziehen. Die Ungern, ein zwar nun schon christliches, aber doch noch sehr rohes Volk, ließen den Walther mit seiner Horde zwar ein, und ihr König Kolomann versprach auch, die nöthigen Lebensmittel gegen Bezahlung zu liefern. Aber um Ordnung zu halten, war das Gesindel nicht ausgezogen. Sie zerstreuten sich im Lande, plünderten — und wurden zum Theil todtgeschlagen. Noch schlimmer ging es ihnen im Lande der Bulgaren, so daß nur ein kleines Häufchen bei Constantinopel ankam, welches froh war, daß der griechische Kaiser Alexius Comnenus ihm die Erlaubniß gab, bis zur Ankunft Peters ein Lager vor den Thoren aufschlagen zu können.

Nun kam Peter mit 40,000 nach, die nicht viel besser als des Walthers Leute waren. Doch ging anfangs alles gut. Die Ungern hielten Friede, weil Peter Ordnung hielt. Schon war dieser fast an die letzte Grenze gekommen, da hörte er, daß in einer vor ihm liegenden Stadt (Semlin) 16 Kreuzfahrer von Walthers Haufen, weil sie geplündert hatten, von den entrüsteten Einwohnern erschlagen worden wären. Dies hören und die Stadt stürmen lassen, war eins. Die armen Einwohner, die meist an jener That ganz unschuldig waren, wurden fast alle ermordet, die Stadt fünf Tage lang geplündert und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Das that der heilige Peter. Freilich mußte er nun eilen, daß er über die ungarische Grenze kam; denn schon war der König im Anzuge, die Greuelthat zu rächen. Auch in Bulgarien benahm sich Peter so unklug, daß er sich mit den Einwohnern ganz überwarf. Er erlitt eine ungeheuere Niederlage; der vierte Theil seiner Leute lag blutend auf dem Wahlplatze, und sein ganzes Gepäck und eine Menge mitgezogener Weiber, Kinder, selbst Nonnen, fielen in die

Hände der wilden Bulgaren. Gedemüthigt kam er mit dem Ueberreste bei Constantinopel an, und er und Walther klagten sich nun gegenseitig das erlittene Unglück, an dem sie doch beide allein schuld waren. Auch Petern erlaubte der Kaiser, das Heer Gottfrieds zu erwarten.

Aber diese beiden Haufen waren nicht die einzigen. Auch in Deutschland erhob sich die Begeisterung und wurde von schwärmerischen Geistlichen zur lichten Flamme angeblasen. Der eine hatte um die Zeit der Versammlung in Clermont Sterne vom Himmel regnen gesehen; ein anderer zwei Männer zu Pferde, die am hellen Tage am Himmel miteinander kämpften und von denen der eine den andern mit einem großen Kreuze niederschlug; ein Dritter behauptete, Karl der Große wäre aus seiner Gruft in Aachen hervorgegangen und werde die Kreuzfahrer anführen, und was des Unsinns mehr war. Es sammelte sich fast nur schlechtes Gesindel, von denen aber wenige bis Constantinopel gelangten. Ein Haufe wurde von den Ungern niedergehauen. Ein anderer, der zumeist nur aus dem Auswurf des Pöbels bestand, von einem französischen Ritter, Wilhelm dem Zimmermann, angeführt wurde und 20,000 Männer, Weiber und Kinder stark war, muß gemerkt werden wegen der Tollheit, mit der er seine Wegweiser wählte. Diese waren nämlich eine Ziege und eine Gans; wohin diese Thiere, die sie für gottbegeistert hielten, gingen, da zog der tolle Schwarm nach. Einige meinten, es sei nicht genug, gegen die Seldschucken zu ziehen; auch die Juden hätten das Leben verwirkt, weil sie Jesum gekreuzigt hätten, und sogleich überfielen sie in allen Orten, durch die sie kamen, die wehrlosen Juden, erschlugen sie und theilten sich in die gefundenen Reichthümer. Dabei gereicht es den Bischöfen der Rheingegenden zur Ehre, daß sie sich möglichst der armen Verfolgten annahmen und ihnen selbst in ihren Palästen eine Freistatt gaben. Nur hielt das die wüthenden Kreuzfahrer nicht immer ab. So war in Worms im bischöflichen Palaste eine Menge solcher verfolgter Juden versammelt, und sie rathschlagten, ob sie lieber den Glauben ihrer Väter abschwören oder sterben sollten, während die Kreuzfahrer draußen auf die Entscheidung warteten. Aber alle schwuren, lieber sterben als untreu werden zu wollen. Sie brachten sich gegenseitig ums Leben; Brüder und Freunde erwiesen sich so die letzte Liebe, Mütter erwürgten ihre Kinder, ehe sie sich selbst durchbohrten oder von ihren Männern die Todeswunde erhielten. Zu spät erfuhren die Kreuzfahrer, was inwendig vorging; als

sie hineinstürzten, quoll ihnen schon das Blut entgegen, das die noch Lebenden ihren unmenschlichen Verfolgern entgegenschleuderten. Das vermag der Mensch in der Verzweiflung! — Aber die schändlichen Kreuzfahrer entgingen auch ihrer Strafe nicht. Die Ungern erschlugen die meisten; die andern kamen vor Hunger und Elend um.

Was machte aber Peter indessen? Zwar hatte ihm Alexius erlaubt, bei Constantinopel Gottfrieds Ankunft zu erwarten; aber seine Schaar beging so vielen Unfug auf dem platten Lande um die Stadt herum, daß Alexius eilig eine Menge Fahrzeuge zusammenbrachte und das Gesindel nach Klein-Asien übersetzen ließ. Hier traf sie die Strafe für ihre Greuelthaten. Sie wagten sich zu weit vor in die Bergschluchten, an denen Klein-Asien so reich ist, fielen hier den lauernden Seldschucken in die Hände und wurden bis auf 3000 niedergemetzelt. Walther Habenichts war unter den Todten; er war, tapfer fechtend, gefallen. Peter entrann mit dem kläglichen Ueberreste zurück nach Constantinopel.

Dagegen benahm sich das Hauptheer, das aus dem Kerne der französischen Ritterschaft bestand, ganz anders. Am 15. August (1096) war es, hauptsächlich unter Gottfrieds von Bouillon Leitung, aufgebrochen. Dieser Gottfried war ein Mann, der unter seinen Zeitgenossen auf eine recht ausgezeichnete Weise sich hervorthat. Damals war er erst 35 Jahre alt, galt aber für den tapfersten Ritter seiner Zeit, war dabei gelassen und bescheiden und von einer ungeheuchelten Frömmigkeit. Von seiner Stärke und Tapferkeit wußte man sich viel Geschichten zu erzählen. Hier nur nur eine davon: Als er 15 Jahre alt war, wollte ihm ein Verwandter seine Güter streitig machen. Es kam zur Klage und die Richter verlangten, daß das Gottesurtheil entscheiden sollte. Beide sollten miteinander kämpfen, und erschienen auch ganz bepanzert, jeder mit Schild und Schwert bewaffnet. Der Kaiser Heinrich IV. war selbst zugegen. Da führte Gottfried einen so kräftigen Hieb auf seinen Feind, daß er ihn gespalten, wenn dieser nicht geschwind den Schild vorgehalten hätte. An diesem zersprang sein Schwert bis nahe am Hefte, und schon gaben alle die Sache Gottfrieds verloren; nur er nicht. Rasch fiel er seinen Gegner mit dem Stummel von Schwert an und versetzte ihm damit einen solchen Hieb an die Schläfe, daß er taumelnd und sinnlos zu Boden stürzte. Aber sogleich war auch Gottfrieds Feindschaft verschwunden; er sprang schnell zu, leistete dem Ueberwundenen die nöthige Hülfe und ruhte nicht eher, bis er ihn unter guter Pflege sah.

Unter diesem herrlichen Manne, der allein ein ganzes Heer werth war, brach nun das Kreuzheer auf. Das war ein anderer Haufe als die frühern! An schlechten Leuten fehlte es zwar auch nicht; wo wären auch diese nicht zu finden? Aber man sah hier die Blüthe des französischen und deutschen Adels, eine Menge der tapfersten Ritter, die vor Begierde brannten, große Thaten zu verrichten, und allein an 10,000 berittene Knechte (Reisige). Daß dies ganz andere Leute waren als die vorher geschilderten, sah man schon auf ihrem Marsche. Ueberall hielten sie die beste Mannszucht, und wurden daher auch von den Ungern sowohl als von den Bulgaren mit Lebensmitteln reichlich versehen. Aber in Griechenland ging es ihnen so gut nicht. Der Kaiser Alexius hatte zwar die abendländischen Fürsten um Hülfe gebeten, aber er hatte Heere gewünscht, die seinen Befehlen willig folgen würden. Nun hörte er, daß die ausgesuchtesten Ritter und Fürsten des Abendlandes unterwegs wären und alle bei Constantinopel zusammentreffen würden. Mißtrauisch, wie er war, fing er an zu fürchten, die Eroberung des heiligen Grabes möchte nur ein Vorwand und es eigentlich auf sein Reich abgesehen sein. Sogleich gab er Befehl, den Kreuzfahrern alle Lebensmittel zu entziehen. Aber Gottfried ließ seine Leute wacker zugreifen und nach einigen Tagen schon erschienen Gesandte des Kaisers, die ums Himmels willen baten, aufzuhören: er wolle ja gern Lebensmittel im Ueberfluß herbeischaffen. Das that er denn auch und so kam der Zug, reichlich genährt, nach Constantinopel, wo auch nach und nach andere Große mit ihren Heerhaufen eintrafen, unter denen der alte Graf Raimond von Toulouse, Hugo von Vermandois (des Königs Philipp von Frankreich Bruder) und Bohemund, Fürst von Apulien (Sohn Robert Guiscards), mit seinem ritterlichen Neffen Tancred besonders hervorleuchteten. Die Meisten derselben waren über Italien und das adriatische Meer nach Constantinopel gekommen. Hier ruhten sie eine Weile und hatten indessen wieder manche Probe von der Tücke des Kaisers auszuhalten, der durchaus haben wollte, daß alle Fürsten der Kreuzheere ihm versprächen, ihn als ihren Herrn zu erkennen und alle Länder, die sie erobern würden, als seine Vasallen zu regieren. Anfangs empörte dieser Gedanke die hochherzigen Fürsten; endlich überlegten sie sich, daß es ja weiter nichts als eine Ceremonie sei und daß sie doch thun und lassen könnten, was sie wollten. Daher gaben sie lachend der Eitelkeit des Kaisers nach, dessen Charakter überhaupt ein Ge-

misch von Stolz und Feigheit war. Stolz war er, wenn er glaubte, es ungestraft sein zu können, und oft selbst niederträchtig-herablassend, wenn er dadurch einen Vortheil glaubte erlangen zu können. Ein häßlicher, niedriger Charakter! Man muß lachen, wenn man liest, wie hochmüthig er sich bei der Zusammenkunft mit Gottfried von Bouillon geberdete, die doch nur durch seinen eigenen Betrieb zu Stande gekommen war. Er, der Kaiser, saß auf einem reichvergoldeten Throne. Als nun Gottfried und alle die Prinzen und Fürsten seines Heeres in reicher Waffenrüstung eintraten und ehrerbietig grüßten, ihm auch — so war es Sitte am griechischen Hofe — die Kniee küßten, sah Alexius sie stolz an, ohne auch nur den Kopf zu bewegen. Und doch ließ er nachher dem Gottfried ein kaiserliches Kleid anlegen und ernannte ihn feierlich zu seinem Sohne. Dafür mußte Alexius bei einer ähnlichen Gelegenheit eine rechte Demüthigung erfahren von einem französischen Ritter, Robert aus Paris. Dieser Mann wurde nebst mehrern andern auch zur Audienz gelassen, um dem Kaiser den Eid zu leisten. Alexius machte bei dem Gruße der Ritter dieselbe stolze Miene, ohne sich zu bewegen. Das ärgerte den Robert, der im Herzen den ohnmächtigen Kaiser verachtete. Nachdem er den Eid geleistet hatte, stieg er zum Staunen der Höflinge die Stufen des Thrones hinan und setzte sich keck neben den Kaiser hin, der mit griechischer Freundlichkeit — im Herzen wollte er vor Aerger vergehen — dem dreisten Burschen neben sich Platz machte. Der anwesende Bruder Gottfrieds, Balduin, machte dem Ritter wegen der begangenen Unschicklichkeit Vorstellungen; aber dieser that, als wenn er das nicht hörte, sah seinen gekrönten Nachbar verächtlich über die Schulter an und murmelte unwillig: „Potz! über den Strohjunker, der sich da allein breit hinsetzt und so viele wackere Ritter stehen läßt!“ — Alexius wollte vergehen vor Wuth; aber was wollte er machen? Er mußte sich obendrein noch freundlich stellen; denn er wußte wohl, daß mit diesem ungeschlachten Ritter nicht zu spaßen war.

Alle französische und italienische Prinzen und Fürsten, die mit großen Heeresmassen ausgezogen und auf verschiedenen Wegen nach Constantinopel, welches der allgemeine Sammelplatz sein sollte, gekommen waren, setzten nun nach Klein-Asien über, und als jeder Fürst hier die Seinigen musterte, fanden sich 600,000 christliche Streiter beisammen, unter welchen allein 100,000 zu Pferde waren; dabei waren die Priester, die Greise, die Weiber und Kinder noch nicht einmal mitgezählt! Freilich ein ungeheueres Heer; aber die

Menge von Menschen machte es schwer, alle mit Lebensmitteln zu versorgen. Nun ging überhaupt das Elend erst recht an. Klein-Asien ist mit Bergrücken durchzogen, fast nirgends eben; überall nur Berge und Thäler. Und sobald die Kreuzfahrer durch ein enges Felsenthal zogen, waren auch die verschmitzten Seldschucken, die jeden Weg genau kannten, gleich da, fielen aus Hinterhalten hervor, schnitten ihnen die Zufuhr ab und ließen ihnen Tag und Nacht keine Ruhe. Gegen solchen Feind half nicht einmal die heldenmüthigste Tapferkeit viel; denn wurde er auch in die Flucht getrieben, so konnte man ihn auf seinen leichten Pferden nicht einholen, und ehe man es sich versah, war er schon wieder in der Nähe. Dazu gesellte sich nun noch die große Noth an Lebensmitteln und zuweilen selbst an Wasser. Denn die Seldschucken hatten absichtlich alle Ernten verbrannt, alle Mühlen zerstört, kurz, das ganze Land vor den Kreuzfahrern zu einer Einöde gemacht, um ihrem verhaßten Feinde auch noch die Qualen des Hungers über den Hals zu schicken. Da war es denn kein Wunder, wenn im Heere der Kreuzfahrer bald der drückendste Mangel eintrat. Obendrein war es Sommer. Die Sonne schoß senkrecht ihre brennenden Strahlen auf die blanken Rüstungen der Kreuzfahrer herab, die darunter ersticken zu müssen glaubten. Am glühendsten war die Hitze in den engen Thälern und Bergkesseln, in denen die Sonne alles Gras versengt hatte. Manche verloren den Verstand von der Einwirkung der glühend wehenden Luft, andere sanken ermattet zu Boden. Die Reiter richteten sich in den Steigbügeln in die Höhe, um nach einem erquickendem Lüftchen zu schnappen. Man sah Mütter neben ihren lechzenden Säuglingen sterbend auf dem glühenden Boden sich wälzen, und Hunde jagten keuchend auf dem Felde vergebens nach einer Quelle umher. Fast alle Pferde starben vor Mattigkeit und Durst; die Ritter mußten zu Fuß weiter ziehen, wenn sie es verschmähten, auf Ochsen zu reiten, und das Gepäck bürdete man Widdern oder Schweinen auf. Schon hielten alle sich für verloren, als sie noch glücklicherweise einen Fluß fanden. Aber nun hätte man sehen sollen, mit welcher Gier die armen verdursteten Leute auf das Wasser losstürzten! Nicht wenige tranken so unvorsichtig und in solchem Uebermaße, daß sie daran starben.

Ein andermal hätte das Kreuzheer beinahe den trefflichen Gottfried von Bouillon eingebüßt. Er ritt eines Tages, leicht bewaffnet, in einem kühlen Walde spazieren. Plötzlich traf sein Ohr der Hülferuf eines Menschen. Er eilte dem Tone nach und finde

einen Kreuzsoldaten, der beim Holzhauen von einem grimmigen Bär überfallen worden war. Ohne sich zu besinnen, geht er dem Ungethüme mit dem Schwerte zu Leibe; sogleich läßt der Bär den Soldaten los und fällt über Gottfried her. Dieser verwundete ihn mit dem Schwerte, aber ohne ihn zu tödten. Durch die Wunden noch wüthender gemacht, stürzt sich das wilde Thier auf ihn, umklammerte ihn mit seinen Vordertatzen und reißt ihn vom Pferde zu Boden. Mit ungeheurer Kraft macht sich zwar der Held aus der entsetzlichen Umarmung los und rennt dem Thier sein Schwert in die Seite. Aber auch hiervon noch nicht todt, greift ihn der Bär von neuem an, zerfleischt ihm den einen Schenkel und kaum ist Gottfried, nun schon ermattet, noch im Stande, das Ungeheuer von sich abzuwehren. Zum Glück kommt eben in der höchsten Noth ein Ritter herangesprengt, herbeigerufen von dem Hülferuf des Soldaten und dem Brüllen des Thieres, dem nun der Rest gegeben wird. Aber Gottfried war so erschöpft von Angst, Anstrengung und Blutverlust, daß er auf einer Trage ins Lager zurückgebracht werden mußte.

Endlich hatten die Kreuzfahrer Klein-Asien durchzogen und wendeten sich rechts nach Syrien. Da stellte sich ihnen eine große Stadt dar, Antiochia hieß sie. Im ersten Rausche des Muthes schwuren sie, sie nicht unerobert hinter sich lassen zu wollen. Aber die Mauern waren so dick und so fest, und der Feind darin so hartnäckig und kriegerisch, daß die Kreuzfahrer weit über ein halbes Jahr davor liegen mußten. Da zeigte sich nun schon wieder all das grenzenlose Elend, welches Hunger, Beschwerde jeder Art, Seuchen und Sittenlosigkeit hervorzubringen vermögen. Die heilige Schwärmerei, welche die Kreuzfahrer bei Clermont gezeigt hatten, war verschwunden und alle hatten längst schon den Gedanken, das Kreuz genommen zu haben, verwünscht. Mit welcher Sehnsucht dachten nicht die meisten an die behagliche Ruhe, mit der sie daheim bei Weib und Kindern sich gepflegt hatten! Diese Unlust zeigte sich selbst bei einigen der Fürsten, und man muß sich wundern, wenn man sieht, wie diese Leute, statt durch Einigkeit sich die Beschwerden leichter zu machen, sich beneideten, ja manchmal feindlich behandelten und dadurch die Eroberung des heiligen Grabes verzögerten. Nur Gottfrieds große Seele war über die kleinlichen Leidenschaften weit erhaben. Unter denen, die im Lager verdrießlich umherschlichen, war auch Kukupeter. Er hatte sich längst weggesehnt; auch verdroß es ihn, daß man so wenig Kenntniß von ihm nahm und ihn

nicht anders als einen gemeinen Mönch behandelte. An einem schönen heitern Abende war er mit einemmale verschwunden. Aber seine Flucht wurde gleich entdeckt; einer der ersten Ritter saß hurtig auf und holte ihn bald ein. Anfangs wollte er nicht wieder zurück; als er aber sah, daß man Gewalt brauchen wollte, erklärte er sich bereit und wurde zurückgebracht.

In den Feldern von Antiochia fielen fast alle Tage Kämpfe vor; es war hier nicht anders wie fast 2300 Jahre früher in der Ebene vor Troja. So wie dort Griechen und Trojaner in wüthendem Hasse sich bekämpften und mordeten, so hier Türken und Kreuzfahrer. Und die herrlichen Waffenthaten, die hier verrichtet wurden, gaben denen, die Homer besingt, in nichts nach. Es würde zu weit führen, viele davon zu erzählen; nur eine mag hier zur Probe stehen. Vor allen leuchtete Gottfried von Bouillon durch seine heldenmüthige Tapferkeit und Löwenstärke hervor. Eines Tages machten die Feinde einen wüthenden Ausfall und jagten das Heer des tapfern Bohemund, Fürsten von Apulien, in die Flucht. Während sie aber das Gepäck plündern, sprengt Bohemund ins Lager zu den andern Fürsten und ruft: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Alle springen auf; Gottfried, obgleich kaum von einer Krankheit genesen, ist einer der ersten im Sattel, und alle sprengen nach dem Wahlplatze, daß die Funken stieben. Hier sah man nun den tapfern Bouillon wie einen Löwen kämpfen. Wohin sein Schwert traf, schlug er einen zu Boden. Bald war die Erde um ihn her von zersplitterten Lanzen, Helmen, Panzern und abgehauenen Köpfen und Armen bedeckt. Aber das Beste kommt noch. Ein feindlicher Officier von ungemeiner Größe und Stärke drängte sich an ihn heran, um im Kampfe mit solchem Helden großen Ruhm zu ernten. Die Schwerter blitzten und klirrten, es folgte Schlag auf Schlag. Jetzt hob der Sarazene sein Schwert zu einem entsetzlichen Hiebe; Gottfried hielt den Schild vor, aber der gewaltige Schlag spaltete diesen in zwei Theile, und eben schwang jener das Schwert aufs neue, um dem wehrlosen Ritter den Kopf zu spalten. Doch dazu ließ ihm Bouillon keine Zeit. Rasch, von der Gefahr beflügelt, hebt er sich in den Bügeln; hoch blitzt sein Schwert durch die Luft und sausend fährt es mit Riesenkraft in die linke Schulter des Sarazenen zwischen die Fugen des Panzers hinein, durchschneidet die ganze Brust und findet erst auf der rechten Seite am Gürtel einen Ausweg. Die obere Hälfte des so getheilten Türken stürzt zu Boden, die untere aber bleibt

sie hineinstürzten, quoll ihnen schon das Blut entgegen, das die noch Lebenden ihren unmenschlichen Verfolgern entgegenschleuderten. Das vermag der Mensch in der Verzweiflung! — Aber die schändlichen Kreuzfahrer entgingen auch ihrer Strafe nicht. Die Ungern erschlugen die meisten; die andern kamen vor Hunger und Elend um.

Was machte aber Peter indessen? Zwar hatte ihm Alexius erlaubt, bei Constantinopel Gottfrieds Ankunft zu erwarten; aber seine Schaar beging so vielen Unfug auf dem platten Lande um die Stadt herum, daß Alexius eilig eine Menge Fahrzeuge zusammenbrachte und das Gesindel nach Klein-Asien übersetzen ließ. Hier traf sie die Strafe für ihre Greuelthaten. Sie wagten sich zu weit vor in die Bergschluchten, an denen Klein-Asien so reich ist, fielen hier den lauernden Seldschucken in die Hände und wurden bis auf 3000 niedergemetzelt. Walther Habenichts war unter den Todten; er war, tapfer fechtend, gefallen. Peter entrann mit dem kläglichen Ueberreste zurück nach Constantinopel.

Dagegen benahm sich das Hauptheer, das aus dem Kerne der französischen Ritterschaft bestand, ganz anders. Am 15. August (1096) war es, hauptsächlich unter Gottfrieds von Bouillon Leitung, aufgebrochen. Dieser Gottfried war ein Mann, der unter seinen Zeitgenossen auf eine recht ausgezeichnete Weise sich hervorthat. Damals war er erst 35 Jahre alt, galt aber für den tapfersten Ritter seiner Zeit, war dabei gelassen und bescheiden und von einer ungeheuchelten Frömmigkeit. Von seiner Stärke und Tapferkeit wußte man sich viel Geschichten zu erzählen. Hier nur nur eine davon: Als er 15 Jahre alt war, wollte ihm ein Verwandter seine Güter streitig machen. Es kam zur Klage und die Richter verlangten, daß das Gottesurtheil entscheiden sollte. Beide sollten miteinander kämpfen, und erschienen auch ganz bepanzert, jeder mit Schild und Schwert bewaffnet. Der Kaiser Heinrich IV. war selbst zugegen. Da führte Gottfried einen so kräftigen Hieb auf seinen Feind, daß er ihn gespalten, wenn dieser nicht geschwind den Schild vorgehalten hätte. An diesem zersprang sein Schwert bis nahe am Hefte, und schon gaben alle die Sache Gottfrieds verloren; nur er nicht. Rasch fiel er seinen Gegner mit dem Stummel von Schwert an und versetzte ihm damit einen solchen Hieb an die Schläfe, daß er taumelnd und sinnlos zu Boden stürzte. Aber sogleich war auch Gottfrieds Feindschaft verschwunden; er sprang schnell zu, leistete dem Ueberwundenen die nöthige Hülfe und ruhte nicht eher, bis er ihn unter guter Pflege sah.

Unter diesem herrlichen Manne, der allein ein ganzes Heer werth war, brach nun das Kreuzheer auf. Das war ein anderer Haufe als die frühern! An schlechten Leuten fehlte es zwar auch nicht; wo wären auch diese nicht zu finden? Aber man sah hier die Blüthe des französischen und deutschen Adels, eine Menge der tapfersten Ritter, die vor Begierde brannten, große Thaten zu verrichten, und allein an 10,000 berittene Knechte (Reisige). Daß dies ganz andere Leute waren als die vorher geschilderten, sah man schon auf ihrem Marsche. Ueberall hielten sie die beste Mannszucht, und wurden daher auch von den Ungern sowohl als von den Bulgaren mit Lebensmitteln reichlich versehen. Aber in Griechenland ging es ihnen so gut nicht. Der Kaiser Alexius hatte zwar die abendländischen Fürsten um Hülfe gebeten, aber er hatte Heere gewünscht, die seinen Befehlen willig folgen würden. Nun hörte er, daß die ausgesuchtesten Ritter und Fürsten des Abendlandes unterwegs wären und alle bei Constantinopel zusammentreffen würden. Mißtrauisch, wie er war, fing er an zu fürchten, die Eroberung des heiligen Grabes möchte nur ein Vorwand und es eigentlich auf sein Reich abgesehen sein. Sogleich gab er Befehl, den Kreuzfahrern alle Lebensmittel zu entziehen. Aber Gottfried ließ seine Leute wacker zugreifen und nach einigen Tagen schon erschienen Gesandte des Kaisers, die ums Himmels willen baten, aufzuhören: er wolle ja gern Lebensmittel im Ueberfluß herbeischaffen. Das that er denn auch und so kam der Zug, reichlich genährt, nach Constantinopel, wo auch nach und nach andere Große mit ihren Heerhaufen eintrafen, unter denen der alte Graf Raimond von Toulouse, Hugo von Vermandois (des Königs Philipp von Frankreich Bruder) und Bohemund, Fürst von Apulien (Sohn Robert Guiscards), mit seinem ritterlichen Neffen Tancred besonders hervorleuchteten. Die Meisten derselben waren über Italien und das adriatische Meer nach Constantinopel gekommen. Hier ruhten sie eine Weile und hatten indessen wieder manche Probe von der Tücke des Kaisers auszuhalten, der durchaus haben wollte, daß alle Fürsten der Kreuzheere ihm versprächen, ihn als ihren Herrn zu erkennen und alle Länder, die sie erobern würden, als seine Vasallen zu regieren. Anfangs empörte dieser Gedanke die hochherzigen Fürsten; endlich überlegten sie sich, daß es ja weiter nichts als eine Ceremonie sei und daß sie doch thun und lassen könnten, was sie wollten. Daher gaben sie lachend der Eitelkeit des Kaisers nach, dessen Charakter überhaupt ein Ge-

misch von Stolz und Feigheit war. Stolz war er, wenn er glaubte, es ungestraft sein zu können, und oft selbst niederträchtig-herablassend, wenn er dadurch einen Vortheil glaubte erlangen zu können. Ein häßlicher, niedriger Charakter! Man muß lachen, wenn man liest, wie hochmüthig er sich bei der Zusammenkunft mit Gottfried von Bouillon geberdete, die doch nur durch seinen eigenen Betrieb zu Stande gekommen war. Er, der Kaiser, saß auf einem reichvergoldeten Throne. Als nun Gottfried und alle die Prinzen und Fürsten seines Heeres in reicher Waffenrüstung eintraten und ehrerbietig grüßten, ihm auch — so war es Sitte am griechischen Hofe — die Kniee küßten, sah Alexius sie stolz an, ohne auch nur den Kopf zu bewegen. Und doch ließ er nachher dem Gottfried ein kaiserliches Kleid anlegen und ernannte ihn feierlich zu seinem Sohne. Dafür mußte Alexius bei einer ähnlichen Gelegenheit eine rechte Demüthigung erfahren von einem französischen Ritter, Robert aus Paris. Dieser Mann wurde nebst mehrern andern auch zur Audienz gelassen, um dem Kaiser den Eid zu leisten. Alexius machte bei dem Gruße der Ritter dieselbe stolze Miene, ohne sich zu bewegen. Das ärgerte den Robert, der im Herzen den ohnmächtigen Kaiser verachtete. Nachdem er den Eid geleistet hatte, stieg er zum Staunen der Höflinge die Stufen des Thrones hinan und setzte sich keck neben den Kaiser hin, der mit griechischer Freundlichkeit — im Herzen wollte er vor Aerger vergehen — dem dreisten Burschen neben sich Platz machte. Der anwesende Bruder Gottfrieds, Balduin, machte dem Ritter wegen der begangenen Unschicklichkeit Vorstellungen; aber dieser that, als wenn er das nicht hörte, sah seinen gekrönten Nachbar verächtlich über die Schulter an und murmelte unwillig: „Potz! über den Strohjunker, der sich da allein breit hinsetzt und so viele wackere Ritter stehen läßt!“ — Alexius wollte vergehen vor Wuth; aber was wollte er machen? Er mußte sich obendrein noch freundlich stellen; denn er wußte wohl, daß mit diesem ungeschlachten Ritter nicht zu spaßen war.

Alle französische und italienische Prinzen und Fürsten, die mit großen Heeresmassen ausgezogen und auf verschiedenen Wegen nach Constantinopel, welches der allgemeine Sammelplatz sein sollte, gekommen waren, setzten nun nach Klein-Asien über, und als jeder Fürst hier die Seinigen musterte, fanden sich 600,000 christliche Streiter beisammen, unter welchen allein 100,000 zu Pferde waren; dabei waren die Priester, die Greise, die Weiber und Kinder noch nicht einmal mitgezählt! Freilich ein ungeheueres Heer; aber die

Menge von Menschen machte es schwer, alle mit Lebensmitteln zu versorgen. Nun ging überhaupt das Elend erst recht an. Klein-Asien ist mit Bergrücken durchzogen, fast nirgends eben; überall nur Berge und Thäler. Und sobald die Kreuzfahrer durch ein enges Felsenthal zogen, waren auch die verschmitzten Seldschucken, die jeden Weg genau kannten, gleich da, fielen aus Hinterhalten hervor, schnitten ihnen die Zufuhr ab und ließen ihnen Tag und Nacht keine Ruhe. Gegen solchen Feind half nicht einmal die heldenmüthigste Tapferkeit viel; denn wurde er auch in die Flucht getrieben, so konnte man ihn auf seinen leichten Pferden nicht einholen, und ehe man es sich versah, war er schon wieder in der Nähe. Dazu gesellte sich nun noch die große Noth an Lebensmitteln und zuweilen selbst an Wasser. Denn die Seldschucken hatten absichtlich alle Ernten verbrannt, alle Mühlen zerstört, kurz, das ganze Land vor den Kreuzfahrern zu einer Einöde gemacht, um ihrem verhaßten Feinde auch noch die Qualen des Hungers über den Hals zu schicken. Da war es denn kein Wunder, wenn im Heere der Kreuzfahrer bald der drückendste Mangel eintrat. Obendrein war es Sommer. Die Sonne schoß senkrecht ihre brennenden Strahlen auf die blanken Rüstungen der Kreuzfahrer herab, die darunter ersticken zu müssen glaubten. Am glühendsten war die Hitze in den engen Thälern und Bergkesseln, in denen die Sonne alles Gras versengt hatte. Manche verloren den Verstand von der Einwirkung der glühend wehenden Luft, andere sanken ermattet zu Boden. Die Reiter richteten sich in den Steigbügeln in die Höhe, um nach einem erquickendem Lüftchen zu schnappen. Man sah Mütter neben ihren lechzenden Säuglingen sterbend auf dem glühenden Boden sich wälzen, und Hunde jagten keuchend auf dem Felde vergebens nach einer Quelle umher. Fast alle Pferde starben vor Mattigkeit und Durst; die Ritter mußten zu Fuß weiter ziehen, wenn sie es verschmähten, auf Ochsen zu reiten, und das Gepäck bürdete man Widdern oder Schweinen auf. Schon hielten alle sich für verloren, als sie noch glücklicherweise einen Fluß fanden. Aber nun hätte man sehen sollen, mit welcher Gier die armen verdursteten Leute auf das Wasser losstürzten! Nicht wenige tranken so unvorsichtig und in solchem Uebermaße, daß sie daran starben.

Ein andermal hätte das Kreuzheer beinahe den trefflichen Gottfried von Bouillon eingebüßt. Er ritt eines Tages, leicht bewaffnet, in einem kühlen Walde spazieren. Plötzlich traf sein Ohr der Hülferuf eines Menschen. Er eilte dem Tone nach und finde

einen Kreuzsoldaten, der beim Holzhauen von einem grimmigen Bär überfallen worden war. Ohne sich zu besinnen, geht er dem Ungethüme mit dem Schwerte zu Leibe; sogleich läßt der Bär den Soldaten los und fällt über Gottfried her. Dieser verwundete ihn mit dem Schwerte, aber ohne ihn zu tödten. Durch die Wunden noch wüthender gemacht, stürzt sich das wilde Thier auf ihn, umklammerte ihn mit seinen Vordertatzen und reißt ihn vom Pferde zu Boden. Mit ungeheurer Kraft macht sich zwar der Held aus der entsetzlichen Umarmung los und rennt dem Thier sein Schwert in die Seite. Aber auch hiervon noch nicht todt, greift ihn der Bär von neuem an, zerfleischt ihm den einen Schenkel und kaum ist Gottfried, nun schon ermattet, noch im Stande, das Ungeheuer von sich abzuwehren. Zum Glück kommt eben in der höchsten Noth ein Ritter herangesprengt, herbeigerufen von dem Hülferuf des Soldaten und dem Brüllen des Thieres, dem nun der Rest gegeben wird. Aber Gottfried war so erschöpft von Angst, Anstrengung und Blutverlust, daß er auf einer Trage ins Lager zurückgebracht werden mußte.

Endlich hatten die Kreuzfahrer Klein-Asien durchzogen und wendeten sich rechts nach Syrien. Da stellte sich ihnen eine große Stadt dar, Antiochia hieß sie. Im ersten Rausche des Muthes schwuren sie, sie nicht unerobert hinter sich lassen zu wollen. Aber die Mauern waren so dick und so fest, und der Feind darin so hartnäckig und kriegerisch, daß die Kreuzfahrer weit über ein halbes Jahr davor liegen mußten. Da zeigte sich nun schon wieder all das grenzenlose Elend, welches Hunger, Beschwerde jeder Art, Seuchen und Sittenlosigkeit hervorzubringen vermögen. Die heilige Schwärmerei, welche die Kreuzfahrer bei Clermont gezeigt hatten, war verschwunden und alle hatten längst schon den Gedanken, das Kreuz genommen zu haben, verwünscht. Mit welcher Sehnsucht dachten nicht die meisten an die behagliche Ruhe, mit der sie daheim bei Weib und Kindern sich gepflegt hatten! Diese Unlust zeigte sich selbst bei einigen der Fürsten, und man muß sich wundern, wenn man sieht, wie diese Leute, statt durch Einigkeit sich die Beschwerden leichter zu machen, sich beneideten, ja manchmal feindlich behandelten und dadurch die Eroberung des heiligen Grabes verzögerten. Nur Gottfrieds große Seele war über die kleinlichen Leidenschaften weit erhaben. Unter denen, die im Lager verdrießlich umherschlichen, war auch Kukupeter. Er hatte sich längst weggesehnt; auch verdroß es ihn, daß man so wenig Kenntniß von ihm nahm und ihn

nicht anders als einen gemeinen Mönch behandelte. An einem schönen heitern Abende war er mit einemmale verschwunden. Aber seine Flucht wurde gleich entdeckt; einer der ersten Ritter saß hurtig auf und holte ihn bald ein. Anfangs wollte er nicht wieder zurück; als er aber sah, daß man Gewalt brauchen wollte, erklärte er sich bereit und wurde zurückgebracht.

In den Feldern von Antiochia fielen fast alle Tage Kämpfe vor; es war hier nicht anders wie fast 2300 Jahre früher in der Ebene vor Troja. So wie dort Griechen und Trojaner in wüthendem Hasse sich bekämpften und mordeten, so hier Türken und Kreuzfahrer. Und die herrlichen Waffenthaten, die hier verrichtet wurden, gaben denen, die Homer besingt, in nichts nach. Es würde zu weit führen, viele davon zu erzählen; nur eine mag hier zur Probe stehen. Vor allen leuchtete Gottfried von Bouillon durch seine heldenmüthige Tapferkeit und Löwenstärke hervor. Eines Tages machten die Feinde einen wüthenden Ausfall und jagten das Heer des tapfern Bohemund, Fürsten von Apulien, in die Flucht. Während sie aber das Gepäck plündern, sprengt Bohemund ins Lager zu den andern Fürsten und ruft: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Alle springen auf; Gottfried, obgleich kaum von einer Krankheit genesen, ist einer der ersten im Sattel, und alle sprengen nach dem Wahlplatze, daß die Funken stieben. Hier sah man nun den tapfern Bouillon wie einen Löwen kämpfen. Wohin sein Schwert traf, schlug er einen zu Boden. Bald war die Erde um ihn her von zersplitterten Lanzen, Helmen, Panzern und abgehauenen Köpfen und Armen bedeckt. Aber das Beste kommt noch. Ein feindlicher Officier von ungemeiner Größe und Stärke drängte sich an ihn heran, um im Kampfe mit solchem Helden großen Ruhm zu ernten. Die Schwerter blitzten und klirrten, es folgte Schlag auf Schlag. Jetzt hob der Sarazene sein Schwert zu einem entsetzlichen Hiebe; Gottfried hielt den Schild vor, aber der gewaltige Schlag spaltete diesen in zwei Theile, und eben schwang jener das Schwert aufs neue, um dem wehrlosen Ritter den Kopf zu spalten. Doch dazu ließ ihm Bouillon keine Zeit. Rasch, von der Gefahr beflügelt, hebt er sich in den Bügeln; hoch blitzt sein Schwert durch die Luft und sausend fährt es mit Riesenkraft in die linke Schulter des Sarazenen zwischen die Fugen des Panzers hinein, durchschneidet die ganze Brust und findet erst auf der rechten Seite am Gürtel einen Ausweg. Die obere Hälfte des so getheilten Türken stürzt zu Boden, die untere aber bleibt

im Sattel und zum Grausen aller, die es sehen, rennt der wild gewordene Gaul mit dem Blute seines Herrn überschüttet nach der Stadt zurück. Diese That klingt fast unglaublich, ist aber angesichts beider Heere geschehen und durch mehrere Augenzeugen einstimmig erzählt worden.

So herrlich, wie hier durch glänzende Tapferkeit, ragte Gottfried auch durch Tugend des Herzens über seine Gefährten weit hervor; denn so wie unter den Fürsten Neid und Eifersucht, so herrschte unter den Gemeinen eine große Verworfenheit. Kein Wunder, da ja die Hefe des Pöbels sich unter ihnen befand! Hier nur ein Beispiel statt vieler. In dem eben erwähnten Gefechte hatten die Seldschucken an 5000 Mann verloren; von den Mauern der Stadt hatten die Mütter und Weiber mit angesehen, wie die Ihrigen hingewürgt wurden, hatten sich vor Schmerz die Haare zerrauft und die Luft mit ihren Wehklagen erfüllt. In der nächsten Nacht aber begruben sie die ihnen theuern Todten, und gaben ihnen den besten Schmuck, die schönsten Kleider und die in der Schlacht getragenen Waffen mit ins Grab! In unsern Zeiten hätte ein edelmüthiger Feind nicht nur die Trauer der Armen nicht gestört, sondern sie selbst von Herzen bedauert. (Man denke dabei an Achilles und Priamos.) Nicht so die Kreuzfahrer. Am nächsten Morgen stürzten sie auf die frischen Leichenhügel los, störten mit unmenschlicher Wuth die stille Ruhe der Todten, verstümmelten diese und raubten die in den Gräbern gefundenen seidenen Kleider, die sie, manche drei oder vier übereinander, geschwind anzogen, um ihre Lumpen zu ersetzen, und so stolzirten sie, die weinenden Mütter und Weiber laut verhöhnend, vor den Mauern der Stadt herum.

Endlich wurde Antiochia durch Verrath eingenommen. Daß es da wieder entsetzliche Scenen gab, braucht nicht erst gesagt zu werden; denn die Kreuzfahrer hielten es nicht nur nicht für Unrecht, die Ungläubigen zu berauben und zu morden, sondern sie glaubten dadurch gar Gott einen rechten Dienst zu erweisen. Zehntausend sollen von ihnen gemordet worden sein. Aber die Strafe für die hier verübten Greuelthaten blieb nicht aus. Kaum hatten sie sich in Antiochia eingerichtet, als Kerboga, der Fürst von Mosul, mit einem Heere von einigen Hunderttausenden herbeiströmte und die Stadt ganz und gar einschloß. Er hatte sich aufgemacht, um seinen Glaubensbrüdern, den Antiochiern, zu Hülfe zu kommen. Zwar kam er zum Entsatz der Stadt zu spät, nicht aber, die Kreuzfahrer aus ihrer Ruhe aufzuschrecken. Diese hatten an einen solchen

Fall nicht gedacht und sich daher mit keinen Vorräthen versehen. Bald entstand also eine so fürchterliche Hungersnoth, wie die Geschichte nur wenige aufzuweisen hat. Diejenigen, welche noch Pferde hatten, hielten sich für reich; denn sie zapften ihnen von Zeit zu Zeit Blut ab, um sich daran zu erquicken. Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse waren Leckerbissen; Nesteln, Distelköpfe und Wurzeln wurden begierig verschlungen, Schild- und Schuhleder gekocht und daran genagt, ja manche stiegen in die Grüfte hinab und stillten ihren Hunger an den erst kürzlich verscharrten Leichnamen der Türken. Solche gräßliche Uebel sind Hunger und Durst, daß sie den Ekel des Menschen fast gänzlich vertilgen und ihm nur einen Gedanken lassen: den Magen zu füllen und den Gaumen zu netzen! Selbst der edle Gottfried hatte zuletzt weder ein Pferd mehr, noch Geld, ein neues zu kaufen. Die Menschen schlichen wie Schatten umher; selbst Balduin, Graf von Flandern, mußte sein Brot zusammenbetteln, und die Soldaten weigerten sich in wilder Verzweiflung, fernerhin Dienste zu thun. Jeder verkroch sich in seiner Wohnung, um hier in dumpfer Erstarrung hinzusterben.

Aber plötzlich änderte sich wie durch einen Schlag die ganze Scene. In unbändigem Freudentaumel läuft alles durcheinander; der Geist eines neuen Lebens ergießt sich durch die ganze verödete Stadt. Alle vergessen des Hungers und verlangen nur gegen den Feind geführt zu werden. Und was hat diesen plötzlichen Wechsel hervorgebracht? Sind etwa einige Tausende von Wagen mit Zufuhr angekommen? Ist ein großes Magazin entdeckt? — Alles nicht. Man höre, was vorgegangen war. — Ein Priester aus der Provence, Peter Barthelemy, trat vor die Fürsten und bezeugte: ein sonderbares Ereigniß habe sich mit ihm zugetragen. Der heilige Andreas sei ihm in drei verschiedenen Nächten erschienen und habe ihm gesagt, daß vor dem Hochaltare der Peterskirche in Antiochia in der Erde die heilige Lanze liege, mit welcher der römische Kriegsknecht die Seite des Heilands verwundet habe. Dann habe er ihm befohlen, die Kreuzfahrer zu ermuntern, sie auszugraben; denn mit ihr würden sie siegen. Er habe den Befehl das erste und zweite Mal vernachlässigt; da sei der Heilige das dritte Mal sehr zornig erschienen und habe ihm den Tod gedroht, wenn er nicht augenblicklich die Stelle den Kreuzfürsten entdecke. Alle staunten über das Gehörte; aber erst als er einen Eid ablegte, glaubten sie ihm. Das Gerücht von der Erscheinung durchflog schnell die Stadt; die halbverhungerten Kreuzfahrer horchten hoch

auf; denn nur vom Himmel konnte ihnen Errettung aus der großen Noth kommen. Alle brannten vor Ungeduld, zu wissen, ob der Traum Barthelemy's sich bestätigen würde. Zwölf Männer wurden dazu erwählt. Sie traten in die Kirche, verschlossen sie hinter sich, während draußen ungeduldig das Volk harrte, und ließen an der von dem Mönche bezeichneten Stelle eingraben. Man grub vom Morgen bis in die Nacht; zwölf Fuß tief war man schon gekommen und allen sank nun der Muth. Da stieg Barthelemy barfuß und im Bußhemde selbst hinunter und bat alle Umstehenden, in heißem Gebete zu Gott zu flehen. Plötzlich stieg er wieder hinauf und — hatte die heilige Lanze, die so heiß ersehnte, in der Hand. Ein lautes Frohlocken durchhallte das Gewölbe des hohen Doms; die Thüren flogen auf; die ganze Menschenfluth stürzte herein und labte den trunkenen Blick an der theuern Reliquie.

Dieser Fund war es, der den abgezehrten Menschengestalten eine neue Kraft einflößte. Alle lechzten nach Sarazenenblut und konnten den Augenblick kaum erwarten, wo sie hinausgeführt würden. Ein Tag wurde ihnen zur Erholung bestimmt; sie möchten, hieß es, nur alle ihre übrigen Vorräthe aufzehren und ihren Pferden das letzte Futter geben; denn morgen würden sie siegen und alles im Ueberfluß haben; vor dem heiligen Eisen könnte kein Feind bestehen; die Feinde müßten schon bei seinem Anblicke in den Staub zusammensinken. Das ließen sich die hungrigen Kreuzfahrer nicht zweimal gesagt sein; alle stärken sich durch Speise und Trank, so gut es möglich war, und während die einen ihre Waffen rüsten, ziehen die andern in Prozessionen umher, beichten und versöhnen sich mit ihren Widersachern. So brach der von allen ersehnte Tag an.

Langsam, wie ein Leichenzug, zogen mit dem Aufgange der Sonne die Kreuzfahrer mit abgezehrten Gliedern und wankenden Schritten hinaus, dem Feinde entgegen. Der Sultan lachte, als er sie so heranwanken sah, und wirklich hatte er auch noch einmal so viele Menschen. Aber hier sah man recht, welche Stärke ein Gedanke giebt, der das ganze Gemüth innigst ergriffen hat. Die Kreuzfahrer warfen den ersten Angriff mit alles zermalmender Kraft zurück. Doch jetzt stürzten die Sarazenen mit solcher Uebermacht auf sie los, daß schon ihre Reihen zu weichen anfingen. „Seht!“ rief in dem entscheidenden Augenblicke einer der vornehmsten Bischöfe (Ademar, Bischof von Puy) mit lauter Stimme; „seht, wackere Kampfgenossen! Da nahen sich die Engel des Herrn, die himmlischen Heerschaaren! Seht, das ist der heilige Ritter

Georg mit ſeinen himmliſchen Haufen! Der Herr ſelbſt kämpft für ſein Volk! Auf! verdoppelt euern Muth, meine Brüder!“ — Sogleich wendeten Tauſende von Augen ſich herum und wirklich, ſie ſahen eine erleſene Ritterſchaar in weißer, hellſtrahlender Rüſtung, geführt von drei ſchöngewachſenen Rittern, langſam und prächtig von der Höhe des nahen Gebirges herabziehen. Vermuthlich war es ein Haufen, den Gottfried in den Rücken des Feindes geſchickt hatte. Alle hielten die weißen Ritter für eine himmliſche Schaar, die ihnen zu Hülfe eile. „Gott will es haben! Gott will es haben!“ ſchrieen Tauſende von Kehlen, und nun war kein Haltens mehr. In wilder Begeiſterung warfen und mähten ſie alles vor ſich nieder und der Sieg war gewonnen. In eiliger Flucht ſtoben die Feinde auseinander, wurden zu Tauſenden erſchlagen, und das ganze Lager mit ungeheuern Schätzen fiel in der Kreuzfahrer Hände, die nun, ſtatt Gott für den erwieſenen Beiſtand durch Menſchlichkeit zu danken, alle Greuel an den Gefangenen und Verwundeten ausließen, ja ſelbſt die armen im Lager zurückgelaſſenen Säuglinge von den Pferden gefühllos zertreten ließen. Welch ein Ungeheuer kann doch der Menſch durch Leidenſchaft werden!

Die Begeiſterung, welche die heilige Lanze erregt hatte, verlor ſich bald wieder und es fehlte nicht an Leuten (namentlich Biſchof Ademar), welche ganz laut ſagten, die ganze Sache wäre eine Täuſchung, die Peter Barthelemy und Graf Raimund von Toulouſe verabredet hätten, und da Barthelemy widerſprach, ſo forderte man ihn auf, ſich der Feuerprobe zu unterwerfen. Dazu war er auch gleich bereit. Es wurden zwei große Feuer nahe beieinander angemacht und Peter, im bloßen Hemde, barfuß und die Lanze in der Hand, ſprang mitten hindurch. Aber — er hatte ſich die Füße und den Leib ſo verbrannt, daß er nach Hauſe getragen werden mußte, und nach zwölf Tagen war er todt.*)

---

*) Das Gottesgericht und Peters Ausgang. Am Nachmittage des ſtillen Freitags, zu welchem Peter durch Faſten ſich vorbereitete, wurden zwei Scheiterhaufen von Oelbäumen, vierzehn Fuß hoch und durch einen Zwiſchenraum von einem Fuße getrennt, erbaut. Um dieſe Scheiterhaufen ſchloß das Heer der Wallbrüder, vierzigtauſend Bewaffnete an der Zahl, einen Kreis, in welchem alle Geiſtliche ſich befanden, mit entblößten Füßen und in prieſterlicher Kleidung. Als das Feuer ſo heftig brannte, daß die Flamme bis 30 Fuß in die Luft ſich erhob und Niemand ſich derſelben zu nähern vermochte, trat ein Prieſter auf und rief die Worte: „Wenn wirklich der allmächtige Gott mit dieſem Manne von Ange-

Indessen waren fast drei Jahre nach dem Aufbruche Gottfrieds aus seiner Heimath verflossen. Nun aber näherte man sich unter unaufhörlichen Kämpfen der Stadt Jerusalem. Nach langen abmattenden Märschen zogen sie eines Tages eine Anhöhe hinauf, und die zuerst oben anlangten, erblickten plötzlich vor sich die Zinnen von Jerusalem, das lang ersehnte Ziel so vieler Leiden. „Gott will es haben!" rufen die Glücklichen aus voller, begeisterter Brust. Die unten noch sind, stürzen nun auch hinauf und weiden sich an dem köstlichen Anblicke. „Gott will es haben!" tönt unaufhörlich, durch die Echos der Felsen verstärkt. Die stürmische Freude ging bald in tiefe Rührung über. In Thränen der Andacht gebadet sinken die bewaffneten Pilger auf die Kniee nieder und küssen den heiligen Boden. Gern wären sie in der ersten Begeisterung gleich auf die Mauer der Stadt losgestürzt, aber so schnell ging es nicht mit der Eroberung; denn die Stadt hatte eine

---

ficht zu Angesicht geredet und der heilige Andreas ihm wachend die heilige Lanze gezeigt hat, dann gehe er unversehrt durch das Feuer! War aber dieses Trug, dann verbrenne er mit der Lanze, welche er in seinen Händen tragen wird!" Alle Anwesende riefen mit gebogenen Knieen: „Amen!" Hierauf kniete Peter, nur mit einem kurzen Gewande bekleidet, vor dem Bischof von Albara, rief laut Gott zum Zeugen an, daß nichts, was er von den Erscheinungen der Apostel Peter und Andreas berichtet, von ihm erfunden worden, flehte um die Vergebung seiner Sünden gegen Gott und seine Nächsten, und bat den Bischof, alle übrigen Geistlichen und das ganze anwesende Volk, für ihn ihre Gebete mit dem seinigen zu vereinen. Nachdem hierauf der Bischof die heilige Lanze in seine Hände gelegt und ihn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes gesegnet hatte, erhob er sich und ging langsamen Schrittes durch die hochlodernde Flamme. Als Peter aus der Flamme wieder hervortrat, ohne daß weder seine Kleidung noch das Gewand, welches die heilige Lanze umhüllte, versehrt schien, und laut rufend: „Gott hilf!" mit der Lanze dem Volke den Segen gab, da jubelten Alle, welche der heiligen Lanze sich angenommen hatten. Aber nach überstandenem Gottesgericht war die Verehrung des Volks für Peter gefährlicher als das Gottesgericht selbst. Denn über den von der Flamme schwer verwundeten Mann stürzte mit wüthender Frömmigkeit das Volk her, riß ihn zu Boden, um seiner Kleider sich zu bemächtigen, und Einige rissen Fleisch von den Gebeinen des neuen Heiligen. Raimund Pillez und einige Ritter mußten mit bewaffneter Hand ihn befreien. Andere begnügten sich damit, Feuerbrände und Kohlen von dem Scheiterhaufen mit sich zu nehmen, und in wenigen Augenblicken war davon keine Spur mehr vorhanden. Die Anhänger Raimunds sahen während des Gottesgerichts eine Menge Erscheinungen; Peter selbst wollte mitten in den Flammen mit dem Apostel Andreas sich unterhalten haben. Aber er starb am zwölften Tage nach diesem Gottesgericht, sei es von den empfangenen Brandwunden, wie die Gegner der heiligen Lanze behaupteten, oder in Folge der Mißhandlungen des Volks.

doppelte, hohe und starke Mauer und 60,000 wehrhafte Vertheidiger; die Kreuzfahrer selbst aber waren nicht stärker, so sehr war das ungeheure Heer zusammengeschmolzen, und von den 100,000 Pferden, die beim Eintritte in Klein-Asien noch gezählt wurden, waren jetzt nur 1500 übrig! — Die Ungeduld der Kreuzfahrer war so groß, daß sie ohne Belagerungsmaschinen schon am fünften Tage gegen die Mauer anliefen; natürlich wurden sie mit blutigen Köpfen abgewiesen. Nun aber zerstreute sich das Heer. Alle, jung und alt, fällten Baumstämme, schleppten sie aus weiter Ferne herbei und halfen Kriegsmaschinen bauen. Bald erhoben sich auch zwei hohe hölzerne Thürme, die durch Räder fortbewegt werden konnten und aus drei Stockwerken bestanden, von deren mittlerm eine Fallbrücke nach der Stadtmauer hinübergeworfen werden konnte. Endlich war alles zum Sturme bereit. Da wurde dem ganzen Heere ein allgemeiner Bußtag angesagt. Nachdem sich alle mit ihren Widersachern versöhnt hatten, zogen sie in feierlicher Procession, die Geistlichen mit dem Kreuze voran, rings um die Stadt herum, unter feierlichen Gesängen, und flehten den Allmächtigen um Beistand an. Aber auf den Mauern standen die Sarazenen und verspotteten die heiligen Gebräuche. Sie äfften die Geberden der Umgehenden nach und warfen Pfeile und Steine in die Reihen der Andächtigen. Nichts empört unser Gemüth so tief, als wenn unsere Religion verspottet wird. Daher entbrannten die Herzen der Kreuzfahrer vor Wuth gegen die nichtswürdigen Türken und waren nun des Beistands des Himmels gewiß. Die Nacht wurde unter Gebeten und Beichten hingebracht und am andern Morgen, den 14. Juli 1099, begann der Sturm. Daß die Kreuzfahrer mit wüthendem Grimme angelaufen sind, versteht sich von selbst; aber alle Tapferkeit half nichts gegen die verzweifelte Gegenwehr der Belagerten. Diese schleuderten Pfeile, Steinmassen, Balken, ja siedendes Pech auf die Köpfe der Anrennenden herab, und als der Abend hereinbrach, mußten sich diese zurückziehen. Am folgenden Tage wurde der Angriff mit verstärkter Wuth erneuert. Aber alles vergebens. In Strömen rinnt der Schweiß von den erschöpften Kreuzfahrern; vor Mattigkeit sinken ihnen die Kniee zusammen und auch dem Tapfersten fällt der Muth. Schon durchläuft ein Gemurmel die Glieder, daß hier alle Anstrengung vergebens und nur in der Flucht Rettung zu suchen sei. Da erscheint plötzlich auf der Spitze des Oelbergs ein gewappneter herrlicher Ritter in weißstrahlender Rüstung. Den glänzenden Schild streckt er aus über

die tosende Stadt. „Das ist der heilige Georg!“ ruft alles freudetrunken; „seht dort! dort! der heilige Georg und seine Hülfe!“ Und wie mit einem Schlage ist alle Verdrossenheit verschwunden. Mit lautem Siegesgeschrei stürzt die ganze Menge wieder auf die Mauern los, jedes Hinderniß wird mit Riesenkraft überwältigt. Gottfried ist einer der ersten auf der Mauer. Rasch drängen ihm andere nach; ein Lanzenwald wirft alles vor sich nieder, die Stadt ist gewonnen. Ein donnerndes Triumphgeschrei wälzt sich in die Luft, die Thore werden eingeschlagen, und der ganze Schwarm der Kreuzfahrer stürzt nun durch die Straßen der heiligen Stadt. Aber nun möchte man sich wegwenden von den scheußlichen Scenen des Mordens auf der einen und dem Jammer auf der andern Seite. In allen Straßen lagen Hügel von zuckenden Leichen, in allen Häusern hörte man das Geschrei und Aechzen der Sterbenden, alle Rinnen rieselten von Menschenblut. Nicht Alter, nicht Geschlecht, nicht Jugend wurden verschont; ein gutes Werk glaubten die entmenschten Kreuzfahrer zu verrichten, wenn sie alles ausrotteten, was nicht an Jesus glaubte. Am gräßlichsten ging es in der Moschee Omar's zu, wo 10,000 Sarazenen in ihrem Blute schwammen, die Vorhöfe mit Blut so überdeckt waren, daß die Kreuzfahrer bis an die Knöchel darin wateten und zerhackte Köpfe und Glieder wie auf einem Strome darauf umhertrieben. Auch gegen die armen Kinder wütheten die Mörder. Manche wurden in den Armen der kreischenden Mütter ermordet, andere mit eiserner Faust geschwungen und das zarte Gehirn an die Mauer geschmettert. Viele Frauen stürzten sich aus den Fenstern oder von den Dächern herab, um den blutigen Händen der Unmenschen zu entfliehen.

Als nun endlich die Arme von der langen Blutarbeit ermatteten, erinnerten sich die Kreuzfahrer erst, daß sie in Jerusalem wären. Gottfried zuerst legte die blutigen Waffen ab und wallfahrtete im wollenen Bußhemde und barfuß zu der Kirche des heiligen Grabes, wo er in langer Andacht sich demüthigte vor dem Herrn der Heerschaaren. Seinem Beispiele folgten schnell alle. Sie warfen, wie ergriffen von einem Gefühle tiefer Reue, ihre Unwürdigkeit fühlend, die Mordwaffen von sich, wuschen sich und zogen in feierlicher Procession nach dem Grabe des Erlösers, der da gelehrt hat: „Liebet eure Feinde!“ Die Luft hallte hier wieder von den Tönen des Entzückens oder von den Schlägen an die vor Reue stöhnenden Busen. Keiner war wohl an diesem Tage glück-

licher, als Peter der Einsiedler, der nun sein Werk herrlich gekrönt sah. Welches Entzücken mochte sein Herz durchbeben, als die dort wohnenden Christen ihm die Hände drückten und ihm einmal über das andere ihren Erretter nannten!

Wer sollte aber das neue Reich beherrschen? Keiner war wohl würdiger als Gottfried von Bouillon, und auf ihn fiel auch die einstimmige Wahl als König von Jerusalem. Aber der wackere Mann lehnte diesen Titel ab; die Regierung nahm er an. Nie würde er, sagte er, eine Königskrone da tragen, wo der König der Könige eine Dornenkrone getragen habe. Er nannte sich nun Schutzherr Jerusalems und des heiligen Grabes. Aber schon das Jahr darauf starb er, von allen mit Recht betrauert; denn seines Gleichen war im ganzen Heere nicht. Sein Bruder Balduin erbte nach ihm das Reich, war aber nicht so bescheiden wie er, und nannte sich ohne Bedenken König von Jerusalem.*)

64. Der Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschen. — Fortgesetzte Kreuzzüge. — Folgen derselben.

Schon fünfzig Jahre, ehe der erste Kreuzzug unternommen wurde, hatten einige fromme Kaufleute aus Amalfi in Jerusalem ein Kloster und ein Hospital angelegt, welches sie nach dem von ihnen gewählten Schutzpatron das Hospital des heiligen Johannes von Jerusalem nannten, und in welchem arme und kranke Pilger aufgenommen werden sollten. Diese menschenfreundliche Absicht wurde von allen, die davon hörten, höchlich gelobt und die Stiftung reichlich beschenkt, so daß ein Flügel nach dem andern angebaut und die Zahl der pflegenden Mönche recht vermehrt werden konnte.

*) Die Thaten der Kreuzritter, besonders Gottfrieds von Bouillon und Tancreds, hat ein ausgezeichneter Dichter des 16. Jahrhunderts, Torquato Tasso, in einem herrlichen Gedichte: Das befreite Jerusalem, in italienischer Sprache besungen. Tasso wurde 1544 in Sorrento, einer Seestadt im Königreiche Neapel, geboren, zeichnete sich schon als Kind durch ausnehmende Talente aus und lebte nachher an verschiedenen Orten Italiens, am meisten in Ferrara, wo er das Unglück hatte, in Melancholie zu verfallen und von dem Herzoge sieben Jahre lang im Irrenhause gefangen gehalten zu werden. Mit Mühe erhielt er seine Freiheit wieder, lebte, immer argwöhnisch, selbst gegen seine Freunde, bald hier, bald dort, und starb endlich 1595 in Rom, eben als er als Dichter auf dem Capitol gekrönt werden sollte. Sein „befreites Jerusalem" ist auch ins Deutsche übersetzt von Gries und von Streckfuß.

Indessen wurde Jerusalem von den Kreuzfahrern erobert und nun theilten sich die zum Johanniterorden gehörenden Mitglieder in drei Classen. Ein Theil pflegte die Kranken und Fremden, ein anderer besorgte die kirchlichen Geschäfte, und ein dritter, welcher aus Rittern bestand, geleitete die wehrlosen Pilger durch die Umgebungen von Jerusalem, wo die Sarazenen umherschwärmten, bis an die See. Dieser wohlthätige Orden erhielt immer mehr Geschenke, selbst an Gütern in Europa, und als er endlich aus Palästina verdrängt wurde, erhielt er die Insel Cypern, späterhin Rhodus und zuletzt (im 16. Jahrhunderte) Malta zum Aufenthalte. Von letzterem nannte er sich den Malteserorden, und alle aufzunehmende Ritter mußten den Türken ewige Feindschaft schwören. Seitdem die Engländer im Jahre 1800 Malta erobert haben, ist der ursprüngliche Johanniterorden als erloschen anzusehen. Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen in seinen Staaten den Orden aufhob, behielt er zur Erinnerung an denselben sein Ordenszeichen bei und verlieh es als eine Auszeichnung. Daraus ist in der Folge wieder ein Ritterorden mit der Bestimmung christlicher Werkthätigkeit gemacht worden, der in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870 eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat.

Die Tempelherren entstanden erst 20 Jahre nach der Eroberung Jerusalems aus einer Verbrüderung von neun Rittern, die sich verbanden und das Gelübde ablegten, gleich den Johanniterrittern die Pilgrime auf den unsichern Wegen zu geleiten und zu beschützen. Ihren Namen erhielten sie, weil das Haus, in welchem sie ihren Sitz hatten, in der Nähe des ehemaligen jüdischen Tempels stand. Anfangs waren sie so arm, daß je zwei auf einem Pferde saßen, weil sie nur fünf Pferde aufbringen konnten. Aber kein Orden erhielt so reiche Schenkungen als dieser, besonders in Frankreich, und noch nicht 30 Jahre nach seiner Stiftung besaß er schon über 9000 Güter. Die meisten Tempelherren oder Templer waren Franzosen. Ueber diese Leute erging späterhin ein trauriges Geschick, welches sie sich zum Theil wohl selbst zuschreiben konnten, wenn auch die gegen sie geltend gemachte Beschuldigung keinen Grund hatte.

Jedenfalls nahm der Orden allmählich eine seinem Grundprincip widerstreitende Richtung an. So z. B. traten die Templer in enge Verbindung mit dem Sultan von Aegypten und entzogen sich gänzlich der Verbindung mit der christlichen Kirche, indem ihr Großmeister auch ihr einziges geistliches Oberhaupt mit unbeschränktem

Absolutionsrecht wurde. Ihren Untergang aber führte fürstliche Habsucht herbei. Ein König von Frankreich, Philipp der Schöne, wurde nach ihren vielen und schönen Gütern lüstern und ließ im Einverständnisse mit dem Papste Clemens V., — dem ersten, der in Avignon seinen Sitz aufschlug — im Jahre 1307 an einem Tage plötzlich alle Templer in ganz Frankreich festnehmen und in die Kerker werfen. Er gab ihnen strafwürdige Verbrechen Schuld, an die sie gewiß nie gedacht hatten, und ließ alle, welche die Beschuldigung ableugneten, auf die Folter bringen. Viele erlagen den schrecklichen Martern und gestanden alles ein, was man verlangte; wenn sie aber nachher die erzwungenen Aussagen wieder zurücknahmen, so wurden sie gleich zum Scheiterhaufen abgeführt. Ein damals lebender Schriftsteller schildert eine solche Greuelscene: „Vierundfünzig Tempelherren wurden vor dem Thore St. Antoine außerhalb Paris in einen großen Park abgeführt. Alle waren in der Blüthe des Lebens. Nachdem man ihnen die Ordenstracht abgerissen, band man jeden einzelnen an einen Pfosten; man rückte Feuer an ihre Füße immer näher und näher, und versprach ihnen dabei Freilassung, wenn sie die ihnen schuldgegebenen Verbrechen eingestänben. Mitten unter diesen Qualen drangen Verwandte und Freunde in sie, sich doch von so gräßlichem Tode zu retten. Alle blieben aber unerschüttert und betheuerten mit Thränen und durchbebendem Geschrei ihre Unschuld und ihr unentweihtes Christenthum. Sie riefen Christus, die heilige Jungfrau und alle Heiligen an, und starben so, zu Asche verbrannt, unter unsäglichen Martern." — Aus den gezwungenen Aussagungen derer, die den Schmerzen der Folter unterlagen, wurde nun eine Anklageacte geschmiedet und der ganze Orden für aufgehoben erklärt. Daß sich der König durch die eingezogenen Güter bereicherte, versteht sich von selbst; denn dazu war ja der ganze Proceß eingeleitet worden. Fünfzehntausend Ritter wurden so entweder bettelarm, oder schmachteten in Gefängnissen, oder starben auf dem Scheiterhaufen. Das letzte Schicksal traf auch den Großmeister des Ordens, Jacob Molai, einen alten, ehrwürdigen Mann, der sich durch Heldenthaten gegen die Türken ausgezeichnet hatte. In dem Augenblicke, als er (1313) auf dem Scheiterhaufen stand*) und die Flammen emporloderten,

*) Auf einer kleinen Insel der Seine, ungefähr da, wo Heinrichs IV. Bildsäule steht. Als Molai vom Erzbischof von Albi, dem Oberketzerrichter, aufgefordert wurde, sein letztes Geständniß zu wiederholen trat er vor, bat laut um

rief er mit lauter Stimme: „O es giebt im Himmel einen gerechten Richter, den der Unterdrückte nicht vergebens anrufen darf. Vor diesen fordere ich dich, römischer Papst, binnen 40 Tagen. Und du, Philipp, o mein König! ich verzeihe dir zwar; aber vergebens! Dein Leben ist verwirkt; binnen Jahresfrist finde ich dich vor Gottes Throne!" — Und wirklich, ehe noch 40 Tage entschwunden waren, starb der Papst, der in die Aufhebung des Ordens gewilligt hatte, mit bitterer Reue über die gegen den Orden verübte Gewaltthat, und König Philipp lebte nur noch ein Jahr. Er siechte seit Molai's Verbrennung dem Tode entgegen, ohne daß die Aerzte die Quelle des Uebels entdeckt hätten. Ein anderer Bericht sagt, er sei auf der Jagd mit dem Pferde gestürzt; dies habe ihn noch eine Strecke fortgeschleift und furchtbar zerrissen nach Fontainebleau gebracht, wo er seinen Geist aufgegeben.

Zu einem dritten Orden noch gaben die Kreuzzüge Veranlassung, zum deutschen Orden. Unter den vielen Klöstern und Krankenhäusern, die in Jerusalem angelegt waren, befand sich auch eins für deutsche Pilger. Die Gesellschaft, welche sich zu dieser wohlthätigen Stiftung vereinigt hatte, nannte sich die Brüderschaft des deutschen Hauses unserer lieben Frauen zu Jerusalem. Mit diesem Vereine verband sich nachher eine ähnliche Anstalt, die von einigen Kaufleuten und Pilgern aus Lübeck und Bremen bei der Belagerung von Acre gestiftet war, und hieraus entstand nun — aber erst 100 Jahre nach dem ersten Kreuzzuge — ein Ritterorden, der sich der deutsche Orden nannte, und auch reiche Geschenke an Gütern, besonders in Deutschland, erhielt. Nachdem die Ritter aus Palästina verdrängt worden und nach Deutschland zurückgekehrt waren, fehlte ihnen Beschäftigung. Da kam ihnen der Antrag eines Herzogs im heutigen Polen (Konrad von Masovien) sehr gelegen, der dem damaligen Großmeister, Hermann von Salza, vorschlug, ihm gegen die heidnischen Preußen seine

---

Gehör und sprach, als Richter und Volk in erwartungsvoller Stille auf ihn blickten, mit fester Stimme: „Auf der Schwelle des Todes, wo auch die leiseste Lüge schwer wiegt, gestehe ich im Angesichte des Himmels und der Erde, daß ich eine große Sünde begangen, weil ich, mein Leben zu retten und dem Uebermaße der Martern zu entgehen, zugleich durch Schmeichelworte des Königs und des Papstes verlockt, gegen meinen Orden mich erhoben habe. Jetzt aber, obgleich ich weiß, welches Loos meiner harrt, will ich keine neue Lüge zu der alten häufen, und indem ich erkläre, daß der Orden sich stets rein von Schandthaten erhalten hat, verzichte ich freudig auf mein Leben."

Ritter zu schicken. Der Kaiser schenkte von vorn herein das zu erobernde Land den Rittern als Reichsland. Ein großer Schwarm unter dem wackern Hermann Balk zog (1230) hin, schlug sich mit den barbarischen Völkern 53 Jahre lang herum und unterwarf sie völlig. So war das Ordensland Preußen gegründet; erst ein unabhängiger Staat, dann, nach langen und unglücklichen Kriegen mit Polen, verloren die Ritter Westpreußen und mußten für Ostpreußen die Oberhoheit Polens anerkennen (1466). Marienburg war ihre Hauptstadt und auch der Sitz des Hochmeisters;*) nach dem Verluste Westpreußens aber wurde der Regierungssitz nach Königsberg verlegt.

Eine den christlichen Ritterorden entsprechende Erscheinung waren auf Seiten der Muhamedaner die — Assassinen.

Ihren Namen Haschischim erhielten sie von dem berauschenden Getränke, durch dessen Genuß sie sich in Begeisterung und Wuth versetzten. In ihrem Oberhaupte, dem „Alten vom Berge," verehrten sie eine göttliche Erscheinung und waren ihm daher mit gänzlicher Verleugnung ihres eigenen Willens ergeben. Ihre Sendlinge drangen überall hin und trafen mit ihrem nie fehlenden Dolche die Veziere mitten unter ihrem Heere, die Sultane, umgeben von ihrem ganzen Hofe. Des Todes und aller Martern spotteten sie in der gewissen Hoffnung der höchsten sinnlichen Freuden des Paradieses, von denen sie bei ihrer Aufnahme in den Orden einen Vorschmack erhielten durch mehrtägigen Aufenthalt an einem Lustorte, an welchen sie gebracht und von welchem sie entfernt wurden, während die Betäubung des genossenen Haschisch sie umfing.

Sie gründeten zwei Staaten, einen in Persien und einen in Syrien. Auf einzelnen unzugänglichen Felsenburgen trotzten sie ihren eigenen Glaubensgenossen ebenso wie die Christen und wurden von jenen fast noch mehr verabscheut, wie von diesen.

Der im vorigen Abschnitte erzählte Kreuzzug war keineswegs der einzige. Noch fünf bis sechs dergleichen Züge sind unter-

*) Das alte herrliche Ordenshaus steht noch. Lange hatte es in Verfall gelegen; erst durch die Fürsorge Friedrich Wilhelms IV. (noch als Kronprinz 1817—1820) wurde es wieder hergestellt, und jeder Besucher erstaunt über die weiten und hohen Gemächer und Säle des ehrwürdigen Gebäudes. An der Ostseite erhebt sich das 26 Fuß hohe Bild der Jungfrau Maria. Der deutsche Orden besteht jetzt nur noch in Oestreich. Das Oberhaupt, gewöhnlich ein östreichischer Prinz, führt den Titel: Hoch- und Deutschmeister.

nommen worden, und es ließe sich viel davon erzählen, wenn wir uns nicht auf die Hauptsachen beschränken müßten. Gottfried von Bouillon und seine Begleiter hatten zwar Jerusalem erobert, aber der Sultan von Aegypten, dem das umliegende Land gehörte, ließ den Kreuzfahrern in Jerusalem keine Ruhe; denn sie konnten ihm die Umgegend nicht abnehmen, und immer näher rückte er an die Thore heran. Nie konnten die Lateiner — so nannte man gewöhnlich die in Jerusalem wohnenden Christen — das Schwert in die Scheide stecken, und die nach dem heiligen Grabe Jahr aus Jahr ein aus den Abendländern wallfahrtenden Christen wurden unaufhörlich gemißhandelt, ehe sie die Thore der heiligen Stadt erreichen konnten. Endlich traf die Lateiner ein großes Unglück: der seldschuckische Fürst von Aleppo, Nureddin, eroberte die Stadt Edessa in Syrien, welche den Kreuzfahrern auch gehörte, und 46,000 Einwohner wurden dabei niedergehauen. Da bat der Papst die abendländischen Fürsten wieder, den bedrängten Lateinern zu Hülfe zu kommen. Wirklich entschlossen sich auch zwei Fürsten dazu. Es waren der König Ludwig VII. von Frankreich und der deutsche Kaiser Konrad III. Aber es wurde nicht viel ausgerichtet. Sie zogen zwar 1147 aus, kamen auch nach Klein-Asien, hatten aber mit so vielem Ungemach zu kämpfen, daß Konrad schon hier nach Constantinopel wieder umkehrte. Ludwig ging zwar vollends bis Palästina, wohin auch Konrad zur See ihm nachfolgte, aber ohne daß beide der Sache der Lateiner etwas helfen konnten. Nach zwei Jahren kehrten beide unverrichteter Sache in ihre Länder zurück.

Daher geschah denn das, was man lange gefürchtet hatte — Jerusalem wurde 1187 von den Ungläubigen den Christen entrissen. Saladin, Sultan von Aegypten, ein höchst muthiger und dabei edelmüthiger Krieger, hatte es eingenommen. Als diese Nachricht nach den Abendländern kam, entstand ein allgemeines Wehklagen. Es war, als wenn jeder sein Liebstes verloren hätte, und wenig fehlte, daß nicht gleich ganze Haufen wieder nach Palästina gezogen wären. Aber so schnell ging es nicht; man wußte nun schon, daß ein solcher Zug mehr als eine Lustreise sei. Damals (fast 100 Jahre nach dem ersten Kreuzzuge) regierte in Deutschland ein alter ehrwürdiger Kaiser, Friedrich I. von Hohenstaufen (1152—90). Man nannte ihn gewöhnlich den Rothbart oder Barbarossa, weil er einen langen röthlichen Bart hatte. Dieser Mann vergaß über dem Schmerze wegen des

Verlustes des heiligen Grabes seines hohen Alters und unternahm mit vielen deutschen Herzögen, Grafen und Rittern einen Kreuzzug (1189). In Klein-Asien gab es wieder grenzenloses Elend: fast täglich Gefechte, dabei Hunger, Durst und Seuchen. Endlich hoffte man das Schlimmste überwunden zu haben; denn man war nun bis fast an die hinterste Grenze Klein-Asiens gekommen. Eines Tages (1190) war des Kaisers Sohn mit dem Vordertreffen über einen reißenden Bergstrom (Saleph) vorangezogen, während der Kaiser selbst mit dem Hintertreffen noch zurück war, so daß der Strom zwischen ihnen fluthete. Friedrich wollte den Sohn bald einholen. Statt daher über eine Brücke einen Umweg zu nehmen, setzte er, obgleich man ihn warnte, durch den reißenden Strom. Aber das Wasser riß ihn fort. Zwar eilten ihm viele zu Hülfe; man bemächtigte sich auch seines Körpers; aber als man ihn ans Land brachte, war er bereits entseelt. Andere erzählen, er sei, am Rande des Flusses hinreitend, abgeglitten und hineingestürzt. Kurz, er verlor hier sein Leben. Dies war ganz in der Nähe des Flusses, in welchem Alexander der Große beinahe seinen Tod gefunden hatte, als er sich beim Baden erkältete. Noch andere sagen, der Kaiser habe an den Ufern des Flusses sein Mittagsmahl gehalten. Das klare kühle Wasser habe ihn zum Bade eingeladen. Er sei hinabgestiegen und habe hier seinen Tod gefunden. Die erste Erzählung ist die wahrscheinlichste. Das Heer klagte vier Tage lang um ihn; dann zerstreuten sich die meisten voll Verdruß; viele gingen nach Hause, andere zogen weiter, aber Jerusalem hat keiner gesehen. Die Leiche des Kaisers wurde in Tyrus beigesetzt.

In demselben Jahre (1190) hatten auch zwei andere Könige einen Zug zur Eroberung des heiligen Grabes unternommen, Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich. Nach den gewaltigen Anstalten, die sie machten, und nach den trefflichen Fürsten und Rittern, die im köstlichsten Waffenschmucke mitzogen, hätte man glauben sollen, sie würden gewiß recht viel ausrichten. Aber weit gefehlt! Die beiden Könige redeten miteinander ab, eine Seefahrt zu versuchen. Dabei ersparten sie den ganzen langen Weg durch Deutschland, Ungarn und das griechische Reich. Sie mietheten von den italienischen Seestädten, deren Handel damals sehr blühte, Venedig, Genua und Pisa, Schiffe zum Ueberfahren, und schifften sich in Marseille und Genua ein. Aber — Engländer und Franzosen haben sich

selten vertragen können, und das zeigte sich auch hier bald. Wo sie schon unterwegs zusammenkamen, entstanden Streitigkeiten, und als sie endlich an der Küste von Palästina ans Land stiegen und die Seestadt Acre (jetzt St. Jean d'Acre) dort belagerten, fing der Unfriede erst recht an. Denn Richard verrichtete so tapfere Thaten, daß er den Namen Löwenherz erhielt. Darüber aber ärgerten sich Philipp August und seine Franzosen so, daß sie ihm alle nur mögliche Schwierigkeiten in den Weg legten. Endlich wurde zwar Acre erobert, aber Philipp August, der Mühseligkeiten müde, schiffte nach Frankreich zurück, und während der edle Richard für die Eroberung des heiligen Grabes sich abmühte, verband sich jener mit dem schlechtdenkenden Bruder Richards, Johann ohne Land, der seinen Bruder vom Throne stoßen wollte. Das zwang den Richard, auch wieder nach Europa zurückzugehen, nachdem er noch unglaubliche Thaten verrichtet hatte;*) aber es war ihm hier eine harte Prüfung aufbewahrt. Bei der Eroberung jener Seestadt nämlich hatte er sich mit dem Herzoge Leopold von Oestreich sehr verzürnt. Dieser hatte seine Fahne auf einem Thurme, den er erobert, aufgepflanzt; Richard aber wollte es nicht dulden, weil Leopold ihm nicht ebenbürtig war, und ließ, unbesonnen genug, die Fahne herunterreißen und in den Graben werfen. Da schwur Leopold Rache und verließ augenblicklich das Heer. Richard mußte für seinen Stolz schwer büßen. Als er auf dem mittelländischen Meere fuhr, erhob sich ein Sturm und trieb ihn ins adriatische Meer hinein, wo sein Schiff scheiterte, und er sich genöthigt sah, zu Lande weiter zu reisen. Er mußte gerade durch das Land seines Todfeindes, durch Oestreich; doch hoffte er, daß ihn keiner erkennen werde. Er warf seine Rüstung ab und hüllte sich in ein

*) In einer Reiterschlacht hieb er einem Emir, der ihn zum Kampfe forderte, auf einen Hieb den Kopf, die rechte Schulter und den rechten Arm ab, und erregte solchen Schrecken unter den Feinden, daß sich ihre Haare auf der Stirne sträubten. Mehrere seiner Gefährten waren in das dicke Gedränge der Feinde gerathen; er aber arbeitete sich bis zu ihnen hindurch, warf die Feinde auseinander und befreite sie. Endlich stürzte er sich ganz allein in das feindliche Gewühl, und die Seinigen gaben ihn schon verloren, da sie nichts mehr von ihm sahen, und schon glaubten sie ihn todt; da kehrte er plötzlich mit blutigem Schwerte zurück, und sein Roß war mit Staub und Blut bedeckt, sein Panzer aber starrte von Pfeilen, wie ein mit Nadeln besteckes Kissen. Einer der Emire selbst sagte von ihm zu Saladin: „Niemand kann die Streiche abhalten, die er führt; sein Ungestüm ist schrecklich, das Zusammentreffen mit ihm tödtlich und seine Thaten übersteigen die menschliche Natur."

armseliges Pilgerkleid. Schon in den ersten Tagen der Reise kam er in Gefahr, erkannt zu werden. So kam er nach dem Dorfe Erdberg bei Wien, wo er sich nur ein paar Tage ausruhen wollte. Aber auch hier war er unbesonnen. Er ließ nämlich viel Geld sehen und wendete so viel auf, daß die Leute stutzig wurden, daß ein armer Pilger so viel auszugeben hätte. Das erfuhr Leopold und ließ ihn beobachten. Als Richard das merkte, wurde ihm bange, und um nicht erkannt zu werden, flüchtete er sich in ein anderes Wirthshaus, und als man ihm auch dahin folgte, stellte er sich an den Bratspieß in der Küche. Aber unklugerweise behielt er an der Hand, mit welcher er den Spieß drehte, einen kostbaren Ring stecken, und um sein Unglück voll zu machen, trat eben ein Diener des Herzogs ein, der ihn in Palästina gesehen hatte und sogleich wieder erkannte. Er wurde gezwungen, sich gefangen zu geben; man brachte ihn zu Leopold. Dieser ließ ihn sogleich auf der Burg Dürenstein an der Donau einschließen, und Niemand wußte, wo Richard geblieben war. Als die Nachricht nach England kam, daß er gefangen wäre, entschloß sich ein Edelmann aus Artois, Namens Blondel, seinen Gebieter aufzusuchen und so lange alle Länder zu durchziehen, bis er ihn gefunden hätte. Endlich kam er zufällig auf eine Burg im Oestreichischen, und als er da übernachtet hatte, fragte er: „Schöne Wirthin, sind Gefangene dort im Thurme?“ — „Ach ja!“ war die Antwort, „seit einiger Zeit sitzt dort ein Gefangener.“ — Blondel dachte gleich: „Das könnte wohl mein guter Herr sein!“ und bat um die Erlaubniß, einige Zeit da bleiben zu dürfen. Der Kastellan erlaubte es ihm; aber vergebens bemühte sich Blondel, den Gefangenen zu Gesicht zu bekommen, so oft er auch unter dem Fenster des Thurms auf seiner Cither spielte. Endlich sah ihn der gefangene König und glaubte seinen treuen Diener zu erkennen. Um ihm ein Zeichen zu geben, sang er ein Lied, das sie beide einst in glücklichern Tagen gedichtet hatten. Kaum hatte er die erste Strophe geendigt, so griff Blondel in die Saiten und sang die zweite Strophe. Der Gesuchte war also gefunden. Schnell reiste Blondel nach England zurück und verkündete hier und überall, wo Richard eingesperrt sei. Leopold, dadurch erschreckt, wagte nicht, ihn länger zu behalten, und da auch der deutsche Kaiser, Heinrich VI., Richards Auslieferung verlangte, so übergab Herzog Leopold seinen Gefangenen dem Kaiser, welcher nun den König auf der Burg Trifels in Rheinbaiern in Verwahrung nahm. Erst nach einer dreizehn-

Indessen wurde Jerusalem von den Kreuzfahrern erobert und nun theilten sich die zum Johanniterorden gehörenden Mitglieder in drei Classen. Ein Theil pflegte die Kranken und Fremden, ein anderer besorgte die kirchlichen Geschäfte, und ein dritter, welcher aus Rittern bestand, geleitete die wehrlosen Pilger durch die Umgebungen von Jerusalem, wo die Sarazenen umherschwärmten, bis an die See. Dieser wohlthätige Orden erhielt immer mehr Geschenke, selbst an Gütern in Europa, und als er endlich aus Palästina verdrängt wurde, erhielt er die Insel Cypern, späterhin Rhodus und zuletzt (im 16. Jahrhunderte) Malta zum Aufenthalte. Von letzterem nannte er sich den Malteserorden, und alle aufzunehmende Ritter mußten den Türken ewige Feindschaft schwören. Seitdem die Engländer im Jahre 1800 Malta erobert haben, ist der ursprüngliche Johanniterorden als erloschen anzusehen. Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen in seinen Staaten den Orden aufhob, behielt er zur Erinnerung an denselben sein Ordenszeichen bei und verlieh es als eine Auszeichnung. Daraus ist in der Folge wieder ein Ritterorden mit der Bestimmung christlicher Werkthätigkeit gemacht worden, der in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870 eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat.

Die Tempelherren entstanden erst 20 Jahre nach der Eroberung Jerusalems aus einer Verbrüderung von neun Rittern, die sich verbanden und das Gelübde ablegten, gleich den Johanniterrittern die Pilgrime auf den unsichern Wegen zu geleiten und zu beschützen. Ihren Namen erhielten sie, weil das Haus, in welchem sie ihren Sitz hatten, in der Nähe des ehemaligen jüdischen Tempels stand. Anfangs waren sie so arm, daß je zwei auf einem Pferde saßen, weil sie nur fünf Pferde aufbringen konnten. Aber kein Orden erhielt so reiche Schenkungen als dieser, besonders in Frankreich, und noch nicht 30 Jahre nach seiner Stiftung besaß er schon über 9000 Güter. Die meisten Tempelherren oder Templer waren Franzosen. Ueber diese Leute erging späterhin ein trauriges Geschick, welches sie sich zum Theil wohl selbst zuschreiben konnten, wenn auch die gegen sie geltend gemachte Beschuldigung keinen Grund hatte.

Jedenfalls nahm der Orden allmählich eine seinem Grundprincip widerstreitende Richtung an. So z. B. traten die Templer in enge Verbindung mit dem Sultan von Aegypten und entzogen sich gänzlich der Verbindung mit der christlichen Kirche, indem ihr Großmeister auch ihr einziges geistliches Oberhaupt mit unbeschränktem

Absolutionsrecht wurde. Ihren Untergang aber führte fürstliche Habsucht herbei. Ein König von Frankreich, Philipp der Schöne, wurde nach ihren vielen und schönen Gütern lüstern und ließ im Einverständnisse mit dem Papste Clemens V., — dem ersten, der in Avignon seinen Sitz aufschlug — im Jahre 1307 an einem Tage plötzlich alle Templer in ganz Frankreich festnehmen und in die Kerker werfen. Er gab ihnen strafwürdige Verbrechen Schuld, an die sie gewiß nie gedacht hatten, und ließ alle, welche die Beschuldigung ableugneten, auf die Folter bringen. Viele erlagen den schrecklichen Martern und gestanden alles ein, was man verlangte; wenn sie aber nachher die erzwungenen Aussagen wieder zurücknahmen, so wurden sie gleich zum Scheiterhaufen abgeführt. Ein damals lebender Schriftsteller schildert eine solche Greuelscene: „Vierundfünzig Tempelherren wurden vor dem Thore St. Antoine außerhalb Paris in einen großen Park abgeführt. Alle waren in der Blüthe des Lebens. Nachdem man ihnen die Ordenstracht abgerissen, band man jeden einzelnen an einen Pfosten; man rückte Feuer an ihre Füße immer näher und näher, und versprach ihnen dabei Freilassung, wenn sie die ihnen schuldgegebenen Verbrechen eingeständen. Mitten unter diesen Qualen drangen Verwandte und Freunde in sie, sich doch von so gräßlichem Tode zu retten. Alle blieben aber unerschüttert und betheuerten mit Thränen und durchbebendem Geschrei ihre Unschuld und ihr unentweihtes Christenthum. Sie riefen Christus, die heilige Jungfrau und alle Heiligen an, und starben so, zu Asche verbrannt, unter unsäglichen Martern." — Aus den gezwungenen Aussagungen derer, die den Schmerzen der Folter unterlagen, wurde nun eine Anklageacte geschmiedet und der ganze Orden für aufgehoben erklärt. Daß sich der König durch die eingezogenen Güter bereicherte, versteht sich von selbst; denn dazu war ja der ganze Proceß eingeleitet worden. Fünfzehntausend Ritter wurden so entweder bettelarm, oder schmachteten in Gefängnissen, oder starben auf dem Scheiterhaufen. Das letzte Schicksal traf auch den Großmeister des Ordens, Jacob Molai, einen alten, ehrwürdigen Mann, der sich durch Heldenthaten gegen die Türken ausgezeichnet hatte. In dem Augenblicke, als er (1313) auf dem Scheiterhaufen stand*) und die Flammen emporloderten,

*) Auf einer kleinen Insel der Seine, ungefähr da, wo Heinrichs IV. Bildsäule steht. Als Molai vom Erzbischof von Albi, dem Oberketzerrichter, aufgefordert wurde, sein letztes Geständniß zu wiederholen trat er vor, bat laut um

rief er mit lauter Stimme: „O es giebt im Himmel einen gerechten Richter, den der Unterdrückte nicht vergebens anrufen darf. Vor diesen fordere ich dich, römischer Papst, binnen 40 Tagen. Und du, Philipp, o mein König! ich verzeihe dir zwar; aber vergebens! Dein Leben ist verwirkt; binnen Jahresfrist finde ich dich vor Gottes Throne!" — Und wirklich, ehe noch 40 Tage entschwunden waren, starb der Papst, der in die Aufhebung des Ordens gewilligt hatte, mit bitterer Reue über die gegen den Orden verübte Gewaltthat, und König Philipp lebte nur noch ein Jahr. Er siechte seit Molai's Verbrennung dem Tode entgegen, ohne daß die Aerzte die Quelle des Uebels entdeckt hätten. Ein anderer Bericht sagt, er sei auf der Jagd mit dem Pferde gestürzt; dies habe ihn noch eine Strecke fortgeschleift und furchtbar zerrissen nach Fontainebleau gebracht, wo er seinen Geist aufgegeben.

Zu einem dritten Orden noch gaben die Kreuzzüge Veranlassung, zum deutschen Orden. Unter den vielen Klöstern und Krankenhäusern, die in Jerusalem angelegt waren, befand sich auch eins für deutsche Pilger. Die Gesellschaft, welche sich zu dieser wohlthätigen Stiftung vereinigt hatte, nannte sich die Brüderschaft des deutschen Hauses unserer lieben Frauen zu Jerusalem. Mit diesem Vereine verband sich nachher eine ähnliche Anstalt, die von einigen Kaufleuten und Pilgern aus Lübeck und Bremen bei der Belagerung von Acre gestiftet war, und hieraus entstand nun — aber erst 100 Jahre nach dem ersten Kreuzzuge — ein Ritterorden, der sich der deutsche Orden nannte, und auch reiche Geschenke an Gütern, besonders in Deutschland, erhielt. Nachdem die Ritter aus Palästina verdrängt worden und nach Deutschland zurückgekehrt waren, fehlte ihnen Beschäftigung. Da kam ihnen der Antrag eines Herzogs im heutigen Polen (Konrad von Masovien) sehr gelegen, der dem damaligen Großmeister, Hermann von Salza, vorschlug, ihm gegen die heidnischen Preußen seine

---

Gehör und sprach, als Richter und Volk in erwartungsvoller Stille auf ihn blickten, mit fester Stimme: „Auf der Schwelle des Todes, wo auch die leiseste Lüge schwer wiegt, gestehe ich im Angesichte des Himmels und der Erde, daß ich eine große Sünde begangen, weil ich, mein Leben zu retten und dem Uebermaße der Martern zu entgehen, zugleich durch Schmeichelworte des Königs und des Papstes verlockt, gegen meinen Orden mich erhoben habe. Jetzt aber, obgleich ich weiß, welches Loos meiner harrt, will ich keine neue Lüge zu der alten häufen, und indem ich erkläre, daß der Orden sich stets rein von Schandthaten erhalten hat, verzichte ich freudig auf mein Leben."

Ritter zu schicken. Der Kaiser schenkte von vorn herein das zu erobernde Land den Rittern als Reichsland. Ein großer Schwarm unter dem wackern Hermann Balk zog (1230) hin, schlug sich mit den barbarischen Völkern 53 Jahre lang herum und unterwarf sie völlig. So war das Ordensland Preußen gegründet; erst ein unabhängiger Staat, dann, nach langen und unglücklichen Kriegen mit Polen, verloren die Ritter Westpreußen und mußten für Ostpreußen die Oberhoheit Polens anerkennen (1466). Marienburg war ihre Hauptstadt und auch der Sitz des Hochmeisters;*) nach dem Verluste Westpreußens aber wurde der Regierungssitz nach Königsberg verlegt.

Eine den christlichen Ritterorden entsprechende Erscheinung waren auf Seiten der Muhamedaner die — Assassinen.

Ihren Namen Haschischim erhielten sie von dem berauschenden Getränke, durch dessen Genuß sie sich in Begeisterung und Wuth versetzten. In ihrem Oberhaupte, dem „Alten vom Berge," verehrten sie eine göttliche Erscheinung und waren ihm daher mit gänzlicher Verleugnung ihres eigenen Willens ergeben. Ihre Sendlinge drangen überall hin und trafen mit ihrem nie fehlenden Dolche die Veziere mitten unter ihrem Heere, die Sultane, umgeben von ihrem ganzen Hofe. Des Todes und aller Martern spotteten sie in der gewissen Hoffnung der höchsten sinnlichen Freuden des Paradieses, von denen sie bei ihrer Aufnahme in den Orden einen Vorschmack erhielten durch mehrtägigen Aufenthalt an einem Lustorte, an welchen sie gebracht und von welchem sie entfernt wurden, während die Betäubung des genossenen Haschisch sie umfing.

Sie gründeten zwei Staaten, einen in Persien und einen in Syrien. Auf einzelnen unzugänglichen Felsenburgen trotzten sie ihren eigenen Glaubensgenossen ebenso wie die Christen und wurden von jenen fast noch mehr verabscheut, wie von diesen.

Der im vorigen Abschnitte erzählte Kreuzzug war keineswegs der einzige. Noch fünf bis sechs dergleichen Züge sind unter-

*) Das alte herrliche Ordenshaus steht noch. Lange hatte es in Verfall gelegen; erst durch die Fürsorge Friedrich Wilhelms IV. (noch als Kronprinz 1817—1820) wurde es wieder hergestellt, und jeder Besucher erstaunt über die weiten und hohen Gemächer und Säle des ehrwürdigen Gebäudes. An der Ostseite erhebt sich das 26 Fuß hohe Bild der Jungfrau Maria. Der deutsche Orden besteht jetzt nur noch in Oestreich. Das Oberhaupt, gewöhnlich ein östreichischer Prinz, führt den Titel: Hoch- und Deutschmeister.

nommen worden, und es ließe sich viel davon erzählen, wenn wir uns nicht auf die Hauptsachen beschränken müßten. Gottfried von Bouillon und seine Begleiter hatten zwar Jerusalem erobert, aber der Sultan von Aegypten, dem das umliegende Land gehörte, ließ den Kreuzfahrern in Jerusalem keine Ruhe; denn sie konnten ihm die Umgegend nicht abnehmen, und immer näher rückte er an die Thore heran. Nie konnten die Lateiner — so nannte man gewöhnlich die in Jerusalem wohnenden Christen — das Schwert in die Scheide stecken, und die nach dem heiligen Grabe Jahr aus Jahr ein aus den Abendländern wallfahrtenden Christen wurden unaufhörlich gemißhandelt, ehe sie die Thore der heiligen Stadt erreichen konnten. Endlich traf die Lateiner ein großes Unglück: der seldschuckische Fürst von Aleppo, Nureddin, eroberte die Stadt Edessa in Syrien, welche den Kreuzfahrern auch gehörte, und 46,000 Einwohner wurden dabei niedergehauen. Da bat der Papst die abendländischen Fürsten wieder, den bedrängten Lateinern zu Hülfe zu kommen. Wirklich entschlossen sich auch zwei Fürsten dazu. Es waren der König Ludwig VII. von Frankreich und der deutsche Kaiser Konrad III. Aber es wurde nicht viel ausgerichtet. Sie zogen zwar 1147 aus, kamen auch nach Klein-Asien, hatten aber mit so vielem Ungemach zu kämpfen, daß Konrad schon hier nach Constantinopel wieder umkehrte. Ludwig ging zwar vollends bis Palästina, wohin auch Konrad zur See ihm nachfolgte, aber ohne daß beide der Sache der Lateiner etwas helfen konnten. Nach zwei Jahren kehrten beide unverrichteter Sache in ihre Länder zurück.

Daher geschah denn das, was man lange gefürchtet hatte — Jerusalem wurde 1187 von den Ungläubigen den Christen entrissen. Saladin, Sultan von Aegypten, ein höchst muthiger und dabei edelmüthiger Krieger, hatte es eingenommen. Als diese Nachricht nach den Abendländern kam, entstand ein allgemeines Wehklagen. Es war, als wenn jeder sein Liebstes verloren hätte, und wenig fehlte, daß nicht gleich ganze Haufen wieder nach Palästina gezogen wären. Aber so schnell ging es nicht; man wußte nun schon, daß ein solcher Zug mehr als eine Lustreise sei. Damals (fast 100 Jahre nach dem ersten Kreuzzuge) regierte in Deutschland ein alter ehrwürdiger Kaiser, Friedrich I. von Hohenstaufen (1152—90). Man nannte ihn gewöhnlich den Rothbart oder Barbarossa, weil er einen langen röthlichen Bart hatte. Dieser Mann vergaß über dem Schmerze wegen des

Verlustes des heiligen Grabes seines hohen Alters und unternahm mit vielen deutschen Herzögen, Grafen und Rittern einen Kreuzzug (1189). In Klein-Asien gab es wieder grenzenloses Elend: fast täglich Gefechte, dabei Hunger, Durst und Seuchen. Endlich hoffte man das Schlimmste überwunden zu haben; denn man war nun bis fast an die hinterste Grenze Klein-Asiens gekommen. Eines Tages (1190) war des Kaisers Sohn mit dem Vordertreffen über einen reißenden Bergstrom (Saleph) vorangezogen, während der Kaiser selbst mit dem Hintertreffen noch zurück war, so daß der Strom zwischen ihnen fluthete. Friedrich wollte den Sohn bald einholen. Statt daher über eine Brücke einen Umweg zu nehmen, setzte er, obgleich man ihn warnte, durch den reißenden Strom. Aber das Wasser riß ihn fort. Zwar eilten ihm viele zu Hülfe; man bemächtigte sich auch seines Körpers; aber als man ihn ans Land brachte, war er bereits entseelt. Andere erzählen, er sei, am Rande des Flusses hinreitend, abgeglitten und hineingestürzt. Kurz, er verlor hier sein Leben. Dies war ganz in der Nähe des Flusses, in welchem Alexander der Große beinahe seinen Tod gefunden hatte, als er sich beim Baden erkältete. Noch andere sagen, der Kaiser habe an den Ufern des Flusses sein Mittagsmahl gehalten. Das klare kühle Wasser habe ihn zum Bade eingeladen. Er sei hinabgestiegen und habe hier seinen Tod gefunden. Die erste Erzählung ist die wahrscheinlichste. Das Heer klagte vier Tage lang um ihn; dann zerstreuten sich die meisten voll Verdruß; viele gingen nach Hause, andere zogen weiter, aber Jerusalem hat keiner gesehen. Die Leiche des Kaisers wurde in Tyrus beigesetzt.

In demselben Jahre (1190) hatten auch zwei andere Könige einen Zug zur Eroberung des heiligen Grabes unternommen, Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich. Nach den gewaltigen Anstalten, die sie machten, und nach den trefflichen Fürsten und Rittern, die im köstlichsten Waffenschmucke mitzogen, hätte man glauben sollen, sie würden gewiß recht viel ausrichten. Aber weit gefehlt! Die beiden Könige redeten miteinander ab, eine Seefahrt zu versuchen. Dabei ersparten sie den ganzen langen Weg durch Deutschland, Ungarn und das griechische Reich. Sie mietheten von den italienischen Seestädten, deren Handel damals sehr blühte, Venedig, Genua und Pisa, Schiffe zum Ueberfahren, und schifften sich in Marseille und Genua ein. Aber — Engländer und Franzosen haben sich

selten vertragen können, und das zeigte sich auch hier bald. Wo sie schon unterwegs zusammenkamen, entstanden Streitigkeiten, und als sie endlich an der Küste von Palästina ans Land stiegen und die Seestadt Acre (jetzt St. Jean d'Acre) dort belagerten, fing der Unfriede erst recht an. Denn Richard verrichtete so tapfere Thaten, daß er den Namen Löwenherz erhielt. Darüber aber ärgerten sich Philipp August und seine Franzosen so, daß sie ihm alle nur mögliche Schwierigkeiten in den Weg legten. Endlich wurde zwar Acre erobert, aber Philipp August, der Mühseligkeiten müde, schiffte nach Frankreich zurück, und während der edle Richard für die Eroberung des heiligen Grabes sich abmühte, verband sich jener mit dem schlechtdenkenden Bruder Richards, Johann ohne Land, der seinen Bruder vom Throne stoßen wollte. Das zwang den Richard, auch wieder nach Europa zurückzugehen, nachdem er noch unglaubliche Thaten verrichtet hatte;*) aber es war ihm hier eine harte Prüfung aufbewahrt. Bei der Eroberung jener Seestadt nämlich hatte er sich mit dem Herzoge Leopold von Oestreich sehr verzürnt. Dieser hatte seine Fahne auf einem Thurme, den er erobert, aufgepflanzt; Richard aber wollte es nicht dulden, weil Leopold ihm nicht ebenbürtig war, und ließ, unbesonnen genug, die Fahne herunterreißen und in den Graben werfen. Da schwur Leopold Rache und verließ augenblicklich das Heer. Richard mußte für seinen Stolz schwer büßen. Als er auf dem mittelländischen Meere fuhr, erhob sich ein Sturm und trieb ihn ins adriatische Meer hinein, wo sein Schiff scheiterte, und er sich genöthigt sah, zu Lande weiter zu reisen. Er mußte gerade durch das Land seines Todfeindes, durch Oestreich; doch hoffte er, daß ihn keiner erkennen werde. Er warf seine Rüstung ab und hüllte sich in ein

*) In einer Reiterschlacht hieb er einem Emir, der ihn zum Kampfe forderte, auf einen Hieb den Kopf, die rechte Schulter und den rechten Arm ab, und erregte solchen Schrecken unter den Feinden, daß sich ihre Haare auf der Stirne sträubten. Mehrere seiner Gefährten waren in das dicke Gedränge der Feinde gerathen; er aber arbeitete sich bis zu ihnen hindurch, warf die Feinde auseinander und befreite sie. Endlich stürzte er sich ganz allein in das feindliche Gewühl, und die Seinigen gaben ihn schon verloren, da sie nichts mehr von ihm sahen, und schon glaubten sie ihn todt; da kehrte er plötzlich mit blutigem Schwerte zurück, und sein Roß war mit Staub und Blut bedeckt, sein Panzer aber starrte von Pfeilen, wie ein mit Nadeln besteckes Kissen. Einer der Emire selbst sagte von ihm zu Saladin: „Niemand kann die Streiche abhalten, die er führt; sein Ungestüm ist schrecklich, das Zusammentreffen mit ihm tödtlich und seine Thaten übersteigen die menschliche Natur."

armseliges Pilgerkleid. Schon in den ersten Tagen der Reise kam er in Gefahr, erkannt zu werden. So kam er nach dem Dorfe Erdberg bei Wien, wo er sich nur ein paar Tage ausruhen wollte. Aber auch hier war er unbesonnen. Er ließ nämlich viel Geld sehen und wendete so viel auf, daß die Leute stutzig wurden, daß ein armer Pilger so viel auszugeben hätte. Das erfuhr Leopold und ließ ihn beobachten. Als Richard das merkte, wurde ihm bange, und um nicht erkannt zu werden, flüchtete er sich in ein anderes Wirthshaus, und als man ihm auch dahin folgte, stellte er sich an den Bratspieß in der Küche. Aber unklugerweise behielt er an der Hand, mit welcher er den Spieß drehte, einen kostbaren Ring stecken, und um sein Unglück voll zu machen, trat eben ein Diener des Herzogs ein, der ihn in Palästina gesehen hatte und sogleich wieder erkannte. Er wurde gezwungen, sich gefangen zu geben; man brachte ihn zu Leopold. Dieser ließ ihn sogleich auf der Burg Dürenstein an der Donau einschließen, und Niemand wußte, wo Richard geblieben war. Als die Nachricht nach England kam, daß er gefangen wäre, entschloß sich ein Edelmann aus Artois, Namens Blondel, seinen Gebieter aufzusuchen und so lange alle Länder zu durchziehen, bis er ihn gefunden hätte. Endlich kam er zufällig auf eine Burg im Oestreichischen, und als er da übernachtet hatte, fragte er: „Schöne Wirthin, sind Gefangene dort im Thurme?“ — „Ach ja!“ war die Antwort, „seit einiger Zeit sitzt dort ein Gefangener.“ — Blondel dachte gleich: „Das könnte wohl mein guter Herr sein!“ und bat um die Erlaubniß, einige Zeit da bleiben zu dürfen. Der Kastellan erlaubte es ihm; aber vergebens bemühte sich Blondel, den Gefangenen zu Gesicht zu bekommen, so oft er auch unter dem Fenster des Thurms auf seiner Cither spielte. Endlich sah ihn der gefangene König und glaubte seinen treuen Diener zu erkennen. Um ihm ein Zeichen zu geben, sang er ein Lied, das sie beide einst in glücklichern Tagen gedichtet hatten. Kaum hatte er die erste Strophe geendigt, so griff Blondel in die Saiten und sang die zweite Strophe. Der Gesuchte war also gefunden. Schnell reiste Blondel nach England zurück und verkündete hier und überall, wo Richard eingesperrt sei. Leopold, dadurch erschreckt, wagte nicht, ihn länger zu behalten, und da auch der deutsche Kaiser, Heinrich VI., Richards Auslieferung verlangte, so übergab Herzog Leopold seinen Gefangenen dem Kaiser, welcher nun den König auf der Burg Trifels in Rheinbaiern in Verwahrung nahm. Erst nach einer dreizehn-

monatlichen Gefangenschaft wurde ein Vertrag geschlossen, durch welchen König Richard gegen ein Lösegeld von 50,000 Mark an den Kaiser und 20,000 Mark an Leopold von Oestreich die Freiheit wiedererhielt. Solche Vorfälle mußten freilich jedem Fürsten die Kreuzzüge verleiden!

Dennoch wurden noch einige unternommen, zusammen sechs bis sieben; aber alle waren vergebens. Jerusalem wurde zwar noch ein Mal (durch Kaiser Friedrich II. 1229) gewonnen (s. unten), aber nur auf kurze Zeit; dann ging es für immer verloren (1244). Der letzte König, der einen Kreuzzug unternahm, war Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich. Dies war ein ganz vorzüglich guter Mann. Einmal in einer gefährlichen Krankheit hatte er das Gelübde gethan, wenn Gott ihm wieder zur Gesundheit verhelfe, so wolle er einen Kreuzzug unternehmen. Er wurde hergestellt, und nun hielt ihn nichts ab, sein Gelübde zu erfüllen (1248). Aber statt gerade nach Palästina zu gehen, hielt er es für besser, lieber den Sultan von Aegypten (Malek el Saleh) in seinem eigenen Lande anzugreifen; und so segelte er nach Aegypten. Zwar verrichteten der gute König und seine Begleiter hier Thaten, die ans Wunderbare grenzen;*) aber die Feinde waren zahlreich, und die Seuchen rieben zu viele Franzosen auf, kurz, es ging immer schlechter, bis sich der König endlich gar mit allen seinen Rittern dem Sultan gefangen geben mußte. Wenig fehlte, daß er in seiner Gefangenschaft gemißhandelt worden wäre, weil er sich

*) So war das ganze Heer, der König mit dem Degen in der Faust an der Spitze, bei der Landung bis an die Schultern ins Meer gesprungen, und hatte so das Heer des Sultans in die Flucht getrieben. — In einem hartnäckigen Gefechte wurde der König von sechs Muhamedanern zugleich angefallen, die seinem Pferde in die Zügel fielen. Er schlug aber so tapfer mit seinem Streitkolben um sich, daß er sie alle tödtete. — Ein alter Ritter bekam bei Bewachung einer Brücke fünf, und sein Pferd fünfzehn Wunden; aber das störte ihn so wenig, daß er nicht vom Platz ging. — In einem andern Gefechte wurden den Rittern alle Pferde getödtet. Da fochten des Königs Bruder und etliche Ritter, aus denen der Haufen bestand, zu Fuß unerschrocken weiter, und stießen und schlugen so wild um sich, daß ihnen die sie umdrängenden feindlichen Schaaren nichts anhaben konnten. Endlich schickte ihnen der König Hülfe, die sie aus der Gefahr befreite. — Einer der tapfersten Ritter wurde einst nach einem mörderischen Gefechte von den Sarazenen gefangen. Er war aber so beliebt bei dem Heere, daß sogleich die Marketender, Fuhrknechte und Weiber sich zusammenthaten, die ersten besten Waffen ergriffen, damit auf die Muselmänner losstürzten und den gefangenen Grafen befreiten. Wie schade, daß so viele tapfere Thaten doch zuletzt keinen bessern Erfolg hatten!

ſtandhaft weigerte, die eroberten Städte herauszugeben. Endlich ließ ihn der Sultan fragen, wie viel Geld er außer der feſten Stadt Damiette noch für ſeine und der Seinigen Auslöſung bezahlen wolle. „Ich erwarte," antwortete Ludwig, „des Sultans Forderung." Dieſe fiel dahin aus, daß er außer jener Stadt noch eine Million Goldſtücke geben ſollte. Mit edlem Stolze aber erwiederte Ludwig, ein König von Frankreich laſſe ſich nicht für Geld verhandeln; er wolle für ſich die verlangte Stadt, für die Seinigen aber die geforderte Million bezahlen. Dieſer königliche Ausſpruch gefiel dem Sultan, der für Edelmuth auch nicht unempfänglich war, ſo ſehr, daß er von freien Stücken den fünften Theil der Summe erließ. Dieſer edle Sultan wurde bald darauf vor den Augen Ludwigs und ſeiner Ritter von ſeinem eigenen Gefolge ermordet. Ludwig ſchauderte bei dem Anblicke. Ein Emir ſchnitt dem Leichnam das Herz aus dem Leibe und überreichte es dem Könige mit wildem Blicke, indem er ihm zurief: „Was giebſt du mir, daß ich dich von einem Feinde befreit habe, der dich am Ende noch hätte können umbringen laſſen?" — Ludwig war ſo voll Entſetzen, daß er ihm gar nicht antwortete. Da zog der Mörder den Säbel heraus, zeigte dem König die Spitze, und ſchrie: „Wähle! Entweder ſtirbſt du jetzt von meiner Hand, oder ſchlage mich augenblicklich zum Ritter!" — Ludwig wandte ſich mit Abſcheu weg und antwortete: „Werde ein Chriſt, dann will ich dich zum Ritter ſchlagen!" — Der Sarazene erſtaunte über die eiſerne Feſtigkeit des Königs, ſteckte ſeinen Säbel wieder ein und ging fort. Nach noch vielen andern Gefahren wurde der König endlich losgelaſſen; aber von ſeinen Leuten wurden ſtatt 12,000 nur 400 freigegeben; die meiſten der armen Gefangenen waren gegen alle Treue erſchlagen worden. Auf der Rückfahrt nach Frankreich zeigte Ludwig recht ſeinen frommen Sinn. Sein Schiff ließ er zur Kirche einrichten. Alle Tage wurde vor dem mit vielen Reliquien gezierten Altare Meſſe geleſen; mit den Matroſen wurden Katechiſationen angeſtellt, und der König ſelbſt bereitete die Sterbenden zum Tode. Nach einem heftigen Sturme, bei welchem die Königin — denn dieſe hatte ihren Mann unter allen Widerwärtigkeiten begleitet — jeden Augenblick unterzugehen fürchtete, langte man wieder in Frankreich an (1254). Wie wohl mochte allen ſein, den vaterländlichen Boden unter den Füßen zu haben!

Und doch ließ ſich Ludwig nicht ausreden, noch einen Kreuzzug zu unternehmen, zwar erſt 16 Jahre ſpäter, (1270), wo er

schon 66 Jahre alt und so schwach war, daß er nicht mehr die volle Rüstung tragen und ohne fremde Hülfe nicht mehr aufs Pferd steigen konnte. Der Zug sollte obendrein nach Tunis gehen; nicht der nächste Weg, um nach Jerusalem zu kommen. Mit bösen Ahnungen stiegen alle seine Begleiter zu Schiffe. Er selbst machte sein Testament und umarmte seine zurückbleibenden Lieben, als wenn er sie nicht wiedersehen sollte. Nach Afrika kam er glücklich; aber nun ging das Elend an. Die glühende Hitze drohte alle zu ersticken und dazu warfen die Sarazenen mit großen Wurfmaschinen glühend heißen Sand auf die Franzosen, die sich davor gar nicht zu retten wußten. Zugleich entstand eine Seuche, die in wenigen Tagen die Hälfte des Heeres hinraffte. Auch der König wurde davon ergriffen. Als er seinen Tod nahe fühlte, setzte er noch einige Vorschriften für seinen ältesten Sohn auf, den er mit bei sich hatte und der auch krank lag. Endlich starb Ludwig, die Augen gen Himmel gerichtet und die Hände kreuzweis gelegt, mit den Worten Daniels: „Herr, ich will in dein Haus gehen, in deinem heiligen Tempel will ich dich anbeten und deinen Namen verherrlichen!" — Von den hinterlassenen Vorschriften mögen hier nur einige stehen: „Geliebter Sohn, das Erste, was ich dir zu befolgen rathe, ist, daß du Gott von ganzem Herzen und nach allen deinen Kräften liebst; denn ohne ihn können wir nichts thun. Hüte dich also, ihn auf irgend eine Weise zu beleidigen; lieber mußt du alle Martern ausstehen, als eine Todsünde begehen. Schickt dir Gott widrige Zufälle, so nimm sie freudig an und danke ihm dafür. Erweist er dir aber Gnade, so sei auch dankbar und hüte dich, daß du nicht übermüthig werdest. — Gegen die Armen hege ein sanftes und mitleidiges Herz und stehe ihnen nach Vermögen bei. — Gehe nur mit redlichen Leuten um und meide die Gesellschaft der Bösen. Höre Gottes Wort und behalte es im Herzen. Dulde Keinen, der in deiner Gegenwart etwas redet, was zu Sünden oder Verläumdung anderer Anlaß geben könnte. Laß nichts Unehrerbietiges von Gott oder Jesus reden. Laß jedem Gerechtigkeit widerfahren, sowohl dem Armen als dem Reichen. Bei streitigen Fällen untersuche sorgfältig die Wahrheit, sie sei nun für oder wider dich. Gieb das zurück, was Dir nicht zukommt. — Deinem Vater und deiner Mutter erweise Ehrfurcht und hüte dich, sie durch Ungehorsam zu erzürnen. — Der Aufwand in deinem Hause sei vernünftig und mäßig. — Ich gebe dir meinen ganzen Segen, den je ein Vater seinem

Kinde geben kann, und bitte Gott, daß er dich vor allem Uebel, besonders vor Todsünden, behüte und bewahre, damit wir einmal nach diesem vergänglichen Leben vor Gott beisammen sein und ihm unaufhörlich in jenem Leben danken und ihn loben können. Amen!"

Schon nach diesen Vorschriften muß man diesen wackern König achten und lieben. Noch mehr wird man es aber, wenn man in den zeitverwandten Geschichtsschreibern liest, wie gut, sanft, nachgiebig und fromm er in seinem ganzen Thun war. So ließ er alle Tage 120 Arme aus seiner Küche speisen; ja, er wartete ihnen manchmal selbst auf, um sich in der Demuth zu üben. Gegen seine Mutter, Blanca von Castilien, eine alte herrschsüchtige Frau, betrug er sich immer ehrerbietig, wenn sie ihn auch noch so schwer kränkte. So sehr auch er und seine Frau Margaretha, sich liebten, so suchte die alte Mutter doch immer die beiden Eheleute entfernt von einander zu halten, weil sie besorgte, ihr Sohn möchte lieber den Rath sein Frau, als den ihrigen annehmen.

Wie liebenswürdig erscheint dagegen der fromme, sanfte Sinn Isabella's, der Schwester des frommen Ludwig! Oft vergoß sie aus frommer Rührung heiße Thränen, besonders wenn sie an Jesu Aufopferung für die Menschen und an die schönen Worte dachte: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig." Man sah sie oft des Morgens schon mit rothgeweinten Augen aufstehen, wenn sie ihr andächtiges Gebet verrichtet hatte, und dann ging sie gleich an ihr tägliches Geschäft, welches darin bestand, daß sie Arme speiste und kleidete und Kranke pflegte und tröstete. Ihr ganzes Einkommen verwandte sie auf diese edeln Zwecke, und doch glaubte sie immer noch nicht genug zu thun, und legte sich manchmal die härtesten Büßungen auf.

So erfreulich auch die fromme Richtung Ludwigs, seiner Schwester und vieler anderer seiner Zeitgenossen ist, so sehr muß man doch eine religiöse Verwirrung beklagen, die sich um jene Zeit fast überall kund gab: die Verfolgung der sogenannten Ketzer. Wo etwas Gutes gesäet wird, fehlt es nie an bösen und aberwitzigen Menschen, die dazwischen auch den Samen des Bösen und der Thorheit ausstreuen. Schon nach den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, nachdem Constantin der Große das Christen-

thum zur herrschenden Religion gemacht hatte, fingen die Christen an, die Worte Jesu verschieden zu deuten und sich darüber zu streiten. Ueber die Hauptlehren waren sie zwar einverstanden; aber Nebendinge, oder solche, über die Jesus selbst nichts näher bestimmt hatte, wurden Gegenstände des Streits, und jeder glaubte, daß seine Ansicht die einzig richtige sei. Die Bischöfe hielten nun Kirchenversammlungen, in denen sie festsetzten, was von allen geglaubt werden müsse, und verdammten jeden, der von diesen Beschlüssen abwiche, als Ketzer. Wenn nun diese ihre Ueberzeugung nicht aufgeben wollten, so wurden sie von der herrschenden Kirche verfolgt; ja man ging so weit, sie zu verbrennen. Das thaten Leute, die sich für die einzigwahren Bekenner der Religion der Liebe ausgaben! Nach und nach überlud man ferner unsere heilige Religion mit unnützen Gebräuchen, ganz dem Geiste Jesu zuwider, und erdachte eine Menge neuer, vernunftwidriger Lehren; und wenn man den Geistlichen einwarf, daß ja Jesus von dem allen nichts gelehrt habe, so entgegneten sie: nicht alles, was er gelehrt, stehe in den Evangelien; er habe vieles seinen Schülern insgeheim mitgetheilt, was sich von Mund zu Mund weiter verbreitet habe, aber eben so, wie die Vorschriften der Evangelien, beobachtet werden müsse; sie nannten das die Tradition. So konnten nun die Päpste alles, was sie lehrten, damit rechtfertigen, daß sie sagten, es sei in der Tradition enthalten.

Je mehr nun das Christenthum auf diese Weise verunstaltet und mit fremdartigen Lehren und Gebräuchen überhäuft wurde, desto mehr sank auch die Sittlichkeit, namentlich der Geistlichen, und desto größer mußte auch die Zahl einer Art sogenannter „Ketzer" werden, welche an den unbiblischen Lehren der Kirche und an der Unsittlichkeit der Geistlichen Anstoß nahmen und die Religion zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückführen wollten. Wenn auch ihre Ansichten mit mancherlei Irrthümern vermischt waren, so erkannten sie doch sehr richtig, daß die päpstliche Kirche keine rein christliche mehr sei und daß es nicht anders besser werden könnte, als wenn man alle fremde und spätere Zusätze entferne und sich der Einfachheit des ersten Christenthums nähere.

Unter diesen wohldenkenden Männern fand vorzüglichen Anhang Pierre de Vaux oder Petrus Waldus, ein reicher Kaufmann aus Lyon, der in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte, sein Vermögen unter die Armen vertheilte und sein Leben der Belehrung des Volkes zu widmen beschloß. Er über-

setzte die Evangelien in die französische Sprache, theilte sie unter dem Volke aus, schalt über die Schlechtigkeit der Geistlichen, über die vielen in die Kirche eingeschlichenen Mißbräuche, und meinte, man müsse zu der ursprünglichen Einfachheit des Christenthums zurückkehren. Je mehr Anhänger er fand, desto heftiger eiferten die Geistlichen gegen ihn, die bei dem Aberglauben des Volkes mehr ihre Rechnung fanden, und warnten vor seinen Ketzereien. Aber die Macht der Wahrheit sprach so stark zu den Gemüthern, daß sich immer mehr und mehr für seine Lehre bekannten. Außer den Waldensern hatten sich auch noch andere Secten im südlichen Frankreich gebildet, welche alle in der Ueberzeugung zusammentrafen, daß die römische Kirche keine christliche sei und daß das Kirchenwesen einer gänzlichen Umänderung bedürfe. Alle diese Secten wurden unter dem Namen der Albigenser zusammengefaßt. Der Name ist entstanden von der Stadt Alby (in der Nähe von Toulouse), in deren Umgegend sich vorzüglich viele jener sogenannten Ketzer aufhielten. Nachdem der Papst Innocenz III. vergebens versucht hatte, die Abtrünnigen zur Entsagung ihrer Ueberzeugung zu bewegen, befahl er den Cistercienserm önchen (1205) das Kreuz gegen sie zu predigen, und versprach allen, die daran Theil nähmen, vollständigen Ablaß für ihre Sünden. Jetzt begann ein blutiger Krieg gegen die Armen, und die entsetzlichsten Gräuel wurden dabei verübt, wie sie solchen durch Glaubenswuth erzeugten Kriegen eigen sind. Vergebens suchte der Graf Raimond von Toulouse, ein Nachkomme jenes beim ersten Kreuzzuge erwähnten, die Verfolgten zu schützen, da er sich auch zu ihrem Glauben bekannte. An der Spitze des Glaubensheeres stand, außer dem päpstlichen Legaten, der Graf Simon von Montfort, der nach der Grafschaft Toulouse lüstern war. Am schrecklichsten war das Schicksal der Stadt Beziers (unweit des Meerbusens von Lyon), wo auf Befehl des päpstlichen Legaten 7000 Menschen in einer Kirche, in welche sie sich geflüchtet hatten, verbrannt und dann die übrigen Einwohner, 20,000 an der Zahl, ermordet wurden, und zwar um der Religion willen! Wer gefangen wurde, den verbrannten die Katholiken, auch wenn er seine Ueberzeugung widerrief. Der Krieg endete erst nach 24 Jahren, nachdem Hunderttausende das Leben verloren hatten und das schöne Süd-Frankreich zur Wüste geworden war. Montfort erlebte das Ende des greulichen Krieges nicht; er wurde bei der Belagerung von Toulouse durch einen Steinwurf getödet. Die meisten Albigenser waren er-

schlagen worden; die wenigen Geretteten suchten in den Gebirgen Zuflucht. So endete einer der schändlichsten Kriege, zu dem die Verkehrtheit religiöser Ansichten geführt hatte. Ein schreckliches Denkmal aber hinterließ er in der Stiftung des Inquisitionsgerichtes, welches zur Aufspürung der Ketzereien gegründet wurde. (Abschnitt 70.)

Bald nach Ludwigs IX. Tode hörten die Züge nach Palästina ganz auf; denn 21 Jahre darauf (1291) nahmen die Muhamedaner die letzte Stadt, welche die Christen dort gehabt hatten, Acre, ein, und überdies war der Eifer für die Eroberung des heiligen Grabes ziemlich abgekühlt. Man kann annehmen, daß diese Züge, aber freilich mit Unterbrechungen, etwa 200 Jahre, d. i. von 1096—1291, gedauert haben. Sie sind nicht allein als eine sonderbare Erscheinung der religiösen Schwärmerei merkwürdig, sondern auch hohe Zeugnisse des Glaubenseifers jener Zeiten, wo der Einzelne durch eine begeisternde Idee aus dem gemeinen Verlaufe des Lebens herausgerissen wurde und alle Mühen und Gefahren, ja den Verlust des Lebens selbst nicht achtete.

Es ist wohl sehr natürlich, daß so große Bewegungen, wie die Kreuzzüge waren, wichtige Folgen für Europa haben mußten. Wenn auch diesen Kriegsfahrten des Abendlandes nach dem Morgenlande die klare Erwägung des erreichbaren Ziels und der zu Gebote stehenden Mittel fehlte, und wenn auch bei ihrer Ausführung vieles kurzsichtig und verkehrt angefangen wurde, so hat doch das Walten der Vorsehung auch aus diesen großen und langdauernden Unternehmungen reiche und mächtige Erfolge hervorgehen lassen. Die bedeutendsten derselben waren folgende:

1) Der Geist des Ritterwesens wurde durch die Kreuzzüge veredelt. Bisher hatten die Edelleute nur untereinander, gegen die Städte oder gegen ihre Lehnsherren Fehden geführt, und dadurch konnte nichts als Unordnung und Verwilderung entstehen. Nun aber wurde ihnen ein höheres, edleres Ziel gegeben. Ihre Thaten wurden nun von ganz Europa beobachtet und bewundert, und das Bewußtsein, für die Eroberung des heiligen Grabes zu fechten, gab ihnen eine schwärmerische Tapferkeit. Die Religion milderte ihre Roheit, und bald wurde es allgemeiner Grundsatz, daß es Schande sei, den Schwachen und Wehrlosen zu beleidigen und ihm Hülfe zu versagen. — (Wie aber die Kreuzzüge eine idealere und feinere Seite des Ritterthums entwickelten, so wurde durch dieselben auch das Verderbliche des ritterlichen

Kastenwesens mächtig gefördert. Die Ritter, welche aus den verschiedensten Ländern in Palästina zusammen kamen, standen sich viel näher als ein nichtadeliger Landsmann, und während im 13. Jahrhundert z. B. in der Provence, dem Stammlande des feinern Ritterthums, Leute aus dem Bürgerstande noch ohne große Schwierigkeit zum Ritterschlage zugelassen wurden, kam es nun dahin, daß eine über ganz Europa verbreitete Adelskaste der nationalen Entwickelung gegenübertrat.) Auch die Familiennamen schreiben sich aus den Zeiten der Kreuzzüge her. Bisher hatte man mit Vornamen ausreichen können. Jetzt aber, wo große, aus vielen Völkern zusammengebrachte Menschenmassen beisammen waren, bedurfte man bestimmter Unterscheidungszeichen. Dazu kam die Eitelkeit. Jeder wollte einen eigenthümlichen Namen haben, damit seine Thaten nicht andern zugeschrieben, sondern ihm und seiner Familie zum Ruhme angerechnet würden. Dasselbe ist mit den Wappen der Fall. Schon bei dem dritten Kreuzzuge unterschieden sich die Nationen durch die Farben ihrer Kreuze. Aber auch die Anführer mußten ein Abzeichen haben, um von ihren Untergebenen gleich erkannt zu werden; denn die eiserne Rüstung machte sie einander zu ähnlich. Darum bemalten sie ihre Schilde. Jeder hatte eine besondere Farbe und darin ein besonderes Abzeichen. Diese behielten sie auch nachher bei, und da ihre Söhne einen Ruhm darein setzten, so tapfere Väter gehabt zu haben, so nahmen sie dieselben Abzeichen an und so wurden es Familienwappen. — Die Turniere ferner wurden erst durch die Kreuzzüge allgemeiner, nachdem die Ritter der verschiedenen Länder sich hatten mehr kennen lernen und ein Wetteifer unter ihnen entstanden war. Auch wurden sie mit größerer Pracht als vorher gefeiert. Man hatte die Pracht des Morgenlandes kennen gelernt, wendete diese auf die Turniere an, und jeder Fürst und Edelmann suchte seinen Reichthum bei ihnen zur Schau zu legen. — Besonders aber wurde der Geist des Ritterwesens veredelt durch jene drei Orden der Johanniter, der Templer und der Deutschen. Sie stritten nicht für ihren Vortheil, sondern für eine heilige Sache; für diese übernahmen sie willig Gefahren, Entbehrungen und Mühseligkeiten. Nach dem Vorbilde dieser Orden wurden erst in Spanien, dann auch in andern europäischen Ländern geistliche Ritterorden errichtet, und jeder Ritter hielt es für eine Ehre, zu einem solchen Orden zu gehören.

2) Der Bürgerstand verdankt den Kreuzzügen, wenn auch nicht seine Entstehung, doch seine schnellere

Ausbildung. Städte waren schon früher in Deutschland entstanden und vorzüglich durch Heinrich den Vogler vermehrt worden. Aber die Bewohner waren nicht viel besser als Knechte. Die großen Vorrechte und Freiheiten der Bürgerschaften schreiben sich erst aus den Zeiten der Kreuzzüge her. Vor denselben wurden die Städte durch die kleinen Fürsten und den Adel überhaupt niedergedrückt. Nun gingen die meisten derselben und gerade die wildesten nach dem heiligen Lande und ließen über die Städte Beamte zurück, die aber nicht so viel Ansehen hatten wie sie. Von ihnen ließen sich die Städter nicht so viel gefallen wie von ihren Herren und ertrotzten sich viele Freiheiten. Dieser Freiheitssinn aber entstand besonders aus dem größern Reichthume, den die Städte durch

3) den lebhaften Handel gewannen, der durch die Kreuzzüge erst recht belebt wurde. Nirgends blühte der Seehandel mehr, als in den italienischen Seestädten, unter denen sich wieder Venedig, Genua, Pisa und Amalfi hervorthaten. Da nun damals die griechischen Kaiser in großer Sorge waren, daß die Kreuzfahrer, besonders aber die Normänner, ihnen das Land wegnähmen, so suchten sie die Freundschaft der italienischen Handelsstädte, besonders der Venetianer, und verliehen ihnen ungemeine Freiheiten. Zwar fühlten die Kaiser wohl dann und wann, daß sie ihnen zu viel eingeräumt hätten, und wollten ihnen die ertheilten Vorrechte beschränken; aber dazu waren die Venetianer schon zu mächtig geworden und ließen sie gleich fühlen, daß sie die Stärkern waren. Die Genueser und Pisaner wurden zwar auch von den Griechen begünstigt, aber die Venetianer behielten doch eine Zeitlang das Uebergewicht. — Eben solche Freiheiten erhielten die Venetianer in den von den Kreuzfahrern eroberten Ländern in Asien, so daß jene Zeit für sie eine recht eigentlich goldene war. Ihre Handelsschiffe bedeckten alle Theile des mittelländischen Meeres, und indem sie für schweres Geld Pilgrime von Frankreich und Italien nach Palästina übersetzten und dafür die Produkte Asiens zurückführten, verdienten sie ansehnliche Summen. Um nun den Handel mit dem Morgenlande bequemer treiben zu können, legten sie bei Constantinopel, auf Candia, Corfu, Morea und an andern Küsten Colonien an; sie befuhren das schwarze Meer, erbauten eine Stadt an der Mündung des Don, das jetzige Asow, und holten von hier die Waaren, die dahin aus dem mittleren Asien auf Kameelen gebracht

wurden. Ueber diese großen Erfolge wurden die Genueser eifersüchtig und fingen mit ihnen einen langen und hartnäckigen Krieg an. Am Ende erhielten die Genueser von dem griechischen Kaiser die Vorstadt Pera bei Constantinopel eingeräumt; die Venetianer wurden dagegen aus Constantinopel vertrieben, behielten aber doch das Recht, für Miethsgeld hier Wohnungen zu suchen. Eben so setzten sich auch die Genueser am schwarzen Meere fest und wurden hier bald mächtiger als die Venetianer, die sich aber wenigstens nicht ganz verdrängen ließen. So wie diese in Asow ihre Niederlassung hatten, so setzten sich die Genueser in der Krimm in Caffa fest, wo das Pelzwerk des Nordens und die seidenen und baumwollenen Gewänder der Perser, so wie die Südfrüchte und Gewürze Indiens zusammentrafen. Die letzteren wurden aber in noch größerer Menge nach Aegypten gebracht, von hier durch die thätigen Venetianer abgeholt und durch sie über ganz Europa verbreitet. Eben so schlossen Venedig, Pisa und Genua mit den sarazenischen Fürsten Nordafrikas Handelsbündnisse: mit Tunis, Tripolis und anderen. Ueberall, wie hier, arbeiteten alle drei einander neidisch entgegen. Die Folge davon war, daß Pisa zuerst, späterhin Genua unterlag. Venedig blieb Sieger bis in die Zeit, wo die Entdeckung neuer Handelswege auch ihm den Vortheil, der Vermittler zwischen Europa, Asien und Afrika zu sein, aus den Händen wand.

Aber auch der Landhandel wurde durch die Kreuzzüge recht blühend. Da der betretenste Weg der Kreuzfahrer längs der Donau nach Constantinopel ging und durch die fast ununterbrochenen Züge ein sehr lebhafter Verkehr entstand, so gewannen zunächst die Städte an der Donau dabei, vor allen Wien und Regensburg, die großen Reichthum dadurch erwarben. Auch traten diese Städte in unmittelbaren Verkehr mit Venedig und holten von hier Gewürze und andere Waaren, welche die Venetianer bei sich aufgehäuft hatten. Auch Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Mainz, Cöln zogen diesen Landhandel an sich, und in den Niederlanden machten Brügge, Antwerpen und Brüssel die ansehnlichsten Geschäfte.

4) Wie viele Kunstfertigkeiten verdankte das Abendland nicht den Kreuzzügen! Wer kann sie hier alle nennen? Nur von den vorzüglichsten mag hier die Rede sein.

a) Die Seidenwebereien blühten seit Justinians Zeiten im griechischen Reiche. Als nun König Roger II. von Sicilien 1148 einen Theil von Griechenland eroberte, schickte er mehrere

geschickte griechische Seidenweber nach Palermo und ließ seinen Unterthanen darin Unterricht ertheilen. Nun wurden hier köstliche Seidenzeuge mit den glänzendsten Farben und den schönsten Goldstickereien verfertigt und durch Europa geschickt. Der davon gezogene Vortheil lockte auch andere italienische Städte, dergleichen Webereien anzulegen. Lucca, Florenz, Mailand, Bologna, Venedig u. a. wurden darin vorzüglich thätig. Erst im 17. Jahrhundert wurden Seidenfabriken auch in Frankreich angelegt und von da nach Deutschland und andern Ländern verpflanzt.

b) Die Färbereien der Morgenländer übertreffen noch jetzt zum Theil die unsrigen. Durch die Kreuzzüge wurde eine bessere Art zu färben im Abendlande bekannt und Safran, Indigo und Alaun wurden erst durch die Kreuzfahrer hierher gebracht.

c) Noch wichtiger war die Verpflanzung des Zuckerrohrs aus Asien nach dem Abendlande. Früherhin kannte man es in Europa nicht; bei Tripolis lernten es die Kreuzfahrer zuerst kennen, und noch ehe die ersten 50 Jahre nach der Eroberung Jerusalems vergangen waren, hatten es die Sicilianer schon in Menge angebaut; von Sicilien kam es späterhin nach Madeira und nach der Entdeckung von Amerika nach Brasilien und Westindien, von wo Europa mit Rohrzucker versorgt wurde, bis dieser in neuerer Zeit durch den einheimischen Rübenzucker ersetzt worden ist.

5) Die Wissenschaften gewannen durch die Kreuzzüge. Zwar waren bei den mehrmaligen großen Feuersbrünsten, welche durch Schuld der Kreuzfahrer in Constantinopel angerichtet wurden, die herrlichsten Bibliotheken und darin viele treffliche Werke des Alterthums unwiederbringlich verbrannt; aber dieser Schade wurde dadurch einigermaßen ersetzt, daß die Geistlichen, welche die Kreuzfahrer begleiteten, die übriggebliebenen Werke kennen lernten, Liebe dafür gewannen und ihre Kenntniß nach ihrer Rückkunft ihren Landsleuten mittheilten. — Auch die Geographie gewann durch die Kreuzzüge; denn sie eröffneten den Abendländern erst das Morgenland, von dem sie bisher fast gar nichts gewußt hatten. Seit dieser Zeit reisten europäische Kaufleute durch alle Länder Asiens, und fromme Missionare suchten in den entferntesten Gegenden dieses Erdtheils die christliche Lehre auszubreiten.*) Auch fing man erst nach den Kreuzzügen an, Landkarten

*) Keiner dieser Reisenden ist weiter gekommen und daher berühmter geworden, als Marco Polo aus Venedig, der 1270 nach Asien ging und hier 26 Jahre

zu zeichnen, um die neuen geographischen Entdeckungen anschaulich zu machen. Aber freilich waren sie höchst unrichtig und haben mit unsern so genauen Karten gar keine Aehnlichkeit. So wie große Thaten immer Geschichtschreiber und Dichter, welche durch sie begeistert werden erwecken, so war es auch bei den Kreuzzügen der Fall. Jene waren zum Theil Solche, welche selbst an den Tagesbegebenheiten Antheil genommen hatten, und aus den Dichtern gingen in Frankreich die Troubadours und in Deutschland die Minnesänger hervor. Auch andere Wissenschaften, z. B. die Arzneikunde, in der die Araber die Europäer damals übertrafen, und die Naturgeschichte machten seit jener Zeit große Fortschritte.

Dies sind nur einige der Vortheile, welche die Kreuzzüge für die Abendländer zur Folge hatten. Müßten wir nicht kurz sein, so ließe sich noch eine Menge derselben anführen, z. B. die Gartenkunde; die Kunst, Dämme und Schleusen anzulegen; das Schachspiel, die Trommel, das Horn, auch manche Luxusartikel wurden nach den Abendländern verpflanzt. Es sei hier die Stelle, noch eines Kreuzzuges zu gedenken, welcher eine ganz andere Unternehmung herbeiführte, als anfänglich beabsichtigt war. Im Jahre 1202 sammelten sich meistens französische Herren zu einem Kreuzzuge und verbanden sich mit den Venetianern, deren Doge Heinrich Dandolo, obwohl schon 94 Jahre alt und erblindet, selbst Theil nahm. Unterwegs wurden sie von einem griechischen Prinzen, Alexius, dessen Vater Isaak II. in Constantinopel entthront worden war, um Hülfe gebeten und ihnen vortheilhafte Anerbietungen dafür gemacht. Sie segelten vor jene Hauptstadt und setzten den Isaak wieder ein, der aber nebst seinem Sohne Alexius bald das Leben verlor. Da erstürmte das Kreuzheer 1204 Constantinopel und erhob Balduin Grafen von Flandern auf den Thron. Dieses lateinische (abendländische) Kaiserthum hat aber nur ungefähr 50 Jahre bestanden. (Kaiser Balduin fiel gleich im zweiten Jahre seiner Regierung in die Gewalt der Bulgaren und wurde von ihnen unter grausamen Martern getödtet.) Im Jahre 1261 wurde Constantinopel von Michael Paläologus wieder genommen und das griechische Kaiserthum hergestellt.

---

lang umherreiste. Er war der Erste, der nach China kam und die dahinter liegenden Inseln kennen lernte.

65. Heinrich V., 1106. — Lothar, 1125.

Der Sohn Heinrichs IV., der seinem Vater so vielen Kummer gemacht hatte, hatte keine glückliche Regierung. Heinrich V. (1106—25) war sonst ein tapferer, entschlossener und kluger Fürst; aber ihm fehlte, was dem, der irdisches Glück für das Höchste hält und dazu jedes Mittel, auch das verwerflichste, ergreift, immer fehlt: Einigkeit mit sich selbst und der Segen Gottes. Darum schlugen ihm alle seine Unternehmungen fehl. Statt nach dem Tode seines alten Vaters in sich zu gehen und durch eine recht lobenswerthe Regierung seine Verbrechen möglichst wieder gut zu machen, richtete sich sein ganzer Sinn nur darauf, seine Macht zu vergrößern und seinen Schatz zu füllen. Mit dem Papste zerfiel er gleich anfangs über die Investitur. Vor Heinrich IV. und Gregor VII. war es üblich gewesen, daß die Bischöfe und Aebte, welche zugleich durch Belehnung mit Reichsgütern weltliche Fürsten und Herren geworden waren, vom Kaiser beim Antritte ihres Amtes einen Stab und einen Ring als Zeichen ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit erhielten. Das eben nannte man die Investitur. Sobald ein Bischof gestorben war, so wurde von der Obrigkeit Ring und Stab dem Kaiser überreicht, der beide dem neuen Bischof übergab, und dann erst durfte derselbe vom Erzbischof geweiht werden. Aber das hatte den Nachtheil, daß der Kaiser oft die Bischofswürde dem übergab, der ihm das meiste Geld bot (Simonie). Diesen Mißbrauch hatte schon Papst Gregor VII. zum Vorwande gebraucht, um dem Kaiser Heinrich IV. die Investitur ganz zu untersagen, und da Heinrich widersprach, so war dieser Streit eine Hauptursache ihrer heftigen Feindschaft. Kaum war nun Heinrich V. Kaiser geworden, so ging der Investiturstreit aufs neue an. So hartnäckig der Papst Paschalis II. darauf drang, daß Heinrich der Investitur entsagen sollte, so fest war dieser entschlossen, nicht nachzugeben, und an der Kraft, seinen Willen durchzusetzen, fehlte es diesem Kaiser nicht. Er zog mit einem auserlesenen Heere nach Italien, gerade auf Rom los. Das hatte der Papst nicht erwartet; nun wurde ihm bange. Er schickte an Heinrich und ließ ihm einen sehr annehmbaren Vorschlag machen: der Kaiser sollte nämlich dem Investiturrechte zwar entsagen, aber dafür konnte er der Geistlichkeit alle Länder und Besitzungen nehmen, welche dieselbe seit Karls des Großen Zeit von den Kaisern und Königen erhalten hätte, so daß die

Geistlichen hinfort mit dem Zehnten und denjenigen Gütern, die sie Privatpersonen verdankten, sich begnügen sollten. Heinrich sah wohl ein, daß die Ausführung dieses Vorschlages unmöglich sein würde, indessen ging er ihn ein, um seine Friedensliebe zu zeigen, und zog in Rom ein, wo ihm Paschalis freundlich entgegenkam und ihn in die Peterskirche führte. Aber nun forderte der Papst die Entsagungsacte; Heinrich wollte dagegen sie nicht eher ausstellen, bis der Papst ihm Sicherheit wegen der Rückgabe der geistlichen Güter gegeben habe. Der Lärm wurde noch größer, als die Bischöfe und Fürsten geradezu erklärten, sie würden sich den Vertrag nicht gefallen lassen; jene sagten, sie würden dabei zu sehr verlieren, und diese meinten, der Kaiser würde dadurch zu übermächtig werden. Nachdem man so bis an den Abend gestritten hatte, trat endlich einer der Begleiter Heinrichs vor und rief: „Was braucht's hier vieler Worte! Wisset, daß unser Herr ohne alle Bedingung, wie einst Karl der Große, gekrönt sein will!" Und da der Papst nicht wollte, so winkte Heinrich seinen Soldaten und nahm ihn sammt mehreren Cardinälen gefangen. Nach zweimonatlicher Gefangenschaft gab Paschalis endlich nach, überließ dem Kaiser die Investitur, krönte ihn feierlich, und nun schien der Streit beigelegt. Heinrich kehrte vergnügt nach Deutschland zurück, nachdem er den Papst in der Freude seines Herzens reichlich beschenkt hatte (1111).

Aber kaum war er in Deutschland, so entstanden in Rom heftige Bewegungen. Alles schrie wüthend gegen den Papst, daß er nicht nur einen Tyrannen gekrönt, sondern auch die Rechte der Kirche geschändet habe. Die Entschuldigung, daß er ja vom Kaiser gezwungen worden sei, wurde nicht angenommen. „Ich habe einmal geschworen," antwortete er, „und kann meinen Eid nicht brechen. Indessen sehe ich wohl ein, daß der Vertrag nicht gültig sein kann, da ich ihn ohne die Einwilligung der Cardinäle abgeschlossen habe. Darum bitte ich euch, ihr Geistlichen, daß ihr den von mir begangenen Fehler auf irgend eine Art wieder gut macht." Diese Worte wurden mit Entzücken aufgenommen, und sogleich erklärte die Versammlung der Geistlichen, daß das dem Kaiser vom Papste eingeräumte Investiturrecht dem letztern abgedrungen, und also hiermit verdammt, vernichtet und aufgehoben sei, und der Erzbischof in Verona that den Kaiser gar in den Bann; denn der Papst selbst durfte dies nicht thun, weil er geschworen hatte, sich am Kaiser nicht rächen zu wollen.

Zu dieser Verlegenheit Heinrichs kam noch eine andere und

größere. Viele deutsche Fürsten waren mit seiner Regierung höchst unzufrieden. Es stand ihnen nicht an, daß er mehr auf Ordnung hielt, durchgreifender war, als sein schwacher Vater, und ihnen manchmal durch den Sinn fuhr. Als er nun jetzt ein erledigtes Lehn einzog, auf welches sich einer der Fürsten Rechnung gemacht hatte, so entstand eine fast allgemeine Empörung gegen ihn. Die Unzufriedenen schlugen ihn in mehreren Schlachten, und Adalbert, Erzbischof von Mainz, des Kaisers Todfeind, suchte Alle gegen ihn in die Waffen zu bringen, indem er den Bann zum Vorwande nahm. Durch diesen unglückseligen Zwiespalt wurde das arme Deutschland jämmerlich zerrüttet; jede Partei raubte, plünderte und sengte in den Gebieten der andern Partei; alle Ordnung und Sicherheit löste sich auf, und Heinrichs Befehle wurden nicht mehr geachtet. Dieser Zustand dauerte bis 1121, also neun Jahre; da erst vertrug sich der Kaiser mit Adalbert und den andern Unzufriedenen*) Wie oft mag er in seiner Noth an das Herzeleid gedacht haben, welches er seinem Vater verursacht hatte!

Im Jahre 1122 kam es auch endlich zum Frieden zwischen ihm und dem Papste (Calixtus II.) in Worms. Hier that Heinrich Verzicht auf die Investitur mit Ring und Stab; dagegen gab der Papst nach, daß die Wahlen der Bischöfe und Aebte Deutschlands in Gegenwart des Kaisers geschehen, und daß dieser den Neugewählten wegen der zu dessen Amt gehörigen Güter mit dem Scepter belehnen sollte. Diesen Vergleich nennt man das Wormser Concordat.

Heinrich starb nach einer unruhevollen Regierung (1125) ohne Kinder; mit ihm erlosch das fränkische Kaiserhaus. In Speier wurde er in der Domkirche beigesetzt.

Alle geistliche und weltliche Fürsten Deutschlands, der ganze Adel und alle Herren versammelten sich nun zu einer neuen Wahl

*) Unter den Widersachern Heinrichs hatte sich auch der bekannte Ludwig der Springer befunden. Er war Landgraf von Thüringen und wurde vom Kaiser in das Felsenschloß Giebichenstein bei Halle eingesperrt. Aber Ludwig entkam von hier, und zwar — wie die Sage erzählt — auf folgende Art: Da das Schloß an dem steilen Abhange des Felsens liegt, dessen Fuß damals noch die Saale unmittelbar berührte, so ließen ihn seine Freunde wissen, sie würden unten einen Kahn bereit halten, auf dem er flüchten könnte, wenn er nur den Sprung hinunter wagen wollte. Er verschaffte sich nun einen großen Mantel, und in einer dunkeln Nacht unternahm er den Riesensprung. Nachdem er glücklich unten angelangt war, wurde er von den Seinigen aufgefischt und in Sicherheit gebracht.

in Mainz, an 60,000 Männer. Da aber die Menge der Wählenden so groß war, so wählte man aus den Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen zehn Große aus, welche die Wahl übernehmen sollten; ihrer Bestimmung wollte man beitreten. Sie schlugen drei dazu vor: den Herzog von Schwaben, Friedrich den Einäugigen von Hohenstaufen, einen Enkel Heinrichs IV.; Herzog Lothar von Sachsen und Markgraf Leopold von Oestreich. Die beiden letztern aber baten fußfällig und mit Thränen, sie mit dieser Ehre zu verschonen. Friedrich dagegen, stolz auf seine kaiserliche Abkunft, ließ sich deutlich merken, daß er auf die deutsche Kaiserkrone rechne. Das verdroß die Fürsten, besonders den einflußreichen Erzbischof Adalbert von Mainz, und als dieser alle drei fragte, ob sie dem, welcher gewählt werden würde, ohne Mißgunst und Weigerung gehorchen wollten, so bejahten Lothar und Leopold es ohne alle Umstände; Friedrich dagegen meinte, er müsse sich erst darüber mit den Seinigen draußen im Lager berathen, und begab sich sofort aus der Versammlung. Dies Benehmen zeigte den Fürsten den stolzen hochfahrenden Sinn des Herzogs, und sie wählten nun einmüthig den Lothar, indem ihn einige auf ihre Schultern setzten und trotz seines heftigen Sträubens in der Versammlung umhertrugen.

Lothar regierte von 1125—37. Ein Zeitgenosse rühmt von ihm: „Er war ein tapferer Heerführer, ausgezeichnet im Felde, umsichtig im Rathe, furchtbar den Feinden Gottes und der heiligen Kirche, ein Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, ein Widersacher der Ungerechtigkeit, dessen Rechtschaffenheit in Sicilien wie in Sachsen von Allen anerkannt wurde.“ Doch ist er gegen die Päpste nachgiebiger gewesen, als es mit der Würde des Reiches verträglich war.

Daß Friedrich von Hohenstaufen bei der Königswahl übergangen worden war, hatte für Deutschland lange Zeit hindurch die traurigsten Folgen; denn er unterwarf sich zwar dem neuen Könige, aber er sann auf Rache; wenigstens glaubte dies Lothar, und um ihn unschädlich zu machen, verlangte er die Güter zurück, die Friedrich vom Kaiser Heinrich V. geerbt hatte, auf die er aber kein Recht hätte, weil sie Reichsgüter wären. Und da Friedrich die Zurückgabe verweigerte, so gebrauchte er dies zum Vorwande, ihn noch in demselben Jahre von den übrigen deutschen Fürsten für einen Reichsfeind erklären zu lassen; dadurch entstand ein Krieg, der zwar nur neun Jahre dauerte, aber die Feindschaft, die zwischen

beiden Häusern entbrannt war, hat Jahrhunderte gewährt. Lothar nämlich verheirathete seine einzige Tochter Gertrud, die Erbin reicher Güter, an Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, aus dem italienischen Hause der Welfen oder Guelfen, und belehnte ihn noch dazu mit dem Herzogthume Sachsen, um an ihm eine Stütze gegen Friedrich zu haben. Er hatte diese auch wirklich an ihm; denn Heinrich machte dem Friedrich und dessen Bruder Konrad so viel zu thun, daß beide Hohenstaufen nicht aufkommen konnten. So entwickelte sich also jener Haß zwischen den Welfen und den Waiblingern oder Ghibellinen (so hießen die Hohenstaufen von ihrem Schlosse Waiblingen in Schwaben), und noch unter den folgenden Kaisern wurde in Deutschland und besonders in Italien hartnäckig zwischen ihnen gekämpft. — Nach einem neunjährigen Kriege verzweifelte endlich Friedrich von Hohenstaufen an seinem Glücke und unterwarf sich. Er kam als Büßender, in bloßen Füßen, nach Fulda, ersuchte die Kaiserin Richenza um Fürsprache bei ihrem Gemahle und erhielt Verzeihung, nachdem er sich auf einem Reichstage in Bamberg öffentlich — wie schwer mochte dies dem stolzen Manne werden! — dem Kaiser zu Füßen geworfen hatte. Sechs Monate später that Konrad, sein Bruder, dasselbe und wurde auch zu Gnaden angenommen.

Noch ist von Lothar zu merken, daß unter ihm die Markgrafschaft Brandenburg gestiftet ist. Er verlieh nämlich die Nordmark — so hieß damals die jetzige Altmark — dem Grafen von Ballenstädt, Albrecht dem Bären (1134). Dieser tapfere Fürst erwarb das Havelland (Brandenburg), eroberte die Priegnitz und einige Theile der Mittelmark, wo damals noch Slaven wohnten, und nannte sich „Markgraf von Brandenburg.“ Er war ein Nachkomme der Grafen von Ballenstädt oder Anhalt, eines der ältesten Fürstengeschlechter in Deutschland, welches noch heut im Herzogthume Anhalt regiert. Es hat den Namen von dem alten Schlosse Anhalt, dessen Ruinen bei Harzgerode im Harze zu sehen sind.

Lothar starb, als er eben aus Italien zurückkehrte, auf der Reise in einer elenden Bauernhütte in Tirol, im Ober-Innthal (1137). Er liegt in Königslutter, zwischen Braunschweig und Helmstädt, begraben.

66. Das schwäbische oder hohenstaufische Kaiserhaus: Konrad III., 1137. — Friedrich I., Rothbart, 1152. — Heinrich VI., 1190.

Da Lothar keinen Sohn hinterließ, so machte sich sein Schwiegersohn, Heinrich der Stolze, große Rechnung, gewählt zu werden, und nahm auch gleich die Reichsinsignien in Besitz. Aber sein Stolz hatte die deutschen Fürsten beleidigt; darum verwarfen sie ihn und wählten den erwähnten Konrad von Hohenstaufen, der nun als Kaiser

Konrad III. hieß und von 1137—53 ruhmwürdig regiert hat. Er war ein edler, kräftiger und großherziger Mann. Da die Sachsen und Baiern bei der Wahl nicht zugegen gewesen waren, so benutzte dies der stolze Heinrich, dieselbe für ungültig zu erklären, und er weigerte sich, Konrad als Kaiser anzuerkennen. Dieser erklärte ihn in die Reichsacht und nahm ihm seine beiden Herzogthümer. Sachsen gab er Albrecht dem Bären und Baiern dem Markgrafen Leopold von Oestreich. Zwar wehrte sich Heinrich tapfer, und seine treuen Sachsen jagten wirklich den aufgedrungenen Albrecht aus dem Lande; aber er starb noch während des Kriegs. Er hinterließ einen zehnjährigen Sohn als Erben der väterlichen Ansprüche, aber auch der väterlichen Sorgen; wegen seiner Tapferkeit ist er mit Recht Heinrich der Löwe genannt worden. In Sachsen stritten für ihn die treuen Einwohner, und in Baiern sein Oheim Welf. In diesem Kriege kamen erst die Parteinamen Welfen und Ghibellinen auf; denn die Einen hatten das Feldgeschrei: „Hie Welf!“ die andern: „Hie Gieblingen!“ (Waiblingen). *) Herzog Welf warf sich in das Städtchen Weinsberg in Schwaben. Hierbei ereignete sich der bekannte Vorfall mit den Weibern von Weinsberg. Konrad belagerte das Städtchen, und da die Einwohner sich hartnäckig wehrten, so schwur er endlich, die Stadt, sobald er sie erobert hätte, zu zerstören und die Bürger niederzuhauen. Endlich wurde die Noth so groß, daß sie die Thore zu öffnen versprachen; die Weiber aber baten, frei abziehen und das Liebste, was sie besäßen, mitnehmen zu dürfen. Der Kaiser gewährte es, doch nur so viel, wie sie auf dem Rücken

*) Die Benennung Guelfen und Ghibellinen bezeichnete später in Italien in den Kämpfen zwischen Papst und Kaiser die Anhänger je der päpstlichen und je der kaiserlichen Oberhoheit.

fortzutragen vermöchten. Da öffnete sich das Thor, und siehe da! in langem Zuge zogen die Weiber aus, jede aber trug auf dem Rücken ihren Mann; an der Spitze war die Herzogin mit ihrem Manne Welf auf dem Rücken. Schon wollte der Kaiser in Zorn entbrennen, aber ihn rührte die Liebe der Frauen; er lachte über die noch nie gesehene Reiterei und schenkte allen Einwohnern das Leben. Der Krieg endigte damit, daß Albrecht der Bär Sachsen dem jungen Heinrich dem Löwen wieder herausgeben mußte; *) Baiern aber blieb fürs erste bei Oestreich.

Von Konrads Kreuzzuge (1147), den er mit Ludwig VII. von Frankreich unternahm, ist schon oben die Rede gewesen.

Als nämlich der Kaiser in Frankfurt am Main war, fand sich dort der Abt Bernhard von Clairvaux ein, ein feuriger Mann, der mit derselben Beredtsamkeit wie einst Kukupeter zum zweiten Kreuzzuge aufrief. Er war ein kleines, schwächliches Männchen, abgemagert durch Fasten und Bußübungen, und lebte, der Welt und ihren Freuden abgestorben, in einer ganz einsamen Gegend der Champagne, wo er das Kloster Clairvaux erbaut hatte. Der Drang aber, das Kreuz zu predigen, hatte ihn hinausgetrieben aus dem Kloster, und eben kam er vom französischen Hofe, wo es ihm gelungen war, König Ludwig VII. zu einem Kreuzzuge zu bewegen. Jetzt versuchte er dasselbe bei Kaiser Konrad, der ihm geradezu eine abschlägige Antwort gab. Aber Bernhard war nicht der Mann, der sich abweisen ließ. Er reiste dem Kaiser nach Speier nach und erhielt, als er ihn unter vier Augen ermahnte, die Antwort: „Ich werde mich besinnen.“ Als aber der Kaiser am Weihnachtstage in der Kirche war, erhob Bernhard unerwartet seine Stimme, **) hielt dem Kaiser in einer donnernden Predigt die unzähligen Wohlthaten vor, die Gott ihm erwiesen habe, und schloß mit den Worten: „Wie wirst du einst am Tage des Gerichts sagen können, du habest deine Pflicht erfüllt?“ — Konrad war durch die Rede tief erschüttert; er stand auf und rief: „Ja, ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes; er soll mich nicht undankbar

*) Doch gewann Albrecht der Bär dabei, indem die Mark Brandenburg unabhängig vom Herzogthume Sachsen und ein Reichslehen unter dem Kaiser wurde. Dies ist für die brandenburgisch-preußische Geschichte wichtig, weil nun die Mark Brandenburg der Kern wurde, an den sich die spätern Erwerbungen anschlossen.

**) Die Stelle, auf welcher er gestanden, findet man noch im Mittelschiffe durch vier steinerne Rosen bezeichnet.

finden. Ich bin bereit, ihm zu dienen, wie ich durch dich von ihm aufgefordert werde." Sogleich nahmen viele mit ihm zugleich das Kreuz, unter andern der junge Friedrich von Hohenstaufen, des Einäugigen Sohn. Am Sonntage darauf als Bernhard wieder predigte, war der Zudrang so groß, daß der kleine schwache Mann beinahe erdrückt worden wäre, wenn ihn der Kaiser nicht auf seinen Arm genommen und so zur Kirche hinausgetragen hätte.

Der Zug setzte sich von Regensburg aus in Bewegung. Bis nach Constantinopel kam man glücklich; aber der griechische Kaiser Manuel Comnenus glaubte, man sei nur gekommen, um ihm sein Reich zu nehmen, und darum gab er den Kreuzfahrern Wegweiser mit, die sie in Klein-Asien den Seldschucken gerade in die Hände führen mußten. Die Folge davon war, daß fast alle erschlagen wurden und Konrad kaum mit dem zehnten Theile sich retten konnte. Auf dem Rückwege traf er mit dem Könige Ludwig VII. und dessen Heere zusammen. Konrad erzählte, wie es ihm ergangen sei, und weinend sanken sich die beiden Könige in die Arme. Die Franzosen zogen weiter und hatten in Klein-Asien fast dasselbe Schicksal. Ludwig gelangte nur mit Wenigen nach Acre in Palästina. Indessen hatte sich Konrad in Constantinopel von seiner Erschöpfung etwas erholt und eilte zu Schiffe dem Ludwig nach. Aber auch hier wollte ihnen nichts gelingen, und nachdem sie eine Zeitlang vergebens vor Damaskus gelegen hatten, kehrten beide mißmuthig nach Europa zurück. Als sie nun dem Bernhard vorwarfen, er hätte ihnen ja einen glücklichen Ausgang geweissagt, so antwortete er: „Ja seht, auch die Widerwärtigkeiten kommen von Gott, und die Uebereilungen der Fürsten und die schlechten Sitten der Kreuzfahrer haben den Zorn des Himmels herbeigeführt." Dagegen ließ sich freilich nichts sagen.

Zwar hinterließ Konrad einen Sohn; da dieser aber erst sieben Jahre alt war, so wählten die Deutschen seinen Neffen, den Sohn jenes obenerwähnten Friedrich des Einäugigen von Hohenstaufen.

Friedrich I. Barbarossa oder Rothbart, als den würdigsten (1152—90). Er war ein edelgesinnter, muthvoller kräftiger und frommer Mann, dessen freundliches und doch edles Aussehen schon die Herzen gewann. Nur schade, daß er fast seine ganze Kraft auf die Bezwingung der lombardischen Städte gewendet hat, wobei Deutschland natürlich leiden mußte.

Eine seiner ersten Handlungen war, das welfische Haus mit dem ghibellinischen dadurch zu versöhnen, daß er Heinreich dem

Löwen Baiern zurückgab und ihn dadurch zu dem mächtigsten Fürsten in Deutschland erhob. Der Markgraf von Oestreich wurde für die Herausgabe Baierns dadurch entschädigt, daß Oestreich zu einem Herzogthume erhoben wurde.

Schon im dritten Jahre seiner Regierung (1154) mußte Friedrich einen Zug nach Italien unternehmen. In der Lombardei waren die Städte durch Handel reich geworden; mit dem Reichthume war Uebermuth und Freiheitsliebe so gewachsen, daß viele von ihnen den Kaiser nicht mehr als Herrn anerkennen wollten. Keine war mächtiger und übermüthiger als Mailand; sie wollte über die andern Städe herrschen, selbst aber frei sein, und als der Kaiser ein Abmahnungsschreiben schickte, warf man es vor den Augen des Gesandten auf den Boden und trat es mit Füßen. Da machte sich Friedrich mit einem großen Heere selbst auf, um den Frevel zu züchtigen. Ein Theil der Städte, die eben von Mailand gedrückt worden waren, wandte sich auf des Kaisers Seite, während die andern es mit Mailand und dem Papste hielten, und so entzündete sich in Italien ein Krieg zwischen Ghibellinen und Guelfen auf Leben und Tod. Nachdem Friedrich auf den roncalischen Feldern bei Mailand einen großen Reichstag gehalten und den Italienern den Anblick der kaiserlichen Majestät gegeben hatte, nahm er die Klagen gegen den Uebermuth Mailands an, setzte sich in Pavia die eiserne Krone auf, zerstörte einige ungehorsame Städte und eilte nach Rom, dem von da vertriebenen Papste zu Hülfe. Dieser kam ihm Hülfe bittend entgegen, verleugnete aber dennoch seinen Stolz nicht, ob er gleich in früheren Jahren von Almosen gelebt hatte. Er verlangte, daß der Kaiser bei seinem Anblicke vom Pferde steigen und ihm von seinem Maulthiere herunterhelfen sollte, und da Friedrich das nicht that, so weigerte sich Hadrian IV., ihm den Friedenskuß zu geben. Anfangs war der Kaiser über die Zumuthung aufgebracht; da man ihm aber vorstellte, es sei ja doch eine bloße Ceremonie und Lothar hätte es auch gethan, so rief er endlich: „Nun meinethalben! aber ich werde es ungeschickt machen, da ich noch nie Stallknecht gewesen bin.“ Er hielt ihm auch wirklich anfangs den linken Steigbügel statt des rechten, worüber Hadrian sehr ungehalten war. Dann zog der Kaiser nach Deutschland zurück, um sich zur Züchtigung Mailands besser zu rüsten.

Mit der Anwesenheit Friedrichs in Rom hängt die Hinrichtung eines Mannes zusammen, der es — zu frühe — versucht hatte, die Macht des Papstes und der Geistlichkeit in ihre Grenzen zurück-

zuführen. Ein Geistlicher, Arnold von Brescia, ein Mann voll Geist und Kenntniß, hatte noch zu den Zeiten des Kaisers Konrad III. gelehrt: es sei unerlaubt, daß die Geistlichen Güter besäßen, denn diese zögen sie von ihrer hohen Bestimmung ab; sie sollten sich mit dem Zehnten begnügen. Auch eiferte er gegen ihre Unsittlichkeit und Herrschsucht. Mit Begierde horchte das Volk auf solche mit Begeisterung vorgetragene Lehre; aber desto erbitterter war der Clerus gegen ihn; der Papst ließ ihn auf einer großen Synode in Rom für einen argen Ketzer erklären und that ihn in den Bann. Arnold mußte zwar aus Rom weichen; aber er fand Aufnahme in Zürich und sonst im Auslande, und die von ihm gesäete Aussaat ging nicht verloren. Als der Papst gestorben und ein neuer gewählt war, kehrte Arnold nach Rom zurück und wurde vom Volke freudig empfangen. Er entwarf eine der altrömischen ähnliche Verfassung, und der Papst mußte vor ihm entweichen. So behauptete sich der kühne Mann mehrere Jahre in Rom, bis der kräftige, entschiedene Hadrian IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Dieser schleuderte aufs neue den Bannstrahl gegen Arnold und sprach über die Römer, so lange sie den Ketzer beherbergten, das Interdict aus. So mußte Arnold der Gewalt weichen und aus Rom entfliehen. Er begab sich in das Lager des Kaisers Friedrich; dieser ließ ihn, um dem Papst zu Willen zu sein, greifen, und überlieferte ihn dem päpstlichen Gesandten. Der Papst beeilte sich, den Unglücklichen stumm zu machen. Noch während der Nacht vor dem Einzuge des Kaisers wurde auf einem hochgelegenen Platze (piazza del popolo), vorn wo man drei lange Straßen, die hier zusammenlaufen, übersehen kann, ein Scheiterhaufen aufgerichtet und Arnold vor Tagesanbruch dort festgebunden. Noch lagen die Römer, die er so oft zur Freiheit aufgerufen, in tiefem Schlafe und ahnten nicht die Angst ihres Gesetzgebers. Als sie endlich von dem Tumult erwachten und mit den Waffen zu seiner Rettung herbeistürzten, war es zu spät; denn schon war er von Flammen umgeben und die päpstlichen Soldaten trieben die Bürger zurück.

Nach einigen Jahren (1158—62) erschien Friedrich wieder in Italien, verwüstete die Felder Mailands und zwang die rebellische Stadt durch Hunger zur Unterwerfung. Dies Mal kamen die Mailänder noch gut fort; sie mußten Treue schwören und sollten einen kaiserlichen Palast bauen; sonst geschah ihnen nichts. Aber kaum war Friedrich weiter gezogen, so empörten sie sich wieder und jagten des Kaisers Kanzler mit Hohn aus der Stadt. Eben

so empörte sich auch die benachbarte Stadt Crema. Da entbrannte des Kaisers Zorn; er hob die Hand auf und schwur, sich nicht eher wieder die Krone aufs Haupt zu setzen, bis er die Rebellen gezüchtigt hätte. Nachdem er alle Felder um Mailand grausam verwüstet hatte, belagerte er zuerst Crema. Mit fast beispielloser Hartnäckigkeit und mit Aufbietung aller Kräfte vertheidigten sich die Bürger und duldeten lieber allen Jammer, ehe sie sich dem verhaßten Feinde ergaben. Mit derselben Erbitterung verfuhr Friedrich. Die Cremenser hatten ihm früher 40 Bürger und mehrere ihrer Kinder als Geiseln gegeben. Jetzt ließ er jene hinrichten; die Kinder aber wurden von seinen Soldaten an einen der Belagerungsthürme gebunden, die er, von Holz erbaut und mit Rädern versehen, gegen die Mauern der Stadt vorschieben ließ, indem er hoffte, die Bürger davon abzuhalten, Feuer und Steine gegen den Thurm zu schleudern. Als die Väter von den Wällen aus ihre Kinder erblickten, brachen sie in ein klägliches Jammergeschrei aus; aber das Gefühl fürs Vaterland erstickte die Sorge für die Ihrigen, und einer der Väter rief laut den Kindern zu: „O selig, wer für Vaterland und Freiheit stirbt! Fürchtet den Tod nicht, liebe Kinder, der allein euch zur Freiheit führen kann! Wäret ihr so alt wie wir, so würdet ihr ihm eben so freudig für das Vaterland entgegengehen. Euch Glückliche ereilt er, ehe ihr dem Jammergeschrei eurer um Schonung flehenden Kinder das Ohr verschließen müßt.“ Darauf richteten sie ihre Wurfmaschinen gegen jenen Thurm; neun Kinder wurden durch die Steinblöcke zerschmettert, und erst, als der Thurm zu zerfallen drohte, ließ der Kaiser ihn zurückführen. Nach sieben Monaten ergab sich Crema; die Einwohner erhielten Begnadigung, aber sie mußten ausziehen und ihre Stadt wurde zerstört.

Jetzt kam Mailand an die Reihe; auch dies wehrte sich hartnäckig und ergab sich erst, nachdem zwei Drittheile der Häuser verbrannt waren und der Hunger unter den Einwohnern wüthete. Als die Stadtthore sich öffneten, bewegte sich ein langer Zug heraus nach dem kaiserlichen Lager. Es waren die Consuln und die Bürger; jene und die Vornehmen hatten sich bloße Schwerter auf den Nacken gebunden, die Bürger trugen Stricke um den Hals; alle waren barfuß und barhaupt, warfen sich vor dem Kaiser nieder und riefen: „O Gnade! Gnade!“ Noch erklärte sich der Kaiser nicht und ließ nur ihre Fahnen zerstören; erst nach 25 Tagen ängstlicher Erwartung sprach er das Urtheil: Mailand solle zur

Strafe für wiederholte Rebellion von Grund aus zerstört werden. Die jammernden Einwohner mußten ausziehen; die Bewohner der Mailand feindlichen Städte (Como, Lodi, Pavia und Cremona) erbaten und erhielten die Erlaubniß, das Werk der Zerstörung zu vollbringen, und schon binnen sechs Tagen stand kein Haus mehr.

Als Friedrich (1163) zum dritten Male nach Italien zog, um sich den Italienern im Glanze seiner Kaiserpracht zu zeigen, wurden von allen Seiten Klagen über die Bedrückung seiner Beamten vor ihn gebracht. Auf allen Kreuzwegen sah er die Leute auf den Knieen liegen und um Erbarmen flehen; denn die Beamten forderten ihnen sechs mal mehr Steuern ab als sonst; selbst die gedemüthigten Mailänder warfen sich ihm zu Füßen und baten um mildere Behandlung. Jetzt stand es in Friedrichs Macht, durch ein Wort der Güte die Gemüther der Italiener mit sich zu versöhnen; aber er gab nur ihre Geiseln los und wies sie im Uebrigen an seine Minister. Diese, unwillig über die beim Kaiser geführten Klagen, vermehrten nur noch den Druck. Da war die Geduld der Lombarden zu Ende; sie vergaßen des Jammers Cremas und der Züchtigung Mailands, traten zusammen in einen Bund und schwuren: Gehorsam dem Kaiser in allen billigen Dingen, aber Widerstand gegen jeden Mißbrauch der Gewalt. Der Papst Alexander III., der längst Friedrichs Feind gewesen war, sagte ihnen seinen Beistand zu und bestärkte sie in ihrer Hartnäckigkeit. Auf diesen Krieg war der Kaiser nicht vorbereitet; er ging also nach Deutschland zurück, um ein neues Heer zu sammeln.

Nach drei Jahren (1166) erschien er zum vierten Male in Italien, herrlich gerüstet, und zog geradezu gen Rom, das er im Sturm nahm und von wo er den Papst verjagte. Aber ehe er sich noch gegen die rebellischen Städte der Lombardei wenden konnte, entstand eine solche Seuche in seinem Heere, daß ihm seine Krieger zu Tausenden hinstarben, und zu seinem Aerger hörte er gar, daß die Mailänder bereits dabei wären, ihre zerstörte Stadt wieder aufzubauen. Zwar hielt er in Pavia eine Versammlung der ihm Getreuen, that hier die rebellischen Städte in die Reichsacht und schleuderte, ihnen Rache verkündigend, seinen Handschuh wuthentbrannt in die Versammlung; aber sein Heer war zu sehr zusammengeschmolzen, er mußte eilends nach Deutschland zurückkehren, und nur mit Noth entging er der Gefahr, in Susa ermordet zu werden. Sobald er nämlich in die Stadt eingezogen war, verlangten die Einwohner die Freilassung der aus Italien mitgeführten Geiseln.

Sie schlossen die Thore, um ihn nicht eher fortzulassen, und da er dennoch sich der Forderung weigerte, machten die Bürger die Geiseln mit Gewalt frei und wollten ihn noch während der Nacht überfallen und gefangen nehmen oder gar ermorden. Zu seinem Glück warnte ihn sein Hauswirth; dieser verschaffte ihm schlechte Kleider, in denen der Kaiser entfloh. Statt seiner legte sich ein treuer Ritter, Hartmann von Siebeneichen (in Tirol), der ihm ähnlich sah, ins Bette. Die ins Zimmer eindringenden Bürger fanden ihn, entließen ihn aber ungekränkt.

Indessen verstärkten die Städte der Lombardei ihren großen Lombardenbund, dem Alexander durch seinen Beitritt die Weihe aufdrückte, und die neue Festung, welche sie erbauten, nannten sie nach dem Papste Alessandria.

Erst nach einer siebenjährigen Rüstung konnte der Kaiser (1174) seinen fünften Römerzug unternehmen. Er zog mit einem furchtbaren Heere über die Alpen und hätte die Lombarden wohl bezwungen, wenn sie sich ihm im freien Felde entgegengestellt hätten. Aber sie blieben weislich hinter ihren Mauern und dadurch wurde Friedrich genöthigt, Zeit und Kräfte durch langweilige Belagerung zu zersplittern. Endlich hoffte er, seine Feinde durch einen Hauptschlag zu Boden zu schmettern — da erhielt er die ihn erschütternde Nachricht, daß sein mächtiger Vasall, Heinrich der Löwe, plötzlich aufgebrochen wäre, um, ohne Abschied, nach Deutschland zurückzukehren. Sogleich reiste ihm Friedrich nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er traf ihn am Comersee oder in Chiavenna,*) warf ihm seine Untreue vor und suchte Alles hervor, wodurch er glaubte, seinen Entschluß erschüttern zu können; aber vergebens! Heinrich, obgleich erst 46 Jahre alt, gab vor, er sei für die Kriegsbeschwerden schon zu alt, sei des Krieges satt und habe zu Hause mit der Regierung seiner Länder zu thun. Der eigentliche Grund war aber vielleicht der alte Haß der Welfen gegen die Ghibellinen. „Bedenke," rief Friedrich, „daß ich dir nie etwas verweigert habe, und du könntest jetzt zurücktreten, wo die Ehre der Deutschen, der Ruhm deines Kaisers und der Preis meines ganzen Lebens auf dem Spiele steht?" Da Heinrich auch jetzt noch unbeweglich blieb, sprang der Kaiser auf und warf sich, seiner Hoheit vergessend, vor seinem Vasallen nieder, dessen Kniee flehend umfassend. Aber auch

*) Als Ort dieser Zusammenkunft wird auch Partenkirchen in Südbaiern angegeben.

diesem letzten Sturme widerstand der stolze Löwe. Da trat die Kaiserin Beatrix heran und sprach: „Lieber Herr und Gemahl, stehe auf! Gott wird dir Hülfe leisten, wenn du einst dieses Tages und dieses Hochmuths gedenkest.“ Der Kaiser stand auf, Heinrich aber bestieg sein Roß und ritt nach Deutschlands Grenze hin. Bald mußte der Kaiser fühlen, daß Heinrich und andere mächtige Vasallen ihm fehlten; denn die Lombarden kamen nun aus ihren Festungen heraus, griffen ihn an und schlugen ihn 1176 bei Legnano unweit Mailand so, daß er selbst um Frieden bitten mußte. Papst Alexander war dazu bereit und lud ihn ein, sich in Venedig mit ihm freundlich zu besprechen. Sechs Galeeren hatten den Kaiser und sein Gefolge nach der Stadt (an der Ponte rialto) gebracht; an der Thüre der Marcuskirche erwartete ihn der Papst, in der Mitte der Cardinäle, und jubelnd empfing ihn das Volk, als er den Fuß aufs Land setzte. Als er — gewiß mit bittern Gefühlen — seinen langjährigen Feind erblickte, warf er den kaiserlichen Mantel ab und beugte das Knie vor ihm. Aber der Papst hob ihn auf und gab ihm den Friedenskuß, wobei ihm vor Rührung über die feierliche Zusammenkunft die Thränen in die Augen traten. Nach beendigtem Gottesdienste hielt ihm Friedrich nicht nur den Steigbügel, sondern wollte ihm sogar das Pferd über den Marcusplatz führen; aber Alexander verbot es. Dies geschah 1177, gerade 100 Jahre nach der Zusammenkunft Heinrichs IV. und Gregors VII. in Canossa. Mit den Lombarden wurde zwar nur ein Waffenstillstand geschlossen, der aber nach sechs Jahren in einen Frieden verwandelt wurde. Durch denselben erkannten sie zwar des Kaisers Obergewalt an; dieser räumte ihnen dagegen die so hartnäckig bestrittenen Vorrechte ein. Hätten das beide Theile nicht bald thun und so vieles vergossene Menschenblut ersparen können? — Bei dieser Gelegenheit vertrug er sich auch mit dem Könige von Neapel, Wilhelm dem Guten, der ein Bundesgenosse der Lombarden gewesen war und sich bereden ließ, seine einstige Erbin, die Schwester seines Vaters, die 32jährige Constantia, an Friedrichs ältesten Sohn, den 21jährigen Heinrich zu vermählen. Friedrich erblickte in dieser Verbindung ein großes Glück, weil dadurch Neapel und Sicilien an sein Haus kam; und doch ist dies nachher die Ursache des Unterganges seines Hauses geworden. So frohlockt der kurzsichtige Mensch oft über Ereignisse, die in ihren Folgen zum Unglücke gereichen!

Durch die Versöhnung mit der Kirche beruhigt, aber mit dem

bittern Schmerze, das Ziel seines Lebens, die Behauptung seines Ansehens in Italien, verloren zu haben, kehrte Friedrich nach Deutschland zurück und dachte sogleich an die Bestrafung des treulosen Guelfen. Er beschied ihn vier Mal, vor ihm auf dem Reichstage zu erscheinen, aber Heinrich kam nicht und vertraute seiner großen Macht. Da sprachen der Kaiser und die Fürsten die Reichsacht über ihn aus und entsetzten ihn aller seiner Würden und Lehen. Sachsen wurde an mehrere umwohnende Fürsten vertheilt, Baiern aber dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach dem Aelteren verliehen. Noch immer trotzte der muthige Heinrich, als aber die meisten seiner Vasallen ihn verließen und zum Kaiser übergingen, mußte der stolze Herzog den Widerstand aufgeben. Auf dem Fürstentage in Erfurt erschien der gebändigte Löwe, warf sich dem Kaiser zu Füßen und unterwarf sich ganz seiner Gnade. Friedrich war gerührt, als er den einst so mächtigen Fürsten auf den Knieen liegend erblickte; er hob ihn auf, schloß ihn in seine Arme und die Thränen traten ihm in die Augen. „Dennoch bist du das eigene Werkzeug deines Unglücks," sprach er gerührt; aber einsetzen konnte er ihn nicht wieder; dazu war es zu spät. Heinrich erhielt nur seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg zurück und wurde auf drei Jahre aus Deutschland verbannt. Er begab sich zu seinem Schwiegervater, dem Könige von England, Heinrich II., und ist der Stammvater sowohl des braunschweigischen Hauses als des hannoverschen geworden, welches dann den Thron von England erwarb. Als einst ein Bischof für Heinrich eine Fürbitte einlegte, antwortete ihm der Kaiser recht schön: „Wisse, daß unser Neffe von einem Andern als von uns erniedrigt worden ist; denn der Sturz eines so mächtigen Mannes ist nicht das Werk menschlicher Kraft, sondern kann nur durch Zulassung des allmächtigen Gottes geschehen."

Daß Friedrich Rothbart in seinem hohen Alter einen Kreuzzug zur Wiedereroberung von Jerusalem unternahm, aber nur bis nach Kleinasien kam, wo er 1190 seinen Tod fand, ist schon oben erzählt worden.

Heinrich VI., Friedrichs I. ältester Sohn (1190—97), war schon vor des Vaters Kreuzzug zum Verweser ernannt worden und übernahm die Regierung. Ihn hatte, wie gesagt, Friedrich mit Constantia, der Erbin des damals regierenden Königs von Neapel und Sicilien, Wilhelm II., vermählt, damit er durch diese blühenden Länder die Besitzungen seines so schon mächtigen Hauses

vermehre. Jetzt starb Wilhelm, und Heinrich mußte nun nach Italien gehen, die ihm zugefallenen Länder einzunehmen. Wieder ein Unglück für Deutschland! denn die Neapolitaner wollten den deutschen König nicht, und nun mußten wieder deutsche Heere nach Italien ziehen, um ihr Blut für eine Eroberung zu vergießen, die ihnen keinen Vortheil brachte; auch lag dem Heinrich mehr an den neuen Ländern, als an Deutschland, welches er sich selbst überließ. In Neapel und Sicilien verfuhr er mit unerhörter Grausamkeit. Einen der Unzufriedenen ließ er an den Schweif eines Pferdes binden, durch die Straßen schleifen und dann an den Füßen aufhängen; einen andern, der sich hatte wollen zum Könige ausrufen lassen, befahl er auf einen eisernen glühenden Stuhl zu setzen und ihm eine glühende Krone auf den Kopf zu nageln, und vielen wurden die Augen ausgestochen. Solches Betragen empörte das ganze Land; Alle verabscheuten den Tyrannen und erhoben sich gegen ihn. Ehe er noch den Aufruhr dämpfen konnte, starb er 1197 in Messina; man glaubt an Gift. Dieser Heinrich VI. ist derselbe, dem Herzog Leopold von Oesterreich den gefangenen Richard Löwenherz auslieferte und der ihn, um ein hohes Lösegeld zu erpressen, auf der Burg Trifels in Verwahrung nahm.

67. Philipp von Schwaben, 1197—1208. — Otto IV. von Braunschweig, 1197—1218.

Heinrich VI. hatte ein dreijähriges Söhnchen, Friedrich, hinterlassen. Ihn erkannten zwar die Neapolitaner und Sicilianer als ihren König an, aber alle Deutsche mußten das Land verlassen. In Deutschland tobten die beiden Parteien der Ghibellinen und Guelfen gegeneinander; jede wollte einen Kaiser aus ihrer Mitte gewählt haben, und da sie sich nicht vereinigen konnten, so wählten jene einen Hohenstaufen,

Philipp von Schwaben, einen Bruder Heinrichs VI. (1197—1208); die Welfischgesinnten dagegen erklärten diese Wahl für ungültig und ernannten Otto IV. von Braunschweig, einen Sohn Heinrichs des Löwen, zum deutschen Könige. Das unglückliche Deutschland! War schon bisher wenig auf Ordnung gesehen, so rissen nun die Unordnungen erst recht ein und jeder that, was ihm beliebte. Dazu kam noch der Krieg, den beide

so empörte sich auch die benachbarte Stadt Crema. Da entbrannte des Kaisers Zorn; er hob die Hand auf und schwur, sich nicht eher wieder die Krone aufs Haupt zu setzen, bis er die Rebellen gezüchtigt hätte. Nachdem er alle Felder um Mailand grausam verwüstet hatte, belagerte er zuerst Crema. Mit fast beispielloser Hartnäckigkeit und mit Aufbietung aller Kräfte vertheidigten sich die Bürger und duldeten lieber allen Jammer, ehe sie sich dem verhaßten Feinde ergaben. Mit derselben Erbitterung verfuhr Friedrich. Die Cremenser hatten ihm früher 40 Bürger und mehrere ihrer Kinder als Geiseln gegeben. Jetzt ließ er jene hinrichten; die Kinder aber wurden von seinen Soldaten an einen der Belagerungsthürme gebunden, die er, von Holz erbaut und mit Rädern versehen, gegen die Mauern der Stadt vorschieben ließ, indem er hoffte, die Bürger davon abzuhalten, Feuer und Steine gegen den Thurm zu schleudern. Als die Väter von den Wällen aus ihre Kinder erblickten, brachen sie in ein klägliches Jammergeschrei aus; aber das Gefühl fürs Vaterland erstickte die Sorge für die Ihrigen, und einer der Väter rief laut den Kindern zu: „O selig, wer für Vaterland und Freiheit stirbt! Fürchtet den Tod nicht, liebe Kinder, der allein euch zur Freiheit führen kann! Wäret ihr so alt wie wir, so würdet ihr ihm eben so freudig für das Vaterland entgegengehen. Euch Glückliche ereilt er, ehe ihr dem Jammergeschrei eurer um Schonung flehenden Kinder das Ohr verschließen müßt.“ Darauf richteten sie ihre Wurfmaschinen gegen jenen Thurm; neun Kinder wurden durch die Steinblöcke zerschmettert, und erst, als der Thurm zu zerfallen drohte, ließ der Kaiser ihn zurückführen. Nach sieben Monaten ergab sich Crema; die Einwohner erhielten Begnadigung, aber sie mußten ausziehen und ihre Stadt wurde zerstört.

Jetzt kam Mailand an die Reihe; auch dies wehrte sich hartnäckig und ergab sich erst, nachdem zwei Drittheile der Häuser verbrannt waren und der Hunger unter den Einwohnern wüthete. Als die Stadtthore sich öffneten, bewegte sich ein langer Zug heraus nach dem kaiserlichen Lager. Es waren die Consuln und die Bürger; jene und die Vornehmen hatten sich bloße Schwerter auf den Nacken gebunden, die Bürger trugen Stricke um den Hals; alle waren barfuß und barhaupt, warfen sich vor dem Kaiser nieder und riefen: „O Gnade! Gnade!“ Noch erklärte sich der Kaiser nicht und ließ nur ihre Fahnen zerstören; erst nach 25 Tagen ängstlicher Erwartung sprach er das Urtheil: Mailand solle zur

Strafe für wiederholte Rebellion von Grund aus zerstört werden. Die jammernden Einwohner mußten ausziehen; die Bewohner der Mailand feindlichen Städte (Como, Lodi, Pavia und Cremona) erbaten und erhielten die Erlaubniß, das Werk der Zerstörung zu vollbringen, und schon binnen sechs Tagen stand kein Haus mehr.

Als Friedrich (1163) zum dritten Male nach Italien zog, um sich den Italienern im Glanze seiner Kaiserpracht zu zeigen, wurden von allen Seiten Klagen über die Bedrückung seiner Beamten vor ihn gebracht. Auf allen Kreuzwegen sah er die Leute auf den Knieen liegen und um Erbarmen flehen; denn die Beamten forderten ihnen sechs mal mehr Steuern ab als sonst; selbst die gedemüthigten Mailänder warfen sich ihm zu Füßen und baten um mildere Behandlung. Jetzt stand es in Friedrichs Macht, durch ein Wort der Güte die Gemüther der Italiener mit sich zu versöhnen; aber er gab nur ihre Geiseln los und wies sie im Uebrigen an seine Minister. Diese, unwillig über die beim Kaiser geführten Klagen, vermehrten nur noch den Druck. Da war die Geduld der Lombarden zu Ende; sie vergaßen des Jammers Cremas und der Züchtigung Mailands, traten zusammen in einen Bund und schwuren: Gehorsam dem Kaiser in allen billigen Dingen, aber Widerstand gegen jeden Mißbrauch der Gewalt. Der Papst Alexander III., der längst Friedrichs Feind gewesen war, sagte ihnen seinen Beistand zu und bestärkte sie in ihrer Hartnäckigkeit. Auf diesen Krieg war der Kaiser nicht vorbereitet; er ging also nach Deutschland zurück, um ein neues Heer zu sammeln.

Nach drei Jahren (1166) erschien er zum vierten Male in Italien, herrlich gerüstet, und zog geradezu gen Rom, das er im Sturm nahm und von wo er den Papst verjagte. Aber ehe er sich noch gegen die rebellischen Städte der Lombardei wenden konnte, entstand eine solche Seuche in seinem Heere, daß ihm seine Krieger zu Tausenden hinstarben, und zu seinem Aerger hörte er gar, daß die Mailänder bereits dabei wären, ihre zerstörte Stadt wieder aufzubauen. Zwar hielt er in Pavia eine Versammlung der ihm Getreuen, that hier die rebellischen Städte in die Reichsacht und schleuderte, ihnen Rache verkündigend, seinen Handschuh wuthentbrannt in die Versammlung; aber sein Heer war zu sehr zusammengeschmolzen, er mußte eilends nach Deutschland zurückkehren, und nur mit Noth entging er der Gefahr, in Susa ermordet zu werden. Sobald er nämlich in die Stadt eingezogen war, verlangten die Einwohner die Freilassung der aus Italien mitgeführten Geiseln.

Sie schlossen die Thore, um ihn nicht eher fortzulassen, und da er dennoch sich der Forderung weigerte, machten die Bürger die Geiseln mit Gewalt frei und wollten ihn noch während der Nacht überfallen und gefangen nehmen oder gar ermorden. Zu seinem Glück warnte ihn sein Hauswirth; dieser verschaffte ihm schlechte Kleider, in denen der Kaiser entfloh. Statt seiner legte sich ein treuer Ritter, Hartmann von Siebeneichen (in Tirol), der ihm ähnlich sah, ins Bette. Die ins Zimmer eindringenden Bürger fanden ihn, entließen ihn aber ungekränkt.

Indessen verstärkten die Städte der Lombardei ihren großen Lombardenbund, dem Alexander durch seinen Beitritt die Weihe aufdrückte, und die neue Festung, welche sie erbauten, nannten sie nach dem Papste Alessandria.

Erst nach einer siebenjährigen Rüstung konnte der Kaiser (1174) seinen fünften Römerzug unternehmen. Er zog mit einem furchtbaren Heere über die Alpen und hätte die Lombarden wohl bezwungen, wenn sie sich ihm im freien Felde entgegengestellt hätten. Aber sie blieben weislich hinter ihren Mauern und dadurch wurde Friedrich genöthigt, Zeit und Kräfte durch langweilige Belagerung zu zersplittern. Endlich hoffte er, seine Feinde durch einen Hauptschlag zu Boden zu schmettern — da erhielt er die ihn erschütternde Nachricht, daß sein mächtiger Vasall, Heinrich der Löwe, plötzlich aufgebrochen wäre, um, ohne Abschied, nach Deutschland zurückzukehren. Sogleich reiste ihm Friedrich nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er traf ihn am Comersee oder in Chiavenna,*) warf ihm seine Untreue vor und suchte Alles hervor, wodurch er glaubte, seinen Entschluß erschüttern zu können; aber vergebens! Heinrich, obgleich erst 46 Jahre alt, gab vor, er sei für die Kriegsbeschwerden schon zu alt, sei des Krieges satt und habe zu Hause mit der Regierung seiner Länder zu thun. Der eigentliche Grund war aber vielleicht der alte Haß der Welfen gegen die Ghibellinen. „Bedenke," rief Friedrich, „daß ich dir nie etwas verweigert habe, und du könntest jetzt zurücktreten, wo die Ehre der Deutschen, der Ruhm deines Kaisers und der Preis meines ganzen Lebens auf dem Spiele steht?" Da Heinrich auch jetzt noch unbeweglich blieb, sprang der Kaiser auf und warf sich, seiner Hoheit vergessend, vor seinem Vasallen nieder, dessen Kniee flehend umfassend. Aber auch

*) Als Ort dieser Zusammenkunft wird auch Partenkirchen in Südbaiern angegeben.

diesem letzten Sturme widerstand der stolze Löwe. Da trat die Kaiserin Beatrix heran und sprach: „Lieber Herr und Gemahl, stehe auf! Gott wird dir Hülfe leisten, wenn du einst dieses Tages und dieses Hochmuths gedenkest.“ Der Kaiser stand auf, Heinrich aber bestieg sein Roß und ritt nach Deutschlands Grenze hin. Bald mußte der Kaiser fühlen, daß Heinrich und andere mächtige Vasallen ihm fehlten; denn die Lombarden kamen nun aus ihren Festungen heraus, griffen ihn an und schlugen ihn 1176 bei Legnano unweit Mailand so, daß er selbst um Frieden bitten mußte. Papst Alexander war dazu bereit und lud ihn ein, sich in Venedig mit ihm freundlich zu besprechen. Sechs Galeeren hatten den Kaiser und sein Gefolge nach der Stadt (an der Ponte rialto) gebracht; an der Thüre der Marcuskirche erwartete ihn der Papst, in der Mitte der Cardinäle, und jubelnd empfing ihn das Volk, als er den Fuß aufs Land setzte. Als er — gewiß mit bittern Gefühlen — seinen langjährigen Feind erblickte, warf er den kaiserlichen Mantel ab und beugte das Knie vor ihm. Aber der Papst hob ihn auf und gab ihm den Friedenskuß, wobei ihm vor Rührung über die feierliche Zusammenkunft die Thränen in die Augen traten. Nach beendigtem Gottesdienste hielt ihm Friedrich nicht nur den Steigbügel, sondern wollte ihm sogar das Pferd über den Marcusplatz führen; aber Alexander verbot es. Dies geschah 1177, gerade 100 Jahre nach der Zusammenkunft Heinrichs IV. und Gregors VII. in Canossa. Mit den Lombarden wurde zwar nur ein Waffenstillstand geschlossen, der aber nach sechs Jahren in einen Frieden verwandelt wurde. Durch denselben erkannten sie zwar des Kaisers Obergewalt an; dieser räumte ihnen dagegen die so hartnäckig bestrittenen Vorrechte ein. Hätten das beide Theile nicht bald thun und so vieles vergossene Menschenblut ersparen können? — Bei dieser Gelegenheit vertrug er sich auch mit dem Könige von Neapel, Wilhelm dem Guten, der ein Bundesgenosse der Lombarden gewesen war und sich bereden ließ, seine einstige Erbin, die Schwester seines Vaters, die 32jährige Constantia, an Friedrichs ältesten Sohn, den 21jährigen Heinrich zu vermählen. Friedrich erblickte in dieser Verbindung ein großes Glück, weil dadurch Neapel und Sicilien an sein Haus kam; und doch ist dies nachher die Ursache des Unterganges seines Hauses geworden. So frohlockt der kurzsichtige Mensch oft über Ereignisse, die in ihren Folgen zum Unglücke gereichen!

Durch die Versöhnung mit der Kirche beruhigt, aber mit dem

bittern Schmerze, das Ziel seines Lebens, die Behauptung seines Ansehens in Italien, verloren zu haben, kehrte Friedrich nach Deutschland zurück und dachte sogleich an die Bestrafung des treulosen Guelfen. Er beschied ihn vier Mal, vor ihm auf dem Reichstage zu erscheinen, aber Heinrich kam nicht und vertraute seiner großen Macht. Da sprachen der Kaiser und die Fürsten die Reichsacht über ihn aus und entsetzten ihn aller seiner Würden und Lehen. Sachsen wurde an mehrere umwohnende Fürsten vertheilt, Baiern aber dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach dem Aelteren verliehen. Noch immer trotzte der muthige Heinrich, als aber die meisten seiner Vasallen ihn verließen und zum Kaiser übergingen, mußte der stolze Herzog den Widerstand aufgeben. Auf dem Fürstentage in Erfurt erschien der gebändigte Löwe, warf sich dem Kaiser zu Füßen und unterwarf sich ganz seiner Gnade. Friedrich war gerührt, als er den einst so mächtigen Fürsten auf den Knieen liegend erblickte; er hob ihn auf, schloß ihn in seine Arme und die Thränen traten ihm in die Augen. „Dennoch bist du das eigene Werkzeug deines Unglücks," sprach er gerührt; aber einsetzen konnte er ihn nicht wieder; dazu war es zu spät. Heinrich erhielt nur seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg zurück und wurde auf drei Jahre aus Deutschland verbannt. Er begab sich zu seinem Schwiegervater, dem Könige von England, Heinrich II., und ist der Stammvater sowohl des braunschweigischen Hauses als des hannoverschen geworden, welches dann den Thron von England erwarb. Als einst ein Bischof für Heinrich eine Fürbitte einlegte, antwortete ihm der Kaiser recht schön: „Wisse, daß unser Neffe von einem Andern als von uns erniedrigt worden ist; denn der Sturz eines so mächtigen Mannes ist nicht das Werk menschlicher Kraft, sondern kann nur durch Zulassung des allmächtigen Gottes geschehen."

Daß Friedrich Rothbart in seinem hohen Alter einen Kreuzzug zur Wiedereroberung von Jerusalem unternahm, aber nur bis nach Kleinasien kam, wo er 1190 seinen Tod fand, ist schon oben erzählt worden.

Heinrich VI., Friedrichs I. ältester Sohn (1190—97), war schon vor des Vaters Kreuzzug zum Verweser ernannt worden und übernahm die Regierung. Ihn hatte, wie gesagt, Friedrich mit Constantia, der Erbin des damals regierenden Königs von Neapel und Sicilien, Wilhelm II., vermählt, damit er durch diese blühenden Länder die Besitzungen seines so schon mächtigen Hauses

vermehre. Jetzt starb Wilhelm, und Heinrich mußte nun nach Italien gehen, die ihm zugefallenen Länder einzunehmen. Wieder ein Unglück für Deutschland! denn die Neapolitaner wollten den deutschen König nicht, und nun mußten wieder deutsche Heere nach Italien ziehen, um ihr Blut für eine Eroberung zu vergießen, die ihnen keinen Vortheil brachte; auch lag dem Heinrich mehr an den neuen Ländern, als an Deutschland, welches er sich selbst überließ. In Neapel und Sicilien verfuhr er mit unerhörter Grausamkeit. Einen der Unzufriedenen ließ er an den Schweif eines Pferdes binden, durch die Straßen schleifen und dann an den Füßen aufhängen; einen andern, der sich hatte wollen zum Könige ausrufen lassen, befahl er auf einen eisernen glühenden Stuhl zu setzen und ihm eine glühende Krone auf den Kopf zu nageln, und vielen wurden die Augen ausgestochen. Solches Betragen empörte das ganze Land; Alle verabscheuten den Tyrannen und erhoben sich gegen ihn. Ehe er noch den Aufruhr dämpfen konnte, starb er 1197 in Messina; man glaubt an Gift. Dieser Heinrich VI. ist derselbe, dem Herzog Leopold von Oesterreich den gefangenen Richard Löwenherz auslieferte und der ihn, um ein hohes Lösegeld zu erpressen, auf der Burg Trifels in Verwahrung nahm.

67. Philipp von Schwaben, 1197—1208. — Otto IV. von Braunschweig, 1197—1218.

Heinrich VI. hatte ein dreijähriges Söhnchen, Friedrich, hinterlassen. Ihn erkannten zwar die Neapolitaner und Sicilianer als ihren König an, aber alle Deutsche mußten das Land verlassen. In Deutschland tobten die beiden Parteien der Ghibellinen und Guelfen gegeneinander; jede wollte einen Kaiser aus ihrer Mitte gewählt haben, und da sie sich nicht vereinigen konnten, so wählten jene einen Hohenstaufen,

Philipp von Schwaben, einen Bruder Heinrichs VI. (1197—1208); die Welfischgesinnten dagegen erklärten diese Wahl für ungültig und ernannten Otto IV. von Braunschweig, einen Sohn Heinrichs des Löwen, zum deutschen Könige. Das unglückliche Deutschland! War schon bisher wenig auf Ordnung gesehen, so rissen nun die Unordnungen erst recht ein und jeder that, was ihm beliebte. Dazu kam noch der Krieg, den beide

Könige miteinander führten, und nicht nur Deutschland, sondern auch Italien theilte sich in zwei Parteien. Philipp und Otto bewarben sich um die Gunst des Papstes, damals Innocenz III., eines stolzen, kräftigen und herrschsüchtigen Mannes, welcher das Werk Gregors VII. vollendete. Er legte den Grund zur Unabhängigkeit des Kirchenstaates von der weltlichen Gewalt. Dieser nahm ganz die Miene eines Richters an und schrieb an sie: sie würden doch wohl wissen, daß ihm, dem Papste, allein die Entscheidung, sowie überhaupt die Besetzung des Kaiserthrons zukomme, und wenn die Fürsten sich nicht bald einigen könnten, so würde er den Otto bestätigen. Das that er bald darauf auch wirklich; er nähme ihn, so schrieb er, als König an, mit dem Befehle, daß ihm überall Gehorsam geleistet werde. Aber bald änderte sich die Sache. Philipp war glücklicher im Felde als Otto, der zuletzt fast von allen seinen Freunden verlassen wurde; und als nun Philipp einen recht verbindlichen Brief an Innocenz schrieb, so schenkte ihm dieser seine Gunst, sprach ihn vom Banne los und befahl dem Otto, mit seinem Gegner einen Stillstand zu schließen. Dieser würde von keiner langen Dauer gewesen sein, wäre nicht Philipp unerwartet durch die Hand eines Meuchelmörders getödtet worden. Er hatte nämlich — so wird erzählt — dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach dem Jüngern seine Tochter Kunigunde zur Frau versprochen, aber sein Wort nachher zurückgenommen, weil er es für vortheilhafter hielt, sie dem Könige von Böhmen zu geben. Nun wollte Otto dagegen des Herzogs von Polen und Schlesien, Heinrich des Bärtigen, Tochter heirathen und bat Philipp um ein Empfehlungsschreiben. Wirklich gab ihm dieser auch einen Brief mit. Aber ein kleiner Umstand machte Otto argwöhnisch, ob er auch wohl eine Empfehlung enthielte. Er öffnete ihn unterwegs und fand, daß Philipp ihn als einen boshaften und rohen Menschen geschildert hatte. Das brachte ihn so auf, daß er augenblicklich umkehrte, in den Schloßhof von Bamberg sprengte, wo Philipp damals Hof hielt, die Treppe hinaufstürmte, einem Trabanten im Vorzimmer das Schwert aus der Hand riß und zornglühend in des Königs Zimmer drang, der eben, weil er zur Ader gelassen, auf dem Ruhebette lag. Als Otto ihn nun mit Vorwürfen überhäufte und mit dem Schwerte umherfuhr, rief der König: „Das Schwert hinweg! hier ist nicht der Ort zu solchen Dingen!“ Da antwortete Otto: „Aber wohl ist es Zeit und Ort, deinen Verrath zu bestrafen!“ und hieb den

König in den Nacken, ohne daß es die drei Anwesenden hindern konnten. Der Verwundete sprang auf, sank jedoch nach wenigen Schritten todt zu Boden. Dies geschah 1208. Zwar entkam der Mörder, aber im folgenden Jahre wurde er umgebracht. Philipp war erst 33 Jahre alt.

Nun wurde Otto allgemein als deutscher König anerkannt und auch der Papst wandte ihm wieder seine Gunst zu. Aber die Freundschaft dauerte nicht lange; denn nur dem Kaiser waren die Päpste hold, der sich willig in ihre Forderungen fügte, und das wollte Otto nicht. Der Zwist kam endlich so weit, daß ihn Innocenz gar in den Bann that und die Deutschen von ihrem Unterthaneneide lossprach. Aber wer sollte nun König werden? — Kein Anderer, als der junge nun 18jährige Friedrich, der Sohn Heinrichs VI. Er war bisher in Neapel und Sicilien gewesen und wurde nun vom Papste herbeigerufen und nach Deutschland geschickt. Hier erkannten ihn auch die Fürsten (1212) als ihren König an und nannten ihn

Friedrich II. Er war ein Enkel des großen Friedrich Barbarossa, an den sein blond-röthliches Haar erinnerte, voll Liebe zur Wissenschaft und Sprachen, und besonders ein Freund der Dichtkunst und des Saitenspiels, die er sein ganzes Leben hindurch, im Glück wie im Unglück, übte. Seine Reise von Palermo nach Deutschland war voll Gefahren. Wohl war er ohne Schwierigkeit zur See nach Genua gekommen; aber die dem Hause der Hohenstaufen feindlichen Mailänder lauerten ihm auf, und beinahe wäre er einem Haufen derselben in die Hände gefallen; nur durch die Flucht konnte er sich retten. Eben so fand er in Trient in Tirol den Weg verlegt und mußte nun über die unwegsamen und höchsten Bergjoche klettern, um über Zug nach dem Bodensee zu gelangen. Bald gewann er die Herzen der Deutschen für sich und wurde 1215 gekrönt. Otto führte den kaiserlichen Titel noch bis an seinen Tod, der 1218 erfolgte, aber Niemand fragte mehr nach ihm. Auf Kaiser Friedrich II. kommen wir bald zurück.

68. Die Hansa, 1250. — Friedrich II., 1212—50. — Untergang der Hohenstaufen, 1268. — Sicilianische Vesper, 1282.

Deutschland hatte zwar einen Kaiser, allein die Regierung des Reiches litt an vielfältigen und schweren Gebrechen. Besonders nachtheilig war die Schwächung des kaiserlichen Ansehns. Ein

aufmerksamer Blick auf das bisher Erzählte wird die Haupturſachen leicht finden. Da war der Widerſtand der Päpſte, da waren die verderblichen Züge nach Italien (Römerzüge) und die das Reich zerſtörenden Parteiungen. Die Fürſten, die kleinen wie die großen, welche doch eigentlich im Namen des Reichs ihre Gebiete verwalten und die Gebote des Kaiſers ausführen ſollten, ſtrebten nach Begründung ihrer Familienmacht, nach einer wirklichen Hoheit in ihren Ländern und nach möglichſter Unabhängigkeit von den Kaiſern. Dieſe waren entweder zu ſchwach, um ihren Befehlen Nachdruck zu geben, oder ſie mußten dem oder jenem Fürſten manches nachſehen und einräumen, um ſich ihren Beiſtand gegen andere Fürſten zu ſichern. So widerſpenſtig, wie ſich die Fürſten gegen ihr Reichsoberhaupt bezeigten, ſo ungehorſam waren auch die Edelleute gegen ihre Fürſten. Jeder glaubte ein Recht zu haben, zu rauben und ſich mit Andern herumzuraufen, ſo viel wie er wollte, und ſo entſtand denn eine allgemeine Unordnung. Mit ſeinen Unterthanen verfuhr jeder wie ihm beliebte, und untereinander wurde jede Streitigkeit gleich mit dem Schwerte abgemacht. Ein Pfalzgraf ließ einmal ſeiner jungen Frau, bloß weil er einen Verdacht auf ſie geworfen hatte, von einem ſeiner Knechte den Kopf abſchlagen, ohne daß Jemand nur daran dachte, ihn zur Rechenſchaft zu ziehen. Was noch das Uebel vermehrte, war, daß die Kaiſer im 11. und 12. Jahrhundert mehr in Italien als in Deutſchland zu thun hatten und daher nicht einmal viel Zeit behielten, die Ruheſtörer in Deutſchland zur Ordnung zu bringen. Es iſt ſchon geſagt worden, daß man dieſe Unordnungen, wo jeder ſich nach Maßgabe ſeiner Kräfte ſelbſt Recht verſchaffte, das Fauſtrecht nannte. Die wilden Raubritter lauerten beſonders auf die Kaufmannswagen und Schiffe. Sahen ſie von ihren Burgen herab in der Ferne einen Frachtwagen kommen, ſo ſaßen ſie mit ihren Knechten zu Pferde, legten ſich in einen Hinterhalt und brachen auf die ſorglos einherziehenden Kaufleute los, die dann alle Habe verloren und noch froh ſein mußten, wenn ſie mit dem Leben und geſunden Gliedern davonkamen. Eben ſo ging es den Schiffen, die auf dem Rheine, der Elbe und andern deutſchen Strömen die Waaren von Stadt zu Stadt führten. Da nun alle Klagen darüber bei dem Kaiſer ohne Wirkung blieben, ſo dachten die Kaufleute ſelbſt auf Abhülfe. Hamburg und Lübeck ſchloſſen zuerſt einen Vertrag, gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, und bald trat auch Braunſchweig dazu. Sie nannten das Bündniß Hanſa. (Hanſa hieß

in jeder einzelnen Stadt die Kaufmannsgilde, welcher sämmtliche Großhändler derselben angehörten. In Norddeutschland umfaßte diese Gilde meist alle Leute des bessern Bürgerstandes und so wurde der Name „Hansa" auf die zu Handelsunternehmungen verbündeten Städte überhaupt übertragen.) Wenn nun Wagen von einem dieser Orte zum andern fuhren, so zogen bewaffnete Soldaten mit, welche von der Hansa auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten wurden. Wie wunderten sich nun die Raubritter, wenn sie solche Wagen anfielen und von tüchtigen Soldaten gleich zurückgeschlagen wurden! Die andern Handelsstädte des nördlichen Deutschlands fanden, daß dies eine herrliche Einrichtung sei, und wünschten dazu zu treten. Sie meldeten sich und wurden gern aufgenommen. Auch manche Stadt in Preußen und Liefland trat dazu, so daß der Bund in seinem größten Flore aus 85 blühenden Städten bestand. So viele konnten freilich schon etwas ausrichten. Die Landstraßen wimmelten von ihren Wagen, die Ströme und Meere von ihren Schiffen. Handel und Fabriken blühten schnell wieder auf, weil der Kaufmann seines Eigenthums sicher war. Lübeck wurde die Hauptstadt des ganzen Bundes; hier wurde auch alle drei Jahre eine Bundesversammlung gehalten, wo man über gemeinschaftliche Unternehmungen rathschlagte. Die Geschäfte wurden so groß, daß die Hansa in den Ländern, wohin sie besonders ihre Waaren versendete, vier Haupt-Comptoire gründete: London,*) Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern und Nowgorod in Rußland. Alle Länder hatten gern mit ihr zu thun und beschenkten sie mit Handelsfreiheiten, und so wurde sie immer mächtiger, so daß der Bürgermeister von Lübeck wie ein König zu betrachten war. Aber so wie es wenige Menschen giebt, die großes Glück gut zu ertragen wissen, so ging es auch dieser Handelsgesellschaft. So wie sich ihre Reichthümer mehrten, so wurde sie auch eigennütziger und wollte allen Handel an sich reißen. Da konnten denn Streitigkeiten mit andern Mächten nicht fehlen; aber die Hansa war schon so mächtig, daß sie keinen Krieg scheute, und so sah man das sonderbare Schauspiel, daß eine Gesellschaft von Kaufleuten es mit mächtigen Königen aufnahm. Meist ging sie siegreich aus dem Kriege weg. Norwegen, Dänemark und Schweden mußten ihre starke Hand fühlen. Einmal setzte sie gar einen König von

*) Der Amtspalast in London wurde, der letzte Rest hanseatischer Herrlichkeit, erst 1852 von den Hamburgern verkauft.

Schweden ab und ein ander Mal kündigte ein Bürgermeister von Danzig dem Könige von Dänemark den Krieg an. Erst im 15. Jahrhunderte verfiel sie nach und nach, weil da mehr öffentliche Sicherheit und Ordnung eingeführt wurde und es also unnöthig war, die Frachtwagen und Schiffe von Soldaten begleiten zu lassen. Auch merkten die Landstädte endlich, daß sie keinen Vortheil mehr von der Verbindung hätten, sondern daß die reichen Seestädte ihre Beiträge annähmen, um den Seehandel desto weiter ausdehnen zu können, und daher traten jene nach und nach zurück. Zuletzt blieben nur noch Hamburg, Lübeck und Bremen bei dem Bunde, und so schlief die Verbindung endlich ganz ein.

Ganz zu derselben Zeit, als Lübeck und Hamburg ihre Hansa schlossen (1241), wurde Deutschland durch die Nachricht erschreckt, daß sich ein wildes Volk, den gefürchteten Hunnen ähnlich, an den östlichen Grenzen zeige. Es waren Mongolen oder — wiewohl fälschlich so genannt — Tataren. Dies Volk, das im mittlern Asien weite Steppen bewohnt, hatte (1206—27) einen sehr kriegerischen, aber grausamen König, Temudschin, den man Dschingis-Chan, d. i. den großen Fürsten, nannte. Dieser Mann hatte in der kurzen Zeit seiner Regierung China und andere Länder Asiens erobert und dadurch das große Mongolenreich gestiftet. Dabei war er so grausam, daß er einmal Gefangene in 80 Kesseln sieden ließ, und seine Gelindigkeit rühmte, daß er nach der Eroberung von Samarkand nur 30,000 habe erschlagen und eben so viel in die Sklaverei verkaufen lassen. Nach seinem Tode zogen große Schwärme aus, die Rußland, Polen und Ungarn heimsuchten und sich nun auch nach Deutschland bewegten, um zu rauben und zu plündern. So brachen sie unter Batu, dem Enkel Temudschins, in Schlesien ein, verwüsteten alles und verbreiteten Angst und Schrecken. Nachdem sie über die Oder gesetzt waren, wurde Breslau von ihnen verbrannt, und nun drangen sie weiter vor. Da ging ihnen Heinrich II., Herzog von Schlesien, ein Sohn Heinrich des Bärtigen und der heiligen Hedwig, mit schlesischen Streitern und deutschen Ordensrittern entgegen und traf sie auf der hohen Ebene bei Liegnitz, wo jetzt Kloster Wahlstatt liegt. Es kam 1241 zur Schlacht. Die Deutschen wurden zwar geschlagen und Heinrich war unter den Todten; aber die Mongolen hatten die Tapferkeit der Abendländer kennen gelernt und trugen kein Begehren, weiter zu gehen. Sie füllten viele Säcke mit den abgeschnittenen Nasen und Ohren der Erschlagenen, und wandten sich dann wieder

zurück nach ihren Steppen. Auf der Stelle, wo Heinrich gefallen war, wurde Kloster Wahlstatt erbaut, noch heute ein weit zu sehendes Wahrzeichen für die Bewohner jener weiten Fläche.

Zu dieser Zeit nun regierte in Deutschland, wie schon erwähnt, Kaiser Friedrich II. von 1212—50. Friedrich II. war ein schöner Jüngling, von mehr zartem als kräftigem Körperbau. Sein schönes, blondes Haar, das ihm in Locken die Schultern umwallte, erinnerte an seinen Großvater Friedrich den Rothbart, und das Feuer, das ihm aus den blauen Augen strahlte, an seine italienische Mutter. Er besaß außer der deutschen Kaiserkrone auch noch Neapel und Sicilien, ein paar herrliche Länder, die er vorzugsweise liebte, und in der That sind auch beide seit dieses Friedrichs Tode nie wieder so blühend gewesen und so gut regiert worden. Aber er hatte das Unglück, sich mit dem Papste zu veruneinigen, der ihn in den Bann that, und wir wissen schon aus der Geschichte Heinrichs IV., wie übel es war, wenn man den Papst zum Feinde hatte. Zwar war Friedrich kein Heinrich, aber trotz aller Anstrengungen während der 38 Jahre, die er regierte, hat er endlich unterliegen müssen. Zuerst veruneinigte er sich mit dem Papste wegen eines Kreuzzuges. Friedrich hatte versprochen nach Palästina zu ziehen, schob aber die Sache von einem Jahre zum andern auf, weil er Wichtigeres zu thun habe. Das nahm aber der Papst sehr übel; denn das heilige Grab war immer noch in den Händen der Ungläubigen, weil die bisher dahin geführten Haufen nicht geeignet waren, es mit den tapfern Muhamedanern aufzunehmen. Es waren ja sogar kurz vorher, angeregt durch die Reden eines französischen Hirtenknaben, welcher vorgab, himmlische Erscheinungen zu haben, 7000 Knaben nach dem Morgenlande aufgebrochen und bald darauf gar 30,000 Knaben und Mädchen eben deßhalb zu Schiffe gegangen; aber jene hatten sich schon in Italien zerstreut und diese waren durch einen Sturm nach der afrikanischen Küste geworfen worden, wo die Sarazenen sie theils niederhieben, theils zu Sklaven machten. Wenige kehrten in ihre Heimath zurück. Da nun der Papst Gregor IX., ein mehr als achtzigjähriger, aber schöner, kräftiger Greis von unbezwingbarer Hartnäckigkeit, immer aufs neue auf den Kreuzzug drang, so ging der Kaiser endlich zu Schiffe; doch schon nach drei Tagen stieg er bei Otranto wieder ans Land, weil eine Seuche auf der Flotte eingerissen war. Der Papst war darüber sehr entrüstet, schrie, das sei ein bloßer Vorwand, und that den Kaiser in den Bann. Dieser, um dem Gregor seinen guten

Willen zu zeigen, ging im folgenden Jahre (1228) wieder zu Schiffe, landete glücklich in Palästina und verband sich mit den drei Ritterorden: den Templern, Johannitern und deutschen Rittern, um Jerusalem anzugreifen. Da erschienen plötzlich zwei Franciscaner, die den Befehl Gregors brachten, daß die Ritter sich mit Friedrich nichts zu thun machen möchten, weil dieser im Banne sei und sich dennoch unterstanden habe, ohne des Papstes Erlaubniß einen Kreuzzug zu unternehmen. Nur die deutschen Ritter blieben dem Kaiser treu, dem es endlich gelang, Jerusalem durch ein gütliches Uebereinkommen mit dem Sultan einzunehmen; und nun hatte er die große Freude, das heilige Grab zu besuchen und sich vor dem Altare der darüber erbauten Kirche die Krone des Königreichs Jerusalem aufzusetzen. Als er nach Europa zurückgekehrt war, erfuhr er, daß der Papst indessen in Neapel eingefallen war. Ohne große Mühe jagte er die päpstlichen Soldaten aus dem Lande, und das bewog den Papst, für den Augenblick nachzugeben und den Bann aufzuheben.

Kaum war die Noth überstanden, so traf den Kaiser ein weit härteres Leiden. Er hatte seinen ältesten Sohn, Heinrich, schon als Knaben zum König ernannt und ihm nachmals die Verwaltung Deutschlands übertragen. Der junge Mann war ehrgeizig, und da der Vater noch kraftvoll war, so sah er voraus, daß er wohl erst spät selbstständiger König werden würde. Ueberdies mochte er wenig am Vater hängen; denn er hatte ihn nur selten einmal gesehen und einige Mal schon Verweise von ihm erhalten, wenn er sich herausgenommen, eigenmächtige Befehle zu ertheilen. Auch mochte wohl der Papst Gregor ihn aufgehetzt und ihm seinen Beistand zugesagt haben. Kurz, Heinrich empörte sich gegen den Vater und fand wirklich einigen Anhang. Jetzt aber erschien der Kaiser in Deutschland. Sogleich flogen ihm alle Herzen entgegen; der Sohn sah sich verlassen, und mußte die Gnade des Vaters anflehen. Aber Friedrich mochte an Heinrichs Beispiel denken; er vergab dem schlechten Sohne nicht, sondern schickte ihn in ein festes Schloß im Neapolitanischen, wo er nach sieben Jahren gestorben ist.

Indessen hatten sich, auf Gregors Ermunterung, die Lombarden wieder gegen den Kaiser empört. Dieser zog schnell über die Alpen und schlug die Rebellen in einer entscheidenden Schlacht bei Corte nuova unweit Mailand (1237). Das verworfenste Werkzeug zur Unterdrückung der Lombarden war des Kaisers

Schwiegersohn, der entsetzliche Ezzelino da Romano, Herr von Verona, Padua und Vincenza. Seine Herrschsucht hatte ihn zum blutdürstigen Tiger gegen die gemacht, die ihm zu widerstehen wagten. Allein in Padua ließ er 12,000 Bürger tödten, und da seine Gefängnisse nicht Raum genug hatten, die Verdächtigen aufzunehmen, ließ er neue bauen und überzeugte sich selbst, ob auch kein Sonnenstrahl in diese finstern Gräber fiele. Die nicht getödtet wurden, ließ er, ehe er sie entließ, verstümmeln: ihnen die Nasen abschneiden, oder die Beine abhauen, oder die Augen ausquetschen. Später bekamen die Mailänder den Unhold in ihre Hände. In seiner Wuth riß er den Verband seiner Wunden auf und verschied endlich, indem er sich auf dem Boden seines Kerkers umherwälzte.

Nach der Schlacht bei Corte nuova schickten die Lombarden Gesandte, baten um Frieden und versprachen Unterwerfung. „Ihr sollt ihn haben," sprach Friedrich zweideutig, „wenn ihr euch auf Gnade und Ungnade unterwerft." — „Nimmermehr!" antworteten sie; „es ist besser, daß wir unter unsern Schilden sterben, als am Galgen umkommen oder im Kerker verhungern." Man redete dem Kaiser zu, die Besiegten nicht aufs Aeußerste zu treiben, und das Beispiel seines Großvaters bedenkend, das Wort der Gnade auszusprechen. „Ihr habt ein so schönes Reich," sprach einer seiner Räthe, „Ihr habt Alles, was einen Menschen beglücken kann; um Gotteswillen, warum stürzt Ihr Euch in diese neue Fehde?" — „Ihr habt Recht," antwortete Friedrich, „aber der Ehre wegen kann und will ich nicht zurück." Diese Härte war des Kaisers Unglück; nun traf ihn ein Schlag nach dem andern. Zuvörderst erneuerte der alte Gregor den Bann und gab ihm eine ganze Reihe von Verbrechen schuld, z. B. daß er ein heimlicher Muhamedaner sei, weil er mit dem Sultan (el Kamel), der wirklich ein sehr edler Mann war, in Freundschaft gelebt hätte. Zugleich suchte er ihm überall Feinde zu erwecken und wandte sich mit der Absicht auch an Ludwig den Heiligen, erhielt aber von diesem folgende schöne Antwort: „Wir wissen nicht, mit welchem Rechte du einen so großen Fürsten, der keinen Höhern über sich und nicht einen Gleichen in der Christenheit neben sich hat, unüberführt verdammen und entsetzen kannst. Hätte Friedrich dies verdient, so könnte es nur durch eine Kirchenversammlung geschehen. Den Angaben seiner Feinde, unter denen du der erste bist, kann man nicht trauen. Gegen uns ist der Kaiser immer ein treuer Nachbar gewesen und wir haben nie gesehen, daß er

etwas gegen die Religion gethan hätte. Darum wollen wir unser Blut nicht in einer ungerechten Sache verschwenden." Aber das hinderte den Papst nicht, Alles aufzubieten, um den Kaiser zu verderben, und zuletzt schrieb er eine große Kirchenversammlung nach Rom aus. Doch Friedrich ließ die Geistlichen, die zur See dahin wollten, weil ihnen der Landweg verlegt war, durch die ihm treuen Pisaner auffangen. Als der alte Gregor die Nachricht von diesem Unfalle erfuhr, erschrack der neunzigjährige Greis so, daß ihn der Schlag rührte.

Nach Gregors IX. Tode erwählte man Innocenz IV., der an festem Willen und Herrschsucht ihm nichts nachgab. Zwischen ihm und dem Kaiser kam es endlich förmlich zum Kriege. Friedrich ging mit seinem Heere gerade auf Rom los; der Papst aber entschlüpfte in einer dunkeln Nacht und ging nach Lyon. Hierher berief er so viele Erzbischöfe und Bischöfe wie nur kommen wollten und konnten, und schilderte den Kaiser, der wirklich ein guter Mann war, als ein Ungeheuer der Hölle. Vergebens suchte der kaiserliche Gesandte, Taddeo de Suessa, seinen Herrn zu vertheidigen; aber man war hier nicht zusammen gekommen, den Kaiser zu entschuldigen, sondern zu verdammen, und so wurde über den Abwesenden der Fluch und Bann feierlich ausgesprochen. Es ist merkwürdig, zu hören, wie man dabei verfuhr. „Wir haben," sprach der Papst, mit den Cardinälen und mit dem heiligen Concilium Gericht gehalten über diesen Fürsten, der des Reichs und seiner Königskrone und jedes Ehrenschmucks sich so unwürdig gemacht hat. Das Maß seiner Frevel ist voll; Gott verstößt ihn von seinem Angesichte und nimmt ihm den Königsscepter und die Kaiserkrone. Wer durch Pflichteid an ihn gebunden ist, den entbinden wir auf ewige Zeiten dieses Eides und gebieten ihm streng, ihm nie zu gehorchen. Wer ihm irgend Beistand leistet, verfällt mit ihm in denselben Bann." Bei diesen Worten warfen alle anwesende Geistliche ihre brennenden Kerzen, zum Zeichen der Verwünschung, auf den Boden; der treue Taddeo aber rief, indem er sich heftig an die Brust schlug: „Wehe, wehe! dies ist ein Tag des Zorns und des Jammers!" und so verließ er schnell den Saal. Friedrich aber, als er Kunde erhielt von der Aechtung und Entsetzung, warf unwillige Blicke auf die ihn umgebende Menge. „So hat mich denn," sprach er, „dieser Papst verworfen; er hat mich meiner Krone beraubt! Geht und bringt mir meine Reichskleinodien!" — Dann ließ er die Schachtel, in welcher sie lagen, öffnen, nahm

eine seiner Kronen heraus, setzte sie auf sein Haupt und rief, mit drohendem Blicke sich emporhebend: „Nein! noch ist sie nicht verloren, meine Krone! Weder der Papst noch das Concilium haben sie mir geraubt, und ehe ich sie hingebe, müssen noch Ströme von Blut fließen!“ — Diesen kräftigen Mannessinn zeigte auch Friedrich wirklich. Zwar ruhte der Papst nicht eher, bis er einen Gegenkaiser in Deutschland aufgestellt hatte. Heinrich Raspe (1246 bis 47) hieß er und war Landgraf von Thüringen, ein redlicher Mann, aber nicht dazu gemacht, sich gegen einen so thätigen Mann, wie Friedrich war, zu behaupten. Die meisten deutschen Städte blieben dem rechtmäßigen Kaiser getreu; nur die Bischöfe schlugen sich auf Heinrichs Seite — darum wurde er Pfaffenkönig genannt — und schon nach neun Monaten starb er auf seinem Schlosse Wartburg bei Eisenach. Das war freilich für Friedrich einiger Trost; aber es häuften sich jetzt Schlag auf Schlag so viele Unglücksfälle, daß sein königlicher Sinn zuletzt ganz niedergebeugt wurde. Seine Feinde wählten an Raspe's Stelle einen neuen Gegenkaiser, Wilhelm von Holland, einen unbedeutenden Mann, der sich aber doch von 1247—56 behauptet hat. Aber am meisten schmerzte den Kaiser die entdeckte Untreue seines treuesten Freundes und Rathgebers, Peter de Vineis, auf dessen Treue er Schlösser gebaut hätte. Dieser Mann war von ganz armen Aeltern geboren, so arm, daß er sich auf der hohen Schule durch Almosen das Leben erhalten mußte. Durch Zufall lernte ihn der Kaiser kennen, entdeckte seine außerordentlichen Talente und behielt ihn bei sich. Von nun an war Peter in allen Dingen des Kaisers wichtigster Rathgeber; zu den bedeutendsten Gesandtschaften wurde er gebraucht, und in des Freundes Schooß schüttete Friedrich alle Kümmernisse aus, die sein Herz so oft beunruhigten. Dennoch war es der Verführung des Papstes gelungen, dieses Mannes Herz dem Kaiser zu entfremden und so zu umstricken, daß er versprach, seinen Herrn zu vergiften. Schon auf der Versammlung in Lyon, wohin ihn Friedrich mit Taddeo von Suessa geschickt, hatte er zu Aller Erstaunen geschwiegen und sich seines Herrn nicht angenommen. Jetzt lag Friedrich, von Kummer beladen, auf dem Krankenlager. Da traten Peter de Vineis und der gleichfalls bestochene Arzt herein, und dieser reichte dem Kaiser einen Gifttrank. Friedrich war entweder schon gewarnt, oder die verlegene Miene des Arztes machte ihn aufmerksam. „Ich will nicht glauben,“ sagte er, als er die Schale an die Lippe setzte, „daß ihr mir Gift geben wollt!“

Peter stellte sich, um seine Verwirrung zu verbergen, aufgebracht über den Verdacht; der Kaiser aber wurde nur um so aufmerksamer und befahl mit drohendem Blicke dem Arzte, augenblicklich die Hälfte der Schale zu lehren. Dieser wurde bleich, nahm die Schale, ließ sie aber, als wenn er stolperte, hinfallen. Sogleich mußte der Rest des vergossenen Trankes gesammelt und einem Missethäter zum Trinken gegeben werden, und siehe da! dieser starb davon auf der Stelle. Friedrich verurtheilte den Arzt zum Blutgerüste, den schändlichen Peter aber, beide Augen zu verlieren; eine gräßliche, aber damals nicht ungewöhnliche Strafe. Doch kam es nicht dazu; denn Peter, von seinem bösen Gewissen geängstigt, rannte im Gefängnisse mit dem Kopfe gegen die Wand, zerschlug sich den Schädel und starb auf der Stelle. Wie schwer dem Kaiser es wurde, seinen Freund untreu zu finden, erkennt man aus den Worten, die man mehrmals, ehe er das Urtheil über ihn aussprach, von ihm ausrufen hörte: „Wehe! wehe mir! welch einen Mann muß ich bestrafen!" — So niedergebeugt, sehnte er sich herzlich nach Ruhe und Frieden, den er zu schmecken noch nie das Glück gehabt hatte. Er bat den heiligen Ludwig, ihn doch mit dem Papste auszusöhnen, und Ludwig unterließ auch nicht, das Seinige zu thun. Er erinnerte den Papst, man müsse ja seinem Feinde siebenzig Mal sieben Mal verzeihen, wenn es nöthig sei; aber alles war bei Innocenz vergebens, der sich freute, zu sehen, wie sein Feind bald zu Boden liegen würde.

Wirklich vereinigte sich Alles, ihm das Leben recht zu verbittern. Sein treuer Taddeo starb ihm. Unter mehreren Söhnen war ihm einer vor allen lieb, wegen seiner zärtlichen Anhänglichkeit an den Vater. Enzio hieß er und war König von Sardinien. Mehrere Jahre schon hatte der treffliche Jüngling für seinen Vater sich mit den italienischen Städten, die es mit dem Papste hielten, herumgeschlagen. Da fiel er in einen Hinterhalt, den ihm die Einwohner von Bologna gelegt hatten, und wurde gefangen fortgeführt. Es war ein recht herzbrechender Anblick, wie der schöne Jüngling, dessen blonde Locken bis auf den Gürtel herabwallten, in der Mitte seiner Feinde nach Bologna gebracht wurde. Hoch ragte er über alle seine Mitgefangenen empor und aus seinen edlen Zügen sprach zugleich Muth und sanfte Trauer über sein Mißgeschick. Wohl war es hart dieses Mißgeschick; denn er wurde zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Wie jammerte der Kaiser, als er davon hörte! Er schrieb sogleich an die Bologneser, machte ihnen lockende Verheißungen, wenn sie den

Gefangenen frei geben würden, und drohte im Gegentheil mit schweren Strafen; allein es war alles umsonst. Es ging zwar dem Enzio in seiner Gefangenschaft nichts ab, aber er mußte das köstliche Gut der Freiheit entbehren, und war und blieb gefangen. Die letzten drei Jahre seines Lebens brachte er in verschärfter Gefangenschaft zu. Nachdem nämlich die Kunde davon zu Enzio gedrungen war, daß, wie sogleich erzählt werden soll, Konradin, der letzte Hohenstaufe, hingerichtet worden sei, ergriff ihn der Gedanke, sich das Hohenstaufische Erbe zu erringen. Ein Plan zur Flucht wurde ersonnen, wobei ein Freund, den er unter den Besuchern seines Gefängnisses sich erworben hatte, ihm behülflich war. In einem leeren Weinfasse sollte er versteckt und vor das Thor getragen werden, wo ein Wagen bereit stand. Aber das Unglück wollte, daß eine seiner blonden Locken durch ein Astloch des Faßbodens zum Vorschein kam. Ein Soldat bemerkte das. „Das muß Enzio sein!“ rief er; „denn keiner kann so schöne Locken haben!“ Man zog ihn nun hervor, führte ihn zurück und hielt ihn von da an in strenger, einsamer Haft. 1272, im 23. Jahre seiner Gefangenschaft, starb König Enzio; erst der Tod brachte ihn in das Land der ewigen Freiheit. Der lebenssatte Kaiser sehnte sich am Abende seines Lebens nach Ruhe und bat den frommen Ludwig noch einmal, ihn mit dem Papste auszusöhnen. Aber Innocenz wollte von keinem Frieden wissen. Da erhob sich Friedrich noch einmal und sammelte ein Heer; doch der Tod ereilte ihn, er starb, von Gram gebeugt, nicht lange nach der Gefangennehmung seines Sohnes (1250), ohne sich mit dem Papste ausgesöhnt zu haben, in einem einsamen Schlosse in Apulien. In Palermo liegt er begraben.

Wie frohlockte Innocenz, als er die Nachricht erhielt! „Es jauchzen die Himmel!“ — so schrieb er an die Geistlichen in Sicilien — „es hüpfe vor Freude die Erde; denn das Ungewitter, welches Gott über eure Häupter drohend heraufführte, hat sich nun in einen sanften Westwind, in einen erquickenden Thau verwandelt.“ — Aber sein Haß hörte darum nicht auf; denn der verstorbene Kaiser hatte Söhne hinterlassen. Auf diese vererbte sich nun die Feindschaft des Papstes; denn die ganze Familie der Hohenstaufen hatte er zu verderben beschlossen. Dies gelang auch leider nur zu gut, wenn auch nicht ihm selbst — denn er starb darüber — doch dem folgenden Papste. Friedrichs ältester Sohn, Konrad IV., der nach nur vierjähriger Regierung im 26. Lebens-

Willen zu zeigen, ging im folgenden Jahre (1228) wieder zu Schiffe, landete glücklich in Palästina und verband sich mit den drei Ritterorden: den Templern, Johannitern und deutschen Rittern, um Jerusalem anzugreifen. Da erschienen plötzlich zwei Franciscaner, die den Befehl Gregors brachten, daß die Ritter sich mit Friedrich nichts zu thun machen möchten, weil dieser im Banne sei und sich dennoch unterstanden habe, ohne des Papstes Erlaubniß einen Kreuzzug zu unternehmen. Nur die deutschen Ritter blieben dem Kaiser treu, dem es endlich gelang, Jerusalem durch ein gütliches Uebereinkommen mit dem Sultan einzunehmen; und nun hatte er die große Freude, das heilige Grab zu besuchen und sich vor dem Altare der darüber erbauten Kirche die Krone des Königreichs Jerusalem aufzusetzen. Als er nach Europa zurückgekehrt war, erfuhr er, daß der Papst indessen in Neapel eingefallen war. Ohne große Mühe jagte er die päpstlichen Soldaten aus dem Lande, und das bewog den Papst, für den Augenblick nachzugeben und den Bann aufzuheben.

Kaum war die Noth überstanden, so traf den Kaiser ein weit härteres Leiden. Er hatte seinen ältesten Sohn, Heinrich, schon als Knaben zum König ernannt und ihm nachmals die Verwaltung Deutschlands übertragen. Der junge Mann war ehrgeizig, und da der Vater noch kraftvoll war, so sah er voraus, daß er wohl erst spät selbstständiger König werden würde. Ueberdies mochte er wenig am Vater hängen; denn er hatte ihn nur selten einmal gesehen und einige Mal schon Verweise von ihm erhalten, wenn er sich herausgenommen, eigenmächtige Befehle zu ertheilen. Auch mochte wohl der Papst Gregor ihn aufgehetzt und ihm seinen Beistand zugesagt haben. Kurz, Heinrich empörte sich gegen den Vater und fand wirklich einigen Anhang. Jetzt aber erschien der Kaiser in Deutschland. Sogleich flogen ihm alle Herzen entgegen; der Sohn sah sich verlassen, und mußte die Gnade des Vaters anflehen. Aber Friedrich mochte an Heinrichs Beispiel denken; er vergab dem schlechten Sohne nicht, sondern schickte ihn in ein festes Schloß im Neapolitanischen, wo er nach sieben Jahren gestorben ist.

Indessen hatten sich, auf Gregors Ermunterung, die Lombarden wieder gegen den Kaiser empört. Dieser zog schnell über die Alpen und schlug die Rebellen in einer entscheidenden Schlacht bei Corte nuova unweit Mailand (1237). Das verworfenste Werkzeug zur Unterdrückung der Lombarden war des Kaisers

Schwiegersohn, der entsetzliche Ezzelino da Romano, Herr von Verona, Padua und Vincenza. Seine Herrschsucht hatte ihn zum blutdürstigen Tiger gegen die gemacht, die ihm zu widerstehen wagten. Allein in Padua ließ er 12,000 Bürger tödten, und da seine Gefängnisse nicht Raum genug hatten, die Verdächtigen aufzunehmen, ließ er neue bauen und überzeugte sich selbst, ob auch kein Sonnenstrahl in diese finstern Gräber fiele. Die nicht getödtet wurden, ließ er, ehe er sie entließ, verstümmeln: ihnen die Nasen abschneiden, oder die Beine abhauen, oder die Augen ausquetschen. Später bekamen die Mailänder den Unhold in ihre Hände. In seiner Wuth riß er den Verband seiner Wunden auf und verschied endlich, indem er sich auf dem Boden seines Kerkers umherwälzte.

Nach der Schlacht bei Corte nuova schickten die Lombarden Gesandte, baten um Frieden und versprachen Unterwerfung. „Ihr sollt ihn haben," sprach Friedrich zweideutig, „wenn ihr euch auf Gnade und Ungnade unterwerft." — „Nimmermehr!" antworteten sie; „es ist besser, daß wir unter unsern Schilden sterben, als am Galgen umkommen oder im Kerker verhungern." Man redete dem Kaiser zu, die Besiegten nicht aufs Aeußerste zu treiben, und das Beispiel seines Großvaters bedenkend, das Wort der Gnade auszusprechen. „Ihr habt ein so schönes Reich," sprach einer seiner Räthe, „Ihr habt Alles, was einen Menschen beglücken kann; um Gotteswillen, warum stürzt Ihr Euch in diese neue Fehde?" — „Ihr habt Recht," antwortete Friedrich, „aber der Ehre wegen kann und will ich nicht zurück." Diese Härte war des Kaisers Unglück; nun traf ihn ein Schlag nach dem andern. Zuvörderst erneuerte der alte Gregor den Bann und gab ihm eine ganze Reihe von Verbrechen schuld, z. B. daß er ein heimlicher Muhamedaner sei, weil er mit dem Sultan (el Kamel), der wirklich ein sehr edler Mann war, in Freundschaft gelebt hätte. Zugleich suchte er ihm überall Feinde zu erwecken und wandte sich mit der Absicht auch an Ludwig den Heiligen, erhielt aber von diesem folgende schöne Antwort: „Wir wissen nicht, mit welchem Rechte du einen so großen Fürsten, der keinen Höhern über sich und nicht einen Gleichen in der Christenheit neben sich hat, unüberführt verdammen und entsetzen kannst. Hätte Friedrich dies verdient, so könnte es nur durch eine Kirchenversammlung geschehen. Den Angaben seiner Feinde, unter denen du der erste bist, kann man nicht trauen. Gegen uns ist der Kaiser immer ein treuer Nachbar gewesen und wir haben nie gesehen, daß er

etwas gegen die Religion gethan hätte. Darum wollen wir unser Blut nicht in einer ungerechten Sache verschwenden." Aber das hinderte den Papst nicht, Alles aufzubieten, um den Kaiser zu verderben, und zuletzt schrieb er eine große Kirchenversammlung nach Rom aus. Doch Friedrich ließ die Geistlichen, die zur See dahin wollten, weil ihnen der Landweg verlegt war, durch die ihm treuen Pisaner auffangen. Als der alte Gregor die Nachricht von diesem Unfalle erfuhr, erschrack der neunzigjährige Greis so, daß ihn der Schlag rührte.

Nach Gregors IX. Tode erwählte man Innocenz IV., der an festem Willen und Herrschsucht ihm nichts nachgab. Zwischen ihm und dem Kaiser kam es endlich förmlich zum Kriege. Friedrich ging mit seinem Heere gerade auf Rom los; der Papst aber entschlüpfte in einer dunkeln Nacht und ging nach Lyon. Hierher berief er so viele Erzbischöfe und Bischöfe wie nur kommen wollten und konnten, und schilderte den Kaiser, der wirklich ein guter Mann war, als ein Ungeheuer der Hölle. Vergebens suchte der kaiserliche Gesandte, Taddeo de Suessa, seinen Herrn zu vertheidigen; aber man war hier nicht zusammen gekommen, den Kaiser zu entschuldigen, sondern zu verdammen, und so wurde über den Abwesenden der Fluch und Bann feierlich ausgesprochen. Es ist merkwürdig, zu hören, wie man dabei verfuhr. „Wir haben," sprach der Papst, mit den Cardinälen und mit dem heiligen Concilium Gericht gehalten über diesen Fürsten, der des Reichs und seiner Königskrone und jedes Ehrenschmucks sich so unwürdig gemacht hat. Das Maß seiner Frevel ist voll; Gott verstößt ihn von seinem Angesichte und nimmt ihm den Königsscepter und die Kaiserkrone. Wer durch Pflichteid an ihn gebunden ist, den entbinden wir auf ewige Zeiten dieses Eides und gebieten ihm streng, ihm nie zu gehorchen. Wer ihm irgend Beistand leistet, verfällt mit ihm in denselben Bann." Bei diesen Worten warfen alle anwesende Geistliche ihre brennenden Kerzen, zum Zeichen der Verwünschung, auf den Boden; der treue Taddeo aber rief, indem er sich heftig an die Brust schlug: „Wehe, wehe! dies ist ein Tag des Zorns und des Jammers!" und so verließ er schnell den Saal. Friedrich aber, als er Kunde erhielt von der Aechtung und Entsetzung, warf unwillige Blicke auf die ihn umgebende Menge. „So hat mich denn," sprach er, „dieser Papst verworfen; er hat mich meiner Krone beraubt! Geht und bringt mir meine Reichskleinodien!" — Dann ließ er die Schachtel, in welcher sie lagen, öffnen, nahm

eine seiner Kronen heraus, setzte sie auf sein Haupt und rief, mit drohendem Blicke sich emporhebend: „Nein! noch ist sie nicht verloren, meine Krone! Weder der Papst noch das Concilium haben sie mir geraubt, und ehe ich sie hingebe, müssen noch Ströme von Blut fließen!“ — Diesen kräftigen Mannessinn zeigte auch Friedrich wirklich. Zwar ruhte der Papst nicht eher, bis er einen Gegenkaiser in Deutschland aufgestellt hatte. Heinrich Raspe (1246 bis 47) hieß er und war Landgraf von Thüringen, ein redlicher Mann, aber nicht dazu gemacht, sich gegen einen so thätigen Mann, wie Friedrich war, zu behaupten. Die meisten deutschen Städte blieben dem rechtmäßigen Kaiser getreu; nur die Bischöfe schlugen sich auf Heinrichs Seite — darum wurde er Pfaffenkönig genannt — und schon nach neun Monaten starb er auf seinem Schlosse Wartburg bei Eisenach. Das war freilich für Friedrich einiger Trost; aber es häuften sich jetzt Schlag auf Schlag so viele Unglücksfälle, daß sein königlicher Sinn zuletzt ganz niedergebeugt wurde. Seine Feinde wählten an Raspe's Stelle einen neuen Gegenkaiser, Wilhelm von Holland, einen unbedeutenden Mann, der sich aber doch von 1247—56 behauptet hat. Aber am meisten schmerzte den Kaiser die entdeckte Untreue seines treuesten Freundes und Rathgebers, Peter de Vineis, auf dessen Treue er Schlösser gebaut hätte. Dieser Mann war von ganz armen Aeltern geboren, so arm, daß er sich auf der hohen Schule durch Almosen das Leben erhalten mußte. Durch Zufall lernte ihn der Kaiser kennen, entdeckte seine außerordentlichen Talente und behielt ihn bei sich. Von nun an war Peter in allen Dingen des Kaisers wichtigster Rathgeber; zu den bedeutendsten Gesandtschaften wurde er gebraucht, und in des Freundes Schooß schüttete Friedrich alle Kümmernisse aus, die sein Herz so oft beunruhigten. Dennoch war es der Verführung des Papstes gelungen, dieses Mannes Herz dem Kaiser zu entfremden und so zu umstricken, daß er versprach, seinen Herrn zu vergiften. Schon auf der Versammlung in Lyon, wohin ihn Friedrich mit Taddeo von Suessa geschickt, hatte er zu Aller Erstaunen geschwiegen und sich seines Herrn nicht angenommen. Jetzt lag Friedrich, von Kummer beladen, auf dem Krankenlager. Da traten Peter de Vineis und der gleichfalls bestochene Arzt herein, und dieser reichte dem Kaiser einen Gifttrank. Friedrich war entweder schon gewarnt, oder die verlegene Miene des Arztes machte ihn aufmerksam. „Ich will nicht glauben,“ sagte er, als er die Schale an die Lippe setzte, „daß ihr mir Gift geben wollt!“

Schweden ab und ein ander Mal kündigte ein Bürgermeister von Danzig dem Könige von Dänemark den Krieg an. Erst im 15. Jahrhunderte verfiel sie nach und nach, weil da mehr öffentliche Sicherheit und Ordnung eingeführt wurde und es also unnöthig war, die Frachtwagen und Schiffe von Soldaten begleiten zu lassen. Auch merkten die Landstädte endlich, daß sie keinen Vortheil mehr von der Verbindung hätten, sondern daß die reichen Seestädte ihre Beiträge annähmen, um den Seehandel desto weiter ausdehnen zu können, und daher traten jene nach und nach zurück. Zuletzt blieben nur noch Hamburg, Lübeck und Bremen bei dem Bunde, und so schlief die Verbindung endlich ganz ein.

Ganz zu derselben Zeit, als Lübeck und Hamburg ihre Hansa schlossen (1241), wurde Deutschland durch die Nachricht erschreckt, daß sich ein wildes Volk, den gefürchteten Hunnen ähnlich, an den östlichen Grenzen zeige. Es waren Mongolen oder — wiewohl fälschlich so genannt — Tataren. Dies Volk, das im mittlern Asien weite Steppen bewohnt, hatte (1206—27) einen sehr kriegerischen, aber grausamen König, Temudschin, den man Dschingis-Chan, d. i. den großen Fürsten, nannte. Dieser Mann hatte in der kurzen Zeit seiner Regierung China und andere Länder Asiens erobert und dadurch das große Mongolenreich gestiftet. Dabei war er so grausam, daß er einmal Gefangene in 80 Kesseln sieden ließ, und seine Gelindigkeit rühmte, daß er nach der Eroberung von Samarkand nur 30,000 habe erschlagen und eben so viel in die Sklaverei verkaufen lassen. Nach seinem Tode zogen große Schwärme aus, die Rußland, Polen und Ungarn heimsuchten und sich nun auch nach Deutschland bewegten, um zu rauben und zu plündern. So brachen sie unter Batu, dem Enkel Temudschins, in Schlesien ein, verwüsteten alles und verbreiteten Angst und Schrecken. Nachdem sie über die Oder gesetzt waren, wurde Breslau von ihnen verbrannt, und nun drangen sie weiter vor. Da ging ihnen Heinrich II., Herzog von Schlesien, ein Sohn Heinrich des Bärtigen und der heiligen Hedwig, mit schlesischen Streitern und deutschen Ordensrittern entgegen und traf sie auf der hohen Ebene bei Liegnitz, wo jetzt Kloster Wahlstatt liegt. Es kam 1241 zur Schlacht. Die Deutschen wurden zwar geschlagen und Heinrich war unter den Todten; aber die Mongolen hatten die Tapferkeit der Abendländer kennen gelernt und trugen kein Begehren, weiter zu gehen. Sie füllten viele Säcke mit den abgeschnittenen Nasen und Ohren der Erschlagenen, und wandten sich dann wieder

zurück nach ihren Steppen. Auf der Stelle, wo Heinrich gefallen war, wurde Kloster Wahlstatt erbaut, noch heute ein weit zu sehendes Wahrzeichen für die Bewohner jener weiten Fläche.

Zu dieser Zeit nun regierte in Deutschland, wie schon erwähnt, Kaiser Friedrich II. von 1212—50. Friedrich II. war ein schöner Jüngling, von mehr zartem als kräftigem Körperbau. Sein schönes, blondes Haar, das ihm in Locken die Schultern umwallte, erinnerte an seinen Großvater Friedrich den Rothbart, und das Feuer, das ihm aus den blauen Augen strahlte, an seine italienische Mutter. Er besaß außer der deutschen Kaiserkrone auch noch Neapel und Sicilien, ein paar herrliche Länder, die er vorzugsweise liebte, und in der That sind auch beide seit dieses Friedrichs Tode nie wieder so blühend gewesen und so gut regiert worden. Aber er hatte das Unglück, sich mit dem Papste zu veruneinigen, der ihn in den Bann that, und wir wissen schon aus der Geschichte Heinrichs IV., wie übel es war, wenn man den Papst zum Feinde hatte. Zwar war Friedrich kein Heinrich, aber trotz aller Anstrengungen während der 38 Jahre, die er regierte, hat er endlich unterliegen müssen. Zuerst veruneinigte er sich mit dem Papste wegen eines Kreuzzuges. Friedrich hatte versprochen nach Palästina zu ziehen, schob aber die Sache von einem Jahre zum andern auf, weil er Wichtigeres zu thun habe. Das nahm aber der Papst sehr übel; denn das heilige Grab war immer noch in den Händen der Ungläubigen, weil die bisher dahin geführten Haufen nicht geeignet waren, es mit den tapfern Muhamedanern aufzunehmen. Es waren ja sogar kurz vorher, angeregt durch die Reden eines französischen Hirtenknaben, welcher vorgab, himmlische Erscheinungen zu haben, 7000 Knaben nach dem Morgenlande aufgebrochen und bald darauf gar 30,000 Knaben und Mädchen eben deßhalb zu Schiffe gegangen; aber jene hatten sich schon in Italien zerstreut und diese waren durch einen Sturm nach der afrikanischen Küste geworfen worden, wo die Sarazenen sie theils niederhieben, theils zu Sklaven machten. Wenige kehrten in ihre Heimath zurück. Da nun der Papst Gregor IX., ein mehr als achtzigjähriger, aber schöner, kräftiger Greis von unbezwingbarer Hartnäckigkeit, immer aufs neue auf den Kreuzzug drang, so ging der Kaiser endlich zu Schiffe; doch schon nach drei Tagen stieg er bei Otranto wieder ans Land, weil eine Seuche auf der Flotte eingerissen war. Der Papst war darüber sehr entrüstet, schrie, das sei ein bloßer Vorwand, und that den Kaiser in den Bann. Dieser, um dem Gregor seinen guten

Willen zu zeigen, ging im folgenden Jahre (1228) wieder zu Schiffe, landete glücklich in Palästina und verband sich mit den drei Ritterorden: den Templern, Johannitern und deutschen Rittern, um Jerusalem anzugreifen. Da erschienen plötzlich zwei Franciscaner, die den Befehl Gregors brachten, daß die Ritter sich mit Friedrich nichts zu thun machen möchten, weil dieser im Banne sei und sich dennoch unterstanden habe, ohne des Papstes Erlaubniß einen Kreuzzug zu unternehmen. Nur die deutschen Ritter blieben dem Kaiser treu, dem es endlich gelang, Jerusalem durch ein gütliches Uebereinkommen mit dem Sultan einzunehmen; und nun hatte er die große Freude, das heilige Grab zu besuchen und sich vor dem Altare der darüber erbauten Kirche die Krone des Königreichs Jerusalem aufzusetzen. Als er nach Europa zurückgekehrt war, erfuhr er, daß der Papst indessen in Neapel eingefallen war. Ohne große Mühe jagte er die päpstlichen Soldaten aus dem Lande, und das bewog den Papst, für den Augenblick nachzugeben und den Bann aufzuheben.

Kaum war die Noth überstanden, so traf den Kaiser ein weit härteres Leiden. Er hatte seinen ältesten Sohn, Heinrich, schon als Knaben zum König ernannt und ihm nachmals die Verwaltung Deutschlands übertragen. Der junge Mann war ehrgeizig, und da der Vater noch kraftvoll war, so sah er voraus, daß er wohl erst spät selbstständiger König werden würde. Ueberdies mochte er wenig am Vater hängen; denn er hatte ihn nur selten einmal gesehen und einige Mal schon Verweise von ihm erhalten, wenn er sich herausgenommen, eigenmächtige Befehle zu ertheilen. Auch mochte wohl der Papst Gregor ihn aufgehetzt und ihm seinen Beistand zugesagt haben. Kurz, Heinrich empörte sich gegen den Vater und fand wirklich einigen Anhang. Jetzt aber erschien der Kaiser in Deutschland. Sogleich flogen ihm alle Herzen entgegen; der Sohn sah sich verlassen, und mußte die Gnade des Vaters anflehen. Aber Friedrich mochte an Heinrichs Beispiel denken; er vergab dem schlechten Sohne nicht, sondern schickte ihn in ein festes Schloß im Neapolitanischen, wo er nach sieben Jahren gestorben ist.

Indessen hatten sich, auf Gregors Ermunterung, die Lombarden wieder gegen den Kaiser empört. Dieser zog schnell über die Alpen und schlug die Rebellen in einer entscheidenden Schlacht bei Corte nuova unweit Mailand (1237). Das verworfenste Werkzeug zur Unterdrückung der Lombarden war des Kaisers

Schwiegersohn, der entsetzliche Ezzelino da Romano, Herr von Verona, Padua und Vincenza. Seine Herrschsucht hatte ihn zum blutdürstigen Tiger gegen die gemacht, die ihm zu widerstehen wagten. Allein in Padua ließ er 12,000 Bürger tödten, und da seine Gefängnisse nicht Raum genug hatten, die Verdächtigen aufzunehmen, ließ er neue bauen und überzeugte sich selbst, ob auch kein Sonnenstrahl in diese finstern Gräber fiele. Die nicht getödtet wurden, ließ er, ehe er sie entließ, verstümmeln: ihnen die Nasen abschneiden, oder die Beine abhauen, oder die Augen ausquetschen. Später bekamen die Mailänder den Unhold in ihre Hände. In seiner Wuth riß er den Verband seiner Wunden auf und verschied endlich, indem er sich auf dem Boden seines Kerkers umherwälzte.

Nach der Schlacht bei Corte nuova schickten die Lombarden Gesandte, baten um Frieden und versprachen Unterwerfung. „Ihr sollt ihn haben," sprach Friedrich zweideutig, „wenn ihr euch auf Gnade und Ungnade unterwerft." — „Nimmermehr!" antworteten sie; „es ist besser, daß wir unter unsern Schilden sterben, als am Galgen umkommen oder im Kerker verhungern." Man redete dem Kaiser zu, die Besiegten nicht aufs Aeußerste zu treiben, und das Beispiel seines Großvaters bedenkend, das Wort der Gnade auszusprechen. „Ihr habt ein so schönes Reich," sprach einer seiner Räthe, „Ihr habt Alles, was einen Menschen beglücken kann; um Gotteswillen, warum stürzt Ihr Euch in diese neue Fehde?" — „Ihr habt Recht," antwortete Friedrich, „aber der Ehre wegen kann und will ich nicht zurück." Diese Härte war des Kaisers Unglück; nun traf ihn ein Schlag nach dem andern. Zuvörderst erneuerte der alte Gregor den Bann und gab ihm eine ganze Reihe von Verbrechen schuld, z. B. daß er ein heimlicher Muhamedaner sei, weil er mit dem Sultan (el Kamel), der wirklich ein sehr edler Mann war, in Freundschaft gelebt hätte. Zugleich suchte er ihm überall Feinde zu erwecken und wandte sich mit der Absicht auch an Ludwig den Heiligen, erhielt aber von diesem folgende schöne Antwort: „Wir wissen nicht, mit welchem Rechte du einen so großen Fürsten, der keinen Höhern über sich und nicht einen Gleichen in der Christenheit neben sich hat, unüberführt verdammen und entsetzen kannst. Hätte Friedrich dies verdient, so könnte es nur durch eine Kirchenversammlung geschehen. Den Angaben seiner Feinde, unter denen du der erste bist, kann man nicht trauen. Gegen uns ist der Kaiser immer ein treuer Nachbar gewesen und wir haben nie gesehen, daß er

etwas gegen die Religion gethan hätte. Darum wollen wir unser Blut nicht in einer ungerechten Sache verschwenden." Aber das hinderte den Papst nicht, Alles aufzubieten, um den Kaiser zu verderben, und zuletzt schrieb er eine große Kirchenversammlung nach Rom aus. Doch Friedrich ließ die Geistlichen, die zur See dahin wollten, weil ihnen der Landweg verlegt war, durch die ihm treuen Pisaner auffangen. Als der alte Gregor die Nachricht von diesem Unfalle erfuhr, erschrack der neunzigjährige Greis so, daß ihn der Schlag rührte.

Nach Gregors IX. Tode erwählte man Innocenz IV., der an festem Willen und Herrschsucht ihm nichts nachgab. Zwischen ihm und dem Kaiser kam es endlich förmlich zum Kriege. Friedrich ging mit seinem Heere gerade auf Rom los; der Papst aber entschlüpfte in einer dunkeln Nacht und ging nach Lyon. Hierher berief er so viele Erzbischöfe und Bischöfe wie nur kommen wollten und konnten, und schilderte den Kaiser, der wirklich ein guter Mann war, als ein Ungeheuer der Hölle. Vergebens suchte der kaiserliche Gesandte, Taddeo de Suessa, seinen Herrn zu vertheidigen; aber man war hier nicht zusammen gekommen, den Kaiser zu entschuldigen, sondern zu verdammen, und so wurde über den Abwesenden der Fluch und Bann feierlich ausgesprochen. Es ist merkwürdig, zu hören, wie man dabei verfuhr. „Wir haben," sprach der Papst, mit den Cardinälen und mit dem heiligen Concilium Gericht gehalten über diesen Fürsten, der des Reichs und seiner Königskrone und jedes Ehrenschmucks sich so unwürdig gemacht hat. Das Maß seiner Frevel ist voll; Gott verstößt ihn von seinem Angesichte und nimmt ihm den Königsscepter und die Kaiserkrone. Wer durch Pflichteid an ihn gebunden ist, den entbinden wir auf ewige Zeiten dieses Eides und gebieten ihm streng, ihm nie zu gehorchen. Wer ihm irgend Beistand leistet, verfällt mit ihm in denselben Bann." Bei diesen Worten warfen alle anwesende Geistliche ihre brennenden Kerzen, zum Zeichen der Verwünschung, auf den Boden; der treue Taddeo aber rief, indem er sich heftig an die Brust schlug: „Wehe, wehe! dies ist ein Tag des Zorns und des Jammers!" und so verließ er schnell den Saal. Friedrich aber, als er Kunde erhielt von der Aechtung und Entsetzung, warf unwillige Blicke auf die ihn umgebende Menge. „So hat mich denn," sprach er, „dieser Papst verworfen; er hat mich meiner Krone beraubt! Geht und bringt mir meine Reichskleinodien!" — Dann ließ er die Schachtel, in welcher sie lagen, öffnen, nahm

eine seiner Kronen heraus, setzte sie auf sein Haupt und rief, mit drohendem Blicke sich emporhebend: „Nein! noch ist sie nicht verloren, meine Krone! Weder der Papst noch das Concilium haben sie mir geraubt, und ehe ich sie hingebe, müssen noch Ströme von Blut fließen!“ — Diesen kräftigen Mannessinn zeigte auch Friedrich wirklich. Zwar ruhte der Papst nicht eher, bis er einen Gegenkaiser in Deutschland aufgestellt hatte. Heinrich Raspe (1246 bis 47) hieß er und war Landgraf von Thüringen, ein redlicher Mann, aber nicht dazu gemacht, sich gegen einen so thätigen Mann, wie Friedrich war, zu behaupten. Die meisten deutschen Städte blieben dem rechtmäßigen Kaiser getreu; nur die Bischöfe schlugen sich auf Heinrichs Seite — darum wurde er Pfaffenkönig genannt — und schon nach neun Monaten starb er auf seinem Schlosse Wartburg bei Eisenach. Das war freilich für Friedrich einiger Trost; aber es häuften sich jetzt Schlag auf Schlag so viele Unglücksfälle, daß sein königlicher Sinn zuletzt ganz niedergebeugt wurde. Seine Feinde wählten an Raspe's Stelle einen neuen Gegenkaiser, Wilhelm von Holland, einen unbedeutenden Mann, der sich aber doch von 1247—56 behauptet hat. Aber am meisten schmerzte den Kaiser die entdeckte Untreue seines treuesten Freundes und Rathgebers, Peter de Vineis, auf dessen Treue er Schlösser gebaut hätte. Dieser Mann war von ganz armen Aeltern geboren, so arm, daß er sich auf der hohen Schule durch Almosen das Leben erhalten mußte. Durch Zufall lernte ihn der Kaiser kennen, entdeckte seine außerordentlichen Talente und behielt ihn bei sich. Von nun an war Peter in allen Dingen des Kaisers wichtigster Rathgeber; zu den bedeutendsten Gesandtschaften wurde er gebraucht, und in des Freundes Schooß schüttete Friedrich alle Kümmernisse aus, die sein Herz so oft beunruhigten. Dennoch war es der Verführung des Papstes gelungen, dieses Mannes Herz dem Kaiser zu entfremden und so zu umstricken, daß er versprach, seinen Herrn zu vergiften. Schon auf der Versammlung in Lyon, wohin ihn Friedrich mit Taddeo von Suessa geschickt, hatte er zu Aller Erstaunen geschwiegen und sich seines Herrn nicht angenommen. Jetzt lag Friedrich, von Kummer beladen, auf dem Krankenlager. Da traten Peter de Vineis und der gleichfalls bestochene Arzt herein, und dieser reichte dem Kaiser einen Gifttrank. Friedrich war entweder schon gewarnt, oder die verlegene Miene des Arztes machte ihn aufmerksam. „Ich will nicht glauben,“ sagte er, als er die Schale an die Lippe setzte, „daß ihr mir Gift geben wollt!“

Peter stellte sich, um seine Verwirrung zu verbergen, aufgebracht über den Verdacht; der Kaiser aber wurde nur um so aufmerksamer und befahl mit drohendem Blicke dem Arzte, augenblicklich die Hälfte der Schale zu lehren. Dieser wurde bleich, nahm die Schale, ließ sie aber, als wenn er stolperte, hinfallen. Sogleich mußte der Rest des vergossenen Trankes gesammelt und einem Missethäter zum Trinken gegeben werden, und siehe da! dieser starb davon auf der Stelle. Friedrich verurtheilte den Arzt zum Blutgerüste, den schändlichen Peter aber, beide Augen zu verlieren; eine gräßliche, aber damals nicht ungewöhnliche Strafe. Doch kam es nicht dazu; denn Peter, von seinem bösen Gewissen geängstigt, rannte im Gefängnisse mit dem Kopfe gegen die Wand, zerschlug sich den Schädel und starb auf der Stelle. Wie schwer dem Kaiser es wurde, seinen Freund untreu zu finden, erkennt man aus den Worten, die man mehrmals, ehe er das Urtheil über ihn aussprach, von ihm ausrufen hörte: „Wehe! wehe mir! welch einen Mann muß ich bestrafen!" — So niedergebeugt, sehnte er sich herzlich nach Ruhe und Frieden, den er zu schmecken noch nie das Glück gehabt hatte. Er bat den heiligen Ludwig, ihn doch mit dem Papste auszusöhnen, und Ludwig unterließ auch nicht, das Seinige zu thun. Er erinnerte den Papst, man müsse ja seinem Feinde siebenzig Mal sieben Mal verzeihen, wenn es nöthig sei; aber alles war bei Innocenz vergebens, der sich freute, zu sehen, wie sein Feind bald zu Boden liegen würde.

Wirklich vereinigte sich Alles, ihm das Leben recht zu verbittern. Sein treuer Taddeo starb ihm. Unter mehreren Söhnen war ihm einer vor allen lieb, wegen seiner zärtlichen Anhänglichkeit an den Vater. Enzio hieß er und war König von Sardinien. Mehrere Jahre schon hatte der treffliche Jüngling für seinen Vater sich mit den italienischen Städten, die es mit dem Papste hielten, herumgeschlagen. Da fiel er in einen Hinterhalt, den ihm die Einwohner von Bologna gelegt hatten, und wurde gefangen fortgeführt. Es war ein recht herzbrechender Anblick, wie der schöne Jüngling, dessen blonde Locken bis auf den Gürtel herabwallten, in der Mitte seiner Feinde nach Bologna gebracht wurde. Hoch ragte er über alle seine Mitgefangenen empor und aus seinen edlen Zügen sprach zugleich Muth und sanfte Trauer über sein Mißgeschick. Wohl war es hart dieses Mißgeschick; denn er wurde zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Wie jammerte der Kaiser, als er davon hörte! Er schrieb sogleich an die Bologneser, machte ihnen lockende Verheißungen, wenn sie den

Gefangenen frei geben würden, und drohte im Gegentheil mit schweren Strafen; allein es war alles umsonst. Es ging zwar dem Enzio in seiner Gefangenschaft nichts ab, aber er mußte das köstliche Gut der Freiheit entbehren, und war und blieb gefangen. Die letzten drei Jahre seines Lebens brachte er in verschärfter Gefangenschaft zu. Nachdem nämlich die Kunde davon zu Enzio gedrungen war, daß, wie sogleich erzählt werden soll, Konradin, der letzte Hohenstaufe, hingerichtet worden sei, ergriff ihn der Gedanke, sich das Hohenstaufische Erbe zu erringen. Ein Plan zur Flucht wurde ersonnen, wobei ein Freund, den er unter den Besuchern seines Gefängnisses sich erworben hatte, ihm behülflich war. In einem leeren Weinfasse sollte er versteckt und vor das Thor getragen werden, wo ein Wagen bereit stand. Aber das Unglück wollte, daß eine seiner blonden Locken durch ein Astloch des Faßbodens zum Vorschein kam. Ein Soldat bemerkte das. „Das muß Enzio sein!“ rief er; „denn keiner kann so schöne Locken haben!“ Man zog ihn nun hervor, führte ihn zurück und hielt ihn von da an in strenger, einsamer Haft. 1272, im 23. Jahre seiner Gefangenschaft, starb König Enzio; erst der Tod brachte ihn in das Land der ewigen Freiheit. Der lebenssatte Kaiser sehnte sich am Abende seines Lebens nach Ruhe und bat den frommen Ludwig noch einmal, ihn mit dem Papste auszusöhnen. Aber Innocenz wollte von keinem Frieden wissen. Da erhob sich Friedrich noch einmal und sammelte ein Heer; doch der Tod ereilte ihn, er starb, von Gram gebeugt, nicht lange nach der Gefangennehmung seines Sohnes (1250), ohne sich mit dem Papste ausgesöhnt zu haben, in einem einsamen Schlosse in Apulien. In Palermo liegt er begraben.

Wie frohlockte Innocenz, als er die Nachricht erhielt! „Es jauchzen die Himmel!“ — so schrieb er an die Geistlichen in Sicilien — „es hüpfe vor Freude die Erde; denn das Ungewitter, welches Gott über eure Häupter drohend heraufführte, hat sich nun in einen sanften Westwind, in einen erquickenden Thau verwandelt.“ — Aber sein Haß hörte darum nicht auf; denn der verstorbene Kaiser hatte Söhne hinterlassen. Auf diese vererbte sich nun die Feindschaft des Papstes; denn die ganze Familie der Hohenstaufen hatte er zu verderben beschlossen. Dies gelang auch leider nur zu gut, wenn auch nicht ihm selbst — denn er starb darüber — doch dem folgenden Papste. Friedrichs ältester Sohn, Konrad IV., der nach nur vierjähriger Regierung im 26. Lebens-

jahre vom Tode hingerafft wurde, hatte ein Söhnchen hinterlassen, Konradino genannt. Der wurde König von Neapel und Sicilien, obgleich er erst zwei Jahre alt war, unter der Regentschaft seines Oheims Manfred, eines Lieblingssohnes Friedrichs II.; aber der Papst bot dies Königreich so lange aus, bis sich ein Liebhaber dazu fand. Dies war Ludwigs des Heiligen Bruder, Karl von Anjou. Ganz das Gegentheil seines gewissenhaften Bruders, war er ein stolzer, herrschsüchtiger, eigennütziger Mensch. Schon sein Aeußeres war abschreckend. Seine olivenfarbige Haut, sein kalter, strenger Blick, seine finstere Stirn gaben ihm ein düsteres Aussehen. Nie sah man den Ausdruck der Milde, des Frohsinns oder der Menschenliebe in seinen starren Zügen. Er machte sich mit einem schönen Heere nach Italien auf den Weg und eroberte das Land, nachdem er bei Benevento (1266) Manfred besiegt hatte; denn vor der Schlacht gingen viele Neapolitaner, die von Anjou bestochen waren, zu diesem über, während dem Manfred nur die Deutschen und Muhamedaner, die bei ihm dienten, treu blieben. Manfred sah das mit Entsetzen; da fiel der silberne Adler, der als Kleinod seinen Helm zierte, auf den Sattel herab. — „Das ist ein Zeichen von Gott!“ rief er, stürzte sich in das Feindesgewühl und fiel an der Brücke von Benevento, wo die Feinde auf seine Leiche einen Haufen Steine zum Denkmale aufwarfen. Karl unterdrückte durch Grausamkeit die Stimme derer, die dem Hause Hohenstaufen zugethan waren. Die Neapolitaner und Sicilianer seufzten in der Stille über ihr Geschick, dachten an die schönen Zeiten, wo Friedrich II. sie väterlich beherrschte, und sahen sich um nach seinem Enkel Konradino, dem letzten Sprößlinge des Hauses der Hohenstaufen. Dieser war, seitdem seine Mutter Elisabeth sich (1259) wieder vermählt hatte, in aller Stille und Armuth am bairischen Hofe aufgewachsen; denn von allen den reichen Ländern seines Großvaters hatte er nichts mehr übrig als einige Burgen und Stammgüter. Jetzt war er 16 Jahre alt, als Gesandte aus Neapel zu ihm kamen, ihn einzuladen, sich an die Spitze aller Unzufriedenen zu stellen und dem Papste und dem Karl von Anjou den Krieg zu erklären. Sie brachten ihm Geld mit, um Truppen zu werben, und versicherten, daß jenseit der Alpen viele Tausende nur auf ihn warteten; denn die Anmaßung der Franzosen, ihre schnöde Verachtung aller Sittlichkeit und ihre Raubsucht habe Aller Herzen empört. Konradino's Augen funkelten bei diesen Anträgen von Muth und Kampfbegier. Er verglich seine gegenwärtige Lage mit der Königskrone, die ihm

angetragen wurde, und so sehr auch die zärtliche Mutter ihm vorstellte, er sei noch zu jung, um so weit solchen Gefahren entgegen zu gehen, so viel sie auch weinte und ihn bei ihrer Liebe beschwor, noch zu bleiben, so war doch alles vergebens. Schnell wurden die letzten Güter verpfändet. Konradino rüstete sich und die Seinigen, und zog wohlgemuth über die Alpen, nachdem er in Hohenschwangau sie zum letzten Male gesehen. An seiner Seite war Friedrich von Baden, sein Herzensfreund, von gleichem Alter, in gleicher Lage (denn auch ihm war sein Land entrissen worden) und von gleichem Muthe. Von Jugend auf miteinander erzogen, hatten sie die innigste Freundschaft geschlossen und jetzt geschworen, Glück und Unglück miteinander zu theilen. Sie haben ihren Eid auch gehalten und selbst den Tod miteinander erduldet. Als Konradino nach Italien kam, sammelten sich um ihn die, welche mit dem Papste (Clemens IV.) unzufrieden waren. Er ging auf Rom los; der Papst floh, indem er drohend ausrief: „Des Knaben Größe wird verschwinden, wie ein Rauch. Er zieht hin gen Apulien wie zur Schlachtbank." Inzwischen war die Freude der Römer grenzenlos. Sie führten den Prinzen auf das Capitol und schmückten ihn mit Siegeskränzen. Wie ein herabrollender Schneeball wuchs indeß Konradino's Heer, je näher er der Grenze Neapels kam. Als er hier die Höhe des Gebirges erreicht hatte, von wo man in das schöne Land hinunterschaut — welcher Anblick zeigte sich da seinen trunkenen Blicken! „Aller Schein des Nordens ist hier verschwunden; Hügel und Thäler, Felder, Wiesen und Wälder, an Bächen liegende freundliche Häuser, an den Felsenwänden kühn hinaufgebaute Oerter zeigen sich in unglaublicher Mannigfaltigkeit, und in größerer Entfernung erscheinen, mit dem Dunkelblau des Himmels sich verschmelzend, die ruhigen Fluthen des Sees von Celano. Wie fröhlich jubelnd und aller finstern Ahnungen ledig mag Konradino's Heer in dies neu eröffnete Paradies hinabgeblickt haben! Was mußte der Jüngling fühlen, der dies herrliche Reich, sein Erbreich, jetzt zu seinen Füßen sah!"*)

Als Konradino in ein vor ihm liegendes Thal hinabstieg, sah er Karln und sein Heer sich gegenüber am Flusse Garigliano beim Dorfe Scurcola. Die Heerpauken und Trompeten erschallten. Mit wildem Geschrei stürzten sich Konradinos kräftige Ritter auf die Franzosen, die, vom ersten Anpralle überwältigt, ihr

*) Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen.

Heil in der Flucht suchten. Jetzt sahen die Sieger keinen Feind mehr vor sich. Man überließ sich unbesorgt der grenzenlosen Freude, die Beute wurde getheilt, und da es ein heißer Sommertag war, so lösten sich die Reihen auf; man legte Panzer und Waffen ab und erquickte sich in süßer Ruhe auf dem Rasen. Aber Karl von Anjou hatte auf den Rath eines seiner Ritter seine auserlesensten Reiter in eine Bergschlucht verborgen. „Jetzt ist es Zeit!“ rief jener Ritter, und der König sprengte mit den frischen Haufen in die Ebene, wo die Sieger harmlos sich gütlich thaten. Hastig sprangen diese auf und griffen zu den Waffen; aber ehe sie sich noch gerüstet hatten, war ihnen der Feind nahe, und nach kurzer Gegenwehr stoben die Deutschen auseinander. Dem armen erschrockenen Konradino blieb nichts Anderes übrig, als mit seinem Freunde Friedrich und wenigen Getreuen davon zu jagen. Neun Meilen legten sie im schnellsten Trabe zurück; dann machten sie Halt, und wollten sich nach Sicilien einschiffen. Am Ufer lag ein altes Schloß, Astura. Der Besitzer (Frangipani) merkte, daß die Fortschiffenden bedeutende Männer sein müßten; er ahnte Anjou's Sieg und hoffte, durch Gefangennehmung und Auslieferung der Fliehenden von Karl große Belohnung zu erhalten. Darum sandte er ihnen ein Schiff nach und ließ sie zurückholen. Konradino gab sich vertrauensvoll zu erkennen; denn er wußte, daß dieser Baron von seinem Großvater Friedrich II. mit Wohlthaten überschüttet worden war. Aber der tückische Italiener dachte mehr an den zu hoffenden Gewinn, als an die Pflicht der Dankbarkeit, und lieferte den Jüngling und dessen Gefährten aus. Anjou führte sie mit sich nach Neapel und klagte sie auf Tod und Leben an. Alle Richter sprachen sie los; „denn,“ sagten sie, „Konradino hat nichts gethan, als sein väterliches Erbe in Anspruch genommen.“ Nur ein Nichtswürdiger unter ihnen (Robert von Bari) sprach ihm das Leben ab. „Du allein hast Recht!“ rief der König; „es ist wahrlich Gnade genug, wenn ich Konradino und seine Mitschuldigen nicht wie gemeine Verbrecher am Galgen sterben lasse!“ — Als den beiden Freunden das Todesurtheil angekündigt wurde, saßen sie im Gefängnisse eben am Schachbrette. Sie wurden leichenblaß, als sie die schreckliche Botschaft vernahmen. Konradino bat, beichten und seinen letzten Willen aufsetzen zu dürfen. Das wurde ihm erlaubt, aber nur wenige Zeit dazu vergönnt.

Auf dem Markte von Neapel war ein Blutgerüste aufgerichtet und mit rothem Tuche bedeckt. Hierhin führte man die unglück-

lichen Schlachtopfer. Man hatte eine erhabene Stelle gewählt, von wo Konradino noch einmal die Herrlichkeit seines Reiches übersehen konnte, um ihm den Abschied vom Leben recht bitter zu machen. Das Urtheil wurde ihnen hier nochmals vorgelesen, und — so war es sonst bei Verbrechern üblich — der Stab über ihnen gebrochen. Eine ungeheure Menge von Menschen war versammelt, Kopf an Kopf, alle Fenster dicht besetzt, die Dächer selbst mit Zuschauern bedeckt. Unter Allen war eine feierliche Stille, Alle starrten mit beklommenen Herzen nach den unglücklichen Jünglingen; nur König Karl von Anjou freute sich; er sah selbst von einem Balcon dem Morden zu. Zuerst trat Konradino vor. Er legte sein Oberkleid ab und streckte seine weißen Arme gen Himmel. „Ach! meine Mutter! meine Mutter!" rief er, „welch eine schreckliche Nachricht wirst du von mir hören!" Dann zog er seinen Handschuh ab und warf ihn mitten unter das umstehende Volk. Ein Ritter nahm ihn auf und brachte ihn nachmals dem Könige von Aragonien, einem weitläufigen Verwandten Konradino's. Nun hielt Konradin seinen Nacken dem Schwerte hin. Friedrich von Baden schrie laut auf, als er den Kopf seines Freundes fallen sah und rief Gott zum Zeugen seiner Unschuld auf. Dann kam die Reihe an ihn. Eben so starben mehrere andere Häupter der Hohenstaufenschen Partei. Konradino war der Letzte seines Hauses; denn mit ihm starb das erlauchte Haus der Hohenstaufen aus (1268).

Karl von Anjou wüthete nun gegen Alle, die diesem unglücklichen Hause angehangen hatten. Vielen ließ er die Füße abhauen, und da Alle über diese Grausamkeit murrten, ließ er die Verstümmelten in ein hölzernes Haus sperren und verbrannte sie. Auch in Sicilien verübten seine Söldlinge die unerhörtesten Grausamkeiten, und alle Gemüther brannten vor Unmuth über die abscheulichen Franzosen. Lange unterdrückte Karl durch Härte jede Aeußerung der Unzufriedenheit; da brach plötzlich, 14 Jahre nach Konradino's Hinrichtung, im Jahre 1282, der lang verhaltene Groll in Sicilien los. Man nennt diese Empörung die sicilianische Vesper.

Es war am zweiten Osterfeiertage, als sich die Einwohner von Palermo, der Hauptstadt von Sicilien, aufmachten, um nach einer eine Stunde weit gelegenen Kirche, dem Gebrauche gemäß, zu wallfahrten und dort die Vesper (Abendgottesdienst) zu feiern. Die ganze dorthin führende Wiese war mit fröhlichen Menschen bedeckt, die hier Blumen pflückten, dort spazieren gingen, oder mit frohem Gesange den Frühling begrüßten. Unter ihnen ging eine junge

Dame, durch Geburt und Schönheit ausgezeichnet, von ihren Aeltern und Verwandten begleitet, auch nach der Kirche. Ein Franzose, Namens Drouet, trat zu ihr heran und beleidigte sie höhnisch, so daß sie ohnmächtig ihrem Vater in die Arme sank. Sogleich erhob sich rings umher das Geschrei: „Nieder mit den Franzosen!" Rasch sah man hundert Dolche blinken. Drouet wurde zuerst niedergestochen, nach ihm alle Franzosen, die gegenwärtig waren, gerade als eben die Glocke zur Vesper läutete. Dann strömten Alle nach der Stadt zurück. Auch hier hieß es: „Nieder mit den Franzosen!" und das Morden fing von neuem an, bis auch nicht einer mehr am Leben war. Schnell durchflog die Nachricht von dem Geschehenen die ganze Insel. Auch in den andern Städten fielen die Franzosen unter den Dolchen der aufgebrachten Einwohner, und um die Fremden leicht von den Eingeborenen zu unterscheiden, ließ man jeden das Wort Ciceri (Erbsen) aussprechen, was kein Franzose wie die Italiener aussprechen kann. Nur ein einziger Franzose wurde am Leben erhalten, weil er sich immer besonders gütig und gerecht gezeigt hatte. Dem Karl von Anjou sagte aber die ganze Insel den Gehorsam auf. „O mein Gott!" rief er, als er die Nachricht davon bekam, „es hat dir gefallen, mir Mißgeschick zu senden; laß nur wenigstens meinen Stern langsam untergehen!" — Der Wunsch wurde ihm gewährt; denn er blieb in Neapel König bis an seinen Tod (1285). Sicilien bekam er aber nie wieder; der König von Aragonien wurde von dieser Insel als Herr anerkannt.

69. Die heilige Hedwig († 1243) und die heilige Elisabeth († 1231).

Die heilige Hedwig. — Sie war eine Tochter Bertholds, Grafen von Meran und Tirol, und von der frühesten Jugend an von der innigsten Religiosität erfüllt, die aber freilich das Gepräge ihrer Zeit trug, wo man glaubte, durch Abtödtung der sinnlichen Neigungen, durch Versagung selbst unschuldiger Freuden und durch freiwillig übernommene Entbehrungen und Qualen Gott am besten zu dienen. Theils dieser Geist ihrer Zeit, theils ihre Erziehung in einem Kloster erweckten und nährten diese Neigung zu Ausübung strenger Religionsübungen. Von Kindheit an war es ihr strenges Gesetz, Alles ihrer Pflicht aufzuopfern und jeden Wink ihrer Aeltern pünktlich zu erfüllen. Das bewies sie selbst bei der

Wahl ihres Gatten. Ihre Aeltern wünschten, daß sie mit Heinrich I. dem Bärtigen, Herzog von Schlesien, sich vermählte, und sogleich gehorchte sie, obgleich sie erst 12 Jahre alt war und den Herzog noch nicht kannte. Diese Verbindung machte sie aber nachmals recht glücklich. Auch über Schlesien hat die gute Hedwig recht viel Segen gebracht; denn sie brachte eine große Zahl wohlgesinnter Deutscher mit, und seit ihrer Zeit fingen die deutschen Sitten an, die polnischen, die bisher hier geherrscht hatten, zu verdrängen. Von dem Tage ihrer Vermählung an suchte sie auf ihres Gatten Gemüth vortheilhaft einzuwirken, damit er ein recht guter und dadurch auch glücklicher Fürst würde. War ihr Gemahl zornig, oder war Jemand bei ihm in Ungnade gefallen, oder hatte er Jemanden ins Gefängniß setzen lassen, so lag sie so lange vor ihm auf den Knieen, bis er wieder sanft war, oder dem Schuldigen vergeben hatte. Den Gefangenen suchte sie aber ihr Unglück möglichst zu erleichtern, indem sie ihnen Essen und Trinken, Kleider und Licht schickte. Für die, welche wegen Schulden gefangen saßen, bezahlte sie das Geld, und war Jemand zum Tode verurtheilt, so bot sie bei ihrem Manne alles auf, ihm das Leben zu erflehen und zu bewirken, daß die Todesstrafe mit Arbeit an Kirchen- und Klosterbauten abgelöst wurde.

Einst hatte der Herzog von Masovien, Konrad, den Herzog Heinrich hinterlistiger Weise gefangen genommen. Heinrichs und der Hedwig Sohn, der nachmalige Heinrich II. von Schlesien, wollte sogleich mit einem Heere nach Polen eilen und seinen Vater mit Gewalt befreien. „Nicht also!“ sprach Hedwig; „bleib! durch die Verwüstung des Landes und Blutvergießen würdest du Unrecht thun. Laß mich hin!“ So reiste sie selbst in das Lager des wilden Konrad und wußte ihn durch freundliche Vorstellungen so einzunehmen, daß er seinen Gefangenen gegen einige Bedingungen frei gab. Froh kehrte sie mit ihrem geliebten Heinrich nach Breslau zurück.

Nach den Vorstellungen jener Zeit meinte sie, sie müsse Gott das aufopfern, was ihr am liebsten wäre. Recht so, wenn unser Gewissen es verlangt! Aber Hedwig glaubte, man müsse das auch unberufen thun, und darum bat sie ihren Gatten, mit ihr Gott das Opfer zu bringen, sich von ihr so zu trennen, daß jedes von ihnen besonders wohnte und sie sich so wenig wie möglich sähen. „Welche Thorheit!“ wird Manche mit Recht sagen; aber man vergesse nicht den Unterschied der Zeit und der Religions-

begriffe. Heinrich willigte ein, und seit der Zeit sahen sie sich nur selten, nur etwa, wenn Hedwig für irgend einen Bedrängten eine Fürbitte bei ihm einzulegen hatte, und dann nie allein, nur in Gegenwart anderer Personen. Dies geschah selbst, wenn er krank war und sie zu seiner Pflege zu ihm ging. Ihre sechs Kinder waren bald bei dem Vater, bald bei der Mutter. Diese Trennung war keineswegs ein Beweis von Mangel an Liebe; im Gegentheil, gerade darum hatte sie darauf bestanden, weil sie ihn so liebte.

Die gute Hedwig erfuhr manche schwere Prüfung. Ihre Schwester, die Königin von Ungarn, wurde ermordet; ihre Söhne veruneinigten sich und bekriegten einander; einer derselben stürzte auf der Jagd mit dem Pferde und wurde todt nach Hause gebracht, und endlich starb ihr geliebter Gatte vor ihr hin. Alle diese Schläge, die ihr weiches Gemüth sehr verwundeten, trug sie mit Heldenstärke, weil ihr Vertrauen auf den gütigen Gott unerschütterlich war. Selbst über den Tod ihres Mannes vergoß sie keine Thräne, und als sie die Nonnen des von ihr gestifteten Klosters Trebnitz weinen sah, sprach sie ihnen Trost zu. „Es ist jedes Christen Pflicht," sprach sie, „sich dem Willen Gottes nie zu widersetzen, sondern Alles mit Ergebung zu tragen, was ihm uns aufzulegen gefällt." Eben so gefaßt war sie auch bei der Nachricht, daß ihr Sohn, Herzog Heinrich II., in der Schlacht gegen die Mongolen bei Wahlstatt in Schlesien geblieben sei. Sie hatte ihn, als er zum Kampfe ging, eingesegnet, und da sie nun bei seiner blutigen Leiche stand, sprach sie: „Ich danke dir, Herr, daß du mir einen solchen Sohn gegeben hast, welcher mich, so lange er lebte, immer geliebt, geehrt und niemals in etwas beschwert hat. Ob ich ihn gleich gern noch bei mir auf Erden haben möchte, so gönne ich es ihm dennoch von Herzen, daß er durch Vergießung seines Blutes nun mit dir, seinem Schöpfer, im Himmel verbunden ist. Dir, Herr und Gott, befehle ich seine Seele!"

Für ihre erste Pflicht hielt sie, so viel sie vermochte, Wohlthaten unter Bedrängte auszuspenden und Thränen zu trocknen; und was vermag auch mehr den Segen Gottes auf uns herabzurufen? Es war bei ihr Gesetz, keinen, der sie um Hülfe bat, unerhört wegzuschicken. Sie gab aber nicht nur Lebensmittel, sondern suchte jedem auch so viel Lebensfreuden und Bequemlichkeiten zu verschaffen, als in ihren Kräften stand. Sie half nicht nur für den Augenblick, sondern suchte den Nothleidenden gründlich für ihr ganzes Leben zu helfen. Nächstdem machte sie es sich zum

Geschäft, zur Ausbreitung der Religion mitzuwirken. Nach den Begriffen jener Zeit glaubte man dies am besten durch Erbauung von Kirchen und Klöstern zu erreichen. Daher stiftete sie deren mehrere, die zum Theil erst 1809 bei der Einziehung der Klöster eingegangen sind, deren Gebäude aber noch stehen.

Von äußerlicher Pracht war sie keine Freundin. Selbst schon in der Jugend trug sie weder schimmernde oder modische Kleider, noch Schmuck, und in ihren späteren Jahren zog sie nur abgetragene Kleider an, und zwar von schlechtem Zeuge, damit sie sich in der Demuth übe und sich nicht an Bequemlichkeiten gewöhne. Zuletzt ging sie gar barfuß, selbst im kältesten Winter, und da geschah es nicht selten, daß ihre Füße bluteten und blutige Spuren im Schnee zurückließen. Doch trug sie die Schuhe unter dem Arme, zog sie aber nur dann an, wenn sie Leuten, denen sie Rücksichten schuldig zu sein glaubte, begegnete. Als ihr Beichtvater, der Abt zu Leubus, hörte, daß sie barfuß gehe, entsetzte er sich und suchte ihr das auszureden; ja er überreichte ihr sogar ein paar neue Schuhe, und bat sie, dieselben zu tragen. Das versprach sie auch. Als er aber nach Verlauf eines Jahres erfuhr, daß sie immer noch barfuß gehe, warf er ihr ungehalten ihren Ungehorsam vor. „Lieber Herr," sprach sie sanft, „erzürnet Euch doch nicht; ich habe sie ja recht oft getragen." Sie meinte nämlich, unter dem Arme; denn sie waren noch ganz neu. In dergleichen Bußübungen ließ sie sich überhaupt nichts vorschreiben. So trug sie einen Gürtel von Pferdehaaren, den ihr einst ein Templer geschenkt hatte, um den bloßen Leib, und den legte sie trotz allem Zureden eines von ihr sonst sehr geachteten Mönches nicht ab. Auch waren alle Bitten ihrer Kinder, sich doch nicht so zu peinigen, vergebens. So lange ihr Gatte noch lebte und mit ihr an einem Tische speiste, suchte sie ihre strenge Lebensart vor ihm zu verbergen, um ihn nicht zu betrüben; sie zerschnitt das ihr vorgelegte Fleisch in kleine Stücke, aß aber nichts davon, weil die Thoren das für einen höhern Grad von Heiligkeit hielten, wenn man sich des Fleisches enthielte. Gab es nun gerade bloß Fleischspeisen, so stand sie ganz hungrig von der Tafel auf. Ihr Küchenzettel war der einfachste von der Welt: Sonntags, Dienstags und Donnerstags Fische und Milchspeisen; Montags und Sonnabends Erbsen oder Bohnen; Mittwochs und Freitags Brot und Wasser. Späterhin trieb sie es noch ärger; da genoß sie nichts als trockene Fische und grobes Brot, und trank kaltes Wasser dazu. Nur Sonntags und Feiertags aß sie auf An-

Dame, durch Geburt und Schönheit ausgezeichnet, von ihren Aeltern und Verwandten begleitet, auch nach der Kirche. Ein Franzose, Namens Drouet, trat zu ihr heran und beleidigte sie höhnisch, so daß sie ohnmächtig ihrem Vater in die Arme sank. Sogleich erhob sich rings umher das Geschrei: „Nieder mit den Franzosen!" Rasch sah man hundert Dolche blinken. Drouet wurde zuerst niedergestochen, nach ihm alle Franzosen, die gegenwärtig waren, gerade als eben die Glocke zur Vesper läutete. Dann strömten Alle nach der Stadt zurück. Auch hier hieß es: „Nieder mit den Franzosen!" und das Morden fing von neuem an, bis auch nicht einer mehr am Leben war. Schnell durchflog die Nachricht von dem Geschehenen die ganze Insel. Auch in den andern Städten fielen die Franzosen unter den Dolchen der aufgebrachten Einwohner, und um die Fremden leicht von den Eingeborenen zu unterscheiden, ließ man jeden das Wort Ciceri (Erbsen) aussprechen, was kein Franzose wie die Italiener aussprechen kann. Nur ein einziger Franzose wurde am Leben erhalten, weil er sich immer besonders gütig und gerecht gezeigt hatte. Dem Karl von Anjou sagte aber die ganze Insel den Gehorsam auf. „O mein Gott!" rief er, als er die Nachricht davon bekam, „es hat dir gefallen, mir Mißgeschick zu senden; laß nur wenigstens meinen Stern langsam untergehen!" — Der Wunsch wurde ihm gewährt; denn er blieb in Neapel König bis an seinen Tod (1285). Sicilien bekam er aber nie wieder; der König von Aragonien wurde von dieser Insel als Herr anerkannt.

69. Die heilige Hedwig († 1243) und die heilige Elisabeth († 1231).

Die heilige Hedwig. — Sie war eine Tochter Bertholds, Grafen von Meran und Tirol, und von der frühesten Jugend an von der innigsten Religiosität erfüllt, die aber freilich das Gepräge ihrer Zeit trug, wo man glaubte, durch Abtödtung der sinnlichen Neigungen, durch Versagung selbst unschuldiger Freuden und durch freiwillig übernommene Entbehrungen und Qualen Gott am besten zu dienen. Theils dieser Geist ihrer Zeit, theils ihre Erziehung in einem Kloster erweckten und nährten diese Neigung zu Ausübung strenger Religionsübungen. Von Kindheit an war es ihr strenges Gesetz, Alles ihrer Pflicht aufzuopfern und jeden Wink ihrer Aeltern pünktlich zu erfüllen. Das bewies sie selbst bei der

Wahl ihres Gatten. Ihre Aeltern wünschten, daß sie mit Heinrich I. dem Bärtigen, Herzog von Schlesien, sich vermählte, und sogleich gehorchte sie, obgleich sie erst 12 Jahre alt war und den Herzog noch nicht kannte. Diese Verbindung machte sie aber nachmals recht glücklich. Auch über Schlesien hat die gute Hedwig recht viel Segen gebracht; denn sie brachte eine große Zahl wohlgesinnter Deutscher mit, und seit ihrer Zeit fingen die deutschen Sitten an, die polnischen, die bisher hier geherrscht hatten, zu verdrängen. Von dem Tage ihrer Vermählung an suchte sie auf ihres Gatten Gemüth vortheilhaft einzuwirken, damit er ein recht guter und dadurch auch glücklicher Fürst würde. War ihr Gemahl zornig, oder war Jemand bei ihm in Ungnade gefallen, oder hatte er Jemanden ins Gefängniß setzen lassen, so lag sie so lange vor ihm auf den Knieen, bis er wieder sanft war, oder dem Schuldigen vergeben hatte. Den Gefangenen suchte sie aber ihr Unglück möglichst zu erleichtern, indem sie ihnen Essen und Trinken, Kleider und Licht schickte. Für die, welche wegen Schulden gefangen saßen, bezahlte sie das Geld, und war Jemand zum Tode verurtheilt, so bot sie bei ihrem Manne alles auf, ihm das Leben zu erflehen und zu bewirken, daß die Todesstrafe mit Arbeit an Kirchen- und Klosterbauten abgelöst wurde.

Einst hatte der Herzog von Masovien, Konrad, den Herzog Heinrich hinterlistiger Weise gefangen genommen. Heinrichs und der Hedwig Sohn, der nachmalige Heinrich II. von Schlesien, wollte sogleich mit einem Heere nach Polen eilen und seinen Vater mit Gewalt befreien. „Nicht also!“ sprach Hedwig; „bleib! durch die Verwüstung des Landes und Blutvergießen würdest du Unrecht thun. Laß mich hin!“ So reiste sie selbst in das Lager des wilden Konrad und wußte ihn durch freundliche Vorstellungen so einzunehmen, daß er seinen Gefangenen gegen einige Bedingungen frei gab. Froh kehrte sie mit ihrem geliebten Heinrich nach Breslau zurück.

Nach den Vorstellungen jener Zeit meinte sie, sie müsse Gott das aufopfern, was ihr am liebsten wäre. Recht so, wenn unser Gewissen es verlangt! Aber Hedwig glaubte, man müsse das auch unberufen thun, und darum bat sie ihren Gatten, mit ihr Gott das Opfer zu bringen, sich von ihr so zu trennen, daß jedes von ihnen besonders wohnte und sie sich so wenig wie möglich sähen. „Welche Thorheit!“ wird Manche mit Recht sagen; aber man vergesse nicht den Unterschied der Zeit und der Religions-

begriffe. Heinrich willigte ein, und seit der Zeit sahen sie sich nur selten, nur etwa, wenn Hedwig für irgend einen Bedrängten eine Fürbitte bei ihm einzulegen hatte, und dann nie allein, nur in Gegenwart anderer Personen. Dies geschah selbst, wenn er krank war und sie zu seiner Pflege zu ihm ging. Ihre sechs Kinder waren bald bei dem Vater, bald bei der Mutter. Diese Trennung war keineswegs ein Beweis von Mangel an Liebe; im Gegentheil, gerade darum hatte sie darauf bestanden, weil sie ihn so liebte.

Die gute Hedwig erfuhr manche schwere Prüfung. Ihre Schwester, die Königin von Ungarn, wurde ermordet; ihre Söhne veruneinigten sich und bekriegten einander; einer derselben stürzte auf der Jagd mit dem Pferde und wurde todt nach Hause gebracht, und endlich starb ihr geliebter Gatte vor ihr hin. Alle diese Schläge, die ihr weiches Gemüth sehr verwundeten, trug sie mit Heldenstärke, weil ihr Vertrauen auf den gütigen Gott unerschütterlich war. Selbst über den Tod ihres Mannes vergoß sie keine Thräne, und als sie die Nonnen des von ihr gestifteten Klosters Trebnitz weinen sah, sprach sie ihnen Trost zu. „Es ist jedes Christen Pflicht," sprach sie, „sich dem Willen Gottes nie zu widersetzen, sondern Alles mit Ergebung zu tragen, was ihm uns aufzulegen gefällt." Eben so gefaßt war sie auch bei der Nachricht, daß ihr Sohn, Herzog Heinrich II., in der Schlacht gegen die Mongolen bei Wahlstatt in Schlesien geblieben sei. Sie hatte ihn, als er zum Kampfe ging, eingesegnet, und da sie nun bei seiner blutigen Leiche stand, sprach sie: „Ich danke dir, Herr, daß du mir einen solchen Sohn gegeben hast, welcher mich, so lange er lebte, immer geliebt, geehrt und niemals in etwas beschwert hat. Ob ich ihn gleich gern noch bei mir auf Erden haben möchte, so gönne ich es ihm dennoch von Herzen, daß er durch Vergießung seines Blutes nun mit dir, seinem Schöpfer, im Himmel verbunden ist. Dir, Herr und Gott, befehle ich seine Seele!"

Für ihre erste Pflicht hielt sie, so viel sie vermochte, Wohlthaten unter Bedrängte auszuspenden und Thränen zu trocknen; und was vermag auch mehr den Segen Gottes auf uns herabzurufen? Es war bei ihr Gesetz, keinen, der sie um Hülfe bat, unerhört wegzuschicken. Sie gab aber nicht nur Lebensmittel, sondern suchte jedem auch so viel Lebensfreuden und Bequemlichkeiten zu verschaffen, als in ihren Kräften stand. Sie half nicht nur für den Augenblick, sondern suchte den Nothleidenden gründlich für ihr ganzes Leben zu helfen. Nächstdem machte sie es sich zum

Geschäft, zur Ausbreitung der Religion mitzuwirken. Nach den Begriffen jener Zeit glaubte man dies am besten durch Erbauung von Kirchen und Klöstern zu erreichen. Daher stiftete sie deren mehrere, die zum Theil erst 1809 bei der Einziehung der Klöster eingegangen sind, deren Gebäude aber noch stehen.

Von äußerlicher Pracht war sie keine Freundin. Selbst schon in der Jugend trug sie weder schimmernde oder modische Kleider, noch Schmuck, und in ihren späteren Jahren zog sie nur abgetragene Kleider an, und zwar von schlechtem Zeuge, damit sie sich in der Demuth übe und sich nicht an Bequemlichkeiten gewöhne. Zuletzt ging sie gar barfuß, selbst im kältesten Winter, und da geschah es nicht selten, daß ihre Füße bluteten und blutige Spuren im Schnee zurückließen. Doch trug sie die Schuhe unter dem Arme, zog sie aber nur dann an, wenn sie Leuten, denen sie Rücksichten schuldig zu sein glaubte, begegnete. Als ihr Beichtvater, der Abt zu Leubus, hörte, daß sie barfuß gehe, entsetzte er sich und suchte ihr das auszureden; ja er überreichte ihr sogar ein paar neue Schuhe, und bat sie, dieselben zu tragen. Das versprach sie auch. Als er aber nach Verlauf eines Jahres erfuhr, daß sie immer noch barfuß gehe, warf er ihr ungehalten ihren Ungehorsam vor. „Lieber Herr," sprach sie sanft, „erzürnet Euch doch nicht; ich habe sie ja recht oft getragen." Sie meinte nämlich, unter dem Arme; denn sie waren noch ganz neu. In dergleichen Bußübungen ließ sie sich überhaupt nichts vorschreiben. So trug sie einen Gürtel von Pferdehaaren, den ihr einst ein Templer geschenkt hatte, um den bloßen Leib, und den legte sie trotz allem Zureden eines von ihr sonst sehr geachteten Mönches nicht ab. Auch waren alle Bitten ihrer Kinder, sich doch nicht so zu peinigen, vergebens. So lange ihr Gatte noch lebte und mit ihr an einem Tische speiste, suchte sie ihre strenge Lebensart vor ihm zu verbergen, um ihn nicht zu betrüben; sie zerschnitt das ihr vorgelegte Fleisch in kleine Stücke, aß aber nichts davon, weil die Thoren das für einen höhern Grad von Heiligkeit hielten, wenn man sich des Fleisches enthielte. Gab es nun gerade bloß Fleischspeisen, so stand sie ganz hungrig von der Tafel auf. Ihr Küchenzettel war der einfachste von der Welt: Sonntags, Dienstags und Donnerstags Fische und Milchspeisen; Montags und Sonnabends Erbsen oder Bohnen; Mittwochs und Freitags Brot und Wasser. Späterhin trieb sie es noch ärger; da genoß sie nichts als trockene Fische und grobes Brot, und trank kaltes Wasser dazu. Nur Sonntags und Feiertags aß sie auf An-

bringen ihres Beichtvaters Früchte und Milchspeisen, trank auch wohl Bier. Durch keine Bitten konnte sie aber zum Genuß des Fleisches vermocht werden, und selbst von jenen einfachen Nahrungsmitteln nahm sie so wenig zu sich, daß sich alle wunderten, wie sie nur dabei bestehen könnte. Sie schlief auf dem harten Boden ohne alle Unterlage, und wenn sie krank war, auf Stroh. Keine Nacht genoß sie eines ununterbrochenen Schlafes; sie stand mehrmals auf und brachte den größten Theil der Nacht betend zu.

Um dem Beispiele Jesu zu folgen, wusch sie oft den Armen die Füße, ja sie küßte sie wohl gar. Am Gründonnerstage ließ sie Aussätzige zu sich kommen, wusch ihnen die Füße und schenkte ihnen neue Kleider. Bei ihrer Mahlzeit hatte sie immer Arme in der Nähe, denen sie mit eigener Hand die Speisen vorlegte. Damit noch nicht zufrieden, trank sie nicht eher, als bis der Häßlichste derselben aus demselben Becher getrunken hatte. Das waren freilich große Uebertreibungen der Wohlthätigkeit, und wir müssen gestehen, daß wir nicht unbedingt daran glauben. Man erzählt auch, Hedwig habe die Stellen, wo die Nonnen in der Kirche gesessen, geküßt, und sich und ihre Enkel mit dem Wasser, in dem jene sich die Füße gereinigt, gewaschen, weil sie dadurch heiliger würden. So gern wir auch zugeben wollen, daß Hedwig in vielen Dingen zu weit gegangen sei, so war sie doch zu vernünftig, um auf solche Thorheiten zu verfallen. Dahin gehört auch, daß sie den Bettlern die Stücke Brot, die sie in den Klöstern bekommen, abgekauft und mit Vergnügen zur Beförderung der Heiligkeit gegessen hätte. Aus demselben Grunde schickte sie auch zwei arme Frauen abwechselnd nach dem Kloster Leubus (an der Oder), um die alten Stücke Brot und Käse, die bei den Austheilungen übrig geblieben waren, für sie zu holen, und diese verzehrte sie mit Appetit. Daß sie oft sich selbst geißelte und geißeln ließ, braucht kaum erst gesagt zu werden, da die damalige Zeit einen besondern Werth auf dergleichen Büßungen setzte.

Endlich wurde sie krank, und auch auf dem Krankenlager bewies sie ungestörte Heiterkeit, Geduld und Ergebung. Sie entschlief endlich sanft 1243, und wurde nach ihrem ausdrücklichen Willen auf dem öffentlichen Begräbnißplatze in Trebnitz, unweit Breslau, beerdigt. Als aber unter Friedrich dem Großen die katholische Hedwigskirche in Berlin 1773 eingeweiht wurde, holte man die Gebeine der frommen Fürstin nach Berlin, wo sie sich noch befinden.

Die heilige Elisabeth. — Zuvörderst ist bei dem Folgen-

den — wie bei der heiligen Hedwig — nicht zu vergessen, daß wir die Frömmigkeit auch dieser guten Frau nicht nach unsern Begriffen von Religiosität beurtheilen müssen, und daß man damals Gott am meisten durch Entsagung aller irdischen Freuden und durch selbst aufgelegte Martern zu dienen glaubte. Sie war die Tochter des Königs Andreas von Ungarn und 1207 geboren. Noch in der Wiege wurde sie mit Ludwig V., dem erst achtjährigen Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, verlobt, und als sie vier Jahre alt war, wurde das arme Kind bereits nach der Wartburg, der Residenz ihres künftigen Schwiegervaters, gebracht, um dort erzogen zu werden. Schon damals wurde sie mit ihrem nur sieben Jahre ältern Bräutigam vorläufig getraut.

Die fromme Erziehung, die sie in Ungarn erhalten, hatte sie so religiös gestimmt, daß sie stets an Gott dachte und Alles in Beziehung auf ihn that. Vor allem suchte sie Herrin ihrer Neigungen zu werden. Wenn sie beim Spielen gerade recht vergnügt war, so hörte sie plötzlich auf. Tanzte sie, so machte sie nur einen Tanz. Als sie größer wurde, hielt sie es für ihre Pflicht, sich recht einfach zu kleiden und alle Eitelkeit zu unterlassen. Wenn Andere sich an Festtagen herausputzten, so ging sie ganz gewiß schlecht gekleidet. Als sie einmal mit ihrer Schwägerin, welche mit ihr erzogen wurde, in die Kirche ging, nahm sie, sobald sie sich niedergesetzt hatte, die Krone vom Haupte und legte sie neben sich. Die Landgräfin Sophie fragte: „Warum das?“ — „Das sei fern,“ antwortete sie, „daß ich sterblicher Mensch in Gegenwart meines Königs und Heilandes, der eine Dornenkrone trug, eine goldene Krone tragen sollte.“

So sehr ihr nun auch diese Demuth zur Ehre gereichte, so wurde doch am Hofe des Landgrafen über sie gespottet. Selbst ihre künftige Schwiegermutter, die sonst so liebenswürdige und geistvolle Landgräfin Sophie, war darüber unzufrieden, und es bildete sich bald ein ganzer Verein von Feinden, welche gegen die arme Prinzessin Ränke schmiedeten. „Höre,“ sagte einst die Landgräfin, „du paßtest besser unter dienende Mägde, als unter herrschende Fürstinnen.“ Elisabeth hörte diese und andere Kränkungen geduldig an; es betrübte sie zwar, so verkannt zu werden, aber sie tröstete sich mit ihrem reinen Bewußtsein und stellte die Zukunft Gott anheim. Und dieser sorgte auch wirklich für sie. Bisher hatte ihr Verlobter ihr täglich ein kleines Geschenk gemacht. Einmal unterließ er dies, und sogleich benutzten das die Höflinge, sie bei dem Landgrafen zu verleumden; ja, sie waren so boshaft, ihr zu ver-

stehen zu geben, daß er sie nicht mehr liebe. Während ihre heimlichen Feinde so darauf dachten, sie vom Hofe zu entfernen und sie dem jungen Landgrafen zu verleiden, erweckte ihr Gott einen Freund in der Noth, den edeln Walther von Vargila, der zu der Gesandtschaft, die sie aus Ungarn nach Thüringen begleitet, gehört hatte. Er hatte immer im Stillen ihre ungeheuchelte Frömmigkeit bewundert, und da sie dem alten Manne jetzt ihre Herzensangst klagte, entschloß er sich, für sie zu handeln. Auf einer Reise, die er mit dem Landgrafen machte, näherte er sich diesem und fragte ihn feierlich: „Wozu seid Ihr entschlossen: Euch mit des Königs Andreas Tochter zu vermählen, oder sie ihrem Vater zurückzusenden?" Da zeigte Ludwig auf einen Berg, der vor ihnen lag, und sprach: „Siehe diesen Berg! wenn er vom Fuße bis zur Spitze von Gold wäre, so würde ich ihn dennoch verschmähen um meiner verlobten Braut willen. Mögen Andere über sie denken, was sie wollen, ich liebe meine Elisabeth einmal und ziehe sie allen andern vor." — „Darf ich ihr das verkündigen?" fragte Vargila. — „Thue es," antwortete der Landgraf, „und reiche ihr dies Geschenk." Es war ein doppelter Taschenspiegel, mit einer metallenen Einfassung und dem Bilde des gekreuzigten Jesus geziert. Wie freute sich Elisabeth über dies Geschenk, noch mehr aber über die Nachricht, von der es begleitet wurde.

Die Erklärung des Landgrafen hatte, wie es an Höfen zu geschehen pflegt, das Benehmen der Höflinge plötzlich geändert. Jetzt schwiegen sie und stellten sich wieder freundlich gegen Elisabeth, die auch, sobald sie 14 Jahre alt war, ihre Vermählung mit Ludwig feierte. Von nun an fühlte sie sich sehr glücklich; aber ihr Eifer, Gott nach ihrer Weise zu dienen, verdoppelte sich zugleich. Sie glaubte nämlich, nur dadurch könne sich der Mensch der Seligkeit des Himmels und des Beifalls Gottes recht würdig machen, wenn er sich hier recht abquäle und alle irdische Freuden sich versage. Dies that sie denn nun auch mit dem größten Eifer und machte sich aus jedem unschuldigen Genusse eine Sünde. Diesen traurigen Irrthum ihres Verstandes müssen wir freilich beklagen, aber doch die fromme Hingebung, mit der sie ihren Vorsatz durchführte, bewundern. Keine Nacht schlief sie hintereinander; in jeder stand sie auf, knieete nieder und betete oft so lange, bis sie im Schlummer ganz niedersank. Alle Bitten ihres Mannes, sich zu schonen, waren vergebens; eine ihrer Kammerjungfern mußte wachen und sie zur bestimmten Zeit zum Gebet wecken. Doch das

war ihr nicht genug; sie ging auch wohl in ein Nebenzimmer und ließ sich hier bis aufs Blut geißeln. Ihr Beichtvater war einer der strengsten Männer jener Zeit, Konrad von Marburg, der sie in ihren freiwillig gewählten Peinigungen noch bestärkte; er geißelte sie mit eigener Hand nicht nur so lange, bis der Rücken zerfleischt war, sondern schränkte sie auch auf wenige Speisen ein.*) Während die schönsten Gerichte auf der Tafel standen, gestattete er oft nichts als fünf kleine Honigkuchen und trockenes Brot. Drei ihrer Dienerinnen hatten dasselbe Gelübde der Enthaltsamkeit gethan. Wenn nun einmal solche Gerichte aufgesetzt wurden, so freute sie sich und rief: „Ach! wie schön! heute wollen wir uns einmal satt essen und trinken!“

Einmal war sie mit ihrer Schwiegermutter, sonntäglich geschmückt, von der Wartburg nach einer am Fuße des Berges gelegenen Kirche hinabgestiegen. Da fiel ihr beim Eintritte in die Kirche Jesus am Kreuze in die Augen. Der Anblick des schmucklosen Heilandes rührte ihr Herz dermaßen, daß sie beschämt zu Boden sank, und als man sie durch Weihwasser zur Besinnung zurückgebracht hatte, rief sie schmerzlich aus: „Dort hängt mein Heiland unbekleidet, und ich Elende bin mit prächtigen Kleidern bedeckt!“ Von dieser Zeit an warf sie allen Schmuck fort und kleidete sich nur in wollene und härene Kleider. Was ihr aber mehr als diese unnützen Selbstpeinigungen Ehre macht, ist die Menschenfreundlichkeit, mit der sie die Hülfsbedürftigen und Kranken pflegte. Sie gab nicht nur Alles, was sie erübrigen konnte, den Nothleidenden, sondern leistete den Kranken selbst persönliche Hülfe, wobei sie, eben um zu zeigen, daß der, welcher sich Gott ganz ergeben hat, jede Beschwerde, jeden Ekel überwinden kann, die niedrigsten Dienste verrichtete. So besuchte sie die Kranken in den schmutzigsten Hütten, setzte sich an ihr Lager und pflegte sie; sie flickte nicht selten den Bettlern die ekelhaftesten Lumpen zu-

*) Dieser wüthende Eiferer glaubte sich ein großes Verdienst zu erwerben, wenn er die Ketzer aufsuchte und bestrafte, und freute sich, wenn Jemand bei ihm als solcher angegeben wurde. Ohne die Schuld oder Unschuld zu untersuchen, verlangte er von dem Beklagten, seine Ketzerei einzugestehen. That es dieser, so kam er ziemlich gut weg, denn dann wurden ihm nur die Haare abgeschnitten; verversicherte er aber seine Unschuld, oder wußte er nicht, welche Ketzerei er angeben sollte, so wurde er ohne Erbarmen lebendig verbrannt. Nachdem dieser Wütherich viele Jahre lang Böses gethan hatte, überfielen ihn mehrere Edelleute auf einer Reise und schlugen ihn todt (1233).

sammen, und als einmal ein kranker, mit Ungeziefer behafteter Bettler zu ihr kam, legte sie seinen Kopf auf ihren Schooß, schor ihm die Haare ab und wusch ihn. Alle Jahre einmal ließ sie die sämmtlichen Aussätzigen und Krätzigen um sich versammeln, um ihre Hände und Füße zu waschen und sogar ihre Wunden zu küssen. Einmal war eine große Hungersnoth im Lande; da öffnete sie ihre Kornspeicher und theilte täglich unter 900 Arme Lebensmittel aus. Auch stiftete sie ein Hospital am Fuße der Wartburg, zu dem sie täglich hinabstieg, um die Armen und Kranken mit eigenen Händen zu pflegen.

Bei diesen Werken der Wohlthätigkeit fühlte sie sich übrigens überaus glücklich; denn ihr Mann war mit ihr zufrieden und liebte sie über Alles. Aber endlich kamen die Tage des bittersten Jammers. Kaiser Friedrich II. unternahm einen Kreuzzug; viele Fürsten und Herren begleiteten ihn, und Konrad von Marburg setzte dem Landgrafen so lange zu, bis er versprach, mitzuziehen. Als er mit den Edeln und Rittern seines Landes auszog, begleitete ihn die gute Elisabeth mit gepreßtem Herzen zwei Tage lang. Endlich kam der Augenblick der Trennung, vielleicht für das ganze Leben. Ganz aufgelöst in Schmerz hing sie an ihm, bis man sie halb mit Gewalt von ihm trennte. In tiefer Schwermuth schwankte das arme Weib in ihr ödes Schloß zurück.

Landgraf Ludwig kam nur bis Otranto im Neapolitanischen. Hier befiel ihn ein Fieber und er starb. Als diese Nachricht nach der Wartburg kam, hob Elisabeth die gefalteten Hände zum Himmel und rief: „Nun ist die Erde, und Alles, was sie enthält, todt für mich!“ Dann sprang sie auf, und von wildem Schmerze ergriffen, lief sie bewußtlos durch die langen Gemächer des Schlosses, bis eine Mauer sie aufhielt. Regungslos blieb sie stehen, bis man sie hinwegführte.

Auf diesen harten Schlag folgten bald mehrere. Ihre Feinde, die nun Keinen mehr zu fürchten hatten, brachen gegen die schutzlose Frau los und brachten es dahin, daß der Bruder ihres verstorbenen Mannes, Heinrich Raspe, sie aus dem Schlosse vertrieb. Sie nahm in unendlichem Grame ihren vierjährigen Knaben und ihre dreijährige Tochter an die Hand, und das kleinste ihrer Kinder, ein Mädchen von zwei Jahren, auf den Arm, und so wanderte sie die Wartburg hinab.*) Wo sollte sie nun hin? Denn

*) Im Dome von Breslau zeigt man ihren bei diesem herben Gange geführten Wanderstab, in dem man noch die Bisse der Hunde sieht, die sie beißen wollten

der Landgraf hatte öffentlich erklärt, er würde den nicht für seinen Freund erkennen, der sie aufnehmen würde. Alle ihre bisherigen Freunde wandten sich von ihr; selbst die, welche von ihr mit Wohlthaten überschüttet worden waren, hatten das vergessen, und ein böses Weib war gar so undankbar, sie zu verhöhnen und zuletzt in einen Bach zu stoßen. In Thränen gebadet trat sie in ein Wirthshaus des am Fuße des Berges gelegenen Städtchens, und hier erst überdachte sie das Schreckliche ihrer Lage. Mitten in der Nacht erhob sie sich von ihrem schlaflosen Lager und eilte in ein Kloster. Hier fand sie Trost im Gebete und dankte Gott inbrünstig auch für die schweren Leiden, die er ihr zuzuschicken gewiß seine weisen und liebevollen Absichten habe. Am meisten schmerzte sie, daß sie ihren kleinen Kindern keine Bequemlichkeiten verschaffen konnte.

Endlich kam die Leiche ihres Gemahls in Bamberg an und wurde hier von dessen Brüdern und allen Edeln des Landes feierlich empfangen. Auch Elisabeth war hingeeilt. Dies benutzte ihr alter Freund Vargila; er stellte dem Landgrafen Heinrich das der frommen Frau zugefügte Unrecht vor, und es gelang ihm, ihn zu rühren, so daß Heinrich sie mit sich wieder auf die Wartburg nahm. Aber hier, wo sie mit ihrem Gatten so glücklich gelebt hatte, war ihres Bleibens nicht. Sie eilte wieder fort, vertheilte das ihr gegebene Geld unter die Armen und begab sich nach Marburg, welches der Landgraf ihr zur Wohnung angewiesen hatte.

Noch war sie nicht lange da, als eine Gesandtschaft aus Ungarn bei ihr eintraf. Ihr Vater, der König Andreas, hatte von ihrer Noth gehört und ließ sie zu sich einladen. Die Gesandten trafen sie, wie sie eben am Spinnrade saß; sie erklärte fest, daß sie in ihrer Niedrigkeit bleiben wolle, und war nicht zu bewegen, mitzuziehen. Auch blieb sie in Marburg bis an ihren Tod, der 1231 erfolgte, und nährte sich von Wollespinnen. Sie erreichte nur ihr 24. Lebensjahr.

Daß von einer so frommen Frau viele Wunderthaten erzählt werden, kann Niemanden nach dem Geiste jener Zeit befremden. Wir wollen einige erzählen, die Wahrheit derselben aber auf sich beruhen lassen. Einst ging sie mit einem Korbe voll Lebensmittel von der Wartburg den Berg hinab, um Arme und Kranke zu er-

und die sie damit verscheuchte. Nur steigt dabei der Zweifel auf, wie sie denselben habe führen können, da ja keine ihrer Hände frei war.

quicken. Da begegnete ihr der Landgraf; er fragte sie trotzig (was doch ganz gegen seine Art war), was sie in dem Korbe habe? Erschrocken wagte sie nicht die Wahrheit zu sagen und antwortete: „Blumen!“ und als er mißtrauisch den Deckel aufhob, waren wirklich Blumen darin; es war ein Wunder geschehen, damit sie nicht Lügen gestraft würde.

Als sie noch auf der Wartburg lebte, verschenkte sie oft von ihren Kleidungsstücken an arme Leute; aber siehe da, Engel ersetzten diesen Verlust sogleich und ihr Kleiderschrank wurde nicht leerer.

Als sie einst zu Pfingsten nach der Kirche gehen wollte, sprach ein Bettler sie an. Um sich nicht aufzuhalten, gab sie ihm einen ihrer Handschuhe. Ein Ritter kaufte ihn dem Bettler ab, steckte ihn an seinen Helm und wurde dadurch in jedem Kampfe unverwundbar.

Einmal hatte sie für das am Fuße der Wartburg gestiftete Hospital eine Menge Töpfe, Tiegel, Schüsseln und Teller gekauft und sandte sie hinab. Unterwegs hatten die Träger die Ungeschicklichkeit, das zerbrechliche Geräth gegen einen Felsen zu stoßen, und glaubten, alles sei zertrümmert. Aber siehe! kein einziges Stück war zerbrochen.

Einst kam ein Kranker nach der Wartburg und bat um ein Gericht Fische, zu denen er einen ganz besonderen Appetit habe. Da aber gerade keine auf der Burg waren, so sprach Elisabeth zu einer Magd: „Geh nach dem Brunnen unten am Berge, schöpfe mit dem Stalleimer Wasser und bringe es herauf!“ Und siehe! das Wasser wimmelte von Fischen. Der Kranke aß davon und wurde von Stund an wieder gesund. — Theilte sie unter die Kranken Lebensmittel aus, und waren mehr Menschen da, als sie erwartet hatte, so vermehrten sich die Speisen unter ihren Händen so, daß alle gesättigt werden konnten. Wenn sie manchmal unter freiem Himmel betete und sich ein heftiger Regen ergoß, so blieben ihre Kleider ganz trocken, und wie oft wurden nicht Blinde, Taube und andere Kranke durch ihre Berührung gesund!

70. Franciscaner. — Dominicaner. — Inquisition.

Ehe wir ganz die Zeit der edeln Hohenstaufen verlassen, muß hier noch einiger kirchlicher Einrichtungen erwähnt werden. Wie und wann die ersten Klöster entstanden, ist schon erzählt worden (siehe Abschnitt 49). Die meisten Mönche und Nonnen lebten

nach den Vorschriften, die ein frommer Abt, Benedict, im 6. Jahrhunderte seinen Mönchen gegeben hatte. Diese Vorschriften waren nicht allzu streng, und die Benedictinermönche lebten recht glücklich. Ihre Klöster waren herrliche Gebäude, meist in schönen Gegenden, auf Bergen gelegen, und wenn auch die Mönche selbst kein Vermögen haben durften, so waren doch oft die Klöster reich, und den Mönchen ging daher nichts ab. Aber nach und nach entstanden andere, weit strengere Mönchsorden. Der strengste war der Karthäuserorden. Er hatte seinen Namen von einer wilden Gegend bei Grenoble, die man dort la Chartreuse oder die Karthause nennt, und wo der Stifter des Ordens, der heilige Bruno, das erste Kloster dieser Art (1084) baute. Diese Leute hatten es gar schlimm; aber freilich wollten sie es auch nicht besser haben. Sie mußten auf der bloßen Erde schlafen, aßen nur sehr spärliche und ärmliche Kost, mußten zu verschiedenen Malen des Tages, ja selbst in der Nacht, auch wenn es noch so kalt war, in die Kirche, um die Gebete abzusingen; oft und lange mußten sie fasten und selbst dann und wann sich geiseln, um sich alle böse Gedanken zu vertreiben. Dadurch glaubten sie Gott einen Gefallen zu thun und nun die sichersten Ansprüche auf die ewige Seligkeit zu haben. Daß sich nicht allzu viele fanden, die Karthäuser werden wollten, läßt sich leicht denken. Desto mehr traten zu den Orden der Dominicaner und Franciscaner über, die zu Anfange des 13. Jahrhunderts, also um die Zeit, wo Friedrich II. noch ein Kind war, gestiftet wurden.

Der Franciscanerorden wurde gestiftet von Franciscus, einem Sonderlinge aus Assisi, einem Städtchen im Kirchenstaate. Sein Vater war ein wohlhabender Kaufmann, der sich mehr um seine Geldsäcke als um seinen Sohn bekümmerte, und diesen ganz sich selbst überließ. Zum Glück hatte der Jüngling von Natur ein sanftes, höfliches Wesen und keine bösen Neigungen. Er verübte zwar manchen wilden Streich und brachte manches Goldstück durch, aber plötzlich änderte sich das gänzlich. Er träumte nämlich einst, er sähe eine Menge Waffen, die alle mit einem Kreuze bezeichnet waren, und auf seine Frage, wozu sie bestimmt wären, erhielt er zur Antwort: für ihn und seine Streiter. Als er nun in den Krieg zog, wurde er bald durch einen andern Traum belehrt, daß seine Kriege geistige sein sollten. Er gab seinem Vater alle seine schönen Kleider wieder, machte seine übrigen Sachen zu Gelde und schaffte sich dafür einen groben Bettlerkittel an von braunem

Tuche, zog eine spitzige Kappe über seinen Kopf, umgürtete sich mit einem härenen Stricke und wanderte ohne Strümpfe, blos in Holzschuhen aus der Vaterstadt. Alle Leute in der Stadt und in der Umgegend sprachen von dem Sonderlinge. Viele fanden seinen Einfall trefflich, schlossen sich ihm an, und so hatte er bald eine ganze Schaar Leute um sich, die sich wie er kleideten, ihm alles nachmachten und ihn wie einen Heiligen ansahen. So kam er, ganz mit Schmutz bedeckt, zum Papste Innocenz III., und bat ihn, eine Brüderschaft, d. i. einen Mönchsorden, stiften zu dürfen. „Mein lieber Bruder," antwortete ihm dieser, „ich möchte dir lieber rathen, mit den Schweinen im Kothe eine Brüderschaft zu machen; denn mit diesen hast du mehr Aehnlichkeit als mit einem Geistlichen." — Franciscus nahm dies für Ernst und lebte eine Zeitlang mit den Schweinen. Dann kam er wieder zum Papste und sagte, er habe ihm gehorcht. Ein solcher Gehorsam war dem heiligen Vater noch nie vorgekommen. „Mit dem Manne kannst du etwas anfangen," dachte er, und gab ihm die erbetene Erlaubniß, einen Orden zu stiften (1210). Alle Franciscaner mußten schwören, arm zu sein, ihren Obern streng zu gehorchen und nie zu heirathen. Er bekam nun solchen Zulauf, daß es bald in Italien, Frankreich und Spanien ganz von ihnen wimmelte. Dann reiste er auch nach Palästina, um den dortigen Sultan zum Christenthume zu bekehren, und da dieser dazu den Kopf schüttelte, erbot sich Franciscus, sich in einen brennenden Scheiterhaufen zu stürzen, die Flammen würden ihn nicht versehren. Aber der Sultan verbat sich den gefährlichen Versuch, und entließ ihn ehrenvoll. Der Orden der Franciscaner ist ein Bettlerorden; denn diese Mönche leben blos von Almosen.

Dominicus von Calarvejo, aus dem edlen spanischen Geschlecht der Guzman, sah auf seinen Reisen durch das südliche Frankreich, daß viele Leute dort in manchen Stücken von den Lehrsätzen der katholischen Kirche abwichen. Das erfüllte ihn mit heiligem Eifer, und er gab sich alle mögliche Mühe, die Ketzer wieder auf den Weg zurückzuführen, den er für den richtigen hielt. „Wie?" dachte er, „wenn du einen Orden errichtetest, der sich ganz damit beschäftigte, umherzureisen, die Ketzer auszuspähen und durch Liebe oder Gewalt sie zum katholischen Glauben zurückzubringen?" — Gesagt, gethan! Geschwind reiste er nach Rom zum Papste Honorius III. und machte ihm den Vorschlag. Der Papst hatte nichts dagegen und bestätigte den Orden der

Dominicaner oder Predigermönche (1216). Beide, die Dominicaner und Franciscaner, bekamen große Freiheiten; sie durften umherreisen, überall predigen und Beichte sitzen, und keiner durfte sie daran hindern. Im Uebrigen war die Wirksamkeit der Dominicaner und ihre Richtung eine den Franciscanern gerade entgegengesetzte. Von Anfang an war die Vertheidigung der Orthodoxie und der päpstlichen Allgewalt ihr Hauptbestreben; sie suchten sich daher der Lehrstühle an den Universitäten zu bemächtigen, während ihnen andererseits das Amt der Inquisitoren aufgetragen war, um durch dieses furchtbare heimliche Gericht überall das Unkraut der Ketzerei auszurotten.

Zur Verfolgung und Bestrafung der sogenannten Ketzer wurde ein besonderes geistliches Gericht eingesetzt, die Inquisition, zuerst 1229 von Gregor IX. auf einer Synode in Toulouse. Das war eine fürchterliche Einrichtung, die unerhörte Grausamkeit und unsägliches Elend veranlaßt hat. Uns kommt es so natürlich vor, daß jeder über Religion das glaubt, was seine Ueberzeugung ihm eingiebt. Aber das war früherhin nicht erlaubt. Wer nicht genau das als wahr annahm, was die Päpste und Kirchenversammlungen angenommen hatten, der war ein Ketzer und wurde von allen Katholiken für eine Geburt der Hölle angesehen. Aber das war noch nicht genug. Man glaubte, solche Ketzer könnten nach ihrem Tode nie selig werden, und es sei daher Pflicht für jeden Menschenfreund, solche verirrte Leute gleichviel ob mit Güte oder Gewalt, zu dem allgemeinen Glauben zurückzuführen. Dazu kam nun noch der Aerger, den viele darüber empfanden, daß die Ketzer sich unterständen, einen andern Glauben haben zu wollen, als sie selbst, und so entstand eine wüthende Verfolgungssucht der Andersdenkenden, die doch so ganz dem Geiste der Lehre unsers göttlichen Religionsstifters entgegen ist. Die Päpste setzten nun Gerichte nieder, welche die Ketzer verurtheilen mußten. Die meisten Richter bestanden aus Dominicanern. Oft war schon ein in aller Unschuld gesprochenes, aber von andern übelgedeutetes Wort hinreichend, ins Gefängniß geführt zu werden. Und in welche schauervollen Kerker! Auch die Habsucht, welche nach den Reichthümern eines Mitbürgers begierig war, oder die Rache, welche sich an dem Verderben des Feindes kühlen wollte, benutzten die Macht der Inquisition, um ihre Opfer zu fassen. Vergeblich war der Schrei des ungerecht Eingekerkerten; an das Licht des Tages und der Freiheit kam keiner, der in die fürchterlichen Hände

fiel. Eine Anklage war überall leicht gemacht. Wer nicht alles widerrief, wurde als ein hartnäckiger Ketzer zum Feuertode verurtheilt, und wer nicht die angeschuldigten Verbrechen eingestand, wurde auf die Folter gebracht. Am greulichsten war die Inquisition späterhin in Spanien und Portugal; zu seiner Zeit soll davon umständlicher gesprochen werden.

71. Rudolph von Habsburg, 1273.

Nachdem der unglückliche Friedrich II. 1250 gestorben war, ging es in Deutschland vollends darunter und darüber. Keiner war da, dem man gehorchte; Jeder that, was ihm gefiel, und das Faustrecht nahm alle Tage mehr überhand. Zwar hatte man zwei Kaiser statt Einen gewählt; aber beide waren so gut wie gar keiner; denn der eine war ein spanischer König, Alfons X., der nie nach Deutschland kam; der andere, ein englischer Prinz, Richard von Cornwallis, kam nur vier Mal hin, ging aber gleich, ehe er sich noch recht umgesehen hatte, wieder zurück. Daher nennt man auch die Zeit von Friedrichs II. Tode (1250—73) das Interregnum oder Zwischenreich; denn Friedrichs II. Sohn, Konrad IV., der von 1250—54 regierte, ist so gut wie gar nicht zu rechnen, weil er in Neapel mehr als in Deutschland zu thun hatte, und Wilhelm von Holland, der 1256 von den Friesen erschlagen wurde, war ohne alle Bedeutung.

Dies Unwesen dauerte 23 Jahre. Da dachten die vornehmsten deutschen Herzöge, es sei besser, einen mächtigen und thätigen Mann zum Kaiser zu wählen. Sie sahen sich nach einem solchen um, und Keiner schien ihnen mehr Vertrauen zu verdienen, als Rudolph, Graf von Habsburg (1273—91). In der Schweiz — damals gehörte sie noch zu Deutschland — und zwar im jetzigen Canton Aargau, auf einem Berge dicht an der Aar, sieht man noch jetzt die Ruinen des Schlosses Habsburg. Hier wohnte Rudolph. Aber noch viele andere Güter in der Schweiz waren sein; er war ein überaus reicher Herr und von Allen hoch geachtet. Wer ihn sah, gewann ihn lieb. Er war groß und schlank, mit wenigem, etwas röthlichem Haare, einer männlichen, aber angenehmen Stimme, und seine ernsten Züge verwandelten sich in eine freundliche Milde, sobald man mit ihm sprach. Ein besonderer Freund war er von unschuldigen Scherzen. Mehrere davon sollen nachher noch erzählt werden. Rudolphs Beispiel lehrt wieder, wie

gut es ist, wenn man gegen Andere gefällig ist, und daß man nie wissen kann, wer uns noch einmal zu nützen oder zu schaden im Stande sei. Mehrere Jahre vor seiner Kaiserwahl bekam Rudolph einmal einen Besuch von einem deutschen Geistlichen, Werner von Eppenstein, der zum Erzbischof von Mainz gewählt war. Er reiste eben nach Rom, um sich da bestätigen zu lassen, und bat Rudolphen, ihm bei der damaligen Unsicherheit der Landstraßen bis an die italienische Grenze das Geleite zu geben. Rudolph that das mit Vergnügen hin und zurück, und als Werner Abschied nahm, schüttelte dieser ihm dankbar die Hand und sagte: „Wollte Gott, Herr Graf, daß ich so lange noch lebte, bis ich Gelegenheit habe, Euch den mir erwiesenen Dienst zu vergelten.“ — Rudolph hatte die Sache schon wieder fast vergessen, und lag eben vor der Stadt Basel, als einige wohlgeschmückte Ritter in sein Lager kamen (1273) und ihm die überraschende Kunde brachten, daß die versammelten deutschen Fürsten ihn eben zum Kaiser gewählt hätten und ihn recht sehr bäten, doch gleich nach Aachen zu kommen, um sich mit Karls des Großen Krone krönen zu lassen. Rudolph wunderte sich nicht wenig, wie gerade auf ihn die Wahl gefallen sei? „Ja!“ sagten die Ritter, „Erzbischof Werner von Mainz hat uns gesagt, daß Ihr der frömmste, tapferste und gerechteste Fürst in Deutschland wäret, und da haben alle Herzöge ihr Vertrauen auf Euch gesetzt.“ — Aber Rudolph verdiente auch das Vertrauen; er war ein kreuzbraver, verständiger und echt frommer Herr. Man erzählte von ihm, wie er einst, noch als Graf, von der Jagd kommend, einem Geistlichen begegnet wäre, der auf ein benachbartes Dorf gerufen war, um einem Sterbenden das heilige Abendmahl zu reichen. Gleich stieg Rudolph vom Pferde, bat den Geistlichen hinaufzusteigen, und setzte hinzu: „Nimmermehr würde es sich schicken, wenn ich reiten wollte, während der, welcher den Leib meines Herrn und Heilandes trägt, zu Fuße geht.“ Der Geistliche mußte auch das Pferd behalten; ja er schenkte ihm noch ein Stück Feld dazu, auf welchem er das Futter bauen sollte.

Als nun Rudolph Kaiser war, ließ er gleich bekannt machen, daß die Befehdungen jetzt ein Ende haben müßten, und daß jeder wieder herausgeben sollte, was er vorher mit Gewalt dem Andern weggenommen habe. Damit waren freilich viele sehr unzufrieden. Besonders wurde darüber ergrimmt König Primislav Ottokar von Böhmen, ein stolzer, kriegerischer Fürst, der dem unglück-

lichen Friedrich, dem Freunde Konradino's, Oestreich weggenommen hatte.*) Daher wollte er auch den Rudolph nicht als König anerkennen, und so oft dieser ihn auch zu sich einlud, um ihm den Eid der Treue zu leisten, so kam er doch nie und gab endlich dem kaiserlichen Gesandten die stolze Antwort: „Ich sehe wohl, daß es keine unverschämteren Leute giebt, als solche, die von niederer Geburt hinaufgestiegen, und ich kann überhaupt nicht begreifen, wie so mächtige Fürsten darauf gekommen sind, einen so armseligen Grafen über sich zu setzen. Der Mann, der sich bisher nur mit Bischöfen und Städten herumgeschlagen hat, sollte sich hüten, mit einem so mächtigen und kriegerischen Könige anzubinden, damit er seinen leicht erworbenen Ruhm nicht einbüße." Rudolph that ihn in die Reichsacht, versammelte seine treuen Vasallen und zog mit ihnen gegen Ottokar zu Felde, nachdem er sich durch Bündnisse mit den deutschen Fürsten gestärkt hatte. Damals erhob er auch den Grafen Friedrich von Zollern zum Burggrafen von Nürnberg, d. i. zum Markgrafen von Ansbach und Baireuth. Bei Wien ging Rudolph über die Donau. Ottokar hatte bei der Nachricht von seiner Achtserklärung zwar wüthende Drohungen ausgestoßen, die kaiserlichen Gesandten aufzuhenken geboten und einigen als Hexen bekannten Weibern befohlen, den Kaiser durch ihre Zauberkünste sterben zu lassen. Aber nun verlor er den Muth und eilte ins kaiserliche Lager, um fußfällig um Vergebung zu bitten. Sein stolzes Herz suchte nur darin einen Trost, daß er mit seinen Begleitern prachtvoll gekleidet war. Der einfache Rudolph lächelte und bereitete ihm eine unerwartete, aber wohlverdiente Beschämung. Er ließ nämlich auch seinen Hofstaat, der den Ottokar bei ihm einführen mußte, aufs prächtigste kleiden, er selbst aber zog nur sein gewöhnliches graues Wamms an. So empfing er den stolzen König, und als nun vor ihm, dem schlichtgekleideten Herrn, der strahlende Vasall auf den Knieen lag, da mußte wohl jeder erkennen, wie eitles Prangen mit äußeren Vorzügen gar schlecht bestehe vor innerer Tüchtigkeit und Seelengröße.

Ottokar hatte früher sein braves, sanftes Weib verstoßen und gar vergiftet, um sich mit der stolzen Kunigunde von Bulgarien

*) In Oestreich war (1246) der letzte der Babenberger, Friedrich der Streitbare, ein wilder Krieger, in einer Schlacht gegen die Ungern gefallen. Sein nächster Verwandter war seines Bruders Enkel, der vorgenannte Friedrich von Oestreich, der auch Markgraf von Baden war. Aber die Oestreicher wurden von Ottokar beredet, ihn als Herzog herbeizurufen.

zu vermählen, die ihm jetzt den verdienten Lohn für seine Treulosigkeit gab. Denn als er aus dem kaiserlichen Lager zurückkam, empfing sie ihn, den schon Gedemüthigten mit Hohn und warf ihm seine Erniedrigung vor. Der stolze Mann fühlte diese jetzt doppelt; nur durch Erneuerung des Kriegs mit dem Kaiser glaubte er die Schmach von sich abwälzen zu können. Rudolph rief schnell die bereits entlassenen Fürsten herbei und setzte unweit Wien zum zweiten Mal über die Donau. Da kam es auf der großen Ebene, nördlich von Wien, welche man das Marchfeld nennt, bei Cistersdorf, zu einer großen Schlacht (1278). Ottokar war so erbittert, daß er einen polnischen Ritter angestiftet hatte, den Rudolph in der Schlacht aufzusuchen und ihn niederzustoßen. Der Pole, ein großer tapferer Mensch, schlug sich bis zum Kaiser durch, tödtete sein Pferd und focht mit ihm. Schnell machte sich Rudolph aus den Bügeln los und blieb ihm keinen Hieb schuldig, hätte doch aber zuletzt unterliegen müssen, wenn ihm nicht seine Leute zu Hülfe gekommen wären. Anders ging es dem Ottokar. Obgleich Rudolph verboten hatte, ihn zu tödten, sprengten doch zwei Ritter gegen ihn an, die er früher einmal beleidigt hatte, und stachen ihm sein Pferd nieder. Da bat Ottokar um sein Leben und versprach große Belohnung; aber der Eine sprach: „Du hast mir einst meinen schuldlosen Freund unter großen Martern getödtet! Darum mußt du jetzt den Tod leiden!“ — und er durchstach ihn mit dem Schwert, während der Andere ihn in den Hals hieb. So starb Ottokar von Böhmen. Sein Grab ist hinter dem Hochaltare der Metropolitankirche in Prag zu sehen. Nach der Schlacht fand man unter den Erschlagenen den schwer verwundeten Polen, der den Kaiser hatte tödten wollen. Man brachte ihn vor Rudolph und wollte ihn niederhauen. Aber jener verbot es. „Das wolle Gott verhüten!“ rief er; „es wäre ja schade um einen so tapfern Ritter, der sich durch das ganze Heer durchgeschlagen hat, wenn er sterben sollte!“ — und so entließ er ihn unversehrt nach Polen. Auch gegen Ottokars stolzes Weib und seine Söhne bewies er sich großmüthig. Er ließ ihnen ihr väterliches Reich; nur Oestreich mußten sie hergeben, und da die Herzöge von Oestreich ausgestorben waren, so gab er es seinem Sohne Albrecht, und ist dadurch Stammvater des östreichischen Kaiserhauses geworden.

Nun hätte der gute Kaiser gern in Frieden sein Reich regiert; aber daran war nicht zu denken. Die deutschen großen und kleinen Fürsten waren so an das unruhige Kriegsleben gewöhnt,

daß sie nicht in Frieden bleiben konnten; und hatte Rudolph hier eine Unruhe beendet, so brach dort eine neue aus. Endlich hieß es gar, es sei der schon vor 35 Jahren gestorbene Kaiser Friedrich II. wieder da. Es war nämlich ein Betrüger, Namens Friedrich Holzschuh, der an dem Hofe Friedrichs als Bedienter gewesen war und ihm seine Manieren abgelernt hatte. Wirklich soll er auch viele Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Kaiser gehabt haben. Er gab vor, er habe, des Krieges mit dem Papste müde, sich für todt ausgegeben, einen Todten an seiner Statt begraben lassen und sei nach Palästina gegangen. Nun aber komme er wieder, um sein Reich zu verwalten. Wirklich liefen ihm viele Leute zu und glaubten sein Mährchen, so daß er endlich einen ordentlichen Hofstaat einrichtete und gar so keck war, den Kaiser Rudolph vor sich zu rufen. Dieser hatte anfangs über die Mummerei gelacht; aber nun mußte er Ernst zeigen. Er ging schnell auf ihn los und belagerte ihn in Wetzlar. Die Bürger fürchteten sich vor Rudolph und lieferten den Betrüger aus, der nun auf dem Scheiterhaufen seine kurz genossene Ehre büßte. — So mußte Rudolph manchmal, ganz gegen seine Natur, mit Härte verfahren. Das geschah auch gegen die unzähligen Raubritter, die trotz aller seiner Verbote die Reisenden überfielen und den Schwächeren bekriegten. So ließ er einmal in einem Monate 66 Raubschlösser zerstören und alle Gefangene nach Erfurt bringen, wo die Edelleute enthauptet, die Gemeinen aber aufgehängt wurden. Das half; im ganzen Reich zitterten die Ungehorsamen vor seiner schnellen und strengen Gerechtigkeit.

Ein Beispiel von seiner klugen Besonnenheit gab er in Erfurt. Als er hier zu Gericht saß, trat auch ein Kaufmann aus Lübeck vor ihn und klagte: er habe einem Gastwirth in Erfurt, den er für einen ehrlichen Mann gehalten, einen Beutel mit Gold zum Aufheben gegeben. Jetzt, da er ihn wieder haben wolle, leugne der Mensch Alles weg. Der Kaiser ließ den Gastwirth holen, der keck vor ihn hintrat und hoch und theuer versicherte, er habe weder das Gold empfangen, noch kenne er den Kaufmann. Rudolph merkte aber bald an dem ganzen Benehmen beider, wer der Betrüger sein mochte. Wie von ungefähr sprach er zum Gastwirthe: „Ei! du hast ja einen recht herrlichen Beutel an deinem Gürtel hängen!“ Wirklich war dieser Beutel, nach damaliger Sitte, mit silbernen Fransen und Ringen schön verziert. Der Gastwirth nahm ihn geschwind ab, freute sich, etwas zu haben,

was dem Kaiser gefiele, und machte ihm ein Geschenk damit. Indessen kam ein Diener herein, der dem Kaiser etwas ins Ohr sagte; das benutzte dieser, in ein Nebenzimmer zu treten und hier schickte er einen Boten nach des Wirthes Frau, der ihr im Namen ihres Mannes sagen sollte, sie möchte doch einmal den bewußten Beutel mit dem Golde mitschicken; zum Zeichen, daß diese Bestellung von dem Manne selbst käme, sollte er nur den gestickten Beutel vorzeigen. Dies gelang. Die Frau vermuthete keine List, und schickte das Gold. Nun trat Rudolph wieder in den Gerichtssaal und fragte den Gastwirth, ob er noch bei seiner Aussage bleibe? Der vermaß sich, er habe die Wahrheit gesprochen. Da legte Rudolph ihm den Beutel des Kaufmanns vor, und fragte beide, ob sie den kennten? Der Wirth erblaßte; der Kaiser aber warf ihm unwillig sein Geschenk vor die Füße und ließ ihn zum Galgen abführen.

So großmüthig, wie er gegen jenen Polen gewesen war, zeigte er sich gegen Alle, die ihn persönlich beleidigt hatten. Bald nachdem er zum Kaiser gewählt war, sagte ihm einer seiner alten Freunde, er habe sich recht geändert: jetzt sei er viel gütiger als sonst. „So?“ antwortete er: „nun; mich hat wohl manchmal meine Strenge, nie aber meine Güte gereut!“ — Einmal kam er auf einen Schützenplatz und sah dem Armbrustschießen zu. Da traf ihn ein ungeschickter Schütze unversehens, so daß er krank nach Hause getragen werden und das Bette hüten mußte. Seine Höflinge schalten auf den Schützen, der zitternd dastand, und riethen dem Kaiser, er möchte ihm doch wenigstens die rechte Hand abhauen lassen. „Hättet Ihr mir das vor dem Schusse gerathen, so hätte Euer Rath von Nutzen sein können; was sollte aber das jetzt helfen?“ — Ein ander Mal ritt er durch einen Hohlweg. Hier begegnete ihm ein Bauer, der ihn nicht kannte und, statt ihm auszuweichen, ihm bald rechts, bald links den Weg vertrat. „Nun, wird's bald?“ riefen ihm des Kaisers Begleiter zu; „könnt Ihr nicht ausweichen?“ — „Wie kann ich denn?“ antwortete der Bauer; „die lange Nase des Herrn da nimmt ja den ganzen Weg ein!“ — Statt böse zu werden, lachte der Kaiser über den Einfall. „Gehe nur zu,“ sprach er, „ich will meine Nase auf die Seite biegen, daß du Platz habest!“ — Bald nach seiner Krönung in Mainz saß er eines Tages mitten unter seinen Großen. Da bemerkte er einen Bürger aus Zürich, der ihm einmal, als er noch Graf war, in einem Gefechte einen Schild und ein Pferd gereicht

hatte, nachdem er beides im Kampfe verloren, wodurch er aus der Lebensgefahr gerettet worden war. Gleich sprang er auf, ging auf den Mann zu und reichte ihm freundlich die Hand. Die Großen wunderten sich über die Herablassung; Rudolph aber sagte: „Dieser Mann hat dem Grafen Rudolph einst das Leben gerettet, daß er hat Kaiser werden können." — Ein ander Mal bemerkte er durch das Fenster, daß seine Wache viel arme Leute, die ihn gern sehen wollten, zurückstieß. Darüber wurde er sehr ungehalten und rief hinunter: „Glaubt ihr denn, daß ich darum Kaiser geworden bin, um mich in einen Kasten einzuschließen?" — Einige Jahre vor seinem Tode war er in Mainz. Da ihn auf der Straße fror, trat er in das Haus eines Bäckers, setzte sich an den Backofen und wärmte sich an den eben herausgezogenen Kohlen. Die Frau des Bäckers war über die Einquartierung, die des Kaisers Anwesenheit nöthig machte, unzufrieden, und da sie den Kaiser nicht kannte und ihn für einen kaiserlichen Kriegsknecht hielt, so schimpfte sie nicht nur tüchtig auf den Bettelkaiser — so nannte sie ihn —, sondern goß dem vermeintlichen Reiter eine ganze Wasserkanne über den Leib. Rudolph wurde nicht böse und ging triefend nach Hause. Als er an der Mittagstafel saß, schickte er einen seiner Bedienten in der kaiserlichen Liverei mit einem Vorrathe von Speisen zu der bösen Frau, mit dem Auftrage: das schicke ihr der Reitersknecht von heute Morgen. Wie erschrak die Frau, als sie nun hörte, daß das der gnädige Herr Kaiser gewesen sei, den sie so gemißhandelt habe; und als sie nun noch dazu den Befehl erhielt, gleich nach dem Schlosse zu kommen, wußte sie sich vor Angst nicht zu lassen. Zitternd und zagend folgte sie dem Diener und trat wie vernichtet in den Saal. „Gute Frau!" rief ihr Rudolph zu, „fürchtet Euch nicht! Aber ganz ohne Strafe könnt Ihr nicht wegkommen. Zur Züchtigung sollt Ihr die ganze Geschichte der Gesellschaft hier zum Besten geben." — Das geschah denn auch, zu vielem Ergötzen der Anwesenden. — In der Gegend von Basel ritt er einmal vor dem Hause eines Gerbers vorbei, der gerade seine übelriechenden Felle ausspannte. „Höre Freund!" rief ihm Rudolph zu, „du möchtest auch wohl lieber 100 Mark jährlicher Einkünfte und eine hübsche Frau haben, als dies widrige Geschäft treiben?" — „O Herr," antwortete der Handwerker, „glaubt mir, ich habe beides." — „So?" sprach Rudolph verwundert, „ich werde nur mein Pferd in die Herberge reiten, und dann gleich sehen, ob du wahr geredet hast." — Der Gerber ließ hurtig die

Felle wegnehmen, eine Tafel mit gutem Weine in blinkenden Flaschen und mit schönen Speisen in goldenen und silbernen Gefäßen besetzen, und seine Frau mußte sich schön geschmückt daransetzen. Bald war der Kaiser da. Er wurde vom Gerber in einem feinen Kleide empfangen und an die wohlbesetzte Tafel geführt. „Wahrlich!“ sprach Rudolph voll Staunen, „du hast wahr gesprochen. Aber, sage mir, wie kommst du zu solchem Reichthume, und wie kannst du als reicher Mann ein so schmutziges Gewerbe treiben?“ — „Eben durch diese stinkende Arbeit,“ antwortete der Gerber, „habe ich mir mein Vermögen erworben und die schönen Sachen, die Ihr hier seht, würden bald fort sein, wenn ich mich der Arbeit schämen wollte, oder den Geruch meiner Felle nicht mehr ertragen könnte.“ — „Brav! guter Mann,“ fiel ihm Rudolph in die Rede, „bleibe so fleißig und vernünftig,“ — Stolz und Uebermuth waren dem Kaiser in den Tod zuwider. Er selbst trug in der Regel nur ein graues Wamms, und da dies einmal zerrissen und Niemand bei der Hand war, der es ihm hätte flicken können, so that er es selbst, um zu zeigen, daß Arbeit auch den Höchsten nicht schände.

Achtzehn Jahre lang regierte der treffliche Habsburger über Deutschland und hatte die Freude, noch vor seinem Tode zu sehen, daß das Reich viel beruhigter und geordneter war als vordem. Den Kummer hatte er noch kurz vor seinem Ende, daß die Kurfürsten nicht seinen ältesten Sohn, Albrecht, zu seinem Nachfolger wählen wollten. Vielleicht wurde auch sein Tod, der 1291 erfolgte, dadurch beschleunigt. Mißvergnügt hatte er den Reichstag verlassen und sich in den Elsaß begeben. Hier in Straßburg überfiel ihn eine so unaufhaltsame Entkräftung, daß die Aerzte ihm ankündigten, er werde nicht lange mehr leben können. „Wohlan!“ sprach er gefaßt, „nach Speier, zu den Gräbern der Kaiser!“ Aber ehe er noch Speier erreichte, starb er in Germersheim, 74 Jahre alt.

72. Adolph von Nassau, 1291—98. — Schweizerbund; Albrechts I. Tod, 1308. — Arnold von Winkelried, 1386.

Nach Rudolphs I. Tode wählten die Fürsten den Grafen Adolph von Nassau (1291—98), einen tapfern Mann, dem es aber an der nöthigen Macht fehlte, seinen Befehlen Nachdruck

zu geben. Er war so unvermögend, daß er nicht einmal die Kosten seiner Krönung den Frankfurtern bezahlen konnte. Aber er war nicht nur arm — ihm gehörte nur ein Theil der Grafschaft Nassau —, sondern auch ungerecht. Es lebte nämlich damals ein Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, Albrecht der Unartige, mit seinen beiden erwachsenen Söhnen Friedrich und Diezmann in Feindschaft und Krieg. Unmöglich konnten sie den Vater achten. Noch als sie Knaben waren, hatte er ihre Mutter Margaretha, eine Tochter Kaiser Friedrichs II., verstoßen und sie so gemißhandelt, daß sie durch die Flucht sich retten mußte. Als sie in der Nacht aus der Wartburg, wo Albrechts Residenz war, flüchtete und von ihren beiden Knaben Abschied nahm, biß sie im Uebermaße des Schmerzes ihren Liebling Friedrich so in die Backe, daß er davon den Beinamen „mit der gebissenen Wange" erhielt. Da nun Albrecht seinem Sohne zweiter Ehe (mit Kunigunde von Eisenberg), Apitz, seine Länder zuwenden wollte, so führten jene beiden Brüder, Friedrich und Diezmann, einen bittern Krieg mit ihrem Vater. Die Erbitterung Albrechts wurde endlich so groß, daß er seine Länder Thüringen und Meißen lieber dem Könige Adolph zum Kaufe anbot, um sie nur seinen Söhnen nicht zu hinterlassen. Adolph nahm den Vorschlag gern an; er hatte gerade eine Summe vom König von England erhalten, damit er mit diesem einen Einfall in Frankreich mache, und da es nachher nicht zum Kriege kam, so behielt er das englische Geld und bezahlte damit Thüringen und Meißen. Die beiden Brüder wehrten sich tapfer, und bis zu seinem Tode blieb es ungewiß, ob er das ungerechte Gut behaupten würde. Seine Truppen begingen im Meißnischen viele Greuelthaten, und er verlor dadurch den Rest von Achtung, den er noch gehabt hatte. Friedrich und Diezmann ließen sich auch nachmals ihre Länder nicht entreißen. Von Friedrich mit der gebissenen Wange stammen die nachherigen Kurfürsten von Sachsen ab. Adolphs Unglück war, daß er sich mit dem ehrsüchtigen Erzbischofe von Mainz, Gerhard von Eppenstein, veruneinigte, der gehofft hatte, ihn nach Belieben lenken zu können, und sich nun in seiner Hoffnung betrogen sah. Darum wiegelte er die Fürsten gegen ihn auf und brachte es dahin, daß sie ihn förmlich absetzten und dagegen Albrecht, den Sohn Rudolphs von Habsburg, wählten. Beide Könige zogen nun gegeneinander. Adolph suchte in der Schlacht bei Gellheim (unweit des Donnersberges in Rheinbaiern) seinen Gegner

auf, um sich persönlich an ihm zu rächen. Obgleich eine bald anfangs erhaltene Wunde ihn hinderte, den Helm aufzusetzen, so sprengte er doch auf Albrecht los, sobald er ihn erblickte, und rief ihm zu: „Du sollst mir nicht entkommen; hier wirst du das Reich lassen!" — Albrecht antwortete: „Das stehet in Gottes Hand!" und hieb ihn — so ist wenigstens die gewöhnliche Sage — so auf den Kopf, daß er sogleich vom Pferde sank, worauf andere ihn vollends tödteten. Das geschah 1298.

Albrecht I. (1298—1308), der also durch die Tödtung seines Gegners den Thron bestieg, wurde späterhin durch einen Mord wieder hinuntergestürzt. Er war ein kaltherziger, habsüchtiger Mann, und hatte überhaupt nicht die Tugenden seines Vaters Rudolph. Gleich nach dessen Tode riß er alles vorräthige Geld und alle Kleinodien an sich und ließ seiner Stiefmutter so gar nichts, daß die arme Frau erst ihre Kostbarkeiten und zuletzt ihre besten Kleider verkaufen mußte, um die dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten. Seine Habsucht brachte ihm zuletzt den Tod. Damals gehörten die Landestheile, aus denen sich später die Schweiz gebildet hat, theils zum Königreich Burgund, theils zu Deutschland; aber einige Stücke davon, z. B. die drei Waldstätte,*)

*) Die Erzählung vom Tell und von der Gründung der Eidgenossenschaft, wie sie in der Hauptsache auf dem Bericht des Schweizer Chronisten Tschudi beruhend bis in die neuere Zeit als Thatsache gegolten hat, ist nun durch nähere historische Forschungen in den Bereich der Sage verwiesen worden. Dennoch haben wir diese Erzählung im Text unverändert stehen lassen, weil wir meinen, daß sie auch in sagenhafter Gestalt noch auf geraume Zeit hinaus in dem geschichtlichen Jugendunterrichte ihren Platz behalten, und daß die Kenntniß dieser Sage noch lange mindestens eben so nothwendig erscheinen wird, wie die Kenntniß von den wirklichen Vorgängen. Wir fügen die historischen Thatsachen in einer kurzen Zusammenstellung hier bei.

Die drei Waldstätte, Uri, Schwyz und Unterwalden, deren Bevölkerung dem Stamme der Alemannen angehört, traten erst mit den Kämpfen des Hauses Habsburg um den Kaiserthron in eine gewisse Bedeutung heraus. Obwohl dem deutschen Reiche als ein Bestandtheil des Herzogthums Schwaben angehörend, waren doch diese entlegenen Gebirgsgegenden bis zur Zeit Rudolphs von Habsburg vom Reiche wenig beachtet worden. Die öffentlichen Zustände der Bevölkerung beschränkten sich auf das Streben, die Unabhängigkeit, welche die freien Bauern dieser Lande besaßen, sich zu erhalten, oder da, wo die Leute unter der Herrschaft von Klöstern oder größerer Grundherrn standen, möglichste Unabhängigkeit zu gewinnen. Andrerseits war das im Aargau und im Zürichgau durch Besitz und Macht hervorragende Haus der Grafen von Habsburg bemüht, seine Grafengewalt auch über die Waldstätte zu behaupten und dieselbe zur wirklichen Landeshoheit auszubilden. Diesen

Schwyz, Uri und Unterwalden, gehörten keinem besondern Herrn, sondern standen unmittelbar unter dem Reiche, hatten aber viele Vorrechte, z. B. daß sie nach ihren eigenen Gesetzen lebten, und daß nur, wenn besondere Vorfälle es nöthig machten, ihnen vom Kaiser ein Vogt geschickt wurde, der die nöthigen Untersuchungen anstellte. Aber das war dem Albrecht nicht genug. Ihm gehörten in der Schweiz eine Menge reicher Güter. Da diese aber zerstreut lagen, so wollte er gern, daß die dazwischenliegenden Ländchen sich ihm auch unterwürfen, und ließ daher den Waldstätten sagen: sie würden wohl thun, wenn sie sich seinem Schutze unterwürfen; widerstehen könnten sie ja doch seinen mächtigen Waffen nicht. Aber er wollte sie lieber zu seines Hauses lieben Kindern haben; denn er habe von seinem Vater immer gehört, daß sie ein tapferes Volk wären, und tapfere Männer liebte er über alles. Aber sie wollten lieber freie Reichsgenossen als

---

Plänen entgegen war unter Friedrich II., dem Hohenstaufen, Uri der Gewalt der Habsburger entzogen und unmittelbar unter das Reich genommen worden; auch Schwyz hatte einen ähnlichen Freibrief erlangt. Doch hatte wiederum Rudolph von Habsburg vor seiner Erwählung zum Kaiser selbst in Uri als frei und ungezwungen berufener Schiedsrichter gewaltet und Gericht gehalten. Als Kaiser erkannte Rudolph die Reichsunmittelbarkeit von Uri an; den Freibrief der Schwyzer bestätigte er nicht. Nach Rudolphs Tode traten die Waldstätte sogleich, am 1. August 1291, in einen Bund zusammen, dessen Ziele deutlich gegen Habsburg gerichtet waren, und Adolph von Nassau zeigte sich gern bereit, Freiheitsbriefe für Uri und Schwyz zu ertheilen. Kaiser Albrecht I. bestätigte zwar diese Briefe nicht, aber daß er Vögte in die Waldstätte geschickt habe, ist nicht nachgewiesen. Nach seiner Ermordung erbaten und erhielten die Waldstätte von seinem Nachfolger, Heinrich VII., die Bestätigung der Reichsunmittelbarkeit, und als nach dieses Kaisers frühem Tode der Kampf um die Kaiserkrone zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich (Habsburg) ausbrach, traten die Waldstätte auf Ludwigs Seite. Da zog Friedrichs Bruder, Leopold der Glorwürdige, mit Heeresmacht gegen die Eidgenossen heran, die in einem herrlichen Siege am Morgarten ihre Freiheit vertheidigten, 15. Novbr. 1315. Darauf erneuerten sie zu Brunnen, am 9. Decbr. 1315, ihren Bund, und Kaiser Ludwig der Baier bestätigte 1316 den Waldstätten ihre früheren Freiheitsbriefe. Von da ab ist die Gründung der Eidgenossenschaft als vollzogen anzusehen.

Alles Uebrige ist Sage. Nicht so, daß man annehmen müßte, es seien die Gestalten und die Ereignisse geradezu erfunden; einfache Vorgänge, mannhaftes Hervortreten schlichter Volksgenossen sind von leicht erklärbarer Begeisterung emporgehoben und verklärt worden. Dem nicht mehr erkundbaren wirklichen Zusammenhange der Vorgänge hat die Sage mit freiem Walten eine ihr zusagende Umgestaltung verliehen und wohl auch Fremdes, wie die Sage vom Apfelschuß, damit verwebt.

Unterthanen eines Landesherren sein und antworteten ihm ganz treuherzig: sie erinnerten sich zwar mit vielem Danke, daß der hochselige Kaiser Rudolph ihnen immer ein guter Vogt gewesen sei; aber dennoch wollten sie lieber in dem Zustande ihrer Vorfahren bleiben, und bäten den König, er möchte ihnen doch ihre Freiheiten bestätigen. Albrecht war darüber unwillig. Er schickte ihnen, um sie recht zu drücken, zwei stolze, herrische Menschen als Vögte ins Land, Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg. Dieser zog in das Bergschloß bei Sarnen in Unterwalden; jener aber baute sich, was unerhört war in diesem freien Lande, einen Twinghof (feste Burg) bei Altorf in Uri. Dabei blieb es nicht; die Vögte, weil sie selbst nicht viel bedeuteten, behandelten die Landleute mit Härte und Verachtung, warfen jeden wegen des kleinsten Versehens ins Gefängniß, nannten die alten Edelleute des Landes Bauernadel, kurz, sie machten sich allgemein verhaßt. Einmal ritt Geßler, der das Volk recht tyrannisch drückte, bei dem Hause eines reichen Landmanns von Schwyz, Werner Stauffachers, vorbei. Das Haus war schön gezimmert von Holz, nach der wohlhabenden Leute Art, mit vielen Fenstern versehen, mit Bibelsprüchen bemalt, weitläufig und glänzend erbaut.*) Stauffacher stand gerade vor der Thüre und zog ehrerbietig den Hut ab; Geßler aber starrte das Haus an und rief im Vorbeireiten: „Kann man auch leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt!“ — Diese Worte erzählte Stauffacher seinem verständigen Weibe; das aber wurde besorgt deshalb und redete ihm zu, doch nach Uri über den See zu fahren, zu seinem Freunde, dem alten Walther Fürst, einem sehr geachteten Landmanne in Attinghausen, einem Dorfe unweit Altorf, und sich Raths zu erholen. Er fuhr hin und fand hier einen jungen Landmann aus Unterwalden, Arnold von der Halden, aus dem Melchthal. Wegen einer Kleinigkeit hatte Landenberg dem Arnold zwei schöne Ochsen vom Pfluge spannen lassen und der Knecht des Vogts hatte dabei gesagt: die Bauern könnten selbst den Pflug ziehen, wenn sie Brod essen wollten. Da war dem Arnold der Zorn aufgewallt, er hatte dem Knechte mit seinem Stocke einen Finger zerschlagen und war entflohen. Aber Landenberg hielt sich nun an den Vater und ließ ihm die Augen ausstechen.

*) Das Haus steht zwar nicht mehr, aber eine Kapelle — die Stauffacher-Kapelle — an derselben Stelle, an der das Haus gestanden hat, in Steinen.

Diese drei Landleute klagten sich nun gegenseitig ihre Noth, theilten sich ihre Besorgnisse mit und meinten, der Tod sei besser, als ein ungerechtes Joch zu dulden. Sie beredeten sich, jeder sollte seine Freunde und Verwandten ausforschen, und in einer bestimmten Nacht wollten sie dann wieder zusammenkommen auf dem Grütli, einer schönen Wiese am Fuße des Seelisberges, am westlichen Ufer des Vierwaldstättersees, rings von steilen Felsenwänden umgeben, daher vom Lande schwer zugänglich, nur nach dem See offen. Im Herbste 1307 kamen die drei Schweizer zusammen in einer stillen, mondhellen Nacht. Jeder brachte zehn bewährte Freunde mit. In größter Stille stiegen sie theils auf einsamen Felspfaden auf das Grütli hernieder, theils kamen sie auf Kähnen über den See, unbemerkt von den Spähern der Vögte. Das Gefühl der gemeinschaftlichen Noth und die schöne, hehre Nacht in einer der wildesten und doch reizendsten Gegenden öffneten ihre Herzen. Alle hoben mit bewegtem Gemüth die Hände auf und schwuren: Freundschaft und Beistand auf Leben und Tod; Treue dem Kaiser; Vertreibung der Vögte ohne Blutvergießen und Erhaltung der theuern, von den Vorältern empfangenen Freiheit. Am 1. Januar des folgenden Jahres wollten sie die That ausführen, bis dahin aber sich ruhig halten. So gingen und fuhren sie auseinander, jeder still in seine Hütte.

Aber ehe noch der wichtige Neujahrsmorgen herankam, geschah eine That, welche die Ausführung fast beschleunigt hätte. Es lebte in Bürglen, einem Dorfe unweit Altorf, ein junger, kräftiger, freiheitsliebender Mann, Wilhelm Tell, ein Schwiegersohn des Walther Fürst. Der ging einst, seinen kleinen Sohn an der Hand, über den Markt von Altorf. Hier hatte Geßler auf einer Stange einen Hut aufrichten lassen und befohlen, daß jeder Schweizer, der vorbeigehe, vor dem Popanz den Hut abnähme, um ihren Freiheitssinn zu kränken. Tell sah auch die Stange, aber sein freier Sinn konnte sich zu der Reverenz nicht entschließen. Da sprang die Wache herzu, ergriff ihn und wollte ihn in's Gefängniß abführen. Ueber dem Lärmen kam der Landvogt selbst dazu und fragte, was es gäbe? Und als er es erfahren hatte, rief er: „Verachtest du so deinen Kaiser, Tell, und mich, der hier an seiner Statt gebietet, daß du die Ehr' versagst dem Hut, den ich zur Prüfung des Gehorsams aufgehängt? Dein böses Trachten hast du mir verrathen!“ — „Verzeiht mir, lieber Herr!“ antwortete Tell, „aus Unbedacht, nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehn.

Ich bitte um Gnade; es soll nicht mehr begegnen!" — „Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell," fuhr Geßler fort, „ich weiß, du triffst den Apfel vom Baume auf hundert Schritte. Drum nimm die Armbrust gleich, und mach' dich fertig, einen Apfel von deines Knaben Kopf zu schießen. Und ziele gut, ich rathe es dir; denn fehlst du ihn, so ist dein Kopf verloren." — Tell bebte zusammen. „Herr!" rief er, „welches Ungeheure sinnt Ihr mir an. Ich soll vom Haupte meines eigenen Kindes — nein, nicht doch, lieber Herr! das könnet Ihr im Ernst von einem Vater nicht begehren." — „Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben!" sprach streng gebietend der Landvogt. „Hundert Schritte gebe ich dir, nicht mehr und nicht weniger."*) Vergebens flehte noch einmal Tell: „Herr! Ihr habt gewiß keine Kinder; Ihr wisset nicht, was sich bewegt in eines Vaters Herzen." Vergebens erinnerte ihn der alte Walther Fürst, daß ein Gott im Himmel sei, dem jeder müßte Rede stehen von seinen Thaten. Vergebens fielen alle Anwesende nieder und baten um Erlaß. Da riß Tell in fürchterlicher Verzweiflung zwei Pfeile aus dem Köcher; der kleine Walther stellte sich an seinen Platz, einen Apfel auf dem Kopfe; der Vater zielte, und schoß — schoß mitten durch den Apfel. Wie froh war Tell! wie frohlockten die umstehenden Schweizer! Nur Geßler stand mürrisch da, und als Tell nun von dannen gehen wollte, rief er ihn zurück. „Du steckteſt ja," fragte er, „noch einen zweiten Pfeil zu dir? Ja, ja! ich sah es wohl! Was meintest du damit?" — Tell zögerte, den wahren Grund zu sagen. „Sage mir die Wahrheit," fuhr Geßler fort, „frisch und fröhlich, Tell; was es auch sei, dein Leben sichere ich dir. Wozu der zweite Pfeil?" — „Wohlan, o Herr!" sprach Tell, „weil Ihr mich meines Lebens habt versichert, so will ich Euch die Wahrheit gründlich sagen. Mit diesem zweiten Pfeile durchschoß ich — Euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte; und Eurer wahrlich hätte ich nicht gefehlt!" — „Wohl, Tell!" rief Geßler, „des Lebens habe ich dich gesichert; doch weil ich deinen bösen Sinn erkannt habe, will ich dich hinführen und verwahren lassen, wo weder Mond noch Sonne dich bescheint, damit ich sicher sei vor deinen Pfeilen. Ergreift ihn, Knechte! bindet ihn!" — Trostlos

*) Da, wo Tell gestanden haben soll, ist ein Brunnen, und da, wo der Knabe, ein zweiter Brunnen. Die Entfernung beträgt 100 Schritte; dies war bei den altorfer Schützen die gewöhnliche Schußweite.

sah der kleine Walther seinen Vater, sahen die Schweizer ihren Landsmann und Freund wegführen. Geßler ließ ihn auf ein Schiffchen bringen, das ihn auf die andere Seite des Sees, nach Küßnacht (ungefähr sechs Stunden) bringen sollte; er selbst fuhr mit. Als sie aber auf dem See waren, brach ein so grausam-mörderisches Ungewitter aus den Schlünden des Gotthardberges los, daß allen Ruderern das Herz entsank, und alle meinten, elend zu ertrinken. Denn wenn der Südwind — man nennt ihn den Föhn — sich hier in den hohen Bergen, die den See umgeben, verfängt, so kann er nicht so bald wieder heraus, fährt von Felswand zu Felswand und rührt den See zu ungeheuern Wogen auf. So war's auch jetzt. Da wandte sich einer der Schiffer zum Landvogt und sprach: „Ihr seht Eure und unsere Noth, o Herr, und daß wir alle am Rande des Todes schweben. Nun aber ist der Tell ein starker Mann und weiß ein Schiff zu steuern; wie? wenn wir ihn jetzt gebrauchten in der Noth?" — Da sprach der Vogt zu ihm: „Tell, getrautest du's dir wohl, uns zu helfen aus dem Sturme, wenn ich der Bande dich entledigte?" — „Ja, Herr!" war die Antwort; „mit Gottes Hülfe traue ich mir's, und helfe uns wohl von dannen." Man band ihn los; er stellte sich ans Steuerruder und leitete das Schiff zwischen den empörten Wogen. Zugleich blickte er aber seitwärts nach seiner Armbrust hin und merkte am östlichen Ufer genau herum, ob nicht ein Auffsprung sich fände zum Entspringen. Da wendete sich das Schiff am Apenberg um eine Felswand herum, von der ein Riff vorsprang in den See. Hier flehte er den Beistand Gottes an, drückte mit der ganzen Kraft der Angst das Hintertheil des Schiffes fest an die Felswand an, faßte schnell die Armbrust und schwang sich nun hoch springend auf die Platte hinauf. Das Schiff schleuderte er mit gewaltigem Fußstoße hinter sich in den See zurück, wo es nun umhertrieb. Indessen ging es dem Landvogte besser, als er erwarten konnte. Der Sturm legte sich bald*) und das Schiff trieb bis in die Gegend von Küßnacht, wo Geßler landete. Von da gedachte er zu Lande nach Altorf zurückzukehren. Aber unterwegs ereilte ihn sein Schicksal. Als er durch den hohlen Weg, der von Küßnacht führt, ritt, traf ihn Tells Pfeil ins Herz. Leicht hätten die Ver-

*) Da, wo Tell hinaussprang, steht jetzt die Tellskapelle. Nur bis hierher pflegt der Föhn so arg zu wüthen; daher hatte der Landvogt nachher auch leichteres Fahren.

schworenen nun im ersten Schrecken den Twinghof einnehmen können; aber es war ja der Neujahrstag zur gemeinschaftlichen Unternehmung verabredet; darum blieben sie still und warteten diesen erst ab.

In der Nacht zum 1. Januar 1308 ließ sich ein Jüngling von Unterwalden, aus der Zahl derer, die auf dem Grütli geschworen hatten, von einer Magd, die er kannte, an einem Seile in eine der Burgen hinaufziehen. Er half dann eben so zwanzig anderen hinauf. Schnell nahmen sie nun den Amtmann, sein Gesinde und seine Kriegsknechte gefangen. Eben so glücklich waren die Verschworenen mit den andern Schlössern der Vögte. Ein Haufen zog am frühen Morgen nach der Burg bei Sarnen, in welcher Landenberg wohnte, und führte eine Menge Kälber, Schafe, Ziegen und Hühner mit sich, als wenn sie ihn, wie es dort Gebrauch war, zum Neujahr beschenken wollten. Er begegnete ihnen auf dem Felde; denn er ging eben in die Messe, freute sich der Gaben und befahl ihnen, sie vollends in die Burg zu bringen. Als sie aber auf die Zugbrücke kamen, stieß Einer ins Horn, während jeder der andern rasch ein Eisen aus dem Busen langte und es auf einen spitzigen Stock befestigte. Zugleich rannten dreißig andere Gesellen aus einem Hinterhalte hervor und nahmen mit ihnen die Burg ein. So ging es überall in den drei Waldstätten. Von Alp zu Alp sah man mit Entzücken die verabredeten Zeichen, daß Alles gelungen sei. Und wirklich konnten sich die guten Schweizer mit Recht freuen, weil kein Verbrechen diesen schönen Tag der neuen Freiheit trübte. Kein Tropfen Bluts wurde vergossen, und als man den Landenberg auf der Flucht auffing, that man ihm nichts zu Leide. Er mußte schwören, nie wieder das Land zu betreten, und wurde dann unbeschädigt entlassen. Er floh zu Kaiser Albrecht, den noch in demselben Jahre ein härteres Schicksal traf.

Albrecht I. hielt sich eben auf den habsburgischen Gütern in der Schweiz auf. In seinem Gefolge war Johann von Schwaben, seines Bruders einzig hinterlassener Sohn, jetzt volljährig, und doch, trotz aller Bitten, noch nicht in den Besitz seiner Güter gesetzt. Das kränkte den Prinzen um so mehr, da er sah, wie Albrechts Söhne, mit ihm vom gleichem Alter, schon über Länder und Leute geboten, und er ihnen in allen Dingen nachgesetzt wurde. Jetzt war er mit seinem Oheim in der Schweiz, er sah die schönen Schlösser, von denen ein Theil auch ihm zu-

kam, und immer bitterer wurde die Stimmung seines Gemüths. Das wurde leicht bemerkt, und so schlossen sich alle die an ihn, die auch mit dem Kaiser unzufrieden waren. Vier Edelleute (sie hießen Walther von Eschenbach, Rudolph von Balm, Rudolph von Wart und Konrad von Tegerfeld) verschworen sich mit ihm, dem Leben des Kaisers, der auf die Bitten der Gerechtigkeit nicht hören wollte, ein Ende zu machen. Noch einen Versuch wollte Johann machen, weil es ihm schwer wurde, den eigenen Oheim zu tödten. Er bat zwei Bischöfe, für ihn mit dem Kaiser zu sprechen. Albrecht hörte sie freundlich an, fertigte sie aber, wie gewöhnlich, mit Vertröstungen ab. „Wenn ich zurückkomme von der Reise," sagte er, „da wollen wir sehen! Mein Vetter muß nur Geduld haben." — Murrend wandte sich Johann von seinem Oheim; da rief ihm dieser nach: „Hör' an! Wähle dir indessen hundert der besten Rosse und Leute aus meinem Heere aus; die magst du anführen!" — Aber Johann ging mit verbissenem Grimme und dachte über seine Schande nach. Da sie alle bei der Tafel saßen, brachte ein Junker Maienkränze — denn es war gerade der 1. Mai —; der Kaiser aber suchte den schönsten für seinen Neffen aus und sprach dabei: „Siehe, lieber Vetter, so etwas paßt sich für dein Alter!" — Johann legte den Kranz neben sich; seine Augen füllten sich mit Thränen. — Nachmittags ritt Albrecht seiner Frau entgegen; die Ritter seines Hofes begleiteten ihn. Als sie aber an eine Ueberfahrt über die Aar kamen, trennten ihn die Verschworenen von den übrigen, damit, wie sie sagten, der Kahn nicht beschwert würde. Da fielen, als man eine Strecke durch die Felder geritten war, die Verschworenen über den Kaiser her. Er aber rief: „Vetter, zu Hülfe!" — „Da ist die Hülfe!" schrie Johann und rannte ihm das Schwert in den Nacken, daß es vorn durch die Brust hinausdrang und der unglückliche Kaiser zu Boden stürzte. Ein armes Weib, das eben des Weges her kam, sah ihn fallen, lief herzu und stand dem Sterbenden bei. Kaum war die That geschehen, so erschracken Johann und seine Freunde über das, was sie soeben gethan hatten. Das Bewußtsein, einen Mord, und zwar einen Königsmord begangen zu haben, erschreckte sie bis ins Innerste der Seele. Sie jagten auseinander und haben sich von Stund an nie wieder gesehen. Johann eilte durch die Schweiz und verschwand. Man glaubt, er sei nach Palästina gezogen und in Pisa als Mönch gestorben. Man nennt ihn wohl Johann

Parricida von seiner That; denn Parricida bedeutet einen Vatermörder. Lange Zeit nachher saß täglich ein Bettler in Wien am neuen Markte und bettelte Brot; der gab sich für seinen Sohn aus. Eschenbach war entkommen, man wußte nicht wohin. Aber im hohen Alter wurde er als Schäfer wieder erkannt; so hatte er 25 Jahre lang im Württembergischen gelebt. Erst auf dem Todtenbette bekannte er, wer er sei. Wart, unter allen der unschuldigste — denn er hatte der That zugesehen —, wurde auf der Flucht ergriffen, Arme und Beine ihm gerädert und er noch lebendig auf das Rad geflochten. In tiefem Jammer verging seine treue Frau. Sie hatte vor der Königin von Ungarn, Agnes, des Kaisers Tochter, die gegen alle, welche nur mit den Mördern in einiger Verbindung gestanden hatten, wüthete, einen Fußfall gethan, um das Leben ihres Mannes zu retten, und vergeblich sie bei Gottes Gnade am jüngsten Tage um Erbarmen gefleht. Nun lag sie drei Tage und drei Nächte betend unter dem Rade auf den Knieen, bis der erwünschte Tod den Qualen ihres Mannes ein Ende machte; so lange mußte er leiden! Dann ging sie nach Basel zu Fuß und starb in untröstbarem Grame. Aber Agnes' Rachedurst war noch nicht gestillt. Mehr als 1000 unschuldige Männer, Weiber und Kinder wurden hingerichtet und noch eine größere Zahl in Armuth versetzt, blos weil sie mit den Mördern verwandt oder sonst in Verhältnissen waren. Ihr eigener Bruder Friedrich, ein guter, sanfter Jüngling, tadelte sie deshalb. — „O!" rief sie mit funkelnden Augen aus, „ich merke, du hast den Leichnam deines ermordeten Vaters nicht gesehen!" Als sie auf Eschenbachs Burg kam, ließ sie alle seine Diener umbringen. Sein Kind hatte nicht gerettet werden können; es lag wimmernd in der Wiege. Wie eine Furie fuhr Agnes darauf los und wollte es mit eigenen Händen erwürgen. Nur mit Mühe gelang es, den Knaben ihrer Wuth zu entreißen. Als sie eines Tages recht viel Unschuldige hatte hinrichten lassen, sagte sie selbstzufrieden: „Heute habe ich mich im Maienthaue." Dann erbaute sie auf der Stelle, wo ihr Vater gefallen war, das Kloster Königsfelden, zog selbst dahin und brachte ihre ganze Zeit mit frommen Uebungen zu. Aber mit Recht schalt sie ein alter, ehrwürdiger Eremit wegen ihrer gefühllosen Rachsucht. „Frau!" sprach er, „es ist ein schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergießt und aus dem Raube dann Klöster stiftet. Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung!" — Wie recht hatte nicht der alte Mann!

Daß die Schweizer bei den Herzögen von Oestreich verhaßt waren, ist nicht zu verwundern. War doch Albrecht in der Schweiz ermordet worden und die Waldstätte standen auf der Seite Ludwig des Baiern. Das konnte ihnen Leopold der Glorwürdige, ein jüngerer Sohn Albrechts, nimmermehr vergeben. Er rief seine Vasallen zusammen, um — so sagte er — „diese Bauern mit seinem Fuße zu zertreten". Auch nahm er viele Stricke mit, die Anführer aufzuknüpfen. Die Schweizer dagegen fürchteten sich nicht, weil sie eine gerechte Sache hatten, und sprachen: „Wir könnten uns wohl über den Herzog beklagen, aber wir wollen ihn, wenn er uns überziehen will, mit Gott erwarten und gegen seine Macht uns wehren." — Mit großer Macht zog Leopold heran. Er hatte den Kern des östreichischen Adels bei sich; auch Landenberg fehlte nicht. In langem Zuge zogen die herrlichen Ritter, alle von Kopf bis zu den Füßen gepanzert, mit wallenden Helmbüschen, in die Hohlwege der Alpen ein, auf Schwyz los. Es schien ein Wald von Lanzen sich zu nähern. Aber die Schwyzer waren wohlgemuth; ihnen kamen in der Stunde der Gefahr einige Hundert aus Uri und Unterwalden zu Hülfe, so daß es 1300 waren. Wie wenige gegen so viele! Aber sie stritten für ihr Vaterland, ihre Weiber, und Kinder, hatten eine gerechte Sache, trauten auf Gott und waren aller Wege und Engpässe wohl kundig. Sie stellten sich auf einen Berg, an dessen Fuß ein kleiner See, der Aegerisee liegt. Zwischen ihm und dem Berge ging der Weg, den die trefflichen Ritter von Oestreich zogen; die Gegend ward nachher der Morgarten genannt. Sobald die ganze schwere Reiterei in dem engen Wege war, erhoben sich die 1300, rollten große Steinblöcke, die sie oben zusammengebracht hatten, hinab und schleuderten mit großer Kraft Steine unter den dichtgedrängten Haufen. Jeder Stein traf. Die Füße der Pferde wurden zerschmettert; die Thiere wurden scheu, und drängten zurück in großer Angst. Aber hinten stand das Fußvolk und drängte vor, so daß die Reiter zu ihrem Schrecken sahen, daß hier nicht zu entfliehen und daß alle Waffen unnütz seien. Jetzt, wo die Verwirrung allgemein einriß, rannten die Schweizer mit lautem Geschrei hinab, stießen und schlugen mit Hellebarden, Morgensternen, Schwertern und Keulen auf die Ritter, die in dem dichten Gewühle die Arme zu rühren und die Lanzen einzulegen nicht vermochten. Viele setzten mit ihren Pferden in den See hinein, vom Wasser mehr Erbarmen erwartend als von den grimmigen

Schweizern. Hier fanden viele — viele edle Ritter ihren Tod; Landenberg war unter ihnen; warum hatte er auch seinen Eid gebrochen! Herzog Leopold entkam nur mit genauer Noth, indem ein der Wege kundiger Mann ihn rettete. Aber todtenblaß und in tiefer Traurigkeit kehrte er aus diesen furchtbaren Bergen zurück. Er ist nie wieder in die Pässe der Waldstätte gekommen. Dies war die Schlacht im Morgarten (1315). Zwei Tage nach derselben kamen Abgeordnete aus den drei Urcantonen in Brunnen, das am östlichen Ufer des Vierwaldstättersees in Schwyz herrlich gelegen ist, zusammen und schlossen den ewigen Bund, eine Vereinigung, welche dem allgemeinen Schweizerbunde zu Grunde liegt.

Was Leopold nicht gelungen war, wollte 70 Jahre später seines Bruders Sohn, auch ein Leopold von Oestreich, auf einem andern Wege versuchen. Er zog auch mit einer auserlesenen Schaar von Rittern und ihren Knechten in das Schweizerland, aber auf Luzern zu. Bei Sempach erwarteten ihn die Schweizer, nur etwa 1400 Mann und mit schlechten Waffen. Viele hatten kurze Schwerter, oder Morgensterne, oder Hellebarden; eine Lanze hatte keiner; viele hatten sich kleine Bretter statt der Schilde an den linken Arm gebunden. Manche trugen dieselben Waffen, die schon bei Morgarten gute Dienste gethan hatten, aber hier nicht auszureichen schienen. Leopold dachte an seines Oheims Schicksal und die Verwirrung, die damals durch die scheuen Pferde entstanden war. Seine Ritter mußten absteigen und so durch das Feld einherziehen. Er war voll hohen Muthes: man warnte ihn, sich nicht zu weit vorzuwagen; da antwortete er: „Soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Lande will ich mit euch siegen oder umkommen!“ — Aber auch die Schweizer verzagten nicht. Der Gott, der ihnen bei Morgarten beigestanden hatte, konnte sie auch jetzt retten und den kleinen Haufen gegen den übermächtigen Feind stark machen. Sie fielen angesichts des Feindes nieder auf die Kniee und beteten zu Gott; so war es ein alter Gebrauch unter ihnen. Nun rannten sie in vollem Ungestüm auf den Feind mit lautem Kriegsgeschrei. Aber sie wurden empfangen von einer Mauer von Schilden und einem Walde hervorragender Lanzen; denn in einen tiefen und breiten Haufen hatten sich die Ritter gestellt, Mann an Mann, so dicht, daß die kurzen Waffen der Schweizer keinen erreichen konnten. Und in dem Augenblicke

schwenkten sich die beiden Flügel, um das Häufchen wie durch einen halben Mond einzuschließen, und rückten mit fürchterlichem Waffengerassel heran. Da standen die Schweizer unthätig. Was war zu thun? Vorwärts wehrten die Lanzen, zurück wollten sie nicht, und 60 Schweizer waren schon erschlagen. Diesen Augenblick banger Unentschlossenheit entschied ein Mann aus Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried. Er sprach zu seinen Landsleuten: „Wartet, ich will euch eine Gasse machen!" — sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Treue, liebe Eidgenossen! sorgt für mein Weib und meine Kinder!" — lief gegen den Feind, umschlang mit seinen starken Armen so viele Spieße, wie er zu fassen vermochte, begrub sie in seine Brust und drückte sie, da er ein großer, starker Mann war, im Fallen mit zu Boden. Plötzlich stürzten seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam in die Reihen der Ritter hin, schlugen auf die wehrlosen rechts und links und machten sich Bahn, während andere Schweizer sie eilig verstärkten. Die Hitze des Tages war so groß — es war der 9. Juli —, daß manche Ritter im Gedränge erstickten. Das Gefecht wurde immer heftiger; denn nun stritten Mann gegen Mann. Viele edle Herren wurden hier erschlagen. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben!" Von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, stürzte er sich in die feindlichen Haufen und fand den gesuchten Tod. Als die Schaaren ihren Herzog nicht mehr sahen, verloren sie die letzte Hoffnung. Sie sahen sich eilig nach ihren Pferden um.

„Pferde her! Pferde her!" riefen sie; aber nur wenige konnten sie schnell genug erreichen. Sechshundertsechsundfunfzig Grafen, Herren und Ritter fanden hier, in der Schlacht von Sempach (1386), ihren Tod, die vielen Knappen ungerechnet. Welche wilde Tapferkeit die Schweizer beseelte, davon nur ein Beispiel: Die Einwohner der Stadt Zofingen hatten ihr Banner (Fahne) ihrem Schultheiß (Bürgermeister), Nikolaus Gutt (oder Thut), anvertraut. Als er von den Feinden umringt wurde und keine Rettung sah, dachte er nur das Banner zu retten, um seiner Stadt die Schande zu ersparen. Er riß das Zeug in viele Stücke, den Stock aber faßte er mit den Zähnen fest; so fand man seine Leiche. Seit dieser Zeit ließen die Bürger von Zofingen ihre Schultheißen schwören, das Banner der Stadt so zu hüten wie Nikolaus Gutt.

Der bei Sempach gefallene Herzog Leopold hinterließ einen Sohn, Leopold den Stolzen. Dieser 17jährige Jüngling schickte 1388 wieder einen Haufen Oestreicher, der durch viele Ritter aus der Schweiz, die es mit Oestreich hielten, verstärkt wurde, in die Schweizer Alpen, diesmal auf Glarus zu. Eilig sammelte sich hier der Landsturm; auch Urner, Unterwälder, Luzerner und Schwyzer eilten herbei. Man traf in der Schlacht bei Näfels unweit Glarus aufeinander. Die Oestreicher wurden geschlagen und versprengt, und viele fanden ihren Tod. Nun erst ließ sich Oestreich herab, mit den Helvetiern einen Frieden zu schließen.

Der Bund der drei Waldstätte erweiterte sich nach und nach, indem sich auch andere Cantone anschlossen. Zuerst kam Luzern und begehrte Aufnahme; dann Zürich, Glarus, Zug und Bern. Das waren die acht alten Orte; doch waren darüber 46 Jahre verflossen (1353). Späterhin kamen Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell. — So waren 13 Cantone beisammen (1513), und so ist es geblieben bis auf die neueren Zeiten, wo sie bis auf 22 vermehrt wurden. Oestreich hat die wachsamen Schweizer nie wieder unter seine Herrschaft bringen können, obgleich es mehrmals versucht worden ist. Doch blieb die Schweiz fürerst immer noch bei dem deutschen Reiche, als dessen Genossen sich die Cantone ansahen. Erst unter Kaiser Maximilian I. ist diese Verbindung zerrissen worden.

73. Heinrich VII., 1308. — Ludwig der Baier, 1314, und Friedrich von Oestreich. — Karl IV., 1347. — Wenzel, 1378. — Ruprecht von der Pfalz, 1400.

Die Geschichte von Deutschland brachen wir mit Albrechts I. gewaltsamen Tode (1308) ab. Es meldeten sich mehrere Fürsten zur deutschen Kaiserkrone, und besonders machte sich Albrechts Sohn, Friedrich von Oestreich, große Hoffnung darauf; auch der König von Frankreich, Philipp IV., hatte den Einfall, für seinen Bruder um sie zu werben; aber die Wahlfürsten hüteten sich wohl, Deutschland unter die Herrschaft der Franzosen zu geben, und wählten Heinrich VII., Grafen von Luxemburg, einen der tapfersten Ritter jener Zeit (1308—13). Für Deutschland hat er nicht viel gethan, weil er durch die Unruhen der lombardischen

Städte nach Italien gezogen wurde, um ihnen zu zeigen, daß die Kaiser noch Herren der Lombardei wären. Als er, über Lausanne, Genf und Susa ziehend, über die Alpen gekommen war, erschienen zwar vor ihm die Abgeordneten der Städte und erboten sich, ihn als ihren Herrn zu erkennen; aber er sollte dies nur dem Namen nach sein. Sobald er eine kleine Steuer ausschrieb, brach die Empörung aus. Anfangs war das Glück dem Kaiser hold; er besiegte die Rebellen, drang sogar bis Rom vor und hatte die Freude, daß sich mehrere Städte für ihn erklärten. Unter Anderm erhielt er ein Schreiben von dem berühmten Dichter Italiens, Dante Alighieri, der in seinem herrlichen Gedichte, die göttliche Komödie, auf eine tief ergreifende Weise die Qualen der Hölle, die Angst im Fegefeuer und endlich die Seligkeit des Paradieses geschildert hat. Dieser Mann war damals von seinen Feinden aus seiner Vaterstadt Florenz vertrieben, und hoffte nun, daß der Kaiser die Parteienwuth stillen würde. Darum schrieb er an ihn und hieß ihn als Retter Italiens willkommen. Aber seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung; denn Heinrich starb plötzlich in Italien (1313). Anstrengung und Erkältung waren die Ursache, aber man glaubte, daß es eine vergiftete Hostie gewesen sei, welche ihm ein von seinen Feinden bestochener Mönch beim Abendmahle gereicht hätte.

Zwei Männer zogen nun besonders die Augen der Wahlfürsten auf sich: Ludwig, Herzog von Baiern, und Albrechts I. Sohn, Friedrich, Herzog von Oestreich. Jeder dieser beiden hatte seine mächtige Partei, die ihn zum deutschen König wählte. So hatte Deutschland zugleich zwei Könige:

Ludwig den Baier (1313—46) und Friedrich von Oestreich (1313—30). Die Städte, die damals viele Macht besaßen und kampflustige Bürger hatten, hielten es meist mit dem Baier, dagegen der Adel mehr mit Friedrich. Zwischen beiden kam es nun zu einem erbitterten Kriege, den besonders Leopold der Glorwürdige, Friedrichs Bruder, derselbe, welcher in Morgarten vor den Schweizern fliehen mußte, mit großer Thätigkeit führte. Endlich kam es 1322 zu der entscheidenden Schlacht bei Ampfingen oder bei Mühldorf, einem bairischen Städtchen unweit der östreichischen Grenze, am Inn.*) Der kriegs-

*) Seine Offiziere warnten Friedrich, eine Schlacht zu wagen, ehe sein Bruder Leopold herangekommen sei. Er aber antwortete: „Es ist schon genug,

erfahrene Nürnberger, Seyfried Schweppermann, dem Ludwig die Anführung seines Heeres anvertraut hatte, siegte über die Oestreicher; Friedrich wurde gar gefangen. Man führte ihn zu Ludwig, der seitwärts auf einem stolzen Rosse in einem blauen Waffenrocke hielt und ihn mit den Worten empfing: „Wir sehen Euch gern, Herr Vetter!“ Friedrich schwieg mit gesenktem Blicke, und Ludwig ließ ihn nach dem Schlosse Trausnitz, im nördlichen Baiern, unweit des Böhmerwaldes, abführen.*)

Aber damit war der Krieg nicht zu Ende. Leopold führte ihn nach wie vor fort und machte seinem Feinde so viel zu thun, daß dieser sich recht nach dem Frieden sehnte. Er ging daher selbst auf das Schloß Trausnitz, reichte dem Gefangenen treuherzig die Hand und bot ihm die Freiheit an, wenn er der Königskrone entsagen und nebst seinem Bruder ihm gegen alle seine Feinde beistehen wolle. Erfülle er diese Bedingungen nicht, so solle er versprechen, in seine Haft zurückzukehren. Friedrich hatte 2½ Jahre auf der Trausnitz einsam vertrauert. Er schwur, und wurde freigelassen. Sogleich eilte er, gewissenhaft sein Versprechen zu erfüllen, und bedeutete durch öffentliche Schreiben seine Anhänger, Ludwig den Baier als ihren König und Herrn zu erkennen. Aber darauf hörten sie nicht; namentlich wollte sein Bruder Leopold nichts von dem Vertrage wissen und setzte den Krieg mit Ludwig mit Nachdruck fort. Was war nun zu thun? Friedrich hatte zwar sein Möglichstes gethan, aber die Bedingungen waren doch nicht erfüllt worden. Er schwankte keinen Augenblick. Noch in demselben Jahre stellte er sich bei Ludwig in München ein, warf sich seinem Feinde in die Arme und bot sich zum Gefangenen dar. Und Ludwig? — Der Edelmuth Friedrichs rührte ihn tief. „Nein!“ sprach er, „nicht mein Gefangener, mein Freund sollst du fortan sein.“ Er drückte ihn an sein Herz, und von nun an waren sie die innigsten Freunde. Ja, Ludwig nahm ihn zum

---

ja allzu viel des Blutes, zu viel der Thränen von Wittwen und Waisen geflossen. Lieber entsagen oder unterliegen; aber ein Tag soll dem bedrängten Deutschland Ruhe verschaffen.“

*) Als Friedrich den Schloßberg hinangefahren wurde und das eiserne Thor sich mit Geraffel öffnete, sprach er: „Ja wohl Trausnitz (traue nicht)! Ich würde auch nicht da sitzen, hätte ich meinen Kräften nicht zu viel getraut!“ — In der Einsamkeit seines Gefängnisses vertrieb er sich die Langeweile mit Schnitzen von Pfeilen. Seine schöne und tugendhafte Frau, Elisabeth von Aragonien, weinte um sein Geschick so viel, daß sie das Augenlicht verlor.

Mitkönig an. Sie schlossen den Vertrag von München (1325), durch den sie sich zu gemeinschaftlicher Regierung einigten. Ihre Befehle wurden von beiden untersiegelt und unterschrieben, und heute stand Ludwigs, morgen Friedrichs Name voran. Zog der eine zu Felde, so regierte der andere indessen daheim. Dieser schöne Verein zweier hochherziger Fürsten dauerte bis an Friedrichs Tod, der schon 1330 erfolgte. Von nun an regierte Ludwig allein. Aber seine Regierung war weder für Deutschland, noch für ihn glücklich, wenn das Glück eines Fürsten darin besteht, daß ihn seine Unterthanen lieben; denn er sorgte mehr für die Vergrößerung seines Hauses, als für die Ruhe Deutschlands, und seine Feindschaft mit dem Papste in Avignon, der ihn gar in den Bann that,*) war eine Quelle vieler Verwirrung. Zwar zog Ludwig nach Italien, ließ sich in Rom von einigen besonders dazu ernannten vornehmen Römern krönen, erklärte den ihm feindlichen Papst in Avignon (Johann XXII.) für abgesetzt und ließ in Rom einen andern wählen; aber die Römer, erbittert über eine ihnen aufgelegte Steuer und über die Plünderungen der deutschen Kriegsknechte, empörten sich, verfolgten ihn beim Abzuge mit Steinwürfen und verjagten seinen Papst, der nun, nachdem er in die Hände seines erbitterten Gegners, Johann XXII., gefallen war, zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt wurde. Die Fürsten waren mit Ludwig höchst unzufrieden und drei Jahre vor seinem Tode sagten sie ihm geradezu: „Das Reich ist unter dir, Baier, so sehr verfallen und geschwächt worden, daß man auf alle Art vorbeugen muß, daß es nicht wieder an einen baierschen Fürsten gelange."

In der That war damals in Deutschland jede Ordnung aufgelöst; überall Rechtslosigkeit, überall Fehde, Unterdrückung des Schwächern durch den Stärkern und Ungerechtigkeit. Dies gab Veranlassung zu der Entstehung der Fehmgerichte in Westphalen, die von der Mitte des 13. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts bestanden zu haben scheinen. Die Freigerichte waren wohl im Grunde nichts weiter als eine Fortbildung der alten

*) Der gegen Ludwig erlassene Bannfluch lautete: „Verflucht sei Ludwig bei seinem Eingange, verflucht bei seinem Ausgange! Der Herr schlage ihn mit Wahnsinn, Blindheit und Tollheit! Der Himmel sende über ihn seine Blitze! Der Zorn Gottes und der Apostel entbrenne gegen ihn in dieser und der zukünftigen Welt! Der Erdkreis kämpfe gegen ihn, der Boden öffne sich und verödе! Seine Kinder mögen daraus vertrieben werden und in die Hände derer fallen, die sie tödten!"

Grafengerichte über freie Männer und Grundbesitzer, worin über eigentliche Vergehen derselben (Friedensbrüche) von Schöffen aus ihrer Mitte geurtheilt wurde, nur daß sie ganz allmälig ihre Befugnisse auch über die Grenzen ihrer Heimath und ihres Standes ausgedehnt und einerseits freie Männer aus allen Theilen des Reiches unter ihre Beisitzer aufgenommen hatten, wie sie anderseits auch die Rechtsgiltigkeit ihrer Urtheile über ganz Deutschland und alle Stände des Volkes mit Ausnahme der Geistlichkeit behaupteten und durch ihre überall zerstreuten Mitglieder die Execution derselben vollziehen ließen. Zugleich bildete sich aus alten Traditionen und den nothwendigen Modificationen späterer Zeiten und Verhältnisse ein von der ältesten deutschen Weise in manchen Stücken abweichendes Gerichtsverfahren, was, da nur förmlich Eingeweihte daran Theil nahmen, („Wissende") eine Menge abenteuerlicher Vorstellungen schon zu jener Zeit erregt hatte.

Da dieser Gerichtsbund sich immer weiter ausdehnte und den Friedensbrechern jedes, selbst fürstlichen Standes, immer lästiger zu werden begann, so erregte die Sache selbst die Aufmerksamkeit des Kaisers, der sich von Wissenden desselben seine Einrichtung erklären ließ und nichts daran auszusetzen fand. Dies gab Veranlassung zu der ersten schriftlichen Niedersetzung dieses Gerichtsherkommens. Der Bund selbst aber erhielt von nun an wo möglich noch größere Ausdehnung und Ansehen, was ihm auch im ganzen Laufe des Jahrhunderts blieb, wo er beinahe das einzige und gewiß das wirksamste Schutzmittel gegen die Zügellosigkeit des zu einer Räuberbande gewordenen Herren- und Ritterstandes war.

Bei der Sorglosigkeit, mit welcher Ludwig der Baier regierte, drang endlich der Papst darauf, daß ein neuer König gewählt werde, weil Ludwig als ein unter dem Banne liegender König nicht länger regieren dürfe, und sprach die fürchterlichsten Verwünschungen über ihn aus. Die Fürsten, welche größtentheils vom Papste gewonnen waren, traten zusammen und wählten

Karl IV. (1346—78), Markgrafen von Mähren, einen Enkel Kaiser Heinrichs VII. von Luxemburg. Zwar gab Ludwig seine Ansprüche nicht auf, und es fehlte ihm auch nicht an Anhängern, die ihm treu blieben; aber er starb schon das Jahr darauf auf einer Bärenjagd zwischen München und Augsburg (1347).

Karl war ein wohl unterrichteter Mann, ein warmer Freund der Wissenschaft und Künste, aber ein sehr schlechter Kaiser. Für seine Erbländer sorgte er desto besser. Er besaß außer Mähren

auch das Königreich Böhmen, und erwarb noch dazu die Mark Brandenburg, die Lausitz und Schlesien.*) Für diese Länder ist er ein wahrer Vater gewesen. Er residirte gewöhnlich in Prag, wo er eine Universität, die erste in Deutschland, anlegte, und noch sind in dieser Stadt viele herrliche Gebäude, die von ihm herrühren. Auch Breslau, welches zu seiner Zeit abbrannte, ließ er neu aufbauen und erweiterte es bedeutend. Nie ist Böhmen in solchem Flore gewesen, als unter ihm. Darum mögen ihn die Böhmen mit Recht ehren; wir Deutsche können es nicht. Die Freunde des Hauses Baiern wollten sich ihm anfangs nicht unterwerfen und wählten zum Gegenkönig den reichen, tapfern und verständigen Grafen Günther von Schwarzburg. Nur ungern nahm dieser die ihm dargebotene Krone an, und hatte auch bald Ursache, seine Nachgiebigkeit zu bereuen; denn die ihm zugethanen Fürsten verließen ihn einer nach dem andern; er selbst wurde krank und nahm daher den Antrag Karls an, der ihn drückenden Krone zu entsagen, wofür ihm Karl einige Städte in Thüringen und auf dem Harze überließ. Wenige Tage darauf starb er. Der Hauptfeind Kaiser Karls war der Kurfürst Ludwig von Brandenburg, der älteste Sohn Ludwigs des Baiern. Daher kam es dem Kaiser recht gelegen, daß 1347 ein Mann auftrat, der sich für den verstorbenen Markgrafen von Brandenburg Waldemar ausgab, und den man nachher den falschen Waldemar genannt hat.**). Die Feinde des bairischen Hauses nämlich (Mecklenburg, Pommern, Anhalt, Sachsen und der Erzbischof von Magdeburg) hatten diesen Betrüger, der ein Müller, Namens Rehbock, gewesen sein soll, aufgestellt und gaben vor, ihn für den rechten Waldemar anzu-

*) Die Mark Brandenburg nämlich war eine Besitzung des baierschen Hauses, indem Ludwig das Kurfürstenthum seinem Sohne Ludwig gegeben hatte. Aber Karl brachte es nach dem Tode desselben an sich, und so wurde es eine Besitzung der Luxemburger. Jenes Ludwigs von Brandenburg Frau war die berüchtigte Margarethe Maultasch, welche diesen Namen von ihrem Schlosse Maultasch, das auf einem Berge zwischen Botzen und Meran in Ruinen herrlich liegt, führte. Ihr Vater Heinrich von Kärnthen und Graf von Tirol vermählte sie mit dem fünfjährigen Bruder Karls IV.; da aber Margarethe den knabenhaften Ehemann verachtete und Ludwig der Baier ihr seinen ältesten Sohn Ludwig, Kurfürst von Brandenburg, antrug, so vermählte sie sich mit diesem. Sie ist wegen ihres unweiblichen Wesens und ihrer Grausamkeit berüchtigt. Da sie keine Erben hatte, so vermachte sie Tirol an das Haus Oestreich, dem es noch gehört.

**) Waldemar war der letzte bedeutende Markgraf aus dem anhaltischen Hause in Brandenburg gewesen, welches 1320 ausstarb.

erkennen. Rehbock erzählte: er, Waldemar, sei zwar 1319 für todt ausgegeben worden; aber er sei heimlich nach Jerusalem gewallfahrtet, um da seine Sünden abzubüßen, und komme jetzt zurück, sein Land wieder in Besitz zu nehmen. Die Brandenburger glaubten ihm und fielen ihm zu; bald waren alle Städte der Mark bis auf Frankfurt und Treuenbrietzen in seinen Händen, weil Kurfürst Ludwig und sein böses Weib Margarethe Maultasch allgemein verhaßt waren; auch Kaiser Karl erkannte ihn als Markgraf an, und schickte ihm ein Heer zu Hülfe. Aber endlich kam das Volk zur Besinnung; Ludwig versöhnte sich mit dem Kaiser; dieser zog sich von dem Betrüger zurück, erklärte, er hege doch einige Zweifel an der Echtheit desselben, belehnte den Ludwig mit Brandenburg und befahl den Einwohnern, dem falschen Waldemar zu entsagen. Dieser sah sich endlich von seinen Anhängern verlassen, nachdem er neun Jahre seine Rolle mit viel Geschick gespielt hatte. Die Fürsten von Anhalt gaben ihm einen Zufluchtsort in Dessau, wo er in Ruhe gestorben ist.

Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wurden fast sämmtliche Länder Europas von einem furchtbaren Uebel heimgesucht, von einer Seuche, die man den schwarzen Tod nannte und welche die asiatische Cholera an Furchtbarkeit noch übertraf. Sie scheint sich in Klein-Asien ausgebildet zu haben, von wo sie durch Schiffe nach Italien kam. Nachdem sie hier die furchtbarsten Verheerungen angerichtet und ganze Familien hingerafft hatte, so daß viele Güter und Häuser herrenlos geworden waren, durchwanderte sie auch andere Länder: Spanien, Frankreich, England, und kam 1350 auch nach Deutschland. Nachmals hat sie sogar die nördlichen Länder: Dänemark, Norwegen, Schweden, selbst das kalte Island, heimgesucht. Die Kranken bekamen schwärzliche Flecken über den Körper, und die meisten waren am dritten Tage bereits todt. Vergebens sahen sich die Aerzte nach einer wirksamen Arznei um. Die Ansteckung war zugleich so groß, daß schon die Berührung der Sachen eines Kranken das Gift mittheilte; sogar Thiere, welche die auf der Straße liegenden Kleider Gestorbener berührten, fielen todt hin. Jetzt wurden alle von tödtlichem Schrecken ergriffen, und diese Angst machte die Ansteckung noch zugänglicher. Einer wich dem andern aus; man sah den Bruder vom Bruder, die Gattin vom Gatten, selbst Väter und Mütter von ihren Kindern fliehen, so daß unzählbare Kranke sich selbst überlassen blieben, wenn sich nicht ein Freund aus aufopfernder

Liebe oder ein Diener aus Habgier zur Pflege entschloß. Alle Begleitung zum Grabe fiel weg; Leute aus der niedrigsten Classe trugen für großen Lohn den Sarg eiligst zum Begräbnißplatz. Noch gräßlicher war das Loos der Armen. Man brachte sie in Lazarethe, wo ihnen aber meist jede Pflege und Wartung abging; hier lagen sie zu Tausenden nebeneinander geschichtet und verpesteten die Luft weit umher. Viele starben auf den Straßen, andere verlassen in ihren Häusern, und erst der Leichengeruch machte den Nachbarn kund, daß verwesende Leichname da wären. Jeden Morgen fand man eine Menge derselben, die während der Nacht da ausgesetzt waren, damit die Anverwandten die Kosten und die Gefahr des Beerdigens ersparten. Dann holten die von der Obrigkeit bestellten Männer Särge herbei, oder auch nur ein Brett, und ein Sarg umschloß oft Mann und Frau, Vater und Sohn oder mehrere Geschwister. Sah man zwei Priester mit einem Kreuze einem Leichenzug vorangehen, so öffneten sich alsbald alle Thüren; aus ihnen trug man einen oder mehrere Särge hervor, die sich dem Trauerzuge anschlossen. Im ganzen Europa starben $^2/_5$ der gesammten Bevölkerung, und da man diese Verheerung für eine Strafe Gottes hielt, so zogen zahllose Haufen sogenannter Flagellanten im Lande umher, die sich zur Abbüßung der Sünden der Menschen den Rücken zerfleischten. Dies waren Leute, die entweder aus religiöser Schwärmerei oder aus Arbeitsscheu in einzelnen Haufen im Lande umherzogen, um sich für die Vergehungen des Volkes zu geißeln. Vor ihnen her wurde eine blutrothe Fahne getragen; sie selbst waren in Bußkleider gehüllt und trugen in der Hand eine Geißel aus knotigen Riemen, deren Enden eiserne Stacheln hatten. Wenn sie unter dem Zulaufe des Volkes in eine Stadt einzogen, so warfen sie die Kleider ab, nur den Leib mit einem weißen Tuche umwunden. Unter Absingung trauriger Bußpsalmen geißelten sie sich dann den Rücken so, daß das Blut herablief, und beteten zu Gott, daß er um ihres Blutes willen die verdienten Strafen abwenden möchte. Zuletzt sammelten sie unter dem Volke Geldbeiträge ein. So wurde unsere heilige Religion zu schnödem Gelderwerbe gemißbraucht! — Nachdem der schwarze Tod fast ganz Europa durchzogen hatte, hörte er endlich von selbst auf.

Kurz vor und bald nach diesem großen Unglück trug sich in Rom eine seltsame Regierungsveränderung durch Cola di Rienzi zu. Dieser Mann war der Sohn eines Weinschenken und einer

Wäscherin. Er hatte sich von Jugend auf mit den Wissenschaften beschäftigt, die Werke der Alten gelesen und war, umgeben von den Ueberresten altrömischer Denkmäler, von Bewunderung für die römische Vorzeit erfüllt. Gerührt durch den Anblick der traurigen Lage Roms, um das sich weder der Papst, der seit 1309 in Avignon im südlichen Frankreich residirte, noch der Kaiser in Prag bekümmerte, und das innern Parteiungen preisgegeben war, ergriff er mit Begeisterung die Idee, Rom seine alte Größe wiederzugeben und es wieder zum Haupte der Christenheit zu machen. Er bedachte nicht, daß jede Zeit ihre eigenen Verfassungen verlangt, und daß ein längst abgestorbener Staatskörper nicht wieder belebt werden könne. Der damalige Zustand Roms war in der That betrübend. Die römischen Barone hatten alle Schlösser der Umgegend und ihre Paläste in der Stadt in Festungen verwandelt, selbst die Ruinen befestigt und Soldaten hineingelegt, die, Räubern gleich, die friedlichen Bürger überfielen, beraubten und ihre Beute in ihren Festen verbargen. Die Regierung führte dem Namen nach ein vom Papste ernannter Senator, der aber vor den Gewaltthätigkeiten der Großen, die zu seiner Partei gehörten, die Augen schloß und dessen Gewalt von seinen Gegnern nicht anerkannt wurde. Die Edeln theilten sich in die beiden Parteien Orsina und Colonna, die unaufhörlich gerüstet und feindlich einander gegenüberstanden. Diesem unglücklichen Zustande glaubte Cola ein Ende machen zu können; es schmeichelte dem eiteln Manne der Gedanke, in die Fußstapfen der Gracchen zu treten. Während er mit diesem Gedanken umging, hatte er die Freude, mit dem Dichter Petrarca zugleich als Gesandter nach Avignon geschickt zu werden, um den Papst (Clemens VI.) zu bitten, nach Rom zurückzukehren. Zwar hatte diese Gesandtschaft keinen Erfolg; jedoch hörte der Papst mit Wohlgefallen die Beredtsamkeit Cola's an und ernannte ihn zum Notar der apostolischen Kammer in Rom. Dies Amt verwaltete er mit der größten Redlichkeit; vergebens suchte er seine Amtsgenossen zu bewegen, dasselbe zu thun; aber eben die Bestechlichkeit, der alle Beamte damals zugänglich waren, bestärkte seinen Vorsatz, der Gesetzlosigkeit durch eine neue Verfassung ein Ende zu machen.

Um das Volk für seinen Plan vorzubereiten, stellte er 1347 auf dem Capitol ein großes Gemälde auf. Man sah darauf ein Schiff, das ohne Steuer und Segel auf tobendem Meere umhertrieb, in Gefahr von den Wellen verschlungen zu werden. Auf

dem Verdeck kniete eine schwarzgekleidete Frau; ihr Kleid war zerrissen, in ihren Blicken Verzweiflung; sie schien mit gerungenen Händen um Rettung zu flehen. Darunter stand: „Das ist Rom!“ Außerdem trieben noch andere schon geborstene Wracke umher; auf jedem sah man den Leichnam einer Frau liegen und dabei standen die Namen „Babylon, Troja, Karthago, Jerusalem“ u. s. w. Das Volk sammelte sich neugierig vor dem Gemälde; da trat Cola hervor und schilderte der Menge den trostlosen Zustand der Stadt und die Nichtswürdigkeit der Edeln mit hinreißender Beredtsamkeit. Solcher Reden hielt er mehrere. Die Edeln spotteten über die ohnmächtige Wuth des Demagogen; die Vernünftigen lobten seinen Willen, meinten aber, daß man mit Gemälden und Reden nichts bessern würde; nur das Volk fing an, sich zu rühren; denn die Römer sind wie ein leicht aufzuregendes Meer. In einer seiner Reden, die er nicht blos vor der Masse des Volkes, sondern auch vor Kaufleuten, Gelehrten und andern Bürgern hielt, sprach er mit solcher Begeisterung, daß ihm die Thränen aus den Augen rannen und alle Zuhörer mit ihm weinten; er benutzte diese Rührung und ließ sie auf die Bibel schwören, daß sie aus allen Kräften zur Wiederherstellung der römischen Freiheit mitwirken wollten. Dann beschied er sie, am Himmelfahrtstage vor einer dazu bezeichneten Kirche unbewaffnet zu erscheinen. Als sie gekommen, trat er aus der Kirche, von Jünglingen umgeben, begleitet vom päpstlichen Vicar, und zog in feierlichem Zuge — Fahnen wallten vorauf —, gefolgt von einer zahllosen Volksschaar, nach dem Capitol. Am Fuße der hohen Treppe, die hinaufführt, stand er still und fragte das Volk, ob es seine Verordnungen zur Wiederherstellung der Ordnung genehmigen wolle? Jetzt machte er seine Gesetze bekannt, durch welche den Räubereien der Edeln gewehrt und allgemeine Sicherheit eingeführt werden sollte. Begeistert gab das Volk seine Beistimmung.

Als der alte Colonna von diesen Vorgängen Nachricht bekam, eilte er, von vielen Edeln begleitet nach Rom. Cola schickte ihm den Befehl zu, sogleich Rom wieder zu verlassen, und da der Greis nicht gehorchte und den Befehl Cola's zerriß, ließ dieser die Sturmglocke ziehen; die Bürger griffen zu den Waffen und Colonna konnte sich nur durch eilige Flucht retten. Die übrigen Edeln gehorchten nun ohne Widerrede; die größte Sicherheit trat an die Stelle der Gesetzlosigkeit, die gefürchtetsten Banditen wur-

den bestraft und das entzückte Volk ertheilte Cola di Rienzi den Titel eines Tribuns und Befreier des Volks. Und wirklich! er leistete Außerordentliches. Auf seinen Ruf fanden sich der Edeln viele, mehrere Orsini's und Colonna's, vor ihm ein und leisteten den Eid des Friedens; in der Stadt herrschte Ruhe, Ordnung und Sicherheit, wie es seit Menschengedenken nicht gewesen war. Allein nun ergriff der Dämon der Eitelkeit den Tribun und stürzte ihn wieder in den Staub zurück, aus dem er sich erhoben hatte. Er sandte Boten, mit versilberten Stäben und mit seinem, des Papstes und der Stadt Rom Wappen versehen, an den Papst nach Avignon, an den Dogen von Venedig, an den Kaiser und viele andere Fürsten: „Nikolas der Strenge und Gütige" — so schrieb er — „Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, Befreier der heiligen römischen Republik, ladet euch ein, Gesandte nach Rom zu senden, um mit ihm Europas Wohlfahrt zu berathen. Alle Straßen sind sicher, und Pilgrime, wie die Gesandten der Fürsten, können daher gefahrlos nach Rom reisen." Man sieht, der Schwindel, plötzlich so hoch gestiegen zu sein, hatte den Tribun ergriffen; er kleidete sich phantastisch, ließ Kronen und Fahnen vor sich hertragen, ließ sich von Baronen bedienen, legte selbst seiner Frau einen Hofstaat zu, und da mehrere Städte und Fürsten ihn mit Gesandtschaften beehrten, konnte er sich in sein Glück nicht mehr finden. „Ich werde," sagte er einst zu den Gesandten des Königs von Ungarn, indem er sich eine Krone aufsetzte, „ich werde den Umkreis der Erde nach der Gerechtigkeit und die Völker nach der Billigkeit richten." Einst schickte er sogar einen Befehl an den Papst nach Avignon, seine Residenz wieder in Rom zu nehmen, und forderte den Kaiser auf, vor ihm seine Rechte auf Rom zu erweisen. Diese und andere Thorheiten zeigten, daß es ihm an wahrer Größe fehlte, und machten ihn lächerlich. Die Edeln ergriffen die Waffen gegen ihn, der Papst schickte einen Legaten nach Rom, der ihn in den Bann that, und da Cola die Sturmglocke läuten ließ, um das Volk zu bewegen, für ihn die Waffen zu ergreifen, gehorchte ihm Niemand mehr. Vergebens hielt er wie vormals Reden an das Volk; man hörte ihm mit Theilnahme zu, man sah Thränen in den Augen der Zuhörer, aber keine Hand bewaffnete sich für ihn. Da erkannte er, daß seine Zeit vorüber sei; und als er dem Volke ankündigte, er wolle jetzt, nach einer siebenmonatlichen Regierung, seine Gewalt niederlegen, erhob sich keine

Stimme, die ihn gebeten hätte, länger zu bleiben. Er zog unter dem Schalle silberner Trompeten, geschmückt mit Kronen und Wappen, feierlich vom Capitol durch die Stadt und schloß sich in die Engelsburg ein. Drei Tage darauf kehrten die Barone nach Rom zurück und der frühere Zustand der Gesetzlosigkeit trat wieder ein.

Cola hielt sich einen Monat in der Engelsburg auf; dann ging er insgeheim fort und wandte sich nach Deutschland an Kaiser Karl IV., den er in Prag fand und für die Befreiung Roms zu begeistern suchte. Aber Karl hatte für nichts Sinn, als was ihm unmittelbaren Vortheil versprach. Er ließ im Gegentheil den Tribun greifen und schickte ihn, nachdem er ihn in Prag im Gefängnisse hatte schmachten lassen, von zwei Häschern begleitet, nach Avignon an Papst Clemens VI. Ohne Zweifel hätte ihn dieser mit Gefängniß oder am Leben bestraft, wenn er nicht bald darauf gestorben wäre. Der folgende Papst (Innocenz VI.) beschloß, den Einfluß Cola's zu benutzen, um die im Kirchenstaate herrschenden Edeln sich wieder zu unterwerfen. Er sandte ihn (1354) mit einem Cardinallegaten nach Rom zurück. Sobald sich hier das Gerücht verbreitete, daß Cola di Rienzi sich der Stadt nähere, eilten die Römer, eingedenk der Ruhe und Sicherheit während seiner Verwaltung, ihm haufenweise nach Montefiascone entgegen und luden ihn dringend ein, recht bald nach Rom zu kommen, wo die allgemeine Liebe ihn erwarte. Cola kam, und lauter Jubel empfing ihn; denn man hatte seine thörichte Eitelkeit vergessen und nur für die Segnungen seiner Verwaltung das Gedächtniß bewahrt.

Aber die Freude dauerte nicht lange. Die Erfahrung und Abwesenheit hatten ihn nicht gebessert; seine Eitelkeit und Prahlsucht waren geblieben. Dazu war es schwer, zugleich den Wünschen des Volks und denen des päpstlichen Legaten zu genügen. Es fehlte ihm an Geld, seine Soldaten zu bezahlen, und da er das Volk besteuern mußte, entstand allgemeine Unzufriedenheit. Eines Tages erhob sich das Volk in zwei Vierteln der Stadt, durchzog unter dem Rufe: »Viva il popolo! A bassa il traditore Cola di Rienzi!« (Es lebe das Volk; nieder mit dem Verräther Cola di Rienzi!) die Straßen und wandte sich nach dem Capitol, wo der Palast des Tribuns stand. Kaum zeigte sich hier der drohende Haufen, als die Minister, die Diener, selbst die Wachen den Tribun verließen. Durch drei Personen, die ihm in

der Stunde der Noth allein treu blieben, ließ er die Thore des Palastes schließen. Das wüthende Volk legte Feuer an. Während dessen warf sich Cola in seine Ritterrüstung, ergriff die Volksfahne und trat so auf den oberen Balcon. Er winkte Stille; aber ein wüthendes Geschrei übertäubte seine Rede: das Volk wollte ihn nicht hören, und da er fortfuhr, Versuche zum Reden zu machen, warf man mit Steinen nach ihm; am Arme verwundet, floh er zurück in den Palast. Noch einen Versuch wollte er machen, das Volk durch seine Worte zu besänftigen. Er ließ sich, weil die Treppe schon brannte, an Tüchern auf einen tiefer gelegenen Balcon hinunter, wo er vor Steinwürfen durch ein höheres Geländer gesichert war. Aber auch hier ließ man ihn nicht zu Worte kommen. Er zog sich zurück, legte die Rüstung ab, warf alle Zeichen seiner Würde von sich, hüllte sich in den Mantel seines Pförtners und nahm Betten auf den Kopf. So drängte er sich unter den Haufen der Plünderer und eilte, indem er sie ermunterte, auch dorthin zu gehen, woher er komme, nach dem Ausgangsthore zu. Er durchschritt, ohne erkannt zu werden, die zwei ersten Thore und eilte die Treppe hinunter; schon glaubte er sich gerettet; da trat ihm am letzten Thore ein Römer in den Weg und packte ihn beim Arme mit dem Rufe: „Wohin eilst du?“ Cola leugnete nicht, daß er es sei. Er warf die Betten vom Kopfe und alles stürzte herbei, ihn zu greifen. Man riß ihn die Treppe des Capitols herab, bis auf die Stelle, wo er so oft zum Volke gesprochen, aber auch die Strafurtheile hatte lesen lassen. So stand er da, die Arme über die Brust gekreuzt, umdrängt vom Volke, Alle in tiefem Schweigen. Jetzt wollte er, die Unschlüssigkeit der Menge benutzend, seine Stimme erheben, da drängte sich ein Mensch heran und stieß ihm den Dolch in den Leib. Das Volk stürzte nun auf ihn; man hieb ihm, dem einst so hoch Verehrten, den Kopf vom Rumpfe, durchbohrte diesen mit unzähligen Stichen und schleifte ihn durch die Stadt.

So endete Cola di Rienzi, der Großes wollte, aber durch seine Eitelkeit sein eigenes Werk zerstörte (1354), und Rom kehrte fürs erste wieder zur bisherigen Gesetzlosigkeit zurück. —

Kaiser Karl ließ sich durch das Beispiel seiner Vorfahren warnen, nach Italien zu ziehen, ob ihm gleich bald zu Anfange seiner Regierung der berühmte Dichter Italiens, Petrarca, einen Brief schrieb, in dem er ihn dringend zu einem solchen Zuge aufforderte. „Nie hat Italien sehnsuchtsvoller nach der Ankunft eines

auswärtigen Fürsten geseufzt. Eile also, seine Wünsche zu erfüllen, ehe es durch langes Warten erkaltet. Die Rechtschaffenen sind begierig, sich in großen Schaaren unter deinen Fahnen zu sammeln; die Verbrecher zittern!" Wirklich wünschten damals die Italiener den Besuch des Kaisers, weil sie so gut wie gar keinen Herrn hatten; denn der Papst, der sonst hier Alles geleitet hatte, wohnte noch in Avignon in Frankreich. Dennoch kam Karl nicht. Späterhin reiste er zwar allerdings nach Rom, aber nur, um sich krönen zu lassen und Steuern einzuziehen; dann gleich wieder zurück, so sehr auch Petrarca schmälte und ihm Undank und Feigheit vorwarf. „Was würde," schrieb ihm der Dichter, „dein Vater (Johann von Böhmen) oder dein Großvater sagen, wenn sie dir auf den Alpen begegnen sollten? Wahrlich! du hast deine Sachen trefflich gemacht, großer Kaiser. Erst hast du uns Jahre lang auf deine Ankunft warten lassen, und nachdem du endlich gekommen, eilst du mit dem leeren Kaisertitel zurück." Karl hatte übrigens nicht Unrecht; denn er hatte in Deutschland genug zu thun.

Bei den Kaiserwahlen war es bis dahin oft sehr unordentlich hergegangen. In älteren Zeiten wurden, wie wir wissen, die deutschen Könige von allen Fürsten gewählt, und selbst die Edeln und das Volk nahmen Antheil daran. Das war aber nach und nach abgekommen, und nur die mächtigsten Fürsten bestimmten den König. Um dieser Unbestimmtheit ein Ende zu machen, gab Karl ein Grundgesetz, von dem Goldsiegel die goldene Bulle genannt,*) durch welches die Zahl der Kurfürsten auf sieben (Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Brandenburg und Sachsen) beschränkt, die Art der Wahl und Krönung bestimmt und vieles Andere verordnet wurde (1356). So wichtig dieses Gesetz auch für die damaligen Zeiten und für die folgenden Jahrhunderte war, so hat es doch jetzt nur noch ein historisches Interesse.

Gegen Ende seines Lebens bewog er die Kurfürsten, seinen Sohn Wenzel zu seinem Nachfolger als König zu wählen. Bald darauf starb er (1378).

*) Die wichtigen Gesetze und Urkunden wurden sonst auf Pergament geschrieben, und das große Siegel, meist von Wachs, hing an einer starken seidenen Schnur daran herunter. Damit nun das Siegel nicht beschädigt werden konnte, pflegte man eine Kapsel, meist von Holz, darum zu machen. Solche Kapsel wurde eine Bulla genannt. Namentlich werden die wichtigern päpstlichen Befehle Bullen genannt.

Wenzel, der von 1378—1400 regiert hat, war ein höchst unfähiger König. Er war überaus träge und sorglos, und bekümmerte sich wenig um seine Erbländer, geschweige denn um Deutschland. Einen elendern König hatte man noch nicht gehabt. Daher gerieth er bald in gänzliche Verachtung, und jeder that, was er wollte; alle Ordnung löste sich auf. Selbst die Böhmen waren mit ihm äußerst unzufrieden. Er behandelte sie so tyrannisch, daß die Gährung allgemein war. Sein Hauptgeschäft war Trinken und Jagen. Man sah ihn nie anders als in Gesellschaft großer Jagdhunde, die jeden, der sich ihm näherte, mit entsetzlichem Geheule empfingen und zu zerreißen drohten. Selbst des Nachts lagen sie vor seinem Bette, und hier geschah es, daß die Kaiserin durch eins dieser Thiere das Leben verlor. Als sie nämlich des Nachts aus ihrem Bette aufstand, sprang der Hund, der sie noch nicht recht kennen mochte, an ihr in die Höhe, packte sie bei der Kehle, und ehe der Kaiser ihr zu Hülfe eilen konnte, war sie todt, entweder vor Schreck, oder von der Bestie erwürgt. Mit den Rechten und dem Leben seiner Unterthanen schaltete er ganz willkürlich. So verlangte er einst von den böhmischen Großen, daß sie alle Güter, die zwar früherhin einmal seinen Vorfahren gehört hatten, aber durch Schenkung oder Kauf an jene gekommen waren, ohne Entschädigung wieder herausgeben sollten. Er ließ sie dazu einzeln nach Prag auf sein Schloß kommen und jeden, der sich der Herausgabe weigerte, sogleich zum Tode abführen. Ueberhaupt gab er dem Scharfrichter, den er wie seinen lieben Freund behandelte, viel zu thun. Eines Tages lud er den Bürgermeister und die andern Rathsglieder von Prag zu sich ein. Sie kamen unbesorgt und setzten sich fröhlich zur Tafel. Da ging plötzlich die Thüre auf und der Scharfrichter trat herein, das blanke Schwert unter seinem rothen Mantel. „Lieber Gevatter!“ rief ihm Wenzel entgegen, „warte draußen ein wenig; es wird wohl nach der Mahlzeit Arbeit für dich geben.“ Die Gäste erschraken, obgleich sie ein gutes Gewissen hatten; denn bei einem solchen Manne schützte auch dieses nicht, und das Essen wollte ihnen nicht mehr schmecken. Jetzt legte ihnen Wenzel allerhand Forderungen vor und verlangte die Abtretung mehrerer Vorrechte der Stadt Prag. Unter diesen Umständen wagten sie keinen Widerstand; sie versicherten sein Wille wäre ihnen Gesetz; er wäre ihr allergnädigster Kaiser und sie bereit, Gut und Blut für ihn hinzugeben. Und so kamen sie dies Mal mit dem Schrecken davon. Nichts aber schadete ihm mehr, als

sein Streit mit dem Erzbischofe von Prag. Wenzel hatte nämlich zwei Geistliche hinrichten lassen, obgleich der Erzbischof Johann ihre Auslieferung verlangte, weil sie unter seiner Gerichtsbarkeit ständen; und da der Erzbischof ihn in den Bann that und vor seinen Gerichtshof forderte, so ließ der Kaiser ihn aufs Schloß kommen, fuhr ihn drohend an und rief: „Wisse, daß ich dich und die Deinigen züchtigen werde." Dann versammelte er die Prager Geistlichkeit und wollte wissen, wer den Erzbischof verleitet hätte. Den Dechant, der ihm eine unangenehme Antwort gab, schlug er mit dem Degenknopfe so auf den Kopf, daß er zusammenstürzte; dann ließ er ihn binden und ins Gefängniß führen. Eben dahin ließ er den erzbischöflichen Vicar, Johann Nepomuk oder Pomuk, bringen, einen frommen, allgemein geachteten Mann, den er — wie die Sage, aber unrichtig, erzählt — schon um deswillen nicht habe leiden können, weil ihm derselbe die Beichte der Königin, deren Beichtvater er gewesen, nicht habe verrathen wollen. Noch denselben Abend ging Wenzel ins Gefängniß, ließ den Nepomuk auf die Folter legen, brannte ihn selbst mit eigener Hand mit einer Fackel, und befahl dann, da er nicht zum Geständniß zu bringen war, ihn an Händen und Füßen gebunden in die Moldau zu stürzen (1393). Nepomuk wurde nun als Märtyrer verehrt, späterhin unter die Heiligen versetzt und wird noch, besonders von den Böhmen und römisch-katholischen Schlesiern, als ihr Schutzpatron verehrt. Seine Gebeine ruhen in einem massiv silbernen Sarge, der mit silbernen Engeln und einer Einfassung von Marmor umgeben ist, in der alten, ehrwürdigen Metropolitankirche auf dem Hradschin in Prag.*) Die an Nepomuk begangene Gewaltthat brachte die Böhmen vollends auf. Sie setzten den König gar auf dem Prager Schlosse gefangen und gaben ihn erst frei, nachdem er versprochen hatte, sich nicht an ihnen zu rächen und ihre Forderungen zu erfüllen, was er aber nicht gehalten hat.

Unter Wenzels Regierung fällt die Entstehung des Herzogthums Mailand. In allen lombardischen Städten, die wir unter

*) Auch zeigt man da in der Wenzeslauskapelle in einer kostbaren Kapsel unter Krystallglas die Zunge Nepomuks. Als man nämlich fast 400 Jahre nach seinem Tode seine Gebeine ausgegraben, wäre zwar Alles, bis auf die Knochen verwest gewesen; aber in seinem Todtenkopfe hätte die Zunge ganz unversehrt gelegen: ja, sie habe sogar, als man in sie geschnitten, noch Blut von sich gegeben. Durch dies Wunder sei seine Verschwiegenheit belohnt worden!

den Hohenstaufen im Kampfe für ihre Freiheit gesehen haben, hatten sich mächtige Familien zu Herrschern aufgeworfen. So hatte in Mailand die Familie der Visconti die Herrschaft errungen. Aber damit nicht zufrieden, erweiterte sie dieselbe immer mehr bis nach Mittel-Italien hin und schreckte vor keiner Gewalt und Hinterlist, selbst vor keinem Morde zurück, um die Besitzungen zu vergrößern. Johann Galeazzo Visconti, der zu Wenzels Zeit lebte, nahm durch List seinen Oheim, einen grausamen Mann, der ihn selbst hatte verderben wollen, gefangen, und ließ ihn und dessen Söhne an Gift sterben. Dann bemächtigte er sich Veronas und Vicenzas, wo die Familie della Scala herrschte, die er vertrieb, verjagte die Carrara's aus Padua und breitete sein Gebiet bis gegen Venedig hin aus. Jetzt wünschte der stolze Mann auch eine äußere Würde, die seiner Macht angemessener wäre, und ging den Kaiser Wenzel an, ihm den Herzogstitel zu verleihen. Für Geld war Wenzel zu Allem erbötig, und so ernannte er ihn (1395) für 100,000 Goldgulden zum Herzog von Mailand. Das mächtige Haus der Visconti erlosch schon 1447, wo ihm das Haus Sforza im Besitz von Mailand folgte.

Unter Wenzel lebte der in Gedichten oft vorkommende Eberhard der Greiner (Zänker), Graf von Würtemberg, ein rauher, kriegslustiger Mann, der für alle Städte Schwabens ein Schrecken war und wenig nach dem Kaiser fragte. Da einmal ein heftiger Krieg zwischen den Städten und den Fürsten und Herren ausbrach, die sich erlaubt hatten, die Wagen der Kaufleute der gewerbreichen Städte Nürnberg, Augsburg, Regensburg u. s. w., wenn sie von einer Stadt zur andern fuhren, auszuplündern, so schlug sich der Greiner natürlicherweise auf die Seite der Fürsten. Es kam zu einer Schlacht bei Döffingen (im Neckarkreise Würtembergs, 1388), in welcher nach einem blutigen Gemetzel zwar endlich Eberhard die Städter schlug, aber seinen Sohn Ulrich verlor. Er ließ die Leiche herbeitragen und vor sich auf den Boden niederlegen, setzte sich ihr gegenüber, und nun sah man, wie der rauhe, alte Mann, den kein Anblick menschlichen Elends hatte erweichen können, starr auf den geliebten Sohn hinblickte und Thränen die braunen Wangen herabrollten.

Die städtischen Bündnisse wurden in Folge der Siege Eberhards und Ruprechts aufgelöst; doch wurde den Städten in dem Reichstagsbeschluß von Eger (1389) zum erstenmal ausdrücklich ihre Stelle als Reichsstände neben dem Fürsten und Herrn angewiesen.

Stimme, die ihn gebeten hätte, länger zu bleiben. Er zog unter dem Schalle silberner Trompeten, geschmückt mit Kronen und Wappen, feierlich vom Capitol durch die Stadt und schloß sich in die Engelsburg ein. Drei Tage darauf kehrten die Barone nach Rom zurück und der frühere Zustand der Gesetzlosigkeit trat wieder ein.

Cola hielt sich einen Monat in der Engelsburg auf; dann ging er insgeheim fort und wandte sich nach Deutschland an Kaiser Karl IV., den er in Prag fand und für die Befreiung Roms zu begeistern suchte. Aber Karl hatte für nichts Sinn, als was ihm unmittelbaren Vortheil versprach. Er ließ im Gegentheil den Tribun greifen und schickte ihn, nachdem er ihn in Prag im Gefängnisse hatte schmachten lassen, von zwei Häschern begleitet, nach Avignon an Papst Clemens VI. Ohne Zweifel hätte ihn dieser mit Gefängniß oder am Leben bestraft, wenn er nicht bald darauf gestorben wäre. Der folgende Papst (Innocenz VI.) beschloß, den Einfluß Cola's zu benutzen, um die im Kirchenstaate herrschenden Edeln sich wieder zu unterwerfen. Er sandte ihn (1354) mit einem Cardinallegaten nach Rom zurück. Sobald sich hier das Gerücht verbreitete, daß Cola di Rienzi sich der Stadt nähere, eilten die Römer, eingedenk der Ruhe und Sicherheit während seiner Verwaltung, ihm haufenweise nach Montefiascone entgegen und luden ihn dringend ein, recht bald nach Rom zu kommen, wo die allgemeine Liebe ihn erwarte. Cola kam, und lauter Jubel empfing ihn; denn man hatte seine thörichte Eitelkeit vergessen und nur für die Segnungen seiner Verwaltung das Gedächtniß bewahrt.

Aber die Freude dauerte nicht lange. Die Erfahrung und Abwesenheit hatten ihn nicht gebessert; seine Eitelkeit und Prahlsucht waren geblieben. Dazu war es schwer, zugleich den Wünschen des Volks und denen des päpstlichen Legaten zu genügen. Es fehlte ihm an Geld, seine Soldaten zu bezahlen, und da er das Volk besteuern mußte, entstand allgemeine Unzufriedenheit. Eines Tages erhob sich das Volk in zwei Vierteln der Stadt, durchzog unter dem Rufe: »Viva il popolo! A bassa il traditore Cola di Rienzi!« (Es lebe das Volk; nieder mit dem Verräther Cola di Rienzi!) die Straßen und wandte sich nach dem Capitol, wo der Palast des Tribuns stand. Kaum zeigte sich hier der drohende Haufen, als die Minister, die Diener, selbst die Wachen den Tribun verließen. Durch drei Personen, die ihm in

der Stunde der Noth allein treu blieben, ließ er die Thore des Palastes schließen. Das wüthende Volk legte Feuer an. Während dessen warf sich Cola in seine Ritterrüstung, ergriff die Volksfahne und trat so auf den oberen Balcon. Er winkte Stille; aber ein wüthendes Geschrei übertäubte seine Rede: das Volk wollte ihn nicht hören, und da er fortfuhr, Versuche zum Reden zu machen, warf man mit Steinen nach ihm; am Arme verwundet, floh er zurück in den Palast. Noch einen Versuch wollte er machen, das Volk durch seine Worte zu besänftigen. Er ließ sich, weil die Treppe schon brannte, an Tüchern auf einen tiefer gelegenen Balcon hinunter, wo er vor Steinwürfen durch ein höheres Geländer gesichert war. Aber auch hier ließ man ihn nicht zu Worte kommen. Er zog sich zurück, legte die Rüstung ab, warf alle Zeichen seiner Würde von sich, hüllte sich in den Mantel seines Pförtners und nahm Betten auf den Kopf. So drängte er sich unter den Haufen der Plünderer und eilte, indem er sie ermunterte, auch dorthin zu gehen, woher er komme, nach dem Ausgangsthore zu. Er durchschritt, ohne erkannt zu werden, die zwei ersten Thore und eilte die Treppe hinunter; schon glaubte er sich gerettet; da trat ihm am letzten Thore ein Römer in den Weg und packte ihn beim Arme mit dem Rufe: „Wohin eilst du?“ Cola leugnete nicht, daß er es sei. Er warf die Betten vom Kopfe und alles stürzte herbei, ihn zu greifen. Man riß ihn die Treppe des Capitols herab, bis auf die Stelle, wo er so oft zum Volke gesprochen, aber auch die Strafurtheile hatte lesen lassen. So stand er da, die Arme über die Brust gekreuzt, umdrängt vom Volke, Alle in tiefem Schweigen. Jetzt wollte er, die Unschlüssigkeit der Menge benutzend, seine Stimme erheben, da drängte sich ein Mensch heran und stieß ihm den Dolch in den Leib. Das Volk stürzte nun auf ihn; man hieb ihm, dem einst so hoch Verehrten, den Kopf vom Rumpfe, durchbohrte diesen mit unzähligen Stichen und schleifte ihn durch die Stadt.

So endete Cola di Rienzi, der Großes wollte, aber durch seine Eitelkeit sein eigenes Werk zerstörte (1354), und Rom kehrte fürs erste wieder zur bisherigen Gesetzlosigkeit zurück. —

Kaiser Karl ließ sich durch das Beispiel seiner Vorfahren warnen, nach Italien zu ziehen, ob ihm gleich bald zu Anfange seiner Regierung der berühmte Dichter Italiens, Petrarca, einen Brief schrieb, in dem er ihn dringend zu einem solchen Zuge aufforderte. „Nie hat Italien sehnsuchtsvoller nach der Ankunft eines

auswärtigen Fürsten geseufzt. Eile also, seine Wünsche zu erfüllen, ehe es durch langes Warten erkaltet. Die Rechtschaffenen sind begierig, sich in großen Schaaren unter deinen Fahnen zu sammeln; die Verbrecher zittern!" Wirklich wünschten damals die Italiener den Besuch des Kaisers, weil sie so gut wie gar keinen Herrn hatten; denn der Papst, der sonst hier Alles geleitet hatte, wohnte noch in Avignon in Frankreich. Dennoch kam Karl nicht. Späterhin reiste er zwar allerdings nach Rom, aber nur, um sich krönen zu lassen und Steuern einzuziehen; dann gleich wieder zurück, so sehr auch Petrarca schmälte und ihm Undank und Feigheit vorwarf. „Was würde," schrieb ihm der Dichter, „dein Vater (Johann von Böhmen) oder dein Großvater sagen, wenn sie dir auf den Alpen begegnen sollten? Wahrlich! du hast deine Sachen trefflich gemacht, großer Kaiser. Erst hast du uns Jahre lang auf deine Ankunft warten lassen, und nachdem du endlich gekommen, eilst du mit dem leeren Kaisertitel zurück." Karl hatte übrigens nicht Unrecht; denn er hatte in Deutschland genug zu thun.

Bei den Kaiserwahlen war es bis dahin oft sehr unordentlich hergegangen. In älteren Zeiten wurden, wie wir wissen, die deutschen Könige von allen Fürsten gewählt, und selbst die Edeln und das Volk nahmen Antheil daran. Das war aber nach und nach abgekommen, und nur die mächtigsten Fürsten bestimmten den König. Um dieser Unbestimmtheit ein Ende zu machen, gab Karl ein Grundgesetz, von dem Goldsiegel die goldene Bulle genannt,*) durch welches die Zahl der Kurfürsten auf sieben (Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Brandenburg und Sachsen) beschränkt, die Art der Wahl und Krönung bestimmt und vieles Andere verordnet wurde (1356). So wichtig dieses Gesetz auch für die damaligen Zeiten und für die folgenden Jahrhunderte war, so hat es doch jetzt nur noch ein historisches Interesse.

Gegen Ende seines Lebens bewog er die Kurfürsten, seinen Sohn Wenzel zu seinem Nachfolger als König zu wählen. Bald darauf starb er (1378).

*) Die wichtigen Gesetze und Urkunden wurden sonst auf Pergament geschrieben, und das große Siegel, meist von Wachs, hing an einer starken seidenen Schnur daran herunter. Damit nun das Siegel nicht beschädigt werden konnte, pflegte man eine Kapsel, meist von Holz, darum zu machen. Solche Kapsel wurde eine Bulla genannt. Namentlich werden die wichtigern päpstlichen Befehle Bullen genannt.

Wenzel, der von 1378—1400 regiert hat, war ein höchst unfähiger König. Er war überaus träge und sorglos, und bekümmerte sich wenig um seine Erbländer, geschweige denn um Deutschland. Einen elendern König hatte man noch nicht gehabt. Daher gerieth er bald in gänzliche Verachtung, und jeder that, was er wollte; alle Ordnung löste sich auf. Selbst die Böhmen waren mit ihm äußerst unzufrieden. Er behandelte sie so tyrannisch, daß die Gährung allgemein war. Sein Hauptgeschäft war Trinken und Jagen. Man sah ihn nie anders als in Gesellschaft großer Jagdhunde, die jeden, der sich ihm näherte, mit entsetzlichem Geheule empfingen und zu zerreißen drohten. Selbst des Nachts lagen sie vor seinem Bette, und hier geschah es, daß die Kaiserin durch eins dieser Thiere das Leben verlor. Als sie nämlich des Nachts aus ihrem Bette aufstand, sprang der Hund, der sie noch nicht recht kennen mochte, an ihr in die Höhe, packte sie bei der Kehle, und ehe der Kaiser ihr zu Hülfe eilen konnte, war sie todt, entweder vor Schreck, oder von der Bestie erwürgt. Mit den Rechten und dem Leben seiner Unterthanen schaltete er ganz willkürlich. So verlangte er einst von den böhmischen Großen, daß sie alle Güter, die zwar früherhin einmal seinen Vorfahren gehört hatten, aber durch Schenkung oder Kauf an jene gekommen waren, ohne Entschädigung wieder herausgeben sollten. Er ließ sie dazu einzeln nach Prag auf sein Schloß kommen und jeden, der sich der Herausgabe weigerte, sogleich zum Tode abführen. Ueberhaupt gab er dem Scharfrichter, den er wie seinen lieben Freund behandelte, viel zu thun. Eines Tages lud er den Bürgermeister und die andern Rathsglieder von Prag zu sich ein. Sie kamen unbesorgt und setzten sich fröhlich zur Tafel. Da ging plötzlich die Thüre auf und der Scharfrichter trat herein, das blanke Schwert unter seinem rothen Mantel. „Lieber Gevatter!“ rief ihm Wenzel entgegen, „warte draußen ein wenig; es wird wohl nach der Mahlzeit Arbeit für dich geben.“ Die Gäste erschraken, obgleich sie ein gutes Gewissen hatten; denn bei einem solchen Manne schützte auch dieses nicht, und das Essen wollte ihnen nicht mehr schmecken. Jetzt legte ihnen Wenzel allerhand Forderungen vor und verlangte die Abtretung mehrerer Vorrechte der Stadt Prag. Unter diesen Umständen wagten sie keinen Widerstand; sie versicherten sein Wille wäre ihnen Gesetz; er wäre ihr allergnädigster Kaiser und sie bereit, Gut und Blut für ihn hinzugeben. Und so kamen sie dies Mal mit dem Schrecken davon. Nichts aber schadete ihm mehr, als

sein Streit mit dem Erzbischofe von Prag. Wenzel hatte nämlich zwei Geistliche hinrichten lassen, obgleich der Erzbischof Johann ihre Auslieferung verlangte, weil sie unter seiner Gerichtsbarkeit ständen; und da der Erzbischof ihn in den Bann that und vor seinen Gerichtshof forderte, so ließ der Kaiser ihn aufs Schloß kommen, fuhr ihn drohend an und rief: „Wisse, daß ich dich und die Deinigen züchtigen werde." Dann versammelte er die Prager Geistlichkeit und wollte wissen, wer den Erzbischof verleitet hätte. Den Dechant, der ihm eine unangenehme Antwort gab, schlug er mit dem Degenknopfe so auf den Kopf, daß er zusammenstürzte; dann ließ er ihn binden und ins Gefängniß führen. Eben dahin ließ er den erzbischöflichen Vicar, Johann Nepomuk oder Pomuk, bringen, einen frommen, allgemein geachteten Mann, den er — wie die Sage, aber unrichtig, erzählt — schon um deswillen nicht habe leiden können, weil ihm derselbe die Beichte der Königin, deren Beichtvater er gewesen, nicht habe verrathen wollen. Noch denselben Abend ging Wenzel ins Gefängniß, ließ den Nepomuk auf die Folter legen, brannte ihn selbst mit eigener Hand mit einer Fackel, und befahl dann, da er nicht zum Geständniß zu bringen war, ihn an Händen und Füßen gebunden in die Moldau zu stürzen (1393). Nepomuk wurde nun als Märtyrer verehrt, späterhin unter die Heiligen versetzt und wird noch, besonders von den Böhmen und römisch-katholischen Schlesiern, als ihr Schutzpatron verehrt. Seine Gebeine ruhen in einem massiv silbernen Sarge, der mit silbernen Engeln und einer Einfassung von Marmor umgeben ist, in der alten, ehrwürdigen Metropolitankirche auf dem Hradschin in Prag.*) Die an Nepomuk begangene Gewaltthat brachte die Böhmen vollends auf. Sie setzten den König gar auf dem Prager Schlosse gefangen und gaben ihn erst frei, nachdem er versprochen hatte, sich nicht an ihnen zu rächen und ihre Forderungen zu erfüllen, was er aber nicht gehalten hat.

Unter Wenzels Regierung fällt die Entstehung des Herzogthums Mailand. In allen lombardischen Städten, die wir unter

*) Auch zeigt man da in der Wenzeslauskapelle in einer kostbaren Kapsel unter Krystallglas die Zunge Nepomuks. Als man nämlich fast 400 Jahre nach seinem Tode seine Gebeine ausgegraben, wäre zwar Alles, bis auf die Knochen verwest gewesen; aber in seinem Todtenkopfe hätte die Zunge ganz unversehrt gelegen: ja, sie habe sogar, als man in sie geschnitten, noch Blut von sich gegeben. Durch dies Wunder sei seine Verschwiegenheit belohnt worden!

den Hohenstaufen im Kampfe für ihre Freiheit gesehen haben, hatten sich mächtige Familien zu Herrschern aufgeworfen. So hatte in Mailand die Familie der Visconti die Herrschaft errungen. Aber damit nicht zufrieden, erweiterte sie dieselbe immer mehr bis nach Mittel-Italien hin und schreckte vor keiner Gewalt und Hinterlist, selbst vor keinem Morde zurück, um die Besitzungen zu vergrößern. Johann Galeazzo Visconti, der zu Wenzels Zeit lebte, nahm durch List seinen Oheim, einen grausamen Mann, der ihn selbst hatte verderben wollen, gefangen, und ließ ihn und dessen Söhne an Gift sterben. Dann bemächtigte er sich Veronas und Vicenzas, wo die Familie della Scala herrschte, die er vertrieb, verjagte die Carrara's aus Padua und breitete sein Gebiet bis gegen Venedig hin aus. Jetzt wünschte der stolze Mann auch eine äußere Würde, die seiner Macht angemessener wäre, und ging den Kaiser Wenzel an, ihm den Herzogstitel zu verleihen. Für Geld war Wenzel zu Allem erbötig, und so ernannte er ihn (1395) für 100,000 Goldgulden zum Herzog von Mailand. Das mächtige Haus der Visconti erlosch schon 1447, wo ihm das Haus Sforza im Besitz von Mailand folgte.

Unter Wenzel lebte der in Gedichten oft vorkommende Eberhard der Greiner (Zänker), Graf von Würtemberg, ein rauher, kriegslustiger Mann, der für alle Städte Schwabens ein Schrecken war und wenig nach dem Kaiser fragte. Da einmal ein heftiger Krieg zwischen den Städten und den Fürsten und Herren ausbrach, die sich erlaubt hatten, die Wagen der Kaufleute der gewerbreichen Städte Nürnberg, Augsburg, Regensburg u. s. w., wenn sie von einer Stadt zur andern fuhren, auszuplündern, so schlug sich der Greiner natürlicherweise auf die Seite der Fürsten. Es kam zu einer Schlacht bei Döffingen (im Neckarkreise Würtembergs, 1388), in welcher nach einem blutigen Gemetzel zwar endlich Eberhard die Städter schlug, aber seinen Sohn Ulrich verlor. Er ließ die Leiche herbeitragen und vor sich auf den Boden niederlegen, setzte sich ihr gegenüber, und nun sah man, wie der rauhe, alte Mann, den kein Anblick menschlichen Elends hatte erweichen können, starr auf den geliebten Sohn hinblickte und Thränen die braunen Wangen herabrollten.

Die städtischen Bündnisse wurden in Folge der Siege Eberhards und Ruprechts aufgelöst; doch wurde den Städten in dem Reichstagsbeschluß von Eger (1389) zum erstenmal ausdrücklich ihre Stelle als Reichsstände neben dem Fürsten und Herrn angewiesen.

Die deutschen Fürsten waren der schlechten Regierung Wenzels herzlich überdrüßig. Als er 1398 einen Reichstag in Frankfurt hielt, machten sie ihm seiner Trägheit wegen Vorwürfe und verlangten Abstellung ihrer Beschwerden. Aber ihn rührte das weiter nicht. Da schritten sie endlich zur Absetzung und sprachen sich in Oberlahnstein am Rheine (1400) über ihn aus, „als einen unnützen, versäumlichen, unachtbaren Entgliederer und unwürdigen Handhaber des heiligen Reichs". Dagegen wählten sie

Ruprecht von der Pfalz zum deutschen Könige, der von 1400—1410 regiert hat. Der unglückliche Wenzel blieb zwar König von Böhmen, aber Ruhe hatte er darum nicht. Sein eigener Bruder Sigismund nahm ihn auf dem Prager Schlosse gefangen und führte ihn endlich nach Wien. Nachdem er hier 18 Monate eingesperrt gewesen war, kehrte er nach Prag zurück. Dort ist er erst 1419 gestorben. Ruprecht war ein wackerer Mann, aber er lebte zu kurz, um Bedeutenderes auszurichten.

74. Sigismund, 1410. — Johann Huß und die Hussiten.

Nach Ruprechts Tode wählte ein Theil der Kurfürsten Wenzels Bruder Sigismund (1410—37), während die übrigen seinen Vetter, den Markgrafen Jobst von Mähren, zum König ernannten. So stand also wieder ein Krieg bevor; zum Glück starb Jobst schon nach drei Monaten (1411), und nun erkannten Alle Sigismund an. Er war auch ein braver, redlicher Mann, aber oft zu schwach, daß er dann mehr den Rathschlägen Anderer, als seiner eigenen bessern Einsicht folgte. Im Jahre 1414 (bis 1418) wurde in seinem Beisein eine Kirchenversammlung gehalten zu Kostnitz am Bodensee, weil es damals drei Päpste zu gleicher Zeit gab. Es war eine sehr zahlreiche Versammlung; denn 346 Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe kamen hier zusammen, 504 andere Geistliche und 1600 Fürsten, Grafen und Ritter, so daß die Stadt und die Umgegend umher von Menschen wimmelte.*) Daß das Concilium alle drei Päpste absetzte und einen neuen wählte, hat für uns weniger Wichtigkeit; wohl aber das Schicksal, welches der unglückliche Johann Huß hier erlitt.

*) Der Saal, in welchem das Concil sich versammelte, ist noch da. Er liegt nahe am Bodensee, über den man aus den Fenstern eine herrliche Aussicht hat. Selbst die Dielen, auf denen der Kaiser, der Papst und Huß gestanden haben, sind noch unversehrt erhalten.

Seit Karls IV. Zeit war in Prag eine Universität, die von Deutschen und Böhmen so stark besucht wurde, wie jetzt nie eine, weil es damals nur sehr wenige dergleichen Anstalten gab. Auf dieser Universität lehrte ein guter und frommer Mann, Johann Huß. Schon als Jüngling zeichnete er sich vor Andern aus durch tadellose Aufführung, strenge Grundsätze und eisernen Fleiß, und als er nun erst Professor war, studirte er so fleißig, daß er manchmal ganze Nächte durchwachte. Dabei war er ein so sanfter Mann, daß jedermann ihn gern um sich hatte; denn seinen Augen, die aus seinem abgezehrten Gesichte hervorstrahlten, sah man gleich seine Menschenfreundlichkeit an. Seiner Frömmigkeit und Beredtsamkeit wegen wählte man ihn zum Prediger, und die Königin von Böhmen ernannte ihn zu ihrem Beichtvater. Auch hatte er die Freude zu sehen, wie erbaut seine Zuhörer von seinen Predigten wurden; diese wurden so besucht, daß die kleine Bethlehemskirche die Zahl derer, die ihn hören wollten, gar nicht mehr faßte. Das machte ihn aber gar nicht stolz; nach wie vor wohnte er in einem kleinen, an seine Kirche anstoßenden Häuschen und entsagte allen Zerstreuungen der Welt. Da fiel ihm unter anderem ein Buch in die Hand, von Johann Wiklef (Wickliffe), der etwa 30 Jahre früher (1384) als Prediger in England gestorben war und dort durch seine freimüthigen Predigten und Schriften vieles Aufsehen erregt hatte. Wiklef hatte dreist erklärt, daß der Papst und seine Cardinäle oft irrten und geirrt hätten, daß man ihnen nicht weiter glauben dürfe, als ihre Worte mit der heiligen Schrift übereinstimmten, daß es offenbare Gotteslästerung sei, wenn der Papst Ablaßzettel für begangene Sünden verkaufe, daß das Mönchswesen verwerflich sei u. s. w., lauter Dinge, welche damals als eben so viele Ketzereien galten. Ein Buch von diesem Wiklef fiel also dem Huß in die Hände. Er schlug es mit Mißtrauen auf; aber je weiter er las, desto lieber gewann er den Verfasser und desto mehr fühlte er sich von seinen Meinungen überzeugt. Es war ihm wie Schuppen von den Augen gefallen; er sah nun ein, daß seine bisherige Lehre, die er von Jugend auf für die rechte gehalten, unrichtig sei und daß Wiklef Recht habe; gleich in seiner nächsten Predigt sprach er seine neue Ueberzeugung aus, empfahl seinen aufmerksamen Zuhörern Wiklefs Bücher und nannte ihn selbst einen frommen Mann. Viele ließen sich ganz überzeugen und hingen ihm mit großer Liebe an, besonders sein Freund Hieronymus Faulfisch, den man nachher Hieronymus von Prag zu nennen

pflegte, ein böhmischer Edelmann mit einem treuen, warmen Herzen, inniger Liebe für alles Rechte und Wahre, nur von zu großer Heftigkeit, wodurch er Manches verdarb.

Huß' neue Lehre machte bald vieles Aufsehen. An Feinden fehlte es ihm nicht; diese schüttelten die Köpfe über den neuen Reformator, nahmen die Wiklef'schen Schriften vor und zogen 45 Lehrsätze heraus, die sie als ketzerisch verdammten. Diese seine Feinde waren meist die deutschen Professoren der Universität; denn hier waren deutsche und böhmische, und sonderbarerweise hatten die letztern nach der ursprünglichen Einrichtung zusammen nur eine, jene aber, die deutschen, drei Stimmen bei den Beschlüssen der Universität; daher zwischen den Professoren beider Nationen eine unaufhörliche Eifersucht stattfand. Dem Huß war diese Einrichtung längst als Ungerechtigkeit erschienen; jetzt wurde sie ihm vollends verhaßt. Er und einige andere böhmische Professoren brachten es bei dem noch lebenden Könige von Böhmen, Wenzel, dahin, daß die Sache nun umgekehrt wurde, d. i. daß die Böhmen drei und die Deutschen nur eine Stimme erhielten. Das brachte aber diese in Harnisch. Kein ehrlicher Deutscher, meinten sie, dürfe unter diesen Umständen in Prag bleiben, und so zogen sie sämmtlich, Professoren und Studenten, zum Thore hinaus, ein ungeheuerer Zug; und wenn auch die Zahl 20,000 übertrieben sein mag, so waren es doch wenigstens 5000. Blos die böhmischen Studenten und Professoren blieben zurück. Ein großer Theil der Ausgewanderten wurde vom Markgrafen von Meißen freundlich aufgenommen und für sie eine Universität in Leipzig errichtet.

Dadurch hatte nun wohl Huß viele seiner Feinde verloren; aber es fanden sich bald neue. Der Erzbischof von Prag verklagte ihn beim Papste und dieser verbot dem Huß zu predigen. Das hieß ihm an die Seele greifen. Er erklärte, man müsse Gott mehr als dem Papst gehorchen; er sei zum Hirten seiner Gemeinde eingesetzt und werde diese belehren, so lange er könne. Die Parteien erhitzten sich immer mehr. Je mehr Anhänger Huß durch seine freimüthigen Predigten gewann, desto heftiger tobte der Erzbischof gegen ihn, und bot alle Mittel auf, ihn aus Prag los zu werden. Aber lange war dies vergebens. Zwar erschien eine päpstliche Bulle, welche ihn in den Bann that; doch machte sich Huß nichts daraus, so lange ihn der König schützte, und selbst dem Befehle des Papstes, nach Rom zu kommen und sich dort zu rechtfertigen, gehorchte er nicht, weil er wohl wußte, daß man ihn dort ins Gefängniß wer-

fen und verbrennen wollte. Endlich belegte der Erzbischof (Sbinko) die Stadt so lange mit der Interdicte, als Huß in derselben wohnen würde, d. i. es mußten alle kirchlichen Verrichtungen ruhen; es wurde keine Predigt, kein Abendmahl gehalten; die neugeborenen Kinder blieben ungetauft, die Gestorbenen unbeerdigt liegen; die Glocken wurden nicht geläutet und keine Trauung fand statt. Das half. Huß erklärte, er wolle nicht Ursache sein, daß die Stadt alles dies entbehre, und — ging fort. Er begab sich nach seinem Geburtsorte Hussinecz und predigte hier auf den umliegenden Dörfern häufig, auf Feldern, Kreuzwegen und zwischen den Zäunen, und eine Menge Menschen strömte herbei, den berühmten Meister aus Prag und seine neue Lehre zu hören.

Da hörte Huß von dem Concilium, welches der Kaiser nach Kostnitz ausgeschrieben hatte. Er bat den Kaiser, doch dort auch seine Sache von den ehrwürdigen Vätern entscheiden zu lassen; denn er war von der Wahrheit seiner Lehre fest überzeugt. Er versah sich mit einem Zeugnisse von dem neuen Erzbischofe (Konrad) von Prag: daß dieser nie eine falsche, von dem Worte Christi abweichende Lehre in ihm gefunden habe, und erhielt von dem Kaiser einen Geleitsbrief: daß er den ehrsamen Magister Huß in seinen und des heiligen Reichs Schutz und Schirm genommen habe, und Allen befehle, seine Reise und Rückreise bestmöglichst zu befördern. Ja, der König von Böhmen gab ihm noch drei böhmische Edelleute mit, die ihm in allen Nöthen beistehen sollten. Bei alle dem war doch dem Huß bei dem Gedanken an Kostnitz nicht gut zu Muthe. Er nahm von seinen Freunden in Prag, wohin er vor seiner Reise wieder gegangen war, recht bangen Abschied, als wenn er sie nicht wieder sehen sollte. „Ich erwarte zwar," sprach er, „von meinen Feinden in Kostnitz viel falsches Zeugniß wider mich; aber ich baue auf den Beistand Gottes und würde, nach dem Beispiele meines Erlösers, Verfolgung, Gefängniß, ja selbst einen schmählichen Tod mit fröhlichem Gemüthe leiden können. Der kann unmöglich untergehen, der an Gott glaubt und in seiner Wahrheit bleibt." — So schied er von ihnen.

Als er nach Kostnitz kam, wurde er sehr freundlich empfangen. Selbst der anwesende Papst (Johann XXIII.), der um seinen Schutz gebeten wurde, ließ ihm sagen: „Er soll Sicherheit haben, wenn er selbst meinen leiblichen Bruder ermordet hätte!" — Aber die Sprache änderte sich bald. Zwei seiner Feinde, Geistliche von Prag, traten mit einer Klage gegen ihn auf, holten einen Zettel

hervor, auf welchem sie sechs ihm schuldgegebene Verbrechen geschrieben hatten, und überreichten diesen dem Papste. Die Folge davon war, daß Huß schon in der dritten Woche nach seiner Ankunft ins Gefängniß geworfen wurde, so sehr auch einer seiner treuen Begleiter öffentlich gegen dies ungerechte Verfahren protestirte. Endlich kam Kaiser Sigismund selbst in Kostnitz an, und gleich wandten sich Huß' Freunde an ihn und erinnerten ihn an sein ihm gegebenes sicheres Geleit. Schon wollte er auch sich seiner annehmen; da rief ihm der Papst und die andern Feinde von Huß zu: „Wie? einen Ketzer wolltest du beschützen? Einem Ketzer braucht man nicht sein Wort zu halten." — Sigismund war sonst ein braver Mann, aber er war gewohnt, alles für wahr zu halten, was ihm die Geistlichen vorsagten und — brach dem Huß das Geleit! Vergebens schrieben mehrere böhmische Große an Sigismund, erinnerten ihn an das gute Zeugniß, welches ja der Erzbischof über Huß ausgestellt habe, und baten ihn, den unschuldigen Mann doch loszulassen. Statt der Antwort wurde Huß aus dem Zimmer, in welchem er gefangen saß, in ein übelriechendes, ungesundes, ganz enges Gemach eines Klosters gebracht. Nun erfolgte ein noch nachdrücklicheres Schreiben der böhmischen Großen, in welchem sie sich auf das sichere Geleit beriefen. Im Vertrauen auf dieses allein sei ja Huß nach Kostnitz freiwillig gegangen! „Wir bitten Ew. kaiserliche Majestät," hieß es in diesem wackern Schreiben, „die öffentliche Treue nicht verletzen zu lassen; es möchte für Sie und für Böhmen ein großes Unheil daraus entstehen; Gott ist unser Zeuge, daß es uns sehr schmerzen würde, wenn wir erführen, daß sich etwas zur Schande Ew. Majestät begäbe, geschweige, daß Sie sich selbst mit solcher Schande beflecken sollte. Diese Sache dient andern zum bösen Beispiele, so daß nachher jedermann die öffentliche Treue und Ew. Majestät Geleit verletzen und verachten wird." Aber alles half nichts; Sigismund blieb bei seiner einmaligen Erklärung.

Das Einzige, was Huß' Freunde beim Kaiser auswirken konnten, war, daß dieser befahl, Huß sollte nicht eher verurtheilt werden, bis er gehört sei; denn schon wollten seine Richter ihn ohne Gehör verdammen. Demnach wurde er dreimal in großer Versammlung verhört, wobei der Kaiser und mehrere Fürsten zugegen waren. Man legte ihm seine Bücher vor; Huß erkannte sie als die seinigen, aber auf die gegen ihn vorgebrachten Klagen erwiederte er, daß man ihn in vielen Stücken ganz mißverstanden

habe. Als auf Wiklef die Rede kam und Huß meinte, er glaube, daß Wiklef von Gott nicht verdammt sei, und er wünsche, daß seine eigene Seele einst dahin kommen möge, wo sich die Seele dieses frommen Mannes befinde, — da brachen die heiligen Väter des Concils in ein lautes Gelächter aus, als wenn er eine Ungereimtheit gesagt hätte. Alles, was Huß zu seiner Vertheidigung vorbrachte, war so vernünftig, sein ganzes Benehmen so bescheiden, daß ein unparteiischer Zuhörer recht seine Freude daran hätte haben müssen. Er bestand nur darauf, ihn aus der heiligen Schrift zu widerlegen; dann wollte er ja gerne widerrufen. „Ich bezeuge vor Gott," sagte er unter andern, „daß ich nicht mit Hartnäckigkeit, sondern in der Absicht hierher gekommen bin, ohne alles Bedenken meine Meinung zu ändern, sobald mich Jemand eines Bessern belehren kann!" — Zuletzt ließ man ihm die Wahl, entweder die ihm schuldgegebenen Irrthümer abzuschwören und dann eine gelinde Strafe zu erwarten, oder bei seinen Meinungen zu beharren und dann der Strafe der Ketzer gewärtig zu sein. Selbst der Kaiser redete ihm zu, zu widerrufen; aber Huß blieb dabei, er könne nicht. „Wahrlich!" sprach der brave Mann, „es ist mir besser, zu sterben, als aus Furcht vor einer vorübergehenden Strafe in die Hände Gottes und dann vielleicht in die ewige Verdammniß zu fallen!"

Im Gefängnisse war er stets sanft und versöhnlich gegen seine Feinde. Ja, er bat sich, zum Zeichen seines versöhnlichen Gemüths, seinen eifrigsten Ankläger zum Beichtvater aus, was dieser aber ausschlug. Als er ihn dafür im Gefängnisse besuchte, bat ihn Huß unter vielen Thränen wegen des ihm gemachten Aergers oder wenn ihm etwa ein hartes Wort entfallen wäre, um Verzeihung. Recht schön sind die Worte des einen Edelmanns, der ihn von Prag aus begleitet und sich seiner schon so thätig angenommen hatte (Johann v. Chlum). Der besuchte ihn auch im Gefängnisse und sprach: „Lieber Magister Johannes, ich bin nur ein ungelehrter Mann und habe dir, einem Gelehrten, nicht viel zu rathen. Doch bitte ich dich, wenn du dir eines Irrthums bewußt bist, daß du dich nicht bedenkst, deine Meinung nach dem Willen des Concils zu ändern. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so will ich dir auch nicht rathen, etwas gegen dein Gewissen zu thun. Ertrage dann eher jede Todesstrafe, als daß du die einmal erkannte Wahrheit verrathen solltest." — Unter vielen Thränen antwortete Huß seinem bewegten Freunde: „Ich bezeuge vor Gott, daß ich bereit bin,

sogleich meine Meinung zu ändern und meinen Irrthum einzugestehen, sobald das Concilium mich mit Gründen aus der heiligen Schrift belehrt haben wird."

Auf eine solche Belehrung ließen sich seine Richter nicht ein, sondern schritten nun zur Verdammung. Er wurde in die Kirche geführt, wo sich das Concil versammelt hatte. Kaiser Sigismund saß im kaiserlichen Ornate, von den Reichsfürsten und unzähligen Rittern umgeben, auf seinem Throne; gegenüber die zahlreiche Versammlung der geistlichen Herren. In der Mitte stand ein Tisch, auf welchem Priesterkleider lagen; davor ein hoher Schemel. Auf diesen stellte man ihn, damit er von dem zahlreich versammelten Volke recht gesehen werden könne. Huß kniete nieder und verrichtete andächtig sein Gebet, daß Gott ihn stärken möge in dieser angstvollen Stunde. Indessen bestieg ein Bischof die Kanzel und suchte zu beweisen, daß die Kirchenversammlung nichts Besseres und Ruhmwürdigeres vor der Mit- und Nachwelt thun könne, als den ruchlosen und hartnäckigen Ketzer zum Tode zu verurtheilen. Als die Predigt beendigt war, wurde laut ein Befehl verlesen, daß keiner der Anwesenden bei schwerer Strafe durch einen Laut die nun folgende Handlung stören möchte. Sodann wurden einige von Huß' Irrthümern verlesen und jeder einzeln verdammt. Dagegen machte Huß Einwendungen, wurde aber von einem Cardinale zum Stillschweigen verwiesen: er könne hinterher auf alle einzelne Artikel antworten. „Aber, liebe Herren," erwiederte Huß bescheiden, „wie kann ich denn alle gleich im Gedächtniß behalten?" — „Schweig, Ketzer!" rief der Cardinal, und befahl den Herolden ihn mit Gewalt zum Schweigen zu bringen. „O mein Gott!" schluchzte Huß und fiel auf die Kniee nieder, „du mein höchster und untrüglicher Richter, so empfehle ich dir meine Sache!" Noch einmal bezeugte er, daß er frei und ungezwungen, im Vertrauen auf das Wort des hier gegenwärtigen Kaisers, hier erschienen sei, um seine Unschuld zu beweisen. Als er dabei seine Augen starr auf Sigismund wandte, überzog eine glühende Schamröthe dessen Gesicht, ein Beweis, daß er sein gethanes Unrecht wohl fühlte und nur zu schwach war, dem Andringen der Geistlichen zu widerstehen. Endlich verlas man das Urtheil: Hußens sämmtliche Bücher sollten verbrannt, er selbst aber der geistlichen Würde entkleidet werden und dann in die einem hartnäckigen Ketzer gebührenden Strafen verfallen. Nun betete Huß mit lauter Stimme, daß Gott nach seiner Barmherzigkeit seinen Feinden das Verbrechen, welches sie

zu begehen im Begriff ständen, vergeben wolle, wobei wieder die umstehenden geistlichen Herren in ein lautes Gelächter ausbrachen. Sieben von diesen traten vor und befahlen ihm, die auf dem Tische liegenden Priesterkleider anzuziehen. Er that es und sagte dabei tröstend zu sich selbst: „So wurde auch Jesus Christus in einem Königskleide verspottet!“ Dann gab man ihm einen Kelch in die Hand und fragte ihn, ob er noch widerrufen wolle? Da er unter Thränen versicherte, das könne er nicht, so mußte der Herold ausrufen: Huß sei ein abscheulicher und hartnäckiger Ketzer. Geistliche traten zu ihm und zogen ihm ein Stück der Priesterkleidung nach dem andern herunter. Zuerst nahmen sie ihm den Kelch ab und sprachen dabei: „O du verfluchter Judas, der du den Rath des Friedens verlassen hast und eingetreten bist in den Rath der verrätherischen Juden! Wir nehmen dir den Kelch mit dem wahren Blute Jesu Christi!“ Huß aber rief laut: „Und ich hoffe von der Barmherzigkeit Gottes, daß ich noch heute diesen Kelch im Reiche Jesu trinken werde!“ — Nun rissen sie ihm die geistlichen Gewänder vom Leibe, wobei er sie und sich erinnerte, daß auch Jesus solche Mißhandlungen von seinen Feinden habe leiden müssen. Um jede Spur seiner geistlichen Weihe zu vertilgen, schnitt man ihm zuletzt die Haare ab, mit den Worten: „Das heilige Concilium erklärt diesen Menschen des Priesterthums verlustig und übergiebt ihn, als verstoßen aus der Kirche und dem Tempel Gottes, dem weltlichen Arme.“ — „Seine Seele übergeben wir dem Teufel!“ riefen andere. Huß aber richtete seine Augen mit dem Ausdrucke eines reinen Gewissens gen Himmel und rief: „Ich hingegen empfehle mich meinem Herrn Jesus Christus!“ Zuletzt setzte man ihm noch, wie das bei solchen Verbrennungen gewöhnlich war, eine hohe, mit Teufeln und Flammen bemalte spitzige Mütze von Papier auf, mit der Umschrift: „Erzketzer.“ Auch hierüber tröstete er sich, und sprach: „Auch Jesus Christus ist für mich Elenden, mit einer noch viel drückenderen Dornenkrone geschmückt, zu einem schmerzlichen Tode gegangen.“

Nun erst nahm Sigismund, der bis dahin stillschweigend zugesehen hatte, das Wort und wandte sich in seinem oberdeutschen Dialekte an den Pfalzgrafen: „Seiber wir sein, der das weltliche Schwert innen halt, lieber Ohem, so nehmt ihn an an unser statt, und thut ihm als einem Ketzer!“*) Der Pfalzgraf aber rief den

*) D. i.: Da wir es sind, der das weltliche Schwert in Händen hat, lieber Oheim u. s. w.

Vogt der Stadt Kostnitz, und befahl ihm, Huß in seinem und des Königs Namen als einen Ketzer zu verbrennen. Der Vogt übergab den armen Mann dem Scharfrichter und den Rathsknechten, mit dem Befehle, ihn hinauszuführen, ihn aber nicht dessen, was er an sich trage, zu berauben. Huß hatte zwei schwarze Gewänder von gutem Tuche an, um den Leib einen Gürtel mit Silber beschlagen, an welchem zwei Messer in einer Scheide hingen. So wurde er abgeführt, ohne Fesseln; auf jeder Seite führte ihn ein Diener des Pfalzgrafen, vor und hinter ihm gingen zwei Kriegsknechte und mehr als 3000 Bewaffnete zu Fuß; der Pfalzgraf, eine Menge der Fürsten und Herren, auch viele Geistliche folgten zu Pferde nach.

So ging der Trauerzug zum Thore hinaus. Es war eine so ungeheure Menge Volks herbeigelaufen, die Todesqualen des redlichen Huß mit anzusehen, daß man einen andern als den gewöhnlichen Weg einschlagen mußte, und besorgt war, die Brücke möchte einbrechen. Huß ging gefaßt einher; der Gedanke an das Beispiel Jesu und das Bewußtsein seiner Unschuld hielten ihn aufrecht. Mehrere Male sprach er auf lateinisch die Worte: „Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!" Auch wandte er sich zuweilen in deutscher Sprache an das nebenher laufende Volk und versicherte, daß er nicht um seiner Ketzerei, sondern um der Ungerechtigkeit seiner Feinde willen den Tod leiden müße. Als er bei dem bischöflichen Palaste vorbeikam, sah er, wie man seine Bücher auf einem Scheiterhaufen verbrannte, und lächelte dazu.

Nun kam er auf den Platz, auf welchem der für ihn bestimmte Holzstoß stand. Da fiel er auf seine Knie, empfahl sich der Barmherzigkeit Gottes und rief zu Jesus, ihn in sein Reich aufzunehmen. Dann wollte er zu dem Volke noch einige Worte reden, aber der Pfalzgraf verbot es und befahl, die Hinrichtung zu beschleunigen. Noch einmal fiel Huß auf die Knie und betete andächtig, dankte darauf seinen Kerkermeistern für die gegen ihn bewiesene Freundlichkeit — er hatte vom 28. November 1414 bis zum 6. Juli 1415, dem Tage seiner Verbrennung, im Gefängnisse gesessen — und sagte: sie wären ihm wie Brüder, nicht wie Wächter gewesen. Dann schleppten ihn die Knechte auf den Holzstoß, stellten ihn auf einen Schemel und banden ihn an einen hohen Pfahl mit sechs Stricken an. So stand er, als Einige bemerkten, es schicke sich nicht, daß ein so nichtswürdiger Ketzer mit dem Gesichte nach

Morgen gekehrt sterbe. Wirklich machten sie den guten Mann wieder los, und banden ihn auf die Abendseite an. Um seinen Hals legten sie noch eine alte schwarze Kette. Huß lächelte dazu. „Mein Heiland," sprach er, „ist mit einer viel drückendern Kette um meinetwillen gebunden worden." — Während dessen legte man zwei Reisigbündel um seine Füße und häufte um ihn herum bis an seinenen Hals Stroh auf, um ihm die lange Todesqual zu ersparen. Noch einmal ritt der Pfalzgraf zu ihm heran und forderte ihn auf, sein Leben durch Abschwörung seiner Irrthümmer zu retten. „Ich rufe Gott zum Zeugen," rief hier Huß laut aus, „daß alle meine Lehren und Schriften die Absicht gehabt haben, die Menschen aus der Gewalt der Sünde in das Reich Gottes zu führen. Jetzt will ich die Wahrheit, die ich gepredigt habe, mit meinem Tode besiegeln." Es winkte der Pfalzgraf, und die Knechte zündeten das Feuer an. Die hochlodernden Flammen entzogen ihn bald dem Anblicke der schauluſtigen Menge, aber zwei Mal hörte man ihn die Worte rufen: „Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau Maria geboren bist, erbarme dich mein!" Als er dieselben Worte zum dritten Male anfing, trieb ihm ein plötzlicher Windstoß die Gluth ins Gesicht, so daß er nicht vollenden konnte. Aber noch einige Minuten lang sah man ihn das Haupt bewegen; dann erstickte ihn die Gluth. Nachdem das Feuer verloschen war, mußten die Henker die Ueberreste seines Körpers zerschlagen und die Asche und die Gebeine in den Rhein werfen, damit nichts von ihm übrig bleibe, was seine Anhänger als Reliquie verehren könnten. Noch erzählt man, ein Bauer habe, als Huß schon auf dem Holzstoße angebunden gestanden, ein Scheit Holz herzugetragen, um auch sein Theil zur Verbrennung dieses seiner Meinung nach schändlichen Mannes beizutragen. Huß habe ihn mitleidig lächelnd angeblickt und ausgerufen: „O du heilige Einfalt!" — Doch erzählen dies andere von dem Hieronymus von Prag.

An dem Scheiterhaufen des redlichen Huß zündeten nun die Böhmen eine Kriegsfackel an, die viele Jahre hindurch die rings um Böhmen herumliegenden Länder verheerte. Als die Nachricht von seiner Verbrennung nach Prag kam, geriethen seine zahlreichen Anhänger in Zorn. Ein gleich darauf einlaufender Brief, durch welchen das Concilium den Böhmen das Geschehene meldete, machte die Sache eher schlimmer als besser; denn es hieß darin: Huß habe sich selbst die Todesstrafe zugezogen durch sein Beharren auf

den unsinnigsten Irrthümern; sie möchten daher alle möglichen Anstrengungen machen, die in Böhmen vorhandenen Ketzereien auszurotten. Das hieß Oel ins Feuer gießen. Gleich hielten die böhmischen Herren einen Landtag und setzten hier eine heftige Antwort an das Concil auf, in welcher unter Anderm stand: „Wir halten es für Pflicht, für unsern geliebten und ehrwürdigen Meister, Johann Huß, den ihr vor kurzem auf dem Kostnitzer Concil ohne Geständniß und ohne Ueberführung, blos auf falsche Anklagen und Verhetzungen seiner und unserer Feinde, als einen Ketzer verurtheilt und schmählich getödtet habt, an euch diesen offenen Brief zu richten und darin zu bezeugen, daß Johann Huß ein wahrhaft guter, frommer und katholischer Mann gewesen, der seit vielen Jahren in unserm Königreich sittsam gelebt, in dem Rufe eines untadelhaften Lebens gestanden und uns und unsere Unterthanen sowohl mündlich als schriftlich katholisch gelehrt hat. Nie haben wir von ihm Irrthümer und Ketzereien vernommen, sondern er hat uns solche verabscheuen gelehrt, und wie er uns nach Jesu Beispiel zu wandeln ermahnt hat, so ist er selbst nach demselben gewandelt. Wir erklären ferner jeden, weß Standes und Würde er auch sei, der da vorgiebt, daß in den Ländern Böhmen und Mähren falsche Lehren und Irrthümer ausgestreut werden, für einen offenbaren Lügner, Verräther und boshaften Verleumder. Für jetzt stellen wir das Unrecht dem anheim, dessen die Rache ist, und der den Thätern ihren Frevel reichlich vergilt; bei dem künftigen Papste aber werden wir noch besonders darüber klagen und Gerechtigkeit fordern u. s. w." Von nun an wurde in Böhmen jeder Geistliche der es mit dem Concil hielt, scheel angesehen. Die Anhänger von Huß, die sich Hussiten nannten, unterschieden sich äußerlich vornehmlich dadurch von den Katholiken, daß jene das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (Brot und Wein) genossen, diese aber nur das Brot, indem allein die Geistlichen das Recht hatten, den Wein zu genießen. Das Concil sprach nun zwar nach Empfang jenes derben Briefes den Bann über Prag aus; aber daran kehrten sich die Böhmen gar nicht, sondern verbanden sich vielmehr zu einträchtigem Beistande.

Auch Huß' Freund, Hieronymus von Prag, war in Kostnitz gefangen gesetzt. So standhaft wie Huß betrug er sich nicht; denn nachdem man ihn in einen dumpfen Kerker geworfen und mit den Füßen so an die Mauer angeschlossen hatte, daß er weder liegen noch sitzen konnte, so bequemte er sich zum Widerrufe

und schwor sowohl die Lehren des Wiklef als die des Huß ab. Dadurch hatte der wankelmüthige Mann gehofft, seine Freiheit wieder zu erlangen. Wie erschrak er aber, als er sah, daß er dennoch im Gefängnisse blieb! Hier hatte er nun Zeit, über das an seinem Freunde gethane Unrecht nachzudenken. Wie schmachvoll erschien ihm nun seine bewiesene Schwäche gegen die Standhaftigkeit des frommen Huß! Wie verächtlich kam er sich nun selbst vor. Was mußten alle seine Bekenner in Böhmen von ihm denken, die sonst Zeugen seiner großsprecherischen Worte gewesen waren! Er bat daher dringend das Concil, ihn noch einmal vorzulassen. Es geschah. Hier hielt er eine lange feurige Rede, welche die Geistlichen in das höchste Erstaunen setzte; denn statt sich einen reuigen Sünder zu nennen, der sich der Gnade des Concils unterwürfe, schalt er sich selbst wegen der unverantwortlichen Schwachheit, mit welcher er aus Furcht vor dem Feuertode seine wahre Ueberzeugung abgeschworen habe, und schloß endlich die Rede mit den Worten: „das Alles ist gegen meine Ueberzeugung und Gewissen geschehen; ich widerrufe hiermit förmlich und feierlich, und erkläre, daß ich weder von der Lehre Hussens, noch von der Lehre Wiklefs jemals abstehen, daß ich darauf leben und sterben will, und daß ich glaube was sie glauben, verwerfe was sie verwerfen." — Die Väter des Concils starrten ihn an, als wenn sie ihren Ohren nicht recht trauten; endlich ließen sie ihn abführen und sprachen ihm zwei Tage darauf sein Urtheil, was Hieronymus erwartet hatte. Er wurde auf demselben Platze, wo Huß 11 Monate vorher gelitten hatte, auf dieselbe Weise verbrannt, und starb mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit. Bis ihn der Dampf erstickte, hörte man aus den Flammen heraus seine frommen Gebete und Gesänge.

Auf dem Concil zu Kostnitz wurde auch dem päpstlichen Schisma (Spaltung) ein Ende gemacht. Damit hatte es folgende Bewandtniß: Der König von Frankreich, Philipp der Schöne, der 1314 starb, war mit dem Papst Bonifacius VIII. völlig zerfallen, weil er den Stolz des Papstes, der sich als Herrn aller Könige betrachtete, nicht ertragen wollte. Der Streit wurde endlich so heftig, daß Bonifaz den König in den Bann that und den Franzosen verbot, dem Könige ferner zu gehorchen, wogegen Philipp den Papst in Anagni (im Kirchenstaat), wo er damals war, gefangen nehmen ließ. Der heftige 86jährige Greis gerieth darüber in solche Wuth, daß er in Wahnsinn verfiel und darin (1303) starb.

Nach einer neunmonatlichen Zwischenregierung zerfielen die Cardinäle in zwei Parteien: die französische und italienische. Philipp erfuhr, daß die Wahl wohl auf den Erzbischof von Bordeaux fallen würde, der bisher sein Gegner gewesen war. Sogleich trat er mit ihm in heimliche Unterhandlung: er wolle ihm zur päpstlichen Krone verhelfen, wenn er das Versprechen gebe, ihm nie entgegen zu handeln und seinen Sitz in Avignon (in der Provence) zu nehmen. Der hocherfreute Erzbischof versprach, auf eine Hostie schwörend, sogleich Alles, was man von ihm verlangte, wurde zum Papste gewählt, nannte sich nun Clemens V. und schlug 1309 seinen Sitz in Avignon auf, wo 70 Jahre lang die Päpste fortan residirten. Dadurch geriethen diese in eine gewisse Abhängigkeit vom Könige von Frankreich, und daher nannten die italienischen Bischöfe diese Zeit das babylonische Exil.

Nachdem mehrere Päpste zur großen Unzufriedenheit der Römer in Avignon residirt hatten, ging endlich Gregor XI. auf die Bitten derselben ein und verlegte 1377 seinen Sitz wieder nach Rom. Da er aber schon im nächsten Jahre starb und die französischen Cardinäle mit dem neuen Papste (Urban VI.) unzufrieden waren, so wählten sie einen Andern (Clemens VII.) zum Papste, der seinen Sitz wieder in Avignon nahm. So gab es also zwei Päpste, deren jeder den andern in den Bann that, und beide fanden ihre Anhänger, so daß die katholische Christenheit in zwei Parteien zerfiel. Das nannte man das *große Schisma*.

Beide Parteien waren zu erbittert, als daß eine nachgegeben hätte, und so wurde bei dem Tode jedes folgenden Papstes, in Avignon oder in Rom, sogleich ein neuer gewählt, statt den Nebenpapst anzuerkennen. Viele Mühe gab sich der König von Frankreich (Karl VI.), diesem Zustande ein Ende zu machen; er verlangte, der in Avignon residirende Papst solle zurücktreten; aber dieser (Benedict XIII.) antwortete: ehe er dies thue, wolle er sich lieber lebendig verbrennen, schinden oder in Stücke zerreißen lassen. Demnach bewirkte der König endlich, da er sah, daß die Päpste selbst der Spaltung kein Ende machen würden, eine allgemeine *Kirchenversammlung in Pisa* (1409), aber ohne Päpste. Hier erklärten die Bischöfe die beiden Päpste für abgesetzt und wählten einen neuen. Aber dadurch wurde die Sache noch schlimmer; denn nun gab es drei Päpste, deren jeder seine Partei hatte. Dazu kam, daß sie zum Theil das ärgerlichste Leben führten.

Einer derselben (Johann XXIII.) war früher Seeräuber gewesen und schändete den päpstlichen Stuhl durch die lasterhafteste Aufführung. Da erhoben sich von allen Seiten die dringendsten Vorstellungen, diesem Zustande ein Ende zu machen. Dies führte zu der Kirchenversammlung in Kostnitz (1414—18). Das Concil machte sein Recht, über den Päpsten zu stehen, kräftig geltend und alle drei Päpste wurden für abgesetzt erklärt. Die deutschen Bischöfe verlangten hier, daß erst die Mißbräuche der katholischen Kirche abgeschafft und dann der Papst gewählt würde, weil sonst dieser gegen die Verbesserung der Kirche stimmen möchte. Allein die italienischen Bischöfe setzten durch, daß man zuerst den neuen Papst (Martin V.) wähle, und nun war von einer Verbesserung nicht mehr die Rede. So endigte (1417) das große Schisma.

Das Haus der Hohenzollern. Dasselbe Jahr 1417 ist noch merkwürdig, besonders für die Unterthanen des preußischen Regentenhauses, weil in demselben die Mark Brandenburg an dies erlauchte Haus kam. Die Mark gehörte damals nämlich dem Kaiser Sigismund, welcher sie dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, für dessen treue und erfolgreiche Mitwirkung bei der Kaiserwahl übergab.*) Zuerst wurde Burggraf Friedrich als Verweser in die Mark gesendet, und in kurzer Zeit führte er Ordnung in das verwilderte Land zurück. 1415 er-

*) Schon unter Friedrich Barbarossa wurde Graf Friedrich von Zollern, aus einem alten, den Hohenstaufen treu ergebenen Geschlechte in Schwaben, mit der Würde eines „Burggrafen von Nürnberg" beschenkt. Zu diesem Amte gehörte die Verwaltung der Reichsgüter in jenem Theile des Herzogthums Franken, die höchste Gerichtsbarkeit an des Kaisers Statt und der oberste Militärbefehl in dem gesammten Gebiet. Der Burggraf stand zu dem Markgrafen in demselben Verhältniß, wie der Pfalzgraf zum Könige. In dieser Stellung erwarben die Zollern durch Erbschaft und Kauf große eigene Güter, wie sie kein anderer geistlicher oder weltlicher Fürst in Franken besaß; und da sie ein gleiches Interesse mit der Reichsgewalt hatten, so standen sie in allen Fällen auf Seiten der Kaiser. Für die Dienste, welche Burggraf Friedrich III. für die Wahl Rudolphs von Habsburg leistete, ertheilte ihm dieser Kaiser „die erbliche Belehnung auch in weiblicher Linie mit Allem, was er bereits inne hatte". In der Schlacht auf dem Marchfelde (1278) trug er die Sturmfahne. Sein Sohn geleitete Heinrich VII. nach Italien und entschied in der Schlacht bei Mühldorf den Sieg zu Gunsten der bairisch-böhmischen Partei, für welchen Dienst er reich belohnt wurde. In noch höherm Maße machte sich Friedrich V. um Karl IV. verdient. Bei seinem Tode theilte er seine Länder unter seine zwei Söhne Johann und Friedrich; jener erhielt das Land auf dem Gebirge und im Voigtland; dieser die Lande unterhalb des Gebirges (Anspach).

hielt er den erblichen Besitz der Mark und die Kurwürde; 1417 in Kostnitz geschah die feierliche Belehnung. Dabei gab ihm Sigismund durch die Verschreibung von 400,000 Goldgulden auf die Marken eine festete Garantie, indem daran die Bedingung geknüpft war, daß im Falle einer Rückforderung der Marken durch Sigismund oder seine Nachfolger jene Summe an den Burggrafen zurückgezahlt werden müsse. Dies hat zu dem lange geglaubten Irrthume Veranlassung gegeben, der Burggraf habe dem Kaiser die genannte Summe als ein Darlehn vorgestreckt, wofür ihm die Mark verpfändet worden sei. Die Verschreibung war vielmehr eine Sicherung für den Aufwand der Kosten, welchem sich der Burggraf bei der Herstellung des zerrütteten Landes unterzog. Burggraf Friedrich nahm nun den Namen Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg an.

Die Böhmen, die über die Verbrennung ihres theuern Lehrers Huß schon sehr aufgebracht waren, wurden es noch mehr durch die Nachricht, daß auch Hieronymus verbrannt wäre. Sigismund hielt für nöthig, sich in einem besondern Briefe an die Böhmen zu entschuldigen: Hussens Verbrennung thäte ihm leid; er hätte ihn ja gern geschützt, wenn es nur möglich gewesen wäre. Die Hussiten verachteten ihn nun wegen seiner Zweizüngigkeit noch mehr und sagten sich ganz von ihm los, und Wenzel, der damals noch lebte, ließ sie machen, was sie wollten.

Noch ehe Huß verbrannt war, hatte ein feuriger Prediger in Prag, Huß' Anhänger, die Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt wieder eingeführt. Der Mann hieß Jacobellus von Mies, und hatte Recht; aber das kostnitzer Concil verdammte diese Lehre, und der Papst schickte gar einen Legaten nach Böhmen, der sie unterdrücken sollte, und damit anfing, einen Prediger und einen Bürger zu verbrennen, jenen, weil er im Abendmahle den Kelch gereicht, diesen, weil er daraus getrunken hatte. Von nun an wurde die Erbitterung immer größer, und die Hussiten erklärten, unter keiner Bedingung würden sie sich den Kelch am Abendmahle nehmen lassen. Aber nicht zu entschuldigen ist es, daß sie die Andersdenkenden verfolgten, die Klöster verbrannten und die Mönche und katholischen Geistlichen mißhandelten, die sich zuletzt nicht mehr auf die Gasse getrauten; denn hier lief ihnen gleich der Pöbel nach und schrie: „In den Sack mit dem Mönche! Werft ihn ins Wasser!"

An die Spitze der Hussiten stellten sich zwei kräftige Männer. Der eine war der Graf Nikolaus von Hussinecz, derselbe,

auf dessen Herrschaft Huß geboren war und der die Kosten seiner Erziehung hergegeben hatte. Der andere hieß Johann Ziska (sprich Schischka), und war ganz der Mann dazu, ein aufgeregtes Volk zum Siege zu führen. Schon sein Aeußeres verrieth den wilden Krieger. Er war nur von mittler Größe, aber von starkem Körperbaue; sein Kopf war groß und rund, sein Gesicht braun und durch ein blindes Auge, einen großen weiten Mund, eine dicke Nase und einen schwarzen Bart verunstaltet. An seiner Seite hing ein großes Schwert, und in der rechten Hand trug er eine gewaltige Keule. Vor seinen Heereshaufen ließ er eine Fahne hertragen, auf welcher ein großer Kelch zu sehen war. Nachdem er mit seinen Leuten nach Prag gekommen war, entstanden bald Unruhen; denn täglich sah man die Hussiten einen Kelch in Procession in der Stadt umhertragen, um die Katholiken zu ärgern, und endlich verlangten jene, daß ihnen noch mehr Kirchen abgetreten werden sollten. Darüber entstand ein fürchterlicher Auflauf. Die Procession näherte sich nämlich einer Kirche, die von den katholischen Geistlichen sogleich zugeschlossen wurde. Die Hussiten, darüber erbittert, bestürmten sie, erbrachen die Thüren und ermordeten den Pfarrer, der ihnen wehren wollte. Dann zogen sie nach dem Rathhause der Neustadt, wo einige der Unruhestifter eingesetzt waren, und verlangten ihre Freilassung. Statt dessen wurde aus den Fenstern mit Steinen nach ihnen geworfen und ein hussitischer Prediger getroffen. Jetzt war der zügellose Haufe nicht mehr zu halten. Ziska gab Befehl zu stürmen. Der wüthende Schwarm bemächtigte sich bald der Thüren: im Saale wurde einer der Rathsherrn niedergestochen; die andern warf man aus den Fenstern; unten wurden die Unglücklichen mit den Spießen des Pöbels aufgefangen und mit Dreschflegeln vollends todt geschlagen. Als der König Wenzel von diesen Abscheulichkeiten hörte, fuhr er wüthend auf und tobte so, daß ihn der Schlag rührte. Er wurde nicht wieder gesund und starb wenige Wochen darauf (1419).

Jetzt hätte Sigismund König von Böhmen werden sollen, und wirklich waren die Prager auch schon bereit, ihn anzunehmen; aber er machte sich durch seinen Widerwillen gegen die Hussiten, den er bei jeder Gelegenheit kundthat, so verhaßt, daß es dem Ziska leicht wurde, das ganze Land dahin zu bringen, daß es Sigismund verwarf. Jetzt war nun keiner mehr in Böhmen, vor dem sich die Hussiten nur einigermaßen gescheut hätten, und darum überließen sie sich ganz ihrer Wildheit; Ziska schränkte sie darin nicht nur nicht

ein, sondern ging ihnen noch mit seinem Beispiele voran. Kirchen und Klöster wurden zerstört, die Mönche gemißhandelt und gefangengesetzt oder weggejagt, und die Güter der katholischen Edelleute verwüstet. Die hussitischen Heerhaufen bestanden aus zusammengelaufenem Gesindel, das mit Sensen, Dreschflegeln und Morgensternen bewaffnet war und mehr aus Raubsucht als aus Liebe für Huß und seine Lehre jene Waffen ergriffen hatte. Es war kein Wunder, daß auch die Katholiken sich da, wo sie die Stärkeren waren, zu Grausamkeiten hinreißen ließen. So stürzten die Bergleute in Kuttenberg alle Hussiten, die ihnen in die Hände fielen — über 1600 — theils lebendig, theils ermordet, in die tiefen Schachte hinab. Ziska nahm dafür überall fürchterliche Rache; ja, nachdem er auch noch sein gesundes Auge verloren hatte, indem bei der Belagerung einer Stadt ein Pfeil in einen Baum fuhr, unter dem er stand, und einige Splitter losriß, von denen einer das Auge verwundete, schien er noch wüthender geworden zu sein. Nur ein Beispiel. Als er einst seinen Kriegsleuten einen Nachtmarsch anbefahl und es so finster war, daß man nicht um sich sehen konnte, murrten sie, und meinten, weil er nichts mehr sehen könnte, so glaube er wohl, sie bedürften auch kein Licht zum Marschiren. „Was redet ihr doch!“ antwortete er, „dort drüben linker Hand muß eine Stadt liegen; reiten Einige von euch hin und zündet sie an; dann werdet ihr gleich sehen können.“ Es geschah, und so verbrannte die unglückliche Stadt, blos damit die wilde Schaar besser sehen möchte.

Endlich rückte Sigismund mit einem Heere vor Prag und belagerte die Stadt. Aber gleich war auch Ziska da und besetzte einen ziemlich steilen Berg im Osten der Stadt, nahe bei derselben. Von hier wollte der Kaiser ihn vertreiben, wurde aber vollkommen geschlagen. Davon heißt der Berg noch heute der Ziskaberg. Sigismund zog nun wieder ab, nachdem seine Soldaten noch vorher alle Dörfer umher angezündet und die Weiber und Kinder ins Feuer geworfen hatten. Dafür steckten die Prager 16 Gefangene in eben so viele ausgepichte Fässer und zündeten diese vor den Augen der Kaiserlichen an; und Ziska ließ einmal eine Kirche, in welche sich wehrlose Menschen vor seiner Grausamkeit geflüchtet hatten, mit allen darin Befindlichen verbrennen. Zu solchen Greueln mußte unsere Religion, welche Liebe, Milde und Duldung lehrt, den Vorwand geben!

Kaum war Sigismund abgezogen, so zerfielen die Hussiten

unter sich selbst in Streitigkeiten. Die Vernünftigern, zu denen besonders die Prager gehörten, meinten: wenn der Kaiser ihnen nur erlaubte, das Abendmahl, wie es von Jesus eingesetzt worden, zu genießen, das Wort Gottes überall frei und ungehindert zu predigen, wenn er den Geistlichen die zeitlichen Güter abnehmen und ihnen einen heiligern Wandel anbefehlen wollte, so wären sie wohl bereit, sich mit ihm auszusöhnen. Darüber aber ereiferten sich Ziska und seine Bande, die den Namen Taboriten angenommen hatten, von einem Berge Tabor in Böhmen, auf dem sie eine noch jetzt bestehende befestigte Stadt gebaut. Diese wüthenden Schwärmer erklärten unumwunden: von Aussöhnung und christlicher Liebe dürfe gar nicht die Rede sein; Jesus würde nächstens auf der Erde erscheinen und ein neues Reich aufrichten; dann wäre es mit der Gnade zu Ende, und alle Widersacher müßten durch Feuer und Schwert vertilgt werden; jeder Freund Jesu müßte seine Hände in ihrem Blute waschen; nur fünf Städte sollten in der ganzen christlichen Welt übrig bleiben; und was des Unsinns mehr war. Beide Parteien geriethen bald in offene Fehde miteinander, die nur dann von Zeit zu Zeit aufhörte, wenn Sigismund in Böhmen einfiel, wobei sie sich zu seiner Vertreibung immer zu vereinigen pflegten. Endlich starb der wilde Ziska 1424 an der Pest.

Aber dadurch wurde die Sache noch schlimmer. Denn Ziska hatte durch sein kräftiges Wesen wenigstens dann und wann entschieden auf die getrennten Parteien eingewirkt; aber nun hörte jeder Zusammenhang auf. Selbst die Taboriten zerfielen in zwei Parteien. Die eine, die den Namen Taboriten behielt, wählte, da Hussinecz schon vor Ziska gestorben war, den bisherigen Unterfeldherrn des letztern, Procop Holy, zum Anführer. Die Andern nannten sich die Waisen; „denn," sagten sie, „nach unserm seligen Ziska ist keiner würdig, seine Stelle zu erhalten." Sie betrachteten sich also als verwaist und wählten mehrere Anführer, unter denen Procop der Kleine der berühmteste ist. Jeder einzelne Haufe schwärmte umher und fiel in die benachbarten Länder ein, bald in Schlesien, bald in Mähren, Oestreich, Baiern oder Sachsen, überall die schrecklichsten Unthaten ausübend. Zwar hielt Kaiser Sigismund mehrere Reichstage, um sich mit den Fürsten zu berathen, wie man wohl gemeinsam die wilden Böhmen bezwingen könnte; aber wenn er auch dann und wann ein Heer zusammengebracht, so liefen die Soldaten bald wieder auseinander, sobald sich nur die Hussiten sehen ließen; groß war die

Furcht vor ihnen. Und ehe der Kaiser ein neues Heer zusammenbrachte, machten sie neue Streifzüge in die Nachbarländer und verbreiteten überall Schrecken und Verwüstung. Sie kamen nach Dresden, ja bis ins Magdeburgische, verbrannten in Sachsen über 100 Städte und Schlösser und gegen 1400 Dörfer, und führten die reiche Beute auf 3000 Wagen mit sich fort, von denen einige mit 12—14 Pferden bespannt waren. Andere Haufen zogen bis in die Vorstadt von Breslau und bis in die Nähe von Berlin, von wo sie aber mit blutigen Köpfen zurückgewiesen wurden.

Endlich nahmen sich der Kaiser und die deutschen Fürsten vor, mit einem Schlage dem verderblichen Kriege ein Ende zu machen. Im Jahre 1431 brachten sie ein großes Heer auf, und damit es desto unüberwindlicher wäre, wurde auf Befehl des Papstes durch einen dazu nach Deutschland abgeschickten Cardinallegaten Julian das Kreuz gegen die Hussiten gepredigt; ja, der Legat begleitete das Heer sogar in eigener Person. Man zog von der Seite des Böhmerwaldes (auf der Straße, die von Regensburg nach Pilsen führt) nach Böhmen. Aber — kaum hieß es: „die Hussiten kommen!“ so liefen erst die Baiern, dann die Brandenburger und zuletzt auch die Uebrigen so eilig davon, daß sie sogar ihr Gepäck im Stiche ließen. Mit großer Mühe und durch vieles Bitten brachte zwar der Legat sie noch einmal (unweit Tauß) zum Stehen; aber sobald Procop Holy auch hier erschien, rannten alle in wilder Flucht auseinander. Der Legat selbst verlor dabei sein Meßgewand, den Cardinalshut und die Kreuzesbulle, mußte froh sein, nicht selbst gefangen zu werden, und viele Tausende wurden erschlagen.

Nun sahen endlich die Fürsten ein, daß mit Gewalt gegen die Hussiten nichts zu machen wäre, und daß man den Weg der Güte einschlagen müßte. Zugleich waren auch die Prager, die gemäßigte Partei, des Krieges sehr überdrüssig und sehnten sich nach Ruhe, und darum wurde nach vielem Hin- und Herschicken und Streiten (1433) ein Vergleich abgeschlossen, den man die prager Compactaten nennt, und in welchem den Hussiten freie Religionsübung versprochen wurde. Hier zeigte sich nun aber, daß es dem großen Haufen mehr ums Rauben und Plündern, als um die Religion zu thun war; denn die Taboriten und Waisen erklärten, sie würden sich nimmermehr mit dem Kaiser vergleichen. Unter diesen Umständen kam es zwischen den Pragern und ihnen zum Kriege. In einer entscheidenden Schlacht bei Böhmisch-

Brod (einige Meilen östlich von Prag, zwischen dieser Stadt und Kollin 1434), wurden die Taboriten von den Pragern — die man auch Kelchner nannte, weil sie vornehmlich auf der Bewilligung des Kelches im Abendmahle bestanden, — auf's Haupt geschlagen, und konnten sich seitdem nicht wieder erholen. Viele Tausende waren den Siegern in die Hände gefallen, und diese wußten nicht, was sie mit ihnen anfangen sollten. Schon wollte man sie als gefährliche und unnütze Leute niedermachen; da meinten andere, es wären auch manche Unschuldige dabei, die nur gezwungen an dem Kriege Antheil genommen hätten. Um diese nun von den wilden Gesellen zu unterscheiden, wählte man folgende List: ein Herold mußte bekannt machen, es stände jedem frei, nach Hause zu gehen; doch wären die Kelchner bereit, die, welche bleiben und ihnen bei Ausplünderung der taboritischen Städte helfen wollten, bei sich aufzunehmen. Die Bessergesinnten zogen nun sogleich ab; die Räuber und Blutsauger dagegen, denen es nur ums Plündern zu thun war, blieben zurück. Es war eine furchtbare Menschenrotte: in Verbrechen ergraute Bösewichter, mit braunen, bärtigen Gesichtern, feurigen Augen und wilden Geberden. Man führte sie in große Scheunen ab, schloß diese fest zu und verbrannte die Gebäude sammt den darin befindlichen Menschen; freilich eine schändliche und treulose Handlung, wenn gleich die Bösewichter die Strafe reichlich verdient hatten.

Jetzt stand der gänzlichen Aussöhnung mit dem Kaiser nichts mehr im Wege. Sigismund versprach Vergessenheit alles Vorgefallenen, und beide Theile waren froh, daß endlich ein geregelter Zustand zurückkehrte. Als die Nachricht vom Frieden Prag erreichte, war die Freude allgemein. Das Volk lief mit Freudengeschrei durch die Gassen, man sang das Tedeum, läutete mit allen Glocken, und als der kaiserliche Abgesandte, Kaspar von Schlick, nach Prag kam, fielen viele vor ihm auf die Knie nieder und riefen: „Seht! das ist unser Engel!" Noch größer war die Freude, als der Kaiser selbst 1436 in Prag erschien. Mit aufrichtigem Herzen wurde ihm gehuldigt. Wie viel Blut und Menschenelend hätte nicht erspart werden können, wenn bald anfangs jeder mit christlicher Duldung den andern bei seinem Glauben gelassen hätte.

Noch eine traurige Begebenheit müssen wir erzählen, die sich in derselben Zeit (1435) ereignete und die damalige Roheit

beweist; das Ende der unglücklichen Agnes Bernauer. Herzog Ernst von Baiern, der in München residirte, hatte einen Sohn Albrecht. Dieser wohnte in Straubing an der Donau und war damals etwa 30 Jahre alt. Oft ritt er hinüber nach Augsburg, einer damals sehr reichen freien Reichsstadt, deren Patricier häufig Bankete, Lanzenstechen, Tanzbelustigungen und andere Feste veranstalteten, an denen auch die Töchter der angesehenen Familien Antheil nahmen. Vor allen andern zog des Herzogs Blicke auf sich die schöne Agnes Bernauer, eines Bürgers Tochter, ein Mädchen von solcher Schönheit, daß sie allgemein der Engel genannt wurde. Und sie war nicht nur schön, sondern auch lieblich und sittsam; aus ihren blauen Augen, die von den schönsten blonden Locken umschattet wurden, strahlte ein so reines und so sanftes Gemüth, daß Albrecht sich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte und nur in ihrem Besitze glücklich werden zu können glaubte. Da er nun wußte, daß sein stolzer Vater nie in eine solche Verbindung willigen würde, so ließ er sich heimlich mit ihr am Altare verbinden, führte sie in ein einsames Schloß und lebte hier sechs Jahre mit ihr sehr glücklich. Aber jetzt verlangte der Vater, der von seiner Verbindung nichts ahnte, er solle sich mit einer braunschweigischen Prinzessin vermählen. Nach langem Weigern sah sich Albrecht endlich genöthigt, einzugestehen, daß er bereits mit Agnes vermählt sei. Der Vater tobte und lärmte sehr; doch beruhigte er sich endlich in der Hoffnung, daß sein Sohn dahin zu bringen sein werde, die nicht ebenbürtige Gattin zu verstoßen. Als daher Albrecht bald darauf vor den Schranken eines Turniers erschien, das Herzog Ernst in Regensburg hielt, ließ dieser ihn zurückweisen, weil er sich durch seine unwürdige Heirath um die Ehre der Ritterschaft gebracht habe. Aber diese Beschimpfung bewirkte das Gegentheil davon, was sie bewirken sollte. Seine Agnes, die so unschuldig von seiner Familie verfolgt wurde, war ihm nun noch theurer, und er war fest entschlossen, sie und sein Glück den Vorurtheilen des stolzen Vaters nicht aufzuopfern. Er trat nun öffentlich mit ihr hervor und richtete ihr in Straubing einen Hofstaat ein. Aber all dieser Glanz entzückte nicht das Herz der bescheidenen Agnes. Mit der Stille des Aufenthaltes war auch ihr Glück dahin, und der Gedanke, an dem Zerwürfnisse des Vaters und des Sohnes schuld zu sein, lastete zentnerschwer auf ihrem Herzen; sie konnte die Angst nicht los werden, daß sie zuletzt noch das Opfer werden würde, dachte immer an ihren nahen

Tod und kaufte sich vorläufig eine Grabstätte im Kloster der Karmeliter. Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Albrecht mußte eine Reise machen. Kaum war er fort, so ließ Herzog Ernst die arme Agnes festnehmen und vor bestochene Ritter stellen, die da behaupteten, sie habe ihren Mann mit Liebestränken bezaubert und die Kinder seines Bruders vergiftet. Alle Versicherungen ihrer Unschuld waren vergebens. Sie wurde augenblicklich nach der Donau geschleppt, während der, welcher allein sie retten konnte, fern war. Man riß sie ans steile Ufer und stürzte sie von der Brücke in den Strom. Die Fluth trieb sie fort und warf sie, ehe sie ertrank, ans Ufer. „Rettung! Rettung!" rief sie laut, als ob es ihr Albrecht hören sollte; aber einer der Henker eilte herbei, wand eine lange Stange um ihr schönes goldenes Haar und drückte sie so lange unter das Wasser, bis sie ertrunken war! — Wer kann mit Worten ausdrücken, was Albrecht empfand, als er heimkehrte, seine Agnes nicht fand und die Greuelthat erfuhr! Anfangs war er wie wahnsinnig und wollte von keinem Troste wissen. Er drohte sich an dem unnatürlichen Vater, den er nicht mehr lieben könne, zu rächen. Im Frühjahr 1436 brach er mit Waffengewalt feindlich in das Land des Vaters ein. Doch das Baseler Concil vermittelte eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn, welcher sich, um dem Wunsche des Vaters zu genügen, bald darauf mit Anna von Braunschweig vermählte. Der Herzog erklärte, Agnes sei unschuldig hingerichtet worden und eine ehrbare Frau gewesen, und für die Ruhe ihrer Seele wurden Seelenmessen gestiftet. Albrecht ließ sie in die von ihr erwählte Grabstätte im Karmeliterkloster in Straubing legen, einen marmornen Denkstein darauf und hat die Heißgeliebte, deren ganzes Verbrechen ihre Liebe zu ihm war, nie vergessen. Er liegt in derselben Kirche begraben.

Sigismund hat noch bis zum Jahre 1437 regiert. Mit ihm erlosch das Haus der Luxemburger; denn er hinterließ nur eine Tochter, die mit Albrecht von Oestreich vermählt war.

75. Die Jungfrau von Orleans, 1430.

So wie es unter zwei Hausnachbarn nicht selten Streitigkeiten giebt, so findet man auch in der Geschichte, daß ein paar Nachbarreiche sich selten lange mit einander vertragen. Das ist besonders der Fall, wenn eins viel mächtiger ist als das andere, oder wenn

die beiden Völker einen ganz verschiedenen Sinn haben. Daher kam es, daß Frankreich und England von jeher Kriege mit einander hatten. Zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts, also bald nach der Schlacht bei Sempach, lebte in Frankreich König Karl VI. (1380—1422), aus dem Hause Valois. Zu allem Unglücke kam noch, daß er als Kind auf den Thron berufen ward — denn er war erst 11 Jahre alt — und daß also statt seiner seine Oheime regierten, die sich einander beneideten und anfeindeten. Endlich war Karl so alt, daß er selbst regieren konnte. Nun hofften die Franzosen, es würde besser werden. Aber es wurde noch schlimmer. Der König wurde einmal krank und mit Schrecken bemerkte man schon damals Spuren von Wahnsinn. Doch wurde er geheilt; nur eine finstere, argwöhnische Gemüthsstimmung blieb zurück. Nun unternahm er aber einen Feldzug gegen den Herzog von Bretagne; denn diese Provinz hatte damals, wie die meisten Provinzen in Frankreich, einen besondern Herrn. Auf diesem Zuge war Karl finsterer als je; er träumte von nichts als Vergiftungen und Nachstellungen, und rührte jede Speise nur mit Angst an. Es war gerade ein überaus heißer Tag; die Sonne brannte fürchterlich, und doch hatte der König über seinen schweren Panzer noch einen schwarzen Sammetrock, und auf dem Kopfe unter dem großen Hute noch eine Tuchmütze. Kein Wunder, wenn ihm dabei ganz schwindelig vor Hitze wurde. Nur von Wenigen begleitet — die Andern waren des Staubes wegen zurückgeblieben — ritt er durch einen Wald. Kaum war er in diesem ein Stück fortgeritten, so sprang hinter einem Baume ein großer unbekannter Mann hervor, in einem weißen Hemde, mit bloßen Füßen und mit herumfliegenden Haaren, fiel dem Pferde des Königs in den Zügel und rief mit drohender Stimme: „Edler König, reite nicht weiter! Du bist verrathen!“ — So geschwind, wie er erschienen war, verschwand er auch wieder. Wahrscheinlich hatten seine Oheime, die den Krieg mit Bretagne höchst ungern sahen, den Menschen abgeschickt, um den König von dem Feldzuge abzuhalten. Aber der Vorfall machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Er erblaßte, zitterte und konnte lange kein Wort sprechen. Dennoch setzte er seinen Weg fort, aber in ein tiefes Nachdenken versunken. Endlich war der Wald zu Ende; man kam über eine sandige Ebene, wo die Sonne recht glühende Strahlen herabschoß. Durch einen Zufall ließ einer der Pagen, die hinter dem Könige herritten, seine Lanze auf den Helm des andern fallen. Das dadurch entstandene Geklirre weckte den König

wie aus einem tiefen Traume, in welchem er an nichts als Verrätherei gedacht hatte. In dem Augenblicke gerieth er in Wahnsinn; daß er verrathen sei, hielt er für gewiß. Er riß das Schwert aus der Scheide, warf die erschrockenen Pagen zu Boden und hieb auf Alle, die nicht eilig die Flucht ergriffen, wüthend ein. Sein Bruder kam auf den Lärm herbeigeritten und wollte ihn besänftigen. Aber dies war nicht möglich, und er hieb und stach so lange um sich, bis ihm das Schwert entfiel. Nun erst wagte man sich an ihn heran; ein Page sprang hinter ihm aufs Pferd und zog ihn herab; man band ihm die Hände und brachte ihn zurück. Die Franzosen bejammerten ihr Schicksal, erst einen unmündigen und nun gar einen verrückten König zu haben. Seine Oheime übernahmen aufs neue die Regentschaft und die alten Zwistigkeiten nahmen nicht allein wieder ihren Anfang, sondern wurden nun erst mit rechter Erbitterung geführt.

Der Wahnsinn des Königs besserte sich nach einiger Zeit etwas; wenigstens hatte er manche vernünftige Zwischenzeiten. Aber ein unglücklicher Vorfall warf ihn in einen noch stärkeren Wahnsinn zurück. Es wurde bei Hofe eine Hochzeit gefeiert und bei der Gelegenheit eine Maskerade veranstaltet. Auch der König, der gerade vernünftig war, wollte dabei sei und verkleidete sich mit noch fünf andern als Wilde. Sie ließen sich in Leinwand einnähen, mit Pech bestreichen und Haare und Federn darauf kleben. Alle sechs waren mit Ketten aneinander befestigt, und es wurde jedermann gewarnt, ihnen mit dem Lichte zu nahe zu kommen. Allein des Königs Bruder, der Herzog von Orleans, hatte das nicht gehört. Kaum waren also die sechs Wilden in den Saal getreten, so ergriff er eine Fackel und beleuchtete die wunderbare Gruppe. Aber o Unglück! die Verkleidung des Einen fing Feuer und dies verbreitete sich so schnell und unaufhaltsam, daß vier unter vielem Geschrei und Winseln elendiglich verbrannten; der Fünfte riß sich noch glücklich los und sprang — denn er brannte auch schon — schnell in ein Faß Wasser, welches er in der Küche fand, und der König wurde nur dadurch gerettet, daß eine der Prinzessinnen, die gerade mit ihm sprach, ihm schnell ihre Schleppe über den Kopf warf und so das Feuer erstickte. Aber der Schreck wirkte so nachtheilig auf sein Gemüth, daß er in noch stärkere Raserei verfiel, in welcher er wede sich noch die Seinigen kannte, leugnete, daß er Karl heiße und König sei, und in Wuth gerieth, wenn er bei seinem Namen genannt wurde. Hatte er nun auch später lichte

Augenblicke, so war er doch ganz unfähig, sein Land zu regieren, und man war in Verlegenheit, wie man ihn unterhalten sollte. Da verfiel man darauf, ihn mit den unlängst erfundenen Spielkarten zu belustigen. Ein geschickter Maler in Paris malte sie schön aus mit Farben und Gold, und nun wurden Spiele erfunden. Daher findet man auf den Bildern mancher unserer Karten auch jetzt noch Anspielungen auf jene Zeit. Die darauf stehenden Wörter: la Hire, Hector u. s. w., sind Namen damals am Hofe lebender Edelleute. Das Beispiel des Hofes machte, daß das Kartenspiel nun reißend überhand nahm und wenige Jahre darauf mußten schon einschränkende Gesetze dagegen gegeben werden. Dies war der Ursprung der Kartenspiele.

Die Feindschaft zwischen des Königs Bruder, dem Herzoge Ludwig von Orleans, und dessen Vetter, dem Herzoge von Burgund, Johann dem Unerschrockenen, wurde immer bitterer und ganz Frankreich zerfiel in zwei Parteien. Das wurde endlich so arg, daß Burgund seinen Feind ermorden ließ. Diese Mordthat war um so abscheulicher, da sich Burgund kurz vorher aufs feierlichste mit ihm ausgesöhnt hatte. In einer Kirche hatten sie miteinander das heilige Abendmahl genossen, sich zärtlich umarmt und dabei Vergessenheit alles Geschehenen angelobt. Das Alles that Burgund nur, um seinen Feind desto sicherer zu machen. Eines Abends nämlich, als Orleans bei Hofe im Louvre gespeist hatte, wurde er um 8 Uhr abgerufen. Er begab sich mit wenigen Begleitern fort, wurde aber plötzlich auf der Straße von Meuchelmördern angefallen und mit Aexten, Keulen und Schwertern todtgeschlagen. Am folgenden Tage rief jeder: „Das kann kein Anderer als Johann von Burgund angestiftet haben.“ So war es wirklich; auch leugnete er es gar nicht, und doch wagte man wegen seiner großen Macht nicht, ihn zur Strafe zu ziehen; ja, der schwache König fertigte ihm einen förmlichen Freibrief aus, und man stellte sich am Hofe, als wenn man von seinen Entschuldigungsgründen völlig überzeugt wäre. So sah es damals mit der Gerechtigkeit aus! —

Um das Unglück voll zu machen, brach auch wieder ein neuer Krieg mit England aus. Die Engländer kamen herüber und besiegten die Franzosen in einer der blutigsten Schlachten bei Azincourt unweit Calais (1415), in welcher nicht nur viele der Vornehmsten gefangen, sondern auch allein 8000 Edelleute erschlagen wurden, so daß es wenige adelige Familien in Frankreich gab, die

nicht einen oder mehrere Verluste zu beweinen hatten. Kurz, es schien sich jetzt alles zu vereinigen, Frankreich zu Grunde zu richten. Selbst in der königlichen Familie war der allergrößte Unfriede. Die Königin Isabeau, eine bairische Prinzessin, eine häßliche, herrschsüchtige Frau, veruneinigte sich mit ihrem eigenen Sohne, dem Dauphin*) Karl, weil sie zur Burgundschen, er aber zur Orleanschen Partei gehörte. Die unnatürliche Mutter! Aber es sollte noch besser kommen. Der Dauphin und Johann der Unerschrockene von Burgund näherten sich einander wieder und vertrugen sich endlich (1419). Zur förmlichen Versöhnung sollte eine Zusammenkunft zwischen ihnen stattfinden. Aber Burgund traute nicht recht; sein Gewissen erinnerte ihn, wie er sich auch mit dem Herzoge von Orleans versöhnt und doch ihn erschlagen habe. Indessen konnte er doch die Zusammenkunft nicht ausschlagen. Man ging aber dabei mit aller möglichen Vorsicht zu Werke. Auf der Brücke über die Yonne bei Montereau wurde ein doppeltes Staket gebaut. In dem Zwischenraume sollten beide zusammenkommen, jeder nur mit zehn Begleitern. Der Dauphin erschien zuerst; aber gleich nachdem Burgund eingetreten war, wurde er von dem Gefolge des Dauphin niedergemacht, wobei sich namentlich du Chatel hervorthat. Wer erkennt darin nicht die Hand der gerechten Vergeltung? Ob es mit Wissen und Willen des Dauphin geschah, ist nicht ausgemacht, aber wahrscheinlich. Burgund kniete nämlich vor ihm nieder, um ihn wegen der bisherigen Feindschaft um Verzeihung zu bitten, bemerkte aber, daß dabei sein Schwert zu weit hintergerückt sei und zog es vor. Da rief du Chatel aus: „Wie, Herzog! Ihr unterfteht Euch, in Gegenwart des Dauphin die Hand an den Degen zu legen?“ und hieb ihn sogleich mit der Streitaxt nieder. Dieser Mord machte die Spaltung zwischen dem Dauphin und seiner Mutter noch unheilbarer; sie sagte sich nun förmlich von ihrem Sohne los, und die meisten derer, die es noch bisher mit ihm gehalten hatten, kehrten

*) Dauphin wurde der älteste Sohn des Königs schon seit 70 Jahren genannt. Die Provinz Dauphiné nämlich hatte bis dahin einen eigenen Herrn, der Dauphin genannt wurde. Der letzte dieser Dauphins, Humbert, hatte einen einzigen Sohn, den er sehr liebte. Als er einst mit dem Knaben über die Rhone fuhr, entfiel ihm dieser aus den Armen in den Fluß und ertrank vor seinen Augen. Seitdem hatte der arme Mann keinen frohen Augenblick mehr. Er überließ sein Land dem damaligen Könige von Frankreich, unter der Bedingung, daß alle Mal der Thronfolger den Titel Dauphin führen sollte.

ihm nun den Rücken und schlossen sich an die Burgundsche Partei an. Johann der Unerschrockene hatte nämlich einen Sohn hinterlassen, Philipp den Guten, der auf nichts eifriger dachte, als sich an den Mördern seines Vaters zu rächen, und den Dauphin aufs tiefste verabscheute. Beide, Isabeau und Philipp der Gute vereinigten sich in ihrem Haß gegen den Dauphin, und um ihn ganz zu verderben, verabredeten sie einen Plan, der zugleich ganz Frankreich zu Grunde richtete. Sie ließen nämlich dem König von England — es war damals Heinrich V. — ein Bündniß gegen den Dauphin antragen. Das kam dem Heinrich eben so unerwartet wie angenehm. Er reiste nach Troyes, wo damals der französische Hof sich aufhielt, und schloß hier mit Karl VI., d. i. mit dessen Frau, Isabeau, und dem Herzoge von Burgund, 1420 ein Bündniß, durch welches zum Erstaunen aller Engländer und Franzosen festgesetzt wurde: der König von England solle eine französische Prinzessin heirathen, Regent von Frankreich und künftig einmal, wenn der verrückte Karl VI. stürbe, auch König von Frankreich werden, so daß England und Frankreich unter Einem Könige ständen; der Dauphin aber solle von dem Throne ganz ausgeschlossen sein. Das war der berüchtigte Vertrag von Troyes. Aber der König von England, Heinrich V., starb schon zwei Jahre darauf (1422) und bald nachher auch Karl VI.

Der König von England hatte einen erst neun Monat alten Sohn hinterlassen, der in England unter dem Namen Heinrich VI. den Thron bestieg, und dieser wurde von Isabeau und von Burgund auch zum Könige von Frankreich ernannt. Laut schrie der Dauphin Karl über Ungerechtigkeit. Er nannte sich nun König Karl VII. (1422—61); aber was half es ihm, da ihn nur seine wenigen Anhänger als solchen anerkannten? Die Engländer, die Burgunder und die ihm abgeneigten Franzosen drängten ihn immer mehr zurück, nahmen ihm eine Stadt nach der andern und endlich mußte er über die Loire zurückweichen. An diesem Flusse liegt die Stadt Orleans. Diese wollten die Engländer erst noch einnehmen; dann hofften sie, ihn auch jenseit des Flusses verfolgen zu können. Karl verlor jetzt alle Hoffnung; Orleans gab er ganz verloren und war schon willens, sich bis in die südlichsten Provinzen Frankreichs zurückzuziehen. Da zeigte es sich wieder recht, wie nützlich dem Manne die treue Hausfrau werden kann, wenn sie ihm, wie sie soll, als verständige Freundin zur Seite steht. Maria von Anjou hieß seine Gemahlin, eine gar sehr verständige, herz-

hafte Frau. Sie tadelte mit sanften Worten seine Verzagtheit. „Nie muß der Mensch," sagte sie, „an der Zukunft verzweifeln; jeder neue Tag kann dir eine unerwartete Rettung bringen. Gehst du nach dem Süden, so werden alle deine Anhänger den Muth verlieren, deine Sache für verloren halten und zu den Engländern übergehen." — Agnes Sorel, die gemeinschaftliche Freundin des Königs und der Königin, eine höchst liebenswürdige Dame, unterstützte die Vorstellungen der Königin, und so brachten diese beiden Frauen es endlich dahin, daß er noch zu bleiben und jeden Fußbreit Landes zu vertheidigen beschloß. Wie Recht hat nicht die kluge Maria gehabt, daß man nie verzweifeln müsse! Die Rettung kam von einer Seite, wo Niemand es geträumt hätte: durch ein Bauermädchen.

Im Dorfe Domremi, bei dem Städtchen Vaucouleurs in Lothringen, lebte ein Bauer, Thibaut d'Arc, der eine Tochter hatte, die Johanna hieß. An dem Mädchen war bisher nichts Außerordentliches bemerkt worden. Sie war, wie die meisten Bauernmädchen, groß und stark, tüchtig zur Arbeit, ja, man sah sie nicht selten die Pferde ungesattelt zur Tränke reiten und andere männliche Arbeiten verrichten. Jetzt aber, wo Aller Augen und Aufmerksamkeit auf die Stadt Orleans gerichtet waren, wo in allen Schenkstuben von dem unglücklichen Könige Karl, seiner Bedrängniß, seiner unnatürlichen Mutter und den Fortschritten der Engländer gesprochen wurde, jetzt wurde sie immer stiller und stiller; sie lauschte auf jede Nachricht, stand oft zerstreut und in sich gekehrt da und alle ihre Gedanken waren nur auf ihren bedrängten ritterlichen König gerichtet. Schlaflos lag sie oft auf ihrem Lager. „Wie?" dachte sie da, „wenn doch alle Franzosen, die es redlich mit ihm meinten, aufständen und für ihn stritten! Dann müßte ihm ja geholfen werden!" — Und wenn sie dann einschlief, so sah sie im Traume den König von tausend Gefahren umdrängt; sie aber, aufgefordert von der Jungfrau Maria, die ihr mit dem Jesuskind erschien, rettete ihn von allen seinen Feinden. Beim Erwachen beklagte sie dann ihre Schwachheit, bis die unaufhörliche Beschäftigung mit diesem Gedanken und die öfteren Träume von ihm sie endlich überzeugten, sie sei vom Himmel erkoren, den König zu retten. Von nun an hatte sie keine Ruhe und Rast mehr zu Hause. Sie ging in das benachbarte Städtchen Vaucouleurs und zu dem Ritter Baudricourt. Den bat sie recht inständig, sie doch mit zum Könige zu nehmen und ihre geringe Hülfe nicht zu verachten. Sie

erzählte ihm ihre Erscheinungen und Eingebungen und versicherte ihm, sie sei bestimmt, den König von Frankreich zu retten. Baudricourt sah sie erstaunt an, hielt sie für nicht recht gescheid und wies sie verdrießlich von sich. Aber nach einiger Zeit war sie schon wieder bei ihm, und drang so lange in ihn, bis er zuletzt ganz eingenommen von dem Mädchen war und ihr versprach, sie mit zum Könige zu nehmen, dem er gerade einen Haufen Reiter (ein Fähnlein) zuführte (1429). Der König Karl hielt sich damals im Schlosse Chinon auf, nicht weit von Orleans. Er horchte hoch auf, als ihm der Ritter erzählte, wen er mitbringe und welche Erscheinungen das Mädchen vorgebe. In unsern aufgeklärten Zeiten, wo nur übelunterrichtete Menschen noch am Aberglauben hängen, würde man über das Vorgeben der Jungfrau gelacht oder sie als eine Selbstbetrogene gutmüthig bedauert haben. Nicht so damals. Himmlische Eingebungen hielt man für gar nicht unwahrscheinlich. Doch wollte Karl sie erst auf die Probe stellen. Er ließ sie zu sich führen, nachdem er alle königlichen Abzeichen abgelegt und sich unter seine Hofleute verborgen hatte. Aber sogleich fand sie ihn unter Allen heraus, ob sie ihn gleich, wie sie behauptete, noch nie gesehen hatte. Dann vertraute sie ihm, um ihre göttliche Sendung zu beweisen, den Traum, den er in der letzten Nacht gehabt hatte, versprach ihm, ihn zur Krönung nach Rheims (der alten Krönungsstadt der französischen Könige) zu führen und verlangte, man sollte ihr ein von ihr bezeichnetes Schwert aus einer benachbarten Wallfahrtskapelle holen. Daß sie den König habe belügen wollen, läßt sich wohl nicht denken; sondern wahrscheinlicher ist, daß sie sich selbst für eine vom Himmel Auserkorene hielt und daß jene angeblichen Wunder nachher erdichtet wurden, um ihr das Vertrauen des Volkes und der Soldaten zu verschaffen. Der König war oder stellte sich ganz überzeugt von ihrer himmlischen Sendung. Er behielt sie bei sich, er bewies ihr ungemeine Ehre, ließ ihr gleich eine Rüstung machen und gab ihr ein Pferd und eine weiße Fahne, auf welche Jesus Christus selbst mit Weltkugel gemalt war. So zeigte er sie dem Heere, welches ihr laut entgegenjauchzte und nun unbesiegbar zu sein glaubte. Wie sehr der feste Glaube an himmlischen Beistand auf ein Heer wirken kann, ist schon von der Eroberung von Jerusalem her bekannt und zeigte sich auch hier wieder. Es war urplötzlich ein ganz neuer Geist in die Soldaten gefahren und ungeduldig warteten sie auf das Zeichen der Schlacht. Die erste Gelegenheit, wo das Mädchen mitwirken sollte, war ein Versuch,

den Graf Dunois machte, die halb verhungerten Einwohner von Orleans mit Lebensmitteln zu versehen. Ein Haufe Soldaten war versammelt, den Zug nach Orleans zu beschützen. Vorher befahl die Jungfrau, daß alle Soldaten beichten mußten; dann trieb sie alles schlechte Weibsgesindel aus dem Lager und führte Zucht und Ordnung wieder ein. Jetzt schrieb sie an die Anführer der Engländer, die vor Orleans standen, und befahl ihnen, sogleich die Belagerung aufzuheben und Frankreich zu verlassen. „Gebt heraus," ließ sie ihnen sagen, „die Schlüssel aller der Städte, die ihr bezwungen wider göttliches Recht. Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels, euch Frieden zu bieten oder blutigen Krieg. Wählt! denn das sage ich euch, damit ihr's wißt: das schöne Frankreich ist nicht für euch beschieden!" — Die Engländer lachten. „Nun," sagten sie, „Karl muß doch schon sehr in Noth sein, daß er zu den Weibern seine Zuflucht nimmt." — Aber im Herzen war ihnen ganz anders zu Muthe. Abergläubisch waren sie so gut wie die Franzosen und dachten voll Angst daran, wo das Alles noch hinauswolle. Der Zug mit den Lebensmitteln brach auf; die Jungfrau führte ihn an mit der weißen Fahne, und sie sehen und die Waffen wegwerfen war bei den Engländern Eins. Ohne Schwierigkeit wurden die Vorräthe in die Stadt geschafft; Johanna selbst, die nun das Mädchen von Orleans genannt wurde, hielt ihren Einzug in die befreite Stadt, deren Einwohner sie als ihre Retterin empfingen. Man richtete ihr eine gute Wohnung ein bei dem Schatzmeister des Herzogs von Orleans, nahm ihr die Rüstung ab — denn sie war den ganzen Tag zu Pferde und unter den Waffen gewesen, und daher müde — und setzte ihr eine treffliche Mahlzeit vor. Aber mäßig wie sie war, rührte sie nichts davon an; sie nahm nur eine silberne Schale, füllte sie mit Wasser und Wein und schnitt einige Stückchen Brod hinein. Mehr aß sie nicht.

Im englischen Lager war Alles wie verwandelt. Die Engländer waren so fest überzeugt von ihrer himmlischen Sendung, daß sie nicht gegen sie fechten wollten, und gleich die Flucht ergriffen, sobald sie sich nur mit ihrer Fahne zeigte. Daher ließen sie nun auch die Franzosen in die Stadt und aus derselben ziehen, wie diese nur wollten. Die Franzosen, die sich bisher furchtsam hinter den Mauern verkrochen hatten, griffen nun selbst die Engländer an und nahmen ihnen eine Schanze nach der andern weg. Bei dem einen Angriffe wurden die Franzosen zurückgeschlagen; nur Johanna wollte nicht weichen und war schon ringsum von Feinden

umgeben. Da mußte sie endlich zurück, um ihre Flüchtlinge zu sammeln. Sie ließ ihre weiße Fahne wieder hoch flattern; unter ihr sammelten sich schnell die Zerstreuten wieder; sie eilte mit ihnen zurück auf den Kampfplatz und schlug die Engländer in die Flucht. — Ein ander Mal hatte sie sich wieder zu weit ins Schlachtgetümmel gewagt und erhielt einen Pfeilschuß in den Hals. Das störte sie aber so wenig, daß sie nur einen Augenblick hinter die Fronte ging. Hier zog sie sich selbst den Pfeil heraus, ließ sich schnell die Wunde verbinden, führte dann wieder die Ihrigen an und pflanzte siegreich ihre Fahne auf die feindlichen Wälle. Ueberhaupt zeigte sie in allen Gefechten eine grenzenlose Kühnheit. Bei dem Sturme auf eine benachbarte Stadt sprang sie geradezu in den Festungsgraben hinab und rannte gegen die Mauer an, erhielt aber dabei einen so kräftigen Steinwurf auf den Kopf, daß sie besinnungslos zu Boden stürzte. Zum Glück kam sie bald wieder zu sich und ruhte nun nicht eher, bis die Stadt in ihren Händen war. Als nun bald darauf die Engländer von den Franzosen gar im offenen Felde getroffen wurden, ging es ihnen ganz unglücklich. Gleich zu Anfange des Treffens liefen sie auseinander, warfen die Waffen von sich und 2000 von ihnen wurden auf der Flucht erschlagen.

Die erste Verheißung der Jungfrau — die Befreiung der Stadt Orleans — war erfüllt. Die zweite war die Krönung des Königs in Rheims. Daher forderte sie nun den König zum Zuge dahin auf. „Wohledler Dauphin," sprach sie und kniete vor ihm nieder, „kommt nun, zu Rheims Salbung und Krönung zu empfangen. Ich bin sehr begierig, Euch hinziehen zu sehen. Eilt!" — Vor wenigen Wochen noch wäre es eine Tollheit gewesen, nach dem entfernten Rheims zu ziehen, und selbst noch jetzt war es ein Wagstück; denn die ganze Gegend bis dahin war noch von den Engländern besetzt und die Stadt selbst in ihren Händen. Aber auf Zureden der Jungfrau wurde der Zug beschlossen. Die meisten Städte unterwegs öffneten die Thore und Rheims selbst sandte die Stadtschlüssel entgegen. Mit frohlockendem Herzen zog Karl in die Krönungsstadt ein, und gleich am folgenden Tage wurde das wichtige Werk vollzogen. Die Jungfrau mußte, ihre weiße Fahne in der Hand haltend, während der Ceremonie neben dem Könige vor dem Altare stehen und das hohe Gewölbe des alten Doms hallte wider von dem Freudengeschrei des entzückten Volkes. Als nun die Krönung vorüber war, sank die Jungfrau, überwältigt

von den Gefühlen der Freude und des Dankes gegen den Himmel, der sie zum Werkzeuge gebraucht hatte, nieder vor dem nun geweihten Könige, umfaßte seine Kniee und wünschte ihm unter vielen Freudenthränen Glück zu der so unerwarteten Begebenheit. Er aber erhob sie in den Adelstand und nannte sie das Fräulein von der Lilie. Nun begehrte sie ihre Entlassung. Sie wollte zurückkehren zu ihren Aeltern in ihr stilles Dorf, zu ihren gewohnten Beschäftigungen. „Nimmermehr schon!" erklärte Dunois; vollende erst dein Werk und vertreibe die Engländer vollends vom französischen Boden." — Sie ließ sich bereden, zu ihrem Unglücke.

Anfangs ging zwar alles gut. Fast alle benachbarte Städte unterwarfen sich bei der ersten Aufforderung. Dagegen bedrängte der Herzog von Burgund die Stadt Compiegne. Hier hinein warf sich die Jungfrau, um der Besatzung Muth zur Vertheidigung zu machen, und unternahm schon am folgenden Tage einen Ausfall. Da die Feinde heftig drängten, zog sie sich zurück, drang dann noch einmal vor, wurde aber hier von den Franzosen verlassen, von den Burgundern umringt und nach einem wüthenden Gefechte gefangen genommen. Das Aergste dabei war, daß die Franzosen, wie man damals sagte, sie absichtlich im Stiche und den Feinden in die Hände fallen ließen, weil sie sich ärgerten, daß man jeden Erfolg nicht ihnen, sondern der Jungfrau zuschrieb. Wie triumphirten nun die Burgunder und die Engländer! In Paris wurde das Tedeum gesungen und die Engländer betrachteten den Fang wie einen großen Sieg. Zunächst wurde sie in einen Thurm gesperrt. Der Herzog von Bedford, der für den jungen Heinrich VI. von England regierte, kaufte sie den Burgundern ab. Als sie das hörte, entsprang sie aus dem Thurme, wurde aber bald wieder eingeholt und nach Rouen gebracht. Eigentlich hätte man ihr als einer Kriegsgefangenen nichts anthun dürfen; aber es lag ihren Feinden zu viel daran, sie ums Leben zu bringen, so daß sie vor einem geistlichen Gerichte der Zauberei, Gottlosigkeit, Abgötterei und Hexerei förmlich angeklagt wurde. Hier antwortete sie mit der größten Unerschrockenheit. Man führte sie mit Ketten gebunden vors Gericht. Sie bat, man möchte sie losbinden. „Gut!" sagten die Richter, „aber du mußt versprechen, nie wieder entwischen zu wollen." — „Nimmermehr!" antwortete sie, „im Gegentheil werde ich entfliehen, wie und wo ich kann!"

Vier Monate lang wurde das arme Mädchen mit Fragen

gequält, um sie irre zu machen. Man fragte sie, warum sie sich auf ihre Fahne verlassen hätte, da diese ja doch nur durch Zauberssprüche geweiht worden sei? „Nur allein auf Gott," antwortete sie, „habe ich mich verlassen, dessen Bildniß darauf steht." Weiter fragte man, warum sie bei der Krönung sich neben den König gestellt habe? „Weil," war die Antwort, „die, welche alle Gefahren mit ihm getheilt hatte, auch an der Ehre Theil nehmen mußte." — „Aber," fragte man endlich, „wie abscheulich war es doch, daß du als Jungfrau dir anmaßtest, über Männer den Oberbefehl im Kriege zu führen!" — „Das sehe ich nicht ein," antwortete sie, „denn ich hielt alles für erlaubt, um die Engländer aus Frankreich zu vertreiben und mein Vaterland zu befreien." Da man ihr weiter nichts anhaben konnte, so sprachen endlich die geistlichen Richter das Urtheil, sie sei eine Ketzerin; ihre angeblichen Offenbarungen seien nichts als Eingebungen des Teufels und sie sei daher dem weltlichen Arme zu überliefern. Der Gedanke, nun verbrannt zu werden, warf endlich ihren ganzen Muth danieder, der schon durch die lange Gefangenschaft gebrochen war. Sie legte sich aufs Bitten und versprach, ihre Offenbarungen zu widerrufen und nie wieder dergleichen vorzugeben. „Gut!" sagten die Richter, „dann soll deine Strafe gemildert werden; du sollst — auf Zeitlebens bei Wasser und Brot im Gefängniß bleiben!" — Aber bald bereuten sie, daß sie das Mädchen nicht lieber aus der Welt geschafft hätten, und dachten auf einen Vorwand, es noch zu thun. Sie hatte unter anderm versprechen müssen, nie wieder Mannskleider zu tragen. Ihre Feinde hängten nun solche Kleider in ihr Gefängniß. Sobald Johanna sie sah, wachten die alten Gedanken wieder mit aller Lebhaftigkeit auf. Sie konnte dem Triebe nicht widerstehen, sie anzuziehen und sich in ihnen in die glückliche Tage ihrer kriegerischen Thätigkeit zurückzuträumen. Da rauschte plötzlich die Thüre auf; ihre Gefangenwärter überraschten sie in der verbotenen Tracht, und nun half kein Bitten und Flehen und Versprechen. Es hieß, sie sei eine zurückgefallene Ketzerin und müsse daher sterben. Dies Urtheil wurde 1430 wirklich an ihr vollzogen und sie auf dem Marktplatze von Rouen verbrannt Selbst der Scharfrichter war durch die Hinrichtung des unschuldigen Mädchens so ergriffen, daß er, so wie zwei ihrer Richter, nachher die heftigsten Gewissensbisse über seinen Antheil daran empfand, und als 24 Jahre später die Verwandten der Jungfrau es dahin brachten,

daß die Acten ihres Processes noch einmal nachgesehen wurden, fand es sich auch, daß nur die Ränke der Priester sie schuldig gemacht hatten. Nun wurde sie, freilich zu spät, für unschuldig erklärt. Man errichtete ihr in Orleans mit Recht eine Ehrensäule und noch bis auf den heutigen Tag wird dort jährlich der Tag durch ein Volksfest gefeiert, an welchem sie die Stadt von den Engländern befreite. Auch die Hütte in Domremi, in welcher sie geboren wurde und lebte, selbst die Kammer, in welcher sie schlief, ist noch erhalten, und wird von den Reisenden oft noch mit Rührung betrachtet.*)

Karl VII. kann mit Recht getadelt werden, daß er so gar nichts that, das Mädchen, dem er doch eigentlich sein ganzes Reich verdankte, zu retten. Ob es ihm, auch wenn er sein Möglichstes gethan hätte, gelungen wäre, ist freilich noch sehr die Frage; aber das kann seine Undankbarkeit nicht entschuldigen. Nach seiner Krönung in Rheims fehlte noch viel, ehe er von allen als König anerkannt wurde. Endlich aber versöhnte er sich im Frieden von Arras (1435) mit Philipp dem Guten von Burgund, der dagegen dem Bündnisse mit England entsagte. Darüber ärgerte sich Isabeau so, daß sie gleich darauf starb, mit Recht von allen Gutdenkenden verachtet. Auch Paris unterwarf sich endlich (1436) wieder, und obgleich die Engländer den Krieg noch eine Reihe von Jahren fortsetzten, so konnten sie doch nichts weiter ausrichten, und Karl VII. war und blieb König von Frankreich. Der aus der englischen Gefangenschaft zurückgekehrte Orleans versöhnte sich mit Philipp dem Guten, der ihm das Lösegeld bezahlen half, und so wurde die verhängnißvolle Feindschaft der beiden mächtigen Häuser beigelegt.

---

*) Johanna war von schlanker, kräftiger Gestalt; ihr Gesicht erhielt erst in dem Augenblicke innerer Bewegung einen schönen Ausdruck; ihre Züge verklärten sich dann und ihre Aufregung entlockte ihr ebenso leicht Thränen wie freudiges Lächeln. Sie gefiel sich in schimmernder Rüstung und auf feurigem Rosse. Ueber den Panzer warf sie eine kurze Blouse und den langen, offenen Faltenrock, wie ihn die Ritter damals trugen. Sie hatte eine sanfte, einnehmende Stimme, sprach aber wenig und ihre Rede war schlicht, aber bestimmt. Allen, die ihr nahten, flößte sie Ehrfurcht ein.

76. Erfindung des Compasses, des Pulvers und der Buchdruckerkunst.

Wenn die Schiffer im Alterthume und im Mittelalter auf der See fuhren, so konnten sie ihren Lauf nur nach der Sonne und nach den Sternen richten. Aber wenn der Himmel mit Wolken bedeckt war, so wußten sie nicht, wo sie waren und wohin sie steuern sollten. Daher waren sie genöthigt, immer an der Küste hinzufahren, und wenn sie ja einmal ins hohe Meer fuhren, so waren sie in großer Sorge, wie sie sich zurechtfinden sollten. Da wurde endlich ein kleines Werkzeug erfunden, welches der Verlegenheit mit einem Male ein Ende machte. Man hatte nämlich bemerkt, daß der Magnetstein, wenn er frei schwebe, sich mit der einen Seite immer gegen Norden richte, und im 12. Jahrhunderte machte man die glückliche Entdeckung, daß eine mit einem Magnete bestrichene eiserne oder stählerne Nadel dasselbe thue, wenn man sie so setze, daß sie sich frei bewegen könne. Dies benutzte ein erfinderischer Kopf — man glaubt gewöhnlich, es sei Flavio Gioja, ein Bürger von Amalfi im Neapolitanischen gewesen*) — zur Verbesserung der Schiffahrt. Er machte sich ein Kästchen, inwendig in der Mitte eine eiserne Spitze, und auf diese setzte er eine mit einem Agathütchen versehene Magnetnadel so, daß sie sich nach allen Seiten frei hinbewegen konnte. Und siehe! die Nadel zeigte richtig nach Norden. Nun hatte man doch Etwas, was den Schiffern auch bei dem dunkelsten Himmel genau die Himmelsgegend angab. Diese Erfindung, so unbedeutend sie auch scheint, hatte einen außerordentlichen Einfluß auf die Ausdehnung der Schiffahrt, und machte den Schiffern erst möglich, ohne Gefahr sich zu verirren, in die entferntesten Gegenden unsers Erdballs zu fahren.

Die Erfindung, aus Schwefel, Kohlen und Salpeter ein schwarzes Pulver zusammenzusetzen, welches sich durch einen bloßen Funken entzündet, sich in Dampf auflöst und einen Knall verursacht, soll schon sehr alt sein. Die Chinesen und Araber nämlich sollen schon vor alten Zeiten, ehe man bei uns daran dachte, solches

*) Man weiß jetzt, daß schon vor ihm, der erst ums Jahr 1300 lebte, der Compaß erfunden war; denn schon ums Jahr 1200 kannte man die Eigenschaften des Magnets und wandte ihn bei der Schiffahrt an.

Pulver zu ihren Feuerwerken gebraucht haben. Aber das hatte keinen Einfluß auf das Abendland. Hier erfand ein Franciscanermönch in Freiburg in Baden, Berthold Schwarz, wie man sagt, das Schießpulver ohne etwas von dem Pulver der Araber und Chinesen zu wissen. Er war ein fleißiger Mann, der gern allerhand Zusammensetzungen machte, Arznei bereitete u. dergl. Einmal war er auch, im Jahre 1354,*) mit solcher Arbeit beschäftigt, hatte im Mörser Schwefel, Kohlen und Salpeter zusammengemischt, um, wer weiß was, zu bereiten, und hatte einen Stein darauf gelegt. Als er aber in der Nähe des Mörsers Feuer anschlug, fiel zufällig ein Funke hin, und — mit einem gewaltigen Krachen flog der Stein plötzlich an die Decke. Schwarz prallte vor Erstaunen zurück und wußte sich das Ding nicht zu erklären. Er versuchte es nun noch ein Mal und derselbe Knall erfolgte. Nun dachte er weiter darüber nach; er meinte, wenn er ein engeres Werkzeug hätte, als einen Mörser, so müßte auch wohl die Wirkung noch größer sein. Er machte eine eiserne Röhre, that Pulver hinein und der Knall war viel stärker.**) Seine Erfindung wurde schnell weiter bekannt und nachdenkende Köpfe wendeten sie nun auf den Krieg an. Zuerst machte man große Kanonen, die zum Theil so schwer waren, daß man 20 und mehr Pferde davor spannen mußte; endlich kleinere und zuletzt, erst etwa 50 Jahre später, Flinten, die aber anfangs noch sehr unvollkommen waren und nur von Wenigen im Kriege gebraucht wurden. Der Gebrauch des Pulvers im Kriege änderte nun Vieles ab, und das alte Ritterwesen verschwand immer mehr und mehr. Denn was half dem Ritter nun seine schwere Rüstung? Eine Kugel durchbohrte ihn doch. Alle Stärke, alle Geschicklichkeit, die Lanze zu regieren, war jetzt von keinem Nutzen mehr, weil die fernherkommmende Kugel den Starken wie den Schwachen treffen konnte. Indessen erhielten sich die alten Waffen doch noch neben dem Schießgewehre eine geraume Zeit, theils aus Vorliebe, theils weil sich erst nach und nach die Soldaten an die Kanonen und Flinten gewöhnen konnten. Daher fand man noch 300 Jahre nachher hier und da bepanzerte

*) So ist die gewöhnliche Angabe. Nach den neuesten Untersuchungen aber ist das Pulver schon lange vor Schwarz im Kriege gebraucht worden. Bei einer Belagerung von Gibraltar 1308 wird es als etwas ganz Gewöhnliches erwähnt. Also scheinen auch die Araber es am ehesten beim Kriege angewandt zu haben.

**) Diese Röhre wird noch auf der Rüstkammer in Dresden gezeigt.

Reiter, und die Küraſſe unſerer Küraſſiere ſind noch ein Ueberreſt davon.

Aber noch weit wichtiger war eine dritte Erfindung, die der Buchdruckerkunſt, auch eine deutſche, ums Jahr 1440. Bis dahin mußte man ſich der geſchriebenen Bücher bedienen. Wollte Jemand ein Buch haben, ſo ging er zu einem Mönche, der im Schreiben geſchickt war — denn die Mönche beſchäftigten ſich faſt allein damit — und bat ihn, ihm doch das Buch abzuſchreiben. Dieſer nahm dann feines, dünnes Pergament, auch ſchon eine koſtbare Sache, zog ſich ſaubere Linien und fing nun an zu ſchreiben. Ehe er aber fertig wurde, verging oft ein Jahr oder mehrere, und daher war es kein Wunder, wenn er für ein einziges Buch hundert und mehr Thaler forderte. Dieſe Bücher wurden gewöhnlich mit vieler Nettigkeit und Pracht gearbeitet. Die Anfangsbuchſtaben wurden ſehr groß gemacht, mit ſchönen Farben ausgemalt, und mit Gold ausgefüllt, ſo daß in manchem Buche allein für 20 Ducaten an Gold ſteckte. Das Alles machte die Bücher theuer und ſelten. An Schulbücher war damals natürlich gar nicht zu denken; wie viel unvollkommener mußten alſo ſchon aus dieſem Grunde damals die Schulen ſein? Auch die Lehrer konnten oft nicht weiter fortſtudiren, weil ſie ſich keine Bücher anſchaffen konnten, und vergaßen wohl zuletzt, was ſie früherhin gelernt hatten. Leſebücher gab es damals gar nicht, und ſo fiel das Hauptmittel weg, dem Geiſte Nahrung zu verſchaffen, das Herz durch Leſung guter Bücher zu veredeln und den Geſchmack auszubilden. Kein Wunder alſo, wenn man das Mittelalter die Zeit der Roheit des Geiſtes nennt. Wer damals ein Buch hatte, ſchätzte ſich überglücklich; nur reiche Leute konnten ſich eine kleine Bücherſammlung anſchaffen, und die ganze Bibliothek des Kaiſers Karl IV. beſtand aus 114 Bänden.

Einen Schritt zur Erfindung der Buchdruckerkunſt machte man durch die Verfertigung der Spielkarten. Dieſe einzeln zu machen und auszumalen, hätte entſetzlich aufgehalten. Man nahm alſo ein Brettchen von Holz, ſchnitt die Figuren ſo aus, daß ſie hervorſtanden, beſtrich ſie mit Farbe und druckte ſie nun ſo oft ab, wie man wollte. Da das gelang, verfertigten die Mönche ähnliche Holzſchnitte zu Heiligenbildern und druckten ſie auf Pergament oder ganz dünne Hornblättchen ab. Unter jedem Bilde ſtand der Name des Heiligen, auch wohl ſonſt noch eine Unterſchrift, und auch dieſe mußte auf der Holzplatte ausgeſchnitten ſein. Auch

fing man nun schon an, sich des Lumpenpapiers zu bedienen, welches bald nach Albrecht I. erfunden worden und weit wohlfeiler war als das Pergament. Dieses Verfahren, solche Holzplatten zu schneiden, scheint in den Niederlanden mehr als anderswo geübt worden zu sein; doch ist die Annahme, daß Lorenz Koster in Harlem, der sich in jenem Gewerbe ausgezeichnet haben mag, der Erfinder des Bücherdrucks gewesen sei, historisch nicht glaubwürdig. Man schnitt alle Wörter einer jeden Seite in Holz ein, und druckte nun eine solche Platte so oft ab, wie man wollte. Aber das hatte die Unbequemlichkeit, daß man eben so viele Platten haben mußte, wie das Buch Seiten hatte. Welch eine Arbeit! Daher konnte man diesen Druck nur bei kleinen Büchern anwenden. Und war das Buch nun so abgedruckt, so waren die Platten nichts mehr nütze. Auch geriethen die in Holz geschnittenen Buchstaben sehr schlecht; sie sahen grob und unregelmäßig aus, und man druckte auf diese Art nichts als kleine Gebetbücher, die stark gekauft wurden.

Die Kunst, mit beweglichen Buchstaben zu drucken, hat um das Jahr 1440 ein Deutscher erdacht und ausgeführt. Es war Johann Gutenberg,*) aus Mainz gebürtig (1397). Er war nach Straßburg gegangen und beschäftigte sich mit Steinschleifen, Spiegelmachen und andern Künsten und kam dabei auch auf einen sehr glücklichen Gedanken. Er dachte: „Es ist doch schade, daß man die hölzernen Platten, mit denen man druckt, nicht weiter gebrauchen kann, wenn das Buch abgedruckt ist. Wäre es denn nicht möglich, einzelne Buchstaben auszuschneiden, sie zusammenzusetzen zu Wörtern und Zeilen, sie abzudrucken und dann wieder auseinander zu nehmen, um sie zu andern Büchern wieder zu gebrauchen?“ Gesagt, gethan! er fing gleich an zu schnitzeln, sägte seine Holztafeln auseinander, band die einzelnen Buchstaben zusammen und seine ersten Versuche gelangen; aber mit dem Abdrucken wollte es nicht gelingen. Er machte neue Versuche, aber es wollte immer nicht gehen. Dabei versäumte er seine Brotarbeit, gerieth in Schulden und ging 1445 nach Mainz zurück, um in seiner Vaterstadt sein Glück weiter zu versuchen. Da lernte er einen reichen Bürger kennen, Johann Faust oder Fust; dem

*) So nennt man ihn gewöhnlich. Eigentlich hieß er Johann Gänsfleisch von Sulgeloch oder Sorgenloch — so hieß das Rittergut der Familie auf dem Gau von Mainz — genannt Gutenberg, von seinem Wohnsitze „zum Gutenberg“.

theilte er seine Pläne mit und meinte, wenn er ihn nur mit Geld unterstützen wollte, so würde die Sache schon gelingen. Faust, ein Goldarbeiter, war ein eigennütziger, aber kluger Mensch. Er erkannte bald, daß mit Gutenberg etwas anzufangen sei, trat mit ihm in Verbindung, schoß ihm zwei Mal Geld vor und setzte ihm einen guten Gehalt aus, wofür aber Gutenberg alle Arbeit allein übernehmen und das ganze Arbeitszeug ihm verpfänden mußte. Wie freute sich Gutenberg über die gefundene Unterstützung! Rasch ging er nun an die Arbeit, und siehe! es gelang hier besser als in Straßburg. Anfangs schnitzte er die beweglichen Buchstaben, die man Lettern nennt, aus Holz; aber diese wurden schlecht. Nun nahm er Blei oder Zinn; das gerieth schon besser; nur war das Metall zu weich, und daher nutzten sich die Lettern schnell ab. Er nahm dafür lieber Eisen; aber das war wieder zu hart und durchschnitt das Papier. Da nahmen sie noch einen dritten Mann in ihren Bund auf, Peter Schoiffer, einen geschickten jungen Mann, der bisher Abschreiber in Paris gewesen war und nun dem Gutenberg trefflich zur Hand ging. Sie erfanden eine Zusammensetzung von verschiedenen Metallen, die weder zu hart noch zu weich war, und verfertigten auch eine bessere Druckerschwärze; statt des Lampenrußes, den Gutenberg gebraucht hatte, kochten sie Kienruß und Leinöl. Besonders erfand Schoiffer die Kunst, Lettern zu gießen, indem er Stempel von Stahl ausschnitt, diese in Kupfer abschlug und darauf die zum Gebrauch bestimmten Lettern goß.

Die drei unternehmenden Männer machten zuerst Versuche mit kleinen, besonders Gebetbüchern, die noch schlecht genug ausgesehen haben mögen, aber wegen ihrer Wohlfeilheit begierig gekauft wurden. Nun aber machten sie sich auch an ein größeres Werk; sie fingen an die Bibel zu drucken, und vollendeten sie wahrscheinlich 1456. Ein trauriges Gefühl erregt es aber, daß Gutenberg, der doch eigentlich das Hauptverdienst dabei hatte, noch vorher um den Lohn seiner Erfindung und vielfältigen Mühe kam. Fust war, wie gesagt, eigennützig und wollte das Geld, welches er dem Gutenberg geben mußte, ersparen. Darum überwarf er sich mit ihm, nahm ihm 1455 für sein vorgeschossenes Geld die ganzen Lettern und die Druckpresse, so daß der brave Mann in Dürftigkeit gestorben ist, und trat mit Schoiffer in engere Verbindung, der auch sein Schwiegersohn wurde. Beide druckten nun mit Eifer fort und wurden bald reiche Leute. Aber diese ersten Drucke sind äußerst selten; so existirt ein lateinischer Psalter,

das erſte Werk, welches den Namen der Drucker und die Jahreszahl (1457) trägt, nur noch in ſechs oder ſieben Exemplaren. Fuſt ſtarb endlich in Paris, wohin er gegangen war, um ſeine Bibeln zu verkaufen, an der Peſt. Uebrigens waren die erſten Bibeln noch ſehr theuer. Fuſt nahm für eine 100—200 Gulden, welchen Preis man damals für ſehr gering hielt. Keiner ärgerte ſich mehr über ihn und die neue Erfindung, als die Mönche, die nun den Gewinn, den ſie aus dem Abſchreiben gelöſt hatten, ganz verloren; denn man konnte nun die Bücher mehr als zehn Mal ſo wohlfeil kaufen.

Natürlich hatten ſich die Erfinder alle Mühe gegeben, ihre Kunſt geheim zu halten. Es glückte ihnen nicht lange. 1462 wurde die Stadt Mainz in einer Fehde erobert; die Druckergehülfen zerſtreuten ſich fliehend und trugen ihre Kunſt an andere Orte. Um 1500 waren ſchon in allen großen Städten Europas Druckereien angelegt.

77. Eroberung Conſtantinopels durch die Türken, 1453.

Schon ſeit 476 war das abendländiſche römiſche Kaiſerthum umgeſtürzt worden. Das griechiſche oder morgenländiſche dauerte noch immer fort, aber ohne Kraft und Ruhm. Der Geiſt der alten Griechen war aus den Bewohnern des alten Griechenlands faſt ganz gewichen; es war ein feiges, laſterhaftes, verweichlichtes Volk, und ſeine Kaiſer waren ſo, wie das Volk es verdiente: grauſam, tyranniſch, ſtolz, laſterhaft und feige. Selten zeichnete ſich unter ihnen einmal ein kräftiger Mann aus. Dabei waren beſtändige Unruhen. Viele Kaiſer wurden ermordet, oft von ihren eigenen Verwandten. So war es denn kein Wunder, wenn es endlich den Angriffen der Türken unterlag.

Dieſes Volk, das ums Jahr 1300 aus den Seldſchucken hervorgegangen war, indem Osman in den Bergen des Taurus einen kriegeriſchen Haufen ſammelte, hatte ſich nach und nach Klein-Aſiens bemächtigt, war dann nach Europa übergegangen, und hatte hier und da ſchon Stücke von Griechenland an ſich geriſſen. Sultan Murad machte Adrianopel zur Reſidenz (1360). Man erſchrack in ganz Europa über die nahende Gefahr, und in der That waren die Türken damals ſo kriegeriſch und zugleich ſo eroberungsſüchtig, daß das Schlimmſte zu befürchten war. Vergebens bat der griechiſche Kaiſer (Johannes) die Fürſten des Abendlandes, namentlich den Papſt (Urban V.) um Hülfe. Dieſer erbot ſich dazu, wenn

die Griechen sich der römischen Kirche unterwerfen wollten. In seiner Angst war zwar der Kaiser dazu bereit, aber das griechische Volk mißbilligte die Bereitwilligkeit desselben, und so ließ sich auch der Papst nicht erweichen.

Damals war in Ungarn Sigismund (nachmals deutscher Kaiser) König. Es war nämlich 1301 der alte Königsstamm (der arpadische) mit Andreas III.*) ausgestorben. Die Ungern, die damals noch das Wahlrecht hatten, wählten einen Urenkel Karls von Anjou, Karl Robert, der mit dem erloschenen Hause verwandt war. Da aber auch dieser neue Stamm mit dessen Sohne, Ludwig dem Großen (1382) ausstarb, so bestieg der Eidam desselben, Sigismund, der Luxemburger, den ungarischen Thron.

Sigismund, der durch die Türken zunächst bedroht war, brachte ein Heer zusammen, zu dem sich aus Lust an kriegerischen Abenteuern der oben genannte (1419 bei Montereau gefallene) Herzog Johann der Unerschrockene von Burgund und andere französische Ritter gesellt hatten. Die Franzosen hatten übermüthig geprahlt, sie könnten mit ihren Lanzen den Himmel, wenn er einfallen wollte, stützen. Als sie aber mit den Türken (1396) in der Schlacht bei Nikopolis (an der untern Donau) zusammentrafen, erlitten sie eine fürchterliche Niederlage. Unter den Gefangenen war auch Herzog Johann, der sich durch ein schweres Lösegeld loskaufen mußte. Sultan Bajesid oder Bajazeth ließ 10,000 Gefangene niedermetzeln.

Dieser Sieg hätte den Türken Ungarn und wer weiß wie viele europäische Länder geöffnet, hätten sie nicht auf einer andern Seite Beschäftigung erhalten. Es war unter den Mongolen ein neuer großer Eroberer aufgestanden, Timurlenk, gewöhnlich Tamerlan genannt. Er stürzte den Chan von Dschagatai, seinen Schwager, und ließ sich selbst zum Anführer aller Mongolen ausrufen. In Samarkand schlug er seinen Sitz auf und von hier aus unternahm er während einer mehr als dreißigjährigen Herrschaft den Umsturz aller aus dem alten Mongolenreich entstandenen Dynastien; in Hindostan drang er bis Delhi verwüstend vor; im Norden aber beugten sich vor ihm Turkestan und die sibirischen Wüsten jenseits des Irtisch; im Nordwesten das Kiptschack und der russische Czar.

*) Er war der Gatte jener Königin Agnes, der Tochter Kaiser Albrechts I., die gegen die Mörder ihres Vaters so wüthete.

Einen Herrn der Welt nannte sich Timur; wie nur Ein Gott im Himmel, so solle auch nur Ein Herrscher auf Erden sein!

Siegessäulen von Menschenschädeln thürmte er sich auf; hunderttausend Gefangene ließ er in Delhi hinschlachten. Ein solcher Mann war dem gewaltigen Bajazeth gewachsen, dem Sultan der Türken. Zwei Jahre lang unterhandelten die beiden Gewaltigen in gegenseitiger Scheu; endlich (20. Juli 1402) trafen sie bei Ancyra in Galatien aufeinander; 400,000 Türken gegen 800,000 Mongolen. Bajazeth wurde geschlagen und gefangen und nach einigen Berichten milde behandelt, nach andern in einen eisernen Käfig gesteckt.

Die Türken erholten sich aber, nachdem die Mongolen abgezogen waren, bald wieder zum Schrecken Europas. Darum ließ der Papst (Eugen IV.) einen Kreuzzug gegen sie predigen. Er schickte dazu den Cardinal Julian Cesarini in Europa umher. Aber ehe dieser seine Rundreise vollendet hatte, brachen die Türken unter Murad II. in Ungarn ein. Ihnen entgegen zog der tapfere Woiwode von Siebenbürgen, Johann Corvinus Hunyades; er traf sie in Siebenbürgen, schlug sie und gewährte dem Sultan, der ihn darum anging, einen Frieden von 10 Jahren, der von Corvin und dem Könige von Ungarn, Wladislaw, beschworen wurde. Aber dem Papste war dieser Friede nicht recht; mit der in jener Zeit nicht seltenen Gewissenlosigkeit befahl er dem Julian, dem Könige Wladislaw zuzureden, den Frieden zu brechen und ihn dazu von dem geleisteten Eide loszusprechen, weil man den Ungläubigen sein Wort zu halten nicht nöthig habe. Wladislaw und Corvin ließen sich bereden; sie zogen gegen die Türken zu Felde. Murad schalt sie laut Meineidige und ließ die gebrochene Friedensurkunde vor seinem Heere hertragen. Bei Varna am Schwarzen Meere kam es zur Schlacht (1444); die Christen wurden besiegt; Wladislaw fiel, Julian wurde auf der Flucht getödtet; den Corvin rettete nur sein schnelles Pferd. Vier Jahre darauf (1448) erlitten die Ungern bei Kossowa in Serbien eine neue Niederlage.

Da ließ der Papst eine Aufforderung ergehen, sich gegen den Feind der Christenheit mit Macht zu rüsten, und namentlich hoffte er, 1450 in Deutschland einen solchen Kreuzzug zu Stande bringen zu können. Er bediente sich dazu eines Mannes, der ganz dazu geeignet war, die Rolle Kuttenpeters und Bernhards von Clairvaux noch einmal zu spielen. Es war der Barfüßermönch Johann Capistran, ein kleiner, dürrer Mann, dabei, ungeachtet seiner 65

Jahre, voll Feuer, und in seiner Lebensart so streng, daß man ihn wie einen Heiligen betrachtete. Ueberall, wohin er kam, wurde er feierlich empfangen; das Volk zog ihm mit Fahnen entgegen und warf sich demüthig auf die Kniee nieder, wenn er vorüberziehend den Segen ertheilte. Von einem Balcon herab pflegte er zum Volke in lateinischer Sprache zu sprechen, und obgleich man den Sinn der fremden Worte nicht verstand, so starrten ihn doch Alle mit Bewunderung an; denn er sprach mit so beredtem Feuer, mit so ausdrucksvollen Geberden, daß schon sein Anblick begeisterte. Wenn er endlich schwieg, trat ein Mönch auf, um in deutscher Sprache den Sinn der Rede zu wiederholen; aber dann ging die Versammlung auseinander, weil man schon durch die Kraft der lateinischen, wenn auch unverständlichen Rede befriedigt war. So kam Capistran nach Wien, nach Olmütz und endlich nach Breslau. Er eiferte überall mit dem Feuer schwärmerischer Begeisterung gegen die Ueppigkeit und die Freuden des geselligen Lebens, und machte in Breslau solchen Eindruck daß seine Zuhörer nach geendigter Predigt nach Hause liefen, alle Gegenstände des Luxus und Werkzeuge der Sünde: Spiegel, Putzsachen, Spielkarten, Bretspiele, Maskenanzüge u. dgl. herbeiholten und sie in einem großen Scheiterhaufen verbrannten.*) Nach der Ansicht dieser Zeit lag jener Uebertreibung eine edle Begeisterung zu Grunde; aber nicht zu entschuldigen war es, daß Capistran das Volk gegen die Juden aufreizte, die damals zwar in tiefer moralischer Erniedrigung sich befanden und die Christen auf jede Weise zu betrügen suchten, aber deshalb doch nicht ohne Unterschied und ohne richterlichen Spruch verfolgt werden mußten. Man gab ihnen schuld, Christenkinder geraubt und geschlachtet, geweihte Hostien gestohlen und gepeitscht zu haben; und so unsinnig auch diese Beschuldigungen waren, so wurden sie doch von dem Volke, welches das Albernste am leichtesten glaubt, für gegründet gehalten. Allein in Breslau wurden 41 Juden verbrannt; Capistran war selbst behülflich, sie vorher recht zu martern.

Uebrigens erreichte der Papst seinen Hauptzweck nicht. Die Deutschen waren damals zu getheilt und hofften, Constantinopel werde die Türken aufhalten. Nun rückte Muhamed II., ein

*) Man zeigt noch heute das mit einem kleinen eisernen Kreuze bezeichnete Fenster auf dem Blücherplatze, aus welchem er zu den versammelten Breslauern sprach.

junger, kräftiger Held, 1453 mit einer zahllosen Schaar von Janitscharen auf die Hauptstadt Constantinopel los, während seine Schiffe die Seeseite angriffen. Kaiser Constantin IX. zeigte sich seines hohen Ranges werth. Er wollte seine Residenz retten oder unter ihren Trümmern sich begraben. In der Eile bot er alles auf, um die Stadt zu vertheidigen, wie einst die Karthager, da die Römer diese Stadt zerstören wollten. Aber die Griechen waren keine Karthager. Zwar ließ Constantin schnell eine ungeheure Kette vor den Hafen ziehen, um den türkischen Schiffen den Eingang zu wehren, und rief die Genueser und Venetianer, von denen sich eine Menge des Handels wegen längst in Constantinopel niedergelassen hatte, zur Vertheidigung auf. Aber beide Nationen waren eben aus Handelsneid eifersüchtig auf einander, arbeiteten einander stets entgegen, und was sie auch Nützliches anordneten, wurde wieder von den Griechen, die ihnen die Gunst des Kaisers beneideten, vereitelt! Dennoch wurden die ersten Stürme der wüthenden Türken abgeschlagen; denn die Griechen strengten die letzten Kräfte an, da sie für ihre ganze Existenz stritten, und wer weiß, ob sie nicht, wenn sie einig gewesen wären, endlich die Türken zurückgetrieben hätten. Als aber Muhamed die Verwirrung sah, die auf den Mauern der Stadt herrschte, ließ er noch einmal ansetzen — die Janitscharen erstürmten die Mauer und drangen ein. Was sich ihnen in den Straßen widersetzte, wurde niedergemetzelt. Unter den Getödteten fand man auch den Kaiser Constantin.* Sein Leichnam war im Gedränge so zertreten worden, daß man ihn nur an seinen goldenen Sandalen erkannte. Dieselben Greuel wurden nun in der unglücklichen Stadt begangen, wie bei der Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer. Die Religionswuth der Türken suchte alles, was an die christliche Religion erinnerte, zu zerstören oder zu entweihen. Die Bildsäulen der Heiligen wurden zerschlagen, Mönche und Nonnen gemißhandelt, Klöster zerstört, Kirchen zu Pferdeställen, Altardecken zu Pferdedecken gemacht. Gern hätte Muhamed diesem Uebermuthe gewehrt; aber er vermochte nicht, der ersten Siegeswuth seiner Janitscharen Einhalt zu thun. So viel er konnte, schützte er die herrlichen Ueberreste des Alterthums. In die Sophienkirche ging er selbst und ließ sie zum muhamedanischen Gottesdienste einrichten, und als er in den verödeteten Kaiserpalast eintrat, sprach er mit Wehmuth die

Worte eines persischen Dichters: „In des Kaiserschlosses Chor zieht die Spinne als Kämmerer den Vorhang vor, und in den Königshallen hört man die Musik der Eule schallen!“ — Vierzigtausend Griechen wurden bei der Einnahme der Stadt erschlagen. Von ihren Häusern nahmen nun die Türken Besitz, und die noch lebenden Griechen wurden die Unterthanen des Sultans, aber von den Türken mit empörender Härte behandelt. Wie leicht hätten die abendländischen Fürsten das griechische Kaiserthum retten können, wenn sie ihm ernstlich zu Hülfe gekommen wären! Aber ihre Zwietracht hinderte die zu einem solchen Unternehmen erforderliche Vereinigung.

Die Nachricht vom Falle Constantinopels brachte Schrecken nach dem Abendlande. Papst Nikolaus V. und nach ihm Calixt III. thaten das Ihrige, die Völker, wie einst zu der Zeit Peters von Amiens, zu einem Zuge gegen die Ungläubigen durch Verheißung von Ablaß zu entflammen. Als nun Muhamed II. 1456 in raschem Siegeslaufe, damit er auch Ofen und Wien unterwerfe, die Donau aufwärts ziehend, bis vor Belgrad gekommen war, trat ihm hier der große ungarische Held Johann Corvinus Hunyad mit einer kleinen Macht entgegen. Er zerstörte die Schiffe der Türken auf der Donau. Aber noch standen 150,000 Türken unbesiegt da, die den Hunyad und ein Häufchen von Bürgern, Landleuten und Studenten, welche Capistran zusammengebracht hatte, in Belgrad belagerten. Viele Meilen weit hörte man den Hall der 300 Feuerschlünde, mit denen Muhamed die Mauern beschoß. Schon war Muhamed über die Mauertrümmer in die untere Stadt eingezogen, schon entsank dem sonst so tapfern Hunyad der Muth; da befeuerte Capistran seinen Haufen durch seine Rede, ließ in Schwefel getauchte Reisigbündel auf die eingedrungenen Türken werfen und stürzte sich dann mit seinen Leuten auf die erschreckten Feinde, die mit dem lauten Schlachtruf Allah! davonflohen. So wurden auf dem Schlachtfelde bei Belgrad 24,000 Türken erschlagen, und der Ueberrest zog mit dem verwundeten Sultane heim. Was die Türken nicht vermocht hatten, bewirkte die Pest, die unter dem christlichen Heere eingerissen war. An ihr starb der heldenmüthige Hunyad 20 Tage nach der Schlacht in den Armen seines Freundes Capistran, und dieser folgte ihm bald darauf ins Grab nach. Doch hielt sich in den Bergen von Albanien Georg Castriota, genannt Skanderbeg, gegen die türkische Uebermacht; nichts desto weniger streiften türkische Schaaren bis nach

Kärnthen und Krain. Glücklicherweise aber wurde Muhameds Blick damals auch nach Asien gelenkt, wo der Turkomane Usum Hassan Persien erobert hatte.

Auf dem Zuge gegen diesen Nebenbuhler seiner Macht starb Muhamed (1481), in seiner Grabschrift noch seine Pläne auf das Abendland verrathend. Er sagte sterbend: „Ich war im Begriff, Rhodus und das stolze Italien zu erobern."

78. Albrecht II., 1437. — Friedrich III., 1439. — Karl der Kühne von Burgund, 1467—77. — Ludwig XI. von Frankreich, 1461—83.

Sigismund, der 1437 gestorben war, hatte keinen Sohn hinterlassen, wohl aber eine Tochter, Elisabeth, Erbin von Ungarn und Böhmen, welche an den jungen Herzog von Oestreich, Albrecht II. (1437—39), verheirathet war. Dieser wurde nun zum deutschen Könige gewählt; zugleich war er auch König von Ungarn, und nun wählten ihn auch die Böhmen zu ihrem Könige. Zu großem Bedauern seiner Unterthanen starb er schon 1439. „Seit Christi Geburt," sagte ein Zeitgenosse, Papst Pius II., „ist kein König von Edeln und Unedeln, von Reichen und Armen so sehr beweint worden, wie er." Eine hohe Gestalt, jagdlustig, geschickt im Gebrauche der Waffen, mehr geneigt zu handeln als zu sprechen. Sein Antlitz war braun, sein Blick scharf; alle Schlechte hatten Ursache, ihn zu fürchten." Wirklich hatte er in der kurzen Zeit schon recht viel Gutes gethan, viele Raubschlösser zerstört, die Verbrecher streng bestraft und dadurch Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Er war der erste König aus dem östreichischen Hause, welches nun bis auf die neueren Zeiten, wo die männliche Linie 1740 ausstarb, auf dem deutschen Kaiserthrone geblieben ist. Alle folgenden Kaiser gehören also diesem Hause an. Auf Albrecht folgte dessen Vetter

Friedrich III., der von 1439—93 regiert hat, ein Enkel Leopolds, der bei Sempach gefallen war. Deutschland bedurfte gerade jetzt, wo die Türken, damals ein sehr furchtbarer Feind, immer näher rückten, eines recht thätigen, kräftigen und mächtigen Kaisers; aber das war Friedrich keineswegs, so gut gesinnt er auch sonst war. Es fehlte ihm ganz an äußerer und innerer Kraft, seinen Befehlen Nachdruck zu geben, ja oft hatte er nicht so viel

Geld, daß er auf seinen Reisen die Zehrung bezahlen konnte. Dagegen ist seine ungeheuchelte Gottesfurcht zu rühmen, die mehr als bloßer Ceremoniendienst war. Er fing kein Geschäft ohne Gebet an, damit ihm der Beistand dessen, von dem allein das Gelingen unserer Arbeit abhängt, nicht fehle. Wie kam es aber, daß ihm dennoch so wenig gelang? — Darum, weil er es beim guten Willen bewenden ließ und seine Kräfte nicht anstrengen wollte. Daher wurde er auch in seinem eigenen Lande, in Oestreich, wenig geachtet.

Albrechts II. Sohn, der junge Ladislaus, der nach seines Vaters Tode König von Böhmen geworden war, wurde auch von einem Theile der Ungern zum König gewählt. Da er aber noch unmündig und daher unter der Aufsicht seines Vormundes, Friedrichs III., war, so verlangten sie, der Kaiser solle den jungen König und die ungarische Krone ihnen herausgeben, und da er das nicht wollte, so fielen sie mehrere Jahre hintereinander in Oestreich ein und verwüsteten das Land. Der träge Kaiser ließ das ruhig geschehen; er saß indessen in Wienerisch-Neustadt und pflegte seine Blumen, als wenn ihn der Krieg gar nichts anginge. Endlich halfen sich die Oestreicher selbst; sie boten den Landsturm auf und jagten die Ungarn über die Grenze; aber vor ihrem Kaiser konnten sie keine Achtung haben.

Zuletzt brach ein förmlicher Aufruhr gegen ihn aus. Er hatte nämlich seine Söldlinge entlassen; diese aber blieben, weil er ihnen ihren Sold nicht gegeben hatte, beisammen und plünderten das Land aus. Das erregte natürlich allgemeines Murren. Eyzinger, einst Albrechts Liebling, der ihn aus gemeinem Stande zum Baron erhoben hatte, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Aber Friedrich gab nicht nach; im Gegentheil ließ er den jungen Ladislaus, dessen Auslieferung die Empörer verlangten, in noch sicherern Gewahrsam bringen, und reiste, als wenn ihn die Unruhen nichts angingen, nach Italien, wo er sich mit der portugiesischen Prinzessin Eleonora vermählte und sich in Rom krönen ließ. Als er zurückkam, wurde er in Wienerisch-Neustadt von den Unzufriedenen belagert und nicht eher freigelassen, bis er den jungen König herausgegeben hatte, den nun die Böhmen, Oestreicher und Ungern mit Frohlocken als ihren Herrn aufnahmen. Ladislaus nahm nun seine Residenz in Wien und ließ Oestreich — denn dem Kaiser gehörte nur Oberöstreich — durch den Grafen Ulrich von Cilley, Böhmen durch Georg von Podiebrad, und Ungarn durch

Johann Corvin Hunyad, der damals (1452) noch lebte, als Statthalter regieren.

Aber die Ruhe dauerte nicht lange. Des Kaisers Bruder Albrecht, der Verschwender genannt, ein unruhiger und habsüchtiger Mensch, hetzte die Wiener gegen den Kaiser auf. Dieser versprach, sich mit ihm zu besprechen und deshalb nach Wien zu kommen, schickte auch seine Frau Eleonore und seinen Sohn Maximilian dahin ab. Kaum aber waren diese angekommen, so erregte der Pöbel einen Aufruhr. Friedrich, statt schnell den Seinigen zu Hülfe nach der Stadt zu eilen, nahm sich gute Zeit und rückte ganz langsam heran. Dennoch erschraken die Wiener und schickten ihm Abgeordnete entgegen, sich zu entschuldigen. „Ich danke den guten Wienern," sprach der schwache Friedrich, „für die Sorge, die sie für meine Familie getragen haben, und werde sie ihnen nach Möglichkeit vergelten. Jetzt komme ich, um ihre Wünsche zu vernehmen und Allen Genüge zu leisten." Aber nun wollten ihn die Bürger nicht gleich hineinlassen, sondern sich erst überzeugen, wie stark sein Kriegsheer sei; er mußte daher noch eine Nacht vor dem Thore bleiben. Seine Frau, die mehr Muth und Würde besaß, ärgerte sich indessen über sein schwaches Betragen. „Nein!" rief sie, „da denken und handeln Portugals Könige ganz anders. Nie schmeicheln sie den Uebermüthigen und Widerspenstigen, sondern sind nur den Demüthigen und Ueberwundenen gnädig. Wüßte ich," — hier wandte sie sich an ihren Sohn, — „daß du einst wie dein Vater gesinnt sein würdest, so würde ich mich betrüben dich zu einem Fürsten geboren zu haben." Endlich ließen ihn die Bürger in die Stadt.

Da nun die kaiserlichen Söldlinge fortfuhren, im Lande umher zu plündern, so entstand wieder allgemeine Unzufriedenheit, und man verlangte, er solle endlich einmal die Leute ablohnen. Das wollte er auch, aber er legte dazu den Wienern eine neue Steuer auf, weil es ihm selbst immer an Geld fehlte. Darüber brach ein allgemeiner Aufstand aus. Die Bürger belagerten ihn in seiner Burg. Jetzt zum ersten Male — vielleicht weil er sich vor seiner Frau schämte — zeigte er Entschlossenheit. Mit 200 Getreuen besetzte er die Posten um sein Schloß herum, und sprach: „Diesen Ort will ich behaupten, und sollte ich hier mein Grab finden. Aber der alte Gott lebt noch, welcher der gerechten Sache hilft, und Obrigkeiten gegen aufrührerische Unterthanen seinen Arm leiht." Dennoch war seine Lage sehr mißlich. Die Bürger fingen an, die

Burg zu beschießen, und riefen den Erzherzog Albrecht herbei, der sich freute, seinen Bruder noch mehr ängstigen zu können. Zwar bat der Kaiser die Reichsfürsten um Hülfe; aber diese brauchten Zeit, um sich zu entschließen, und darüber wäre Friedrich gewiß endlich den Aufrührern unterlegen, wenn ihm nicht Hülfe von einer Seite gekommen wäre, wo er sie am wenigsten erwartet hätte. Der junge Ladislaus, König von Böhmen, war nämlich bereits gestorben, und die Böhmen hatten einen ihrer reichsten und mächtigsten Edelleute, den Georg von Podiebrad, zum Könige gewählt. Darüber war nun der Kaiser, der selbst gern Böhmen gehabt hätte, sehr aufgebracht und haßte darum den Georg. Dennoch hörte dieser jetzt kaum von der Noth seines Feindes, so machte er sich sogleich recht edelmüthig auf und erschien so schnell vor Wien, daß die erschrockenen Bürger sich mit ihrem Herrn wieder vertrugen. Friedrich dankte zwar seinem edeln Retter, hat aber späterhin dennoch die Wohlthat vergessen und sich zu Podiebrads Feinden gesellt.

Was man lange gefürchtet hatte, traf endlich ein. Die Türken drangen nach der Einnahme von Constantinopel nach Westen vor, stürmten durch Ungarn und fielen in Oestreich ein. Weit und breit wurden alle Oerter, die sie erreichen konnten, verwüstet und verbrannt, Tausende von Menschen als Sklaven fortgeführt und viele ermordet und zu Tode gequält. Während dessen saß Friedrich in Regensburg, wohin er die deutschen Fürsten berufen hatte, um sie um Beistand zu bitten, da er selbst zu schwach sei. Aber eines Theils überlegten die Fürsten so viel, daß endlich gar nichts geschah; andern Theils zeigte sich der Kaiser hier wieder so unthätig wie immer. Er schlief sogar einmal in einer der Sitzungen, als der päpstliche Gesandte eben eine Rede hielt, um die Deutschen zum Kriege gegen die Türken zu ermuntern, ganz sanft ein, bis ihn der Redner am Ohre zupfte und ihm zurief: „Durchlauchtigster Kaiser, ich bin nicht hierher gekommen, um deinen Schlaf zu stören, sondern um deinen Lauf zu beflügeln.“ Kurz, es wurde gegen die Türken, die man mit ihrer Beute ruhig abziehen ließ, nichts unternommen.

So träge und gleichgültig war der Kaiser auch in der Regierung des deutschen Reichs. Die Zügel der obersten Gewalt erschlafften, kleine und große Herren befehdeten sich und die Geschichte dieser Zeit ist voller Kriege der Fürsten untereinander. Aus diesem Wirrwarr müssen wir noch einer Begebenheit gedenken, die sich

1455 in Sachsen*) zutrug: des sächsischen Prinzenraubes. Es lebte damals in Sachsen Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige, der mit seinem Bruder, dem Landgrafen von Thüringen, einen Krieg führen mußte. Dabei wurden einem der Ritter des Kurfürsten, dem Kunz von Kaufungen, einige Güter verwüstet, wofür ihm der gutmüthige Friedrich eine Entschädigung gab. Aber Kunz, ein unbändiger und übermüthiger Mensch, war damit nicht zufrieden, drohte sogar, sich an seinem Herrn zu rächen, und als ihm dieser lächelnd zurief: „Mein Kunz, siehe wohl zu, daß du mir die Fische im Teiche nicht verbrennst!" verließ er ungestüm den Hof, verband sich mit zwei andern Rittern, Mosen und Schönfels, und lauerte nur auf eine Gelegenheit zur Rache. Er wollte die beiden Prinzen, Ernst und Albrecht, entführen und sie nicht eher wiederbringen, bis ihm ein tüchtiges Lösegeld bezahlt sei. Ein treuloser Küchenjunge im Schlosse, Hans Schwalbe, war bestochen. Dieser meldete ihm eines Tages: in der nächsten Nacht könne der Streich ausgeführt werden, der Kurfürst sei nach Leipzig gereist, alle Hofleute zu einem Schmause nach der Stadt geladen, das Gesinde wolle er schon betrunken machen, und die Kurfürstin sei mit ihren Kindern allein. Demnach erschien Kunz mit seinen Gefährten in der Nacht unten am Schlosse in Altenburg, das auf einem Felsen liegt und damals die Residenz war. Vermittelst Strickleitern, die Hans Schwalbe oben befestigt hatte, stiegen er und einige Gefährten, während die andern unten bei den Pferden blieben, in den Schloßhof und von da durch das Küchenfenster in das Schloß, wo Alle in tiefem Schlafe lagen. Leise verschloß er das Schlafgemach der Kurfürstin und ihrer Kammerfrau, öffnete durch einen Nachschlüssel das Zimmer, in dem die kleinen Prinzen (von 14 und von 12 Jahren) mit einem kleinen Grafen von Barby schliefen, und hob den ältern, Ernst, aus dem Bette. Dieser erkannte den Ritter, weckte die neben ihnen schlafende alte Kammerfrau und schrie aus Leibeskräften: „O Bule! Bule! Kunz von

*) Das alte Herzogthum Sachsen war bei der Aechtung Heinrichs des Löwen aufgelöst. Den größten Theil erhielt Albrechts des Bären Sohn, Bernhard von Ascanien, nebst dem Titel eines Kurfürsten und Herzogs von Sachsen. Dies Haus Ascanien erlosch 1422, und Kaiser Sigismund belehnte mit dem Kurfürstenthume den Urenkel Friedrichs mit der gebissenen Wange, Friedrich den Streitbaren, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, der ihm im Hussitenkriege Beistand geleistet hatte. Der Sohn dieses Friedrich des Streitbaren war Friedrich der Sanftmüthige.

Kaufungen will uns umbringen! Sagt's geschwind der Frau Mutter!" — „Rührst du dich, so bist du des Todes!" rief ihr dagegen Kunz zu und versicherte dem zitternden Knaben, es solle ihm nichts geschehen, wenn er gutwillig mitginge; sonst müßte er sterben. Indessen kroch der jüngere Prinz Albrecht, der von dem Lärme aufgewacht war, aus seinem Bette und versteckte sich unter die Bettstelle, so daß Mosen, der den Auftrag hatte, ihn zu entführen, statt seiner den kleinen Grafen mitnahm. Aber auf dem Hofe entdeckte Kunz den Irrthum; der Graf wurde wieder zu Bette gebracht und Albrecht vorgezogen. Indessen war die Kurfürstin erwacht, war aufgesprungen und sah, da sie nicht aus dem Zimmer konnte, aus dem Fenster, was vorging. Sie erkannte den Ritter und rief händeringend: „Ach, lieber Kunz, thue nicht so übel an mir und meinem lieben Herrn! Verschone meine Kinder! Es sollen alle deine Sachen gut werden!" Aber ihr Flehen fand kein Gehör; die Ritter entfernten sich eiligst mit den Knaben. Unten übergab er den Ernst dem Mosen und Schönfels, und wies sie an, nach Franken zu fliehen; er selbst nahm den kleinen Albrecht aufs Pferd und jagte nach der böhmischen Grenze zu. Bald darauf hörten sie hinter sich in Altenburg die Sturmglocken läuten; bald begann auch das Läuten in den andern benachbarten Oertern und trieb die Räuber zur eiligsten Flucht an. So kam Kunz bis nahe an die böhmische Grenze, die nur noch eine halbe Stunde entfernt lag; er befand sich in der wildesten Gegend des Erzgebirges, in der Nähe von Schwarzenberg, einer ganz einsamen Gegend, wo man auch jetzt nichts als das Rauschen der Waldbäche und das ferne Pochen der Hüttenwerke hört. Hier bat der Kleine, der an Durst, Hunger und Müdigkeit litt, ihn etwas absteigen und Beeren suchen zu lassen. Kunz erlaubte es, da ja die Gefahr vorüber schien; er und seine beiden Begleiter ließen die Pferde grasen und streckten sich ins Gras hin. Während dessen ging ein Köhler, Namens Schmidt, durch eine besondere Fügung der Vorsehung geleitet, mit seinem Hunde vorüber. Er erstaunte, in dieser Wildniß bewaffnete Männer, Pferde und einen wohlgekleideten Knaben zu sehen; das Sturmgeläute, das auch er vernommen, hatte ihn schon aufmerksam gemacht, und er schöpfte Verdacht. Er blieb stehen und fragte trotzig, wer sie wären und was sie mit dem Knaben vorhätten. — „Es ist ein böser Bube," antwortete Kunz, „der davon gelaufen ist und den ich nun wieder nach Hause bringe." Indeß bemerkte er, daß der Kleine dem

Köhler einen Wink gab, sprang daher auf und wollte zu ihm, blieb aber mit den Sporen hängen und fiel hin. Schnell dies benutzend, flüsterte Albrecht dem Köhler zu: „Es ist nicht wahr; ich bin deines Kurfürsten Sohn; die da haben mich geraubt.“ Einer der Begleiter, der das Flüstern bemerkte, hieb mit dem Säbel nach dem Prinzen; aber der brave Köhler fing mit seinem Schürbaume den Hieb auf und gab dem Manne einen solchen Schlag, daß er hintaumelte. Die Sachsen sind von jeher treue Anhänger ihres fürstlichen Hauses gewesen; auch dieser Köhler war keiner der schlechtesten. Schnell war sein Entschluß gefaßt. Während sein Hund sich mit den Begleitern herumbiß, machte sich Schmidt über Kunzen her und drohte, ihm den Schädel zu zerschmettern, wenn er sich von der Erde rührte. Es währte nicht lange, so hörte man durch den einsamen Wald das Dröhnen der Axt auf Baumstämmen. Des Köhlers Frau nämlich, die auch in der Nähe war, hatte das Hundegebell und das Drohen ihres Mannes gehört und machte jenes Nothzeichen, um alle Köhler des Waldes herbeizurufen, die auch gleich bei der Hand waren, über die Räuber herfielen und sie nach einem benachbarten Kloster führten, nachdem sie den hungernden Kleinen mit Brot und Milch erquickt hatten. Die Räuber wurden dem Gerichte in Zwickau überliefert; am andern Tage aber hielten die ehrlichen Köhler, mit ihren Schürbäumen bewaffnet und von vielen Klosterknechten begleitet, mit dem Prinzen Albrecht ihren Einzug in Altenburg. Die ganze Bevölkerung bewillkommte den theuern Prinzen, und die Kurfürstin empfing ihn mit Freudenthränen. Auch Mosen und Schönfels waren indessen nicht weit gekommen. Das Sturmgeläute auf allen Seiten hatte sie so erschreckt, daß sie sich in eine schauerliche Felsenhöhle bei Schneeberg — noch heute die Teufels- oder Prinzenhöhle genannt — retteten. Hier brachten sie drei Tage und drei Nächte in großer Angst zu, sich nur von Waldbeeren ernährend. Endlich trieb sie der Hunger heraus, und da sie zu ihrem Schrecken von Holzbauern erfuhren, Kunz sei gefangen genommen, so schrieben sie zurück, sie wären bereit, den Prinzen zurückzubringen, wenn man ihnen Erhaltung des Lebens, der Ehre und des Eigenthums zusichern wollte. Dies geschah, und so wurde auch Ernst den Seinigen wiedergegeben. Kunz wurde zur Enthauptung verurtheilt und erlitt seine Strafe in Freiberg schon drei Tage nach seiner That. Der gute Kurfürst hatte ihn begnadigen wollen; aber der Bote der Gnade kam zu spät; das Thor der Stadt — so war es bei Hinrichtungen, die sonst auf

dem Markte vorgenommen wurden, gewöhnlich — war bereits geschlossen. Mosen und Schönfels wurden nur verwiesen, aber Hans Schwalbe mit glühenden Zangen gekniffen und geviertheilt. Der brave Schmidt war nun noch zu belohnen. Auf die Frage, was er wünsche, antwortete der bescheidene Mann, er wünsche nichts, als lebenslang frei Kohlen brennen zu dürfen. Das wurde ihm nicht nur gern gewährt, sondern der Kurfürst schenkte ihm auch ein Freigut und verordnete, er solle künftig Triller heißen, weil er den Kunz so derb getrillt (niedergeschlagen) habe, und der älteste seiner Familie bis auf ewige Zeiten jährlich vier Scheffel Korn von der Regierung erhalten. Und dies geschieht noch bis heute.

Diese beiden Prinzen sind noch darum merkwürdig, weil von ihnen die beiden noch jetzt regierenden sächsischen Linien abstammen: das ernestinische und das albertinische Haus.

Friedrich III. hat bei allen solchen Vorgängen wenig mehr gethan als zugeschaut, und hat so den Namen des Kaisers 54 Jahre geführt, bis er 1493 starb. Wie sehr er neben seiner Trägheit zugleich voll Mißtrauen war, davon gab er einen Beweis in den Verhandlungen mit

Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund (1467—77). Dieser Karl war der einzige Sohn und Erbe Philipps des Guten, der oben bei der Geschichte der Jungfrau von Orleans erwähnt wurde. Philipp hatte noch 37 Jahre nach der Verbrennung jenes Mädchens (bis 1467) gelebt und galt für den trefflichsten und galantesten Ritter seiner Zeit. Kein Fürst war so reich wie er. Ihm gehörte nicht nur fast das ganze jetzige Königreich der Niederlande, sondern auch Belgien, die Franche-Comté und Bourgogne in Frankreich. In seinen damals überreichen Ländern besaß er eine Menge prachtvoller Paläste, alle mit dem kostbarsten Hausgeräthe und den künstlichsten Tapeten versehen, mit denen man damals großen Luxus trieb. Täglich fand man bei ihm offene Tafel, und wenn er Turniere und Bankette gab, so aß man von goldenem Geschirre, und seine Trinktische strotzten von goldenen Bechern, mit edlen Weinen gefüllt. Alle seine Länder und Reichthümer hatte sein einziger Sohn, Karl der Kühne, geerbt, aber nicht seine Herzensgüte. Karl war ein stolzer, unruhiger, kriegerischer Fürst, der zwar nur 10 Jahre regiert hat, aber in dieser Zeit nie zur Ruhe gekommen ist, weil er, wie die Reichen so oft, statt das ihm verliehene Glück froh zu genießen, sich an seinen Schätzen nicht genügen ließ. So gelüstete es ihm, König von Burgund zu heißen. Dazu bedurfte

er aber der Erlaubniß des Kaisers, der nichts dagegen hatte, wofern Karl dafür seine Tochter Maria, die einzige Erbin aller seiner Länder und Schätze, an Friedrichs Sohn Maximilian verloben wollte. Beide Geschäfte sollten auf einer Zusammenkunft in Trier 1473 abgemacht werden. Der Kaiser begab sich dorthin mit seinem Sohne und hielt seinen Einzug so prachtvoll, als es seine stets schwache Kasse nur erlaubte. Jetzt kam auch Karl. Wie ärmlich erschien gegen seinen und der Seinigen Glanz der kaiserliche Aufzug! Karl selbst trug einen vergoldeten Harnisch und über diesem einen Mantel von Goldbrocat, der von Edelsteinen und echten Perlen strotzte,*) und als er in der Ferne den ihm entgegenreitenden Kaiser erblickte und sich mit seinem Gefolge in Bewegung setzte, ließ sich ein seltsames Geklingel vernehmen; denn über die stählernen Bedeckungen seiner Pferde waren durchsichtige Goldstoffe gehängt, die mit silbernen Schellen besetzt waren. Mochte auch den Kaiser dieses übertriebene Schautragen des Reichthums ärgern, so empfing er ihn doch freundlich. Beide besprachen sich recht herzlich, und mit besonderem Wohlgefallen ruhte Karls Blick auf dem jungen Erzherzoge Maximilian, der, ein schöner Jüngling mit herabwallenden blonden Locken, hinter seinem Vater mit entblößtem Haupte hielt. Dann wurde der Tag der Krönung verabredet und schon war die Kirche dazu geschmückt, der Thron aufgestellt, Krone und Scepter dazu angeschafft — da war der Kaiser den Tag vor der Krönung plötzlich verschwunden. Ohne Abschied war er abgereist und ließ dem Herzoge nur sagen, die Feier müsse bis auf gelegenere Zeit verschoben werden. Wahrscheinlich war dies sonderbare Betragen durch einen Brief des damaligen Königs von Frankreich, Ludwigs XI., veranlaßt worden. Dieser hatte ihm — so heißt es — geschrieben, er solle sich vor Karls Ehrgeize hüten, der, wenn er erst König wäre, seine Hand gewiß auch nach der deutschen Kaiserkrone ausstrecken würde. Vielleicht hatte auch Karls Gepränge einen widerlichen Eindruck auf Friedrich gemacht. Kurz, die Krönung unterblieb und ist nie vollzogen worden; der Herzog reiste sehr verdrießlich ab, und alle Verbindung zwischen Maria und Maximilian, die schon Ringe und Briefe gewechselt hatten, wurde abgebrochen.

Der eben erwähnte König von Frankreich, Ludwig XI., war ein Sohn jenes Karl VII., zu dessen Zeiten das Mädchen von Or-

*) Er wurde auf 200,000 Rthlr. geschätzt.

leans aufgetreten war. Noch während des Lebens seines Vaters hatte er nach der Krone gestrebt, weshalb er vom königlichen Hofe entfernt bei dem Herzoge von Burgund sich aufhalten mußte. Es hat nicht leicht einen listigern, falschern und selbstsüchtigern Fürsten gegeben, als dieser Ludwig war. Als er den Thron bestieg (1461—83), nahm er sich vor, die königliche Gewalt unumschränkt zu machen, und er hat mit der schlauften Berechnung und, wenn es sein mußte, mit offener Gewalt sein Ziel erreicht. Die Hindernisse aber waren nicht gering, denn in jenen Zeiten war die Macht des Königs in Frankreich sehr unbedeutend und eingeschränkt, weil sehr große Theile des Landes noch eigene Fürsten und Herren hatten, über welche die Obergewalt des Königs nur scheinbar war. Ludwig XI. mußte also mit diesen Herren den Kampf erwarten, und er hat auch wirklich mehrere Kriege mit ihnen geführt, in welchen er einige Male am Rande des Abgrundes stand. Zuletzt aber blieb er stets der gewinnende Theil, denn er wußte in der Bedrängniß immer geschickt nachzugeben, und kein Eid war ihm heilig, kein Mittel zu böse oder gering. In welchem Leumunde er stand, kann man daraus ersehen, daß man ihm bei dem schnellen Tode seines Bruders, des Herzogs Karl von Guienne, nachsagte, er habe denselben vergiften lassen.

Ludwigs XI. mächtigster und heftigster Gegner war Karl der Kühne von Burgund. Er hatte sein Heer schon einige Male gegen den König geführt, ja sogar denselben einmal in Peronne gefangen gehalten. Ludwig aber war mit fuchsgleicher List und Treulosigkeit davongekommen. Nun hegte der heftige Karl den Plan: den König vom Throne zu bringen, diesen dem Könige von England zu verschaffen und Burgund zu einem Königreiche zu erheben. Wie des stolzen Herzogs Plan nicht erfüllt wurde, haben wir gesehen, und ein später gelandetes englisches Heer wußte Ludwig XI. durch Unterhandlungen unschädlich zu machen.

Karls unruhiger Geist trieb ihn einige Jahre darauf (1476) in einen Krieg mit Lothringen und der Schweiz. Er hatte an seinen reichen Ländern nicht genug und glaubte in seinem Uebermuthe, daß ihm Alles gelingen müßte. So fiel er dem Herzoge Renatus von Lothringen, seinem Nachbar, ins Land und eroberte dessen Hauptstadt Nancy. Dann wollte er auch die Schweizer unterwerfen. Er hatte vergessen, wie es den drei Leopolds von Oestreich im Morgarten, bei Sempach und bei Näfels gegangen war. Zwar schickten die Schweizer eine Gesandtschaft

zu ihm und ließen ihm vorstellen, daß ja ihr ganzes Land nicht so viel werth sei, als die silbernen Zäume seiner Pferde. Alles vergebens; Karl hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, die Rheinländer von den Quellen des Flusses an zu besitzen. Er drang in die Schweiz ein und belagerte Granson. Ungeduldig, wie er war, forderte er die Schweizer auf, ihm die Thore zu öffnen. „Wenn ihr mich aufhaltet, soll euer Lohn der Galgen sein!“ — Es wurde ihm abgeschlagen. Darüber ergrimmte er, und als sie sich endlich ergaben, ließ er Einige widerrechtlich an Bäume hängen und Andere, an Stricke gebunden, so lange durch den See schwemmen, bis sie ertranken. Sonst war Karls Gemüth nicht so böse; aber jetzt war er verstimmt und kannte nun kein Erbarmen. Aber die That war abscheulich und dieser Tag der letzte seines Glücks.

Jetzt zogen die Schweizer herbei, so viele ihrer beisammen waren, und griffen die Burgunder an. Vorher fielen die frommen Helvetier nieder auf die Kniee, breiteten die Arme aus und beteten zu Gott um Sieg. Da glaubten die Burgunder, sie flehten um Gnade und schlugen ein lautes Gelächter auf. Aber Karl empfand bald, daß es noch die alten Schweizer waren. Viele seiner besten Leute wurden erschlagen. So kam der Nachmittag heran. Plötzlich beleuchtete die Sonne die schimmernden Waffen eines neuen Heeres, welches sich auf den Bergen zeigte. „Was für ein Volk ist das?“ fragte Karl einen gefangenen Schweizer. „Das erst,“ antwortete dieser, „sind die wahren alten Schweizer vom hohen Gebirge, die Männer, welche die Oestreicher schlugen!“ — In diesem Augenblicke ertönte drei Mal der Uri-Stier, das lange Horn der Urner, welches sie in ihren Thälern, wie in der Schlacht, zu blasen pflegen, und wunderbar erklang das Waldhorn der Unterwaldner, daß es Karl durch Mark und Seele drang. „Ei,“ rief er bedenklich aus, „was wird aus uns werden? Schon die Wenigen haben uns so ermüdet.“ Und so war es auch. Die Burgunder verloren die Schlacht bei Granson, und eine überschwängliche Beute fiel den Siegern in die Hände; denn so eilig ging die Flucht, daß Karl sein ganzes Lager im Stiche lassen mußte. Alle seine kostbaren Zelte, sein reich mit Edelsteinen besetzter Hut, sein Prachtschwert, dessen Griff von Diamanten, Rubinen, Saphiren, Hyacinthen und Perlen glänzte, sein reiches Silbergeschirr, und andere Sachen von hohem Werthe wurden von den Schweizern erbeutet. Aber so unbekannt waren diese Leute mit den Luxuswaaren, daß sie die silbernen Teller für zinnerne,

hielten und das Stück für wenige Groschen verkauften. Ein Schweizer fand auf der Landstraße, auf welcher Karl geflohen war, ein kleines Futteral. Er hob es auf, öffnete es und fand darin einen ungemein kostbaren Diamant, wie eine halbe Wallnuß groß, den Karl selbst einer Provinz gleichschätzte, aber nun auf der Flucht verloren hatte. Der Schweizer aber hielt ihn für ein Stückchen Glas und warf ihn weg. „J!" dachte er endlich, „willst es doch mitnehmen!" bückte sich und steckte ihn ein. Zu Hause verkaufte er ihn für einen Gulden, bis man endlich seinen hohen Werth erkannte. Er ging mit immer gesteigertem Preise durch mehrere Hände, gehörte eine Zeit lang Ludwig XIV., ging während der französischen Revolution eine zeitlang verloren und kam später in den Besitz des russischen Grafen Demidow.

Karl schäumte vor Wuth, daß ihn die verächtlichen Bauern bezwungen hatten, rüstete schnell ein neues Heer und stand ein halbes Jahr darauf mit noch größerer Macht in der Schweiz. Aber — es ging ihm in der Schlacht bei Murten noch schlimmer als das erste Mal. Vor der Schlacht beteten die Schweizer wieder, nach der Väter Sitte, knieend und breiteten die Arme aus. In dem Augenblicke trat die Sonne aus den Wolken hervor und leuchtete ihnen mit voller Pracht ins Antlitz. Schnell rief der Feldherr und schwenkte sein Pferd: „Auf! biedere Männer! Gott will uns leuchten! Gedenkt eurer Weiber und Kinder!" Nun war kein Halten mehr. Karl verlor fast sein ganzes Heer, und wieder eine ungeheure Beute blieb auf dem Schlachtfelde stehen; denn er hatte die Gewohnheit, seine Schätze mit sich zu führen, vielleicht, um damit zu prunken. Der Burgunder wurden so viele erschlagen, daß man nachmals für die Gebeine ein Beinhaus errichtete, welches erst 1798 durch die Franzosen, denen damals nichts heilig war, zerstört wurde. Ueber der Thüre stand geschrieben: „Dies hat das Heer des berühmten und tapfern Karl zum Andenken hinterlassen!" Ein rechtes Denkmal des bestraften Stolzes!

Nun hatte er doch genug? — O nein? Jetzt erst war er recht wüthend und befand sich in einem recht unglücklichen Zustande. Bald tobte er wie ein Rasender, bald saß er schweigend da, zusammengesunken ohne Speise, ohne Hunger. Dann sprang er wieder auf, knirschend, und zerraufte sich das Haar. Jetzt bot er den letzten Rest seiner sonst so großen Macht auf. Der Herzog von Lothringen hatte ihm indessen die Stadt Nancy wieder entrissen;

die belagerte nun Karl mitten im Winter. Da zogen die Schweizer herbei, ihrem Bundesgenossen beizustehen. Am Morgen der Schlacht wurde dem Herzoge Karl sein rabenschwarzes Schlachtpferd vorgeführt. Als er sich auf den Sattel schwang, fiel ihm von seinem Helme dessen Zier, ein goldener Löwe, auf den Sattelknopf. Mit verbissenem Unmuthe seufzte er: „das ist von Gott!" gab einem Diener versiegelte Befehle, was nach seinem Tode zu thun sei, und sprengte vorwärts. Mitten in der Schlacht ging sein vertrautester Feldherr, ein tückischer Italiener, der Graf von Campobasso, plötzlich zum Feinde über. Aber brav war es, daß die ehrlichen Schweizer ihn zurückwiesen. An der Seite eines Verräthers zu streiten, antworteten sie, sei weder der Art ihrer Väter noch ihrer eigenen Ehre gemäß, und so eilte Campobasso mit seiner Schaar nach einer Brücke, über welche Karl mußte, wenn es zur Flucht kam. Dort lauerte er ihm auf. Nun begann die Schlacht bei Nancy. Da erklang plötzlich auf der Höhe das Uri-Horn drei Mal. Drei Mal fuhr Todesschrecken durch Karls Herz; diesen Schall hatte er bei Granson und Murten gehört! Bald warfen sich die Burgunder in die Flucht. Auch Karl wurde mit fortgerissen. Er kam an einen halb zugefrorenen Graben und wollte hinübersetzen. Sein Pferd stürzte und brach ein. Hinter ihm stürmte der Feind heran. Karl rief einem feindlichen Anführer zu: „Rette mich! ich bin der Herzog von Burgund!" der Mann aber war sehr taub und verstand: „Hoch lebe Burgund!" Den Ruf hielt er für Hohn und hieb ihn mit der Hellebarde in den Kopf, daß er todt liegen blieb. Das geschah am 5. Januar 1477. Erst nach mehreren Tagen fand man seine Leiche. Der Herzog von Lothringen, Renatus, ließ ihn stattlich beerdigen. Als Karls Leiche auf dem Trauergerüste ausstand, näherte er sich mit nassen Augen. „Lieber Vetter!" sprach er, indem er die herabhangende Hand des Todten ergriff, „Ihr habt uns viel Uebel zugefügt! Eure Seele habe Gott!"

Von solch edlem Sinne war Ludwig XI. weit entfernt. Mit begieriger Freude empfing er die Nachricht von dem Tode des Herzogs und eilte, seinen Vortheil dabei wahrzunehmen. Er nahm von der reichen Erbschaft mehrere Städte und Gegenden für sich und zog das Herzogthum Burgund ein, so daß der Tochter Karl des Kühnen, Maria, von den väterlichen Ländern in der Hauptsache nur die flandrischen Provinzen blieben. Ludwig stand nun am Ziele seines Strebens nach uneingeschränkter Königsgewalt.

Sein Hauptfeind war todt, dessen Macht zerbrochen, die übrigen großen Vasallen Frankreichs waren entweder ermordet oder eingeschüchtert. Aber welche Ränke und Treulosigkeit, wie viel blutige Thaten und gebrochene Eidschwüre lagen auf dem Wege dieses Königs! So ließ er nach Karl des Kühnen Tode den Herzog von Nemours aus Rachgier hinrichten und zwang die Kinder desselben unter dem Schaffot zu stehen, um von des Vaters Blute beträufelt zu werden. Dem Schicksal aller treulosen Tyrannen — einer stets wachsenden, peinigenden Furcht und dem quälenden Mißtrauen gegen alle Menschen — ist Ludwig XI. nicht entgangen. In den letzten Jahren seines Lebens schloß er sich in die Burg Plessis bei Tours ein. Um dieselbe ließ er ein starkes Eisengitter ziehen, auf die Mauern eiserne Stacheln einsenken und vier kleine Bollwerke in den Gräben um das Schloß aufführen. Jedes war mit zehn Schützen besetzt, welche den Befehl hatten sogleich zu schießen, wenn sich Jemand in der Nacht nähere. Dort nun lebte er gleich einem Gefangenen; Wenige durften ihn sehen. Um sein Dasein aber bemerklich zu machen, ließ er sich allerhand fremde Thiere aus allen Ländern bringen; auch kleidete er sich, gegen seine frühere Gewohnheit, jetzt sehr reich, um seine große Magerkeit zu verbergen. Mit empörender Härte sperrte er die Opfer seines Argwohns in eiserne Käfige von 4 Ellen Breite und Manneshöhe. Seine Diener behielt er nur sehr kurze Zeit, und sein vertrauter Arzt, Jakob Collier, gewöhnlich Meister Olivier genannt, ein sehr niedriger Mensch, entging dem Schicksal fortgeschickt zu werden, nur dadurch, daß er dem Könige ins Gesicht sagte: „Ich weiß wohl, daß mich Ew. Majestät auch eines Morgens fortschicken wird, wie Sie es mit den andern machen, aber dann werden Sie nicht acht Tage mehr leben.“ — Der König erschrak; denn das war das Seltsame bei diesem doch so scharfsinnigen und rücksichtslosen Tyrannen, daß er abergläubig war und die Gebräuche der Kirche äußerlich sehr genau erfüllte. Als ob der Schein der Frömmigkeit den Mangel eines rechtschaffenen Lebens ersetzen könnte! Er starb nach längerer Kränklichkeit 1483 und hat seinen Nachfolgern das schlimme Beispiel treuloser und selbstsüchtiger Politik hinterlassen.

79. Richard III. von England, 1483. — Maximilian I., 1493. — Maria von Burgund, 1477.

Es ist betrübend, in der Geschichte noch öfter Beispiele von schlechter Gesinnung als von Seelengröße erzählen zu müssen, nicht als ob diese nicht eben so häufig, ja vielleicht noch häufiger vorkämen als jene, sondern weil das Gute mehr im Verborgenen geschieht, das Laster aber, wegen seiner Folgen, mehr ans Licht tritt. So darf auch hier eine höchst tragische Begebenheit nicht übergangen werden, die sich im Jahre 1483 in England zutrug, weil sie lehrt, bis zu welchem Grade von Bosheit und Unmenschlichkeit der Mensch kommen kann, wenn er einer heftigen Leidenschaft sich ganz hingiebt.

Bei Gelegenheit der Geschichte der Jungfrau von Orleans ist oben erzählt worden, daß die Engländer damals große Ländereien in Frankreich besaßen, um die sie mit den Franzosen lange und blutige Kriege führten; ferner, daß ein kleiner Knabe von 9 Monaten, Heinrich VI., damals König von England geworden sei (1422—71). Dies Kind war recht zu seinem Unglücke auf den Thron gekommen. In seiner Kindheit wurde er von seinen Oheimen regiert; als er selbst regieren konnte, zeigte er wenig Verstand und benahm sich so wenig umsichtig, daß er sich überall lächerlich machte. Zum Glück hatte er eine sehr kluge und wohldenkende Frau, Margaretha von Anjou, die für ihn dachte und handelte; aber dennoch war man unzufrieden, weil die Engländer einen Mann und keine Frau zum Könige haben wollten. Dazu kam, daß der Krieg mit den Franzosen für die Engländer sehr unglücklich geführt wurde, daß diese eine Besitzung nach der andern verloren und ihnen zuletzt in Frankreich fast nichts als die Stadt Calais übrigblieb. Aber das größte Unglück traf Heinrich im Alter. Es trat nämlich ein Seitenverwandter, der Herzog von York, auf, und erklärte, seine Familie habe ein näheres Recht auf den Thron. Allerdings hatte die Sache etwas für sich. Darüber entstand nun zwischen dem Hause Lancaster (sprich Länkster) dem der König angehörte, und dem Hause York ein Krieg, den man auch den Krieg der rothen und weißen Rose nennt, weil jenes Haus eine rothe, dieses eine weiße Rose im Wappen führte. Dieser Krieg dauerte 18 Jahre. Die kluge Margaretha bot zwar alles auf, um ihren elenden Mann auf dem Throne zu

behaupten; dennoch wurde er mehrmals von der Yorkschen Partei herabgestürzt und sogar vier Mal gefangen gesetzt; denn bald hatte die eine, bald die andere Partei die Oberhand, und jedes Mal mißbrauchte der Sieger sein Uebergewicht dazu, die Häupter der unterdrückten Partei auszurotten, so daß in diesem blutigen Bürgerkriege 60 Personen der königlichen Familie und mehr als die Hälfte des englischen Adels ihren Tod fanden. Zuletzt behauptete sich die Yorksche Partei. Eduard IV. blieb König (1471—83) und ließ seinen Gegner, Heinrich VI., im Gefängnisse ermorden. Diese ungerechte Handlung mochte auch Ursache sein, daß auf seiner Regierung und seiner ganzen Familie kein Segen ruhte. Als Eduard 1483 starb, hinterließ er zwei Söhnchen, Eduard V., der nun König wurde, und Richard von York. Jener war erst 13, dieser gar erst 6 Jahre alt, ein paar liebe, unschuldige Knaben. Ferner hatte er noch einen Bruder, den Herzog Richard von Gloceſter (sprich Gloster), einen Menschen von noch schwärzerer Seele als häßlichem Körper; denn er war stolz, ehrsüchtig, hinterlistig und zu jeder Schandthat fähig, wenn er dabei nur einen Vortheil vor Augen sah; dabei buckelig und mit einem lahmen Arme. Dieser Gloceſter hatte jene Kinder schon immer mit neidischen, gehässigen Augen angesehen, weil sie ihm im Wege standen, selbst König zu werden, und da dies sein höchster Wunsch war, so faßte er den entsetzlichen Entschluß, sie aus dem Wege zu räumen. Aber sie befanden sich damals auf einem entfernten Schlosse bei ihrer Mutter Elisabeth, die den schlechten Charakter ihres Schwagers kannte; daher bediente sich dieser böse Mensch der ausgesuchtesten Verstellung, um sich der Kinder zu bemächtigen. Zuerst lockte er den jungen König nach London und ließ den Bruder der Elisabeth (den Grafen Rivers), den er nicht leiden konnte, ins Gefängniß werfen. Elisabeth erschrak; sie erkannte nun deutlich seine bösen Absichten und flüchtete sich schnell in die Westminsterkirche in London, wo sie wegen der Heiligkeit des Ortes sicher war. Gleich stellte sich Gloceſter recht freundlich und ließ sie um den kleinen York bitten, weil der bei der Krönung seines Bruders doch zugegen sein müßte. Da aber die treue Mutter ihr liebes Kind durchaus nicht lassen wollte, schickte er zwei vornehme Geistliche an sie ab, die ihr so lange zuredeten, bis sie ihnen den Knaben übergab. Aber es war, als wenn es ihr ahnete, daß sie ihn nicht wiedersehen würde. Sie benetzte ihn mit ihren Thränen, nahm auf ewig von ihm Abschied

und konnte sich lange nicht von ihm losreißen. Sie hat ihn auch wirklich auf dieser Erde nie wiedergesehen.

Gloceſter lachte vor Bosheit, als man ihm den Kleinen brachte. Nun ging er schnell an sein Werk. Zuerst ließ er den Bruder der Königin hinrichten, ohne Ursache und Verhör, sich selbst aber zum Protektor von England ausrufen, weil der König noch unmündig sei. Dann sprengte er aus, seine beiden älteren verstorbenen Brüder, Eduard VI. und der Herzog von Clarence (sprich Clärens), wären keine ächten Söhne seines Vaters gewesen. Das that er deswegen, damit die Kinder, die beide hinterlassen hatten, also auch der König Eduard V., als unfähig zur Regierung gelten sollten, und nun kam es noch darauf an, das Volk zu überreden, ihn an die Stelle seines Neffen zum Könige zu wählen. Dazu hatte er eine List ausgesonnen, die aber sehr plump war. Er bestach nämlich einen Prediger, daß dieser in einer Predigt die unechte Geburt jener beiden Prinzen bewiese und dann seine, des Gloceſter, Vorzüge recht rühme. In dem Augenblicke wollte er in die Kirche treten, und dann hoffte er, würde das Volk gewiß gleich rufen: Es lebe König Richard! Aber es mißlang. Nachdem nämlich der Prediger schon gerufen hatte: „Seht diesen ausgezeichneten Prinzen, das Ebenbild seines vortrefflichen Vaters" u. s. w., war von Gloceſter noch nichts zu sehen, und als er endlich kam, mußte der Prediger die schöne Anrede noch ein Mal wiederholen. Die ganze Gemeinde merkte die List, Alle lachten und — Keiner rief.

Gloceſter versuchte eine neue List. Der Lord Mayor (sprich Lord Mähr) oder Bürgermeister von London mußte die Bürgerschaft zusammenrufen, und nachdem ein Minister die großen Verdienste des Herzogs von Gloceſter auseinandergesetzt hatte, fragte er die Bürger, ob sie den Herzog zum Könige haben wollten? — Kein Laut ließ sich hören. „Wie kommt das?" fragte er den Mayor. „Vielleicht haben sie euch nicht verstanden," antwortete dieser. Der Minister wiederholte die Frage mit andern Worten, aber wieder — allgemeine Stille. „Das ist ja," sprach der Minister, „eine sonderbare Hartnäckigkeit. Man brauchte euch auch gar nicht erst zu fragen; es geschieht blos aus Güte gegen euch. Gebt aber doch eure Meinung deutlich zu erkennen!" Indessen hatten die Bedienten Gloceſters und des Ministers unter die Straßenjungen Geld ausgetheilt, daß sie rufen sollten, und die riefen denn auch aus vollen Kräften: „Es lebe König Richard!"

— „Gut!“ sagte der Minister, „nun weiß man doch, daß ihr allgemein den Herzog zum Könige haben wollt.“ Und Gloceſter? — Der ſtellte ſich, als wüßte er von dieſem ganzen Gaukelſpiele nichts, und ließ ſich erſt recht bitten und nöthigen, ehe er die Krone annahm.

Auf dieſes lächerliche Schauſpiel folgte dann ein deſto traurigeres. Richard III. — ſo nannte ſich Gloceſter als König — (1483—85) befahl dem Commandanten des Towers (ſprich Tauer) in London, Sir Brakenbury, wo er bereits den jungen König und den kleinen York eingeſperrt hatte, dieſe beiden Kinder zu tödten. „Behüte der Himmel!“ antwortete der brave Mann. — „Gut!“ ſagte Richard, „ſo befehle ich, daß du auf eine Nacht dem Sir Tyrrel die Schlüſſel des Towers abtrittſt.“ Das geſchah. Dieſer Unmenſch hatte verſprochen, die Schandthat zu vollführen. Er nahm drei Gehülfen mit. Nachts ſchlich er ſich mit ihnen an die Thüre des Zimmers, wo die Kinder ſorglos ſchlummerten. Er ſchickte die Mörder hinein; er ſelbſt wartete draußen das Bubenſtück ab. Jene drückten Betten auf die armen Knaben, bis ſie erſtickt waren, zeigten dann dem Tyrrel die nackten Leichname und dieſer ließ ſie unter einem Haufen Steine tief in die Erde vergraben.*)

Nun erſt glaubte Richard ruhig athmen zu können; denn die Söhne ſeines andern Bruders, des Herzogs von Clarence (ſprich Clärens) hatte er feſt in den Tower eingeſchloſſen; ſie ſchienen ihm nicht gefährlich. — Sollte Richard wohl ruhig bis an ſein Ende regiert haben? Wir ſind gewohnt, ſolche Böſewichte auch elend endigen zu ſehen. So war es auch hier. Schon zwei Jahre nach ſeiner Schandthat landete der letzte Sprößling des Hauſes Lancaſter,

---

*) Der berühmte Dichter Shakſpeare, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts in England lebte, ſagt in ſeinem Trauerſpiele „Richard III.“ ebenſo rührend als ſchön:

So lag das zarte Paar,
Sich feſt umſchlingend
Mit den unſchuldigen Alabaſterarmen,
Wie Roſen Eines Stengels ihre Lippen,
Die ſich in ihrer Sommerſchönheit küſſen,
Und ein Gebetbuch lag auf ihrem Bette. — Man würgte hier
Das ſüße Werk, das ſchönſte, das Natur
Seit Anbeginn der Schöpfung je gebildet.

Das Zimmer, wo die That geſchah, iſt noch heute zu ſehen und wird der Blutthurm genannt.

Heinrich Tudor (Tjudörr), Graf von Richmond (sprich Ritschmond), in England, um ihn vom Throne zu stürzen, griff ihn in der Schlacht bei Bosworth an und durchstach das Ungeheuer mit eigener Hand. Er wurde nun König und nannte sich Heinrich VII. (1485—1509). Er war der Vater Heinrichs VIII., den wir in der folgenden Periode werden kennen lernen. —

Karl der Kühne hatte nur eine Tochter, Maria, hinterlassen; eine reiche Erbin! Kein Wunder, daß sich schon bei des Vaters Lebzeiten viele Fürsten und Fürstensöhne um sie beworben hatten. Aber wer mochte dem Herzoge sagen, ob diese Bewerber es ehrlich meinten, oder nur die reiche Erbschaft haben wollten? Daher schwankte er auch stets, wem er sie wohl geben sollte. Bald versprach er sie diesem, bald jenem. Der annehmlichste Schwiegersohn war ihm doch unter Allen der junge und liebenswürdige Maximilian, des Kaiser Friedrich III. einziger Sohn. Wir haben schon oben erzählt, daß die Sache zwischen den beiden Vätern bereits verabredet war, und Maria an Maximilian auf Befehl ihres Vaters einen Brief hatte schreiben und ihm einen Ring schicken müssen; eben so, daß Karl und Friedrich bei der Zusammenkunft in Trier sich veruneinigten und die ganze Sache zurückging. Ehe sich Karl für einen Andern entschied, starb er und hinterließ seine Maria ohne allen männlichen Schutz. Das Schreckliche ihrer verlassenen Lage wurde ihr bald auf die schmerzlichste Weise fühlbar gemacht. Wir wissen, daß Ludwig XI. von Frankreich sogleich nach dem Tode des Herzogs Karl einen Theil von dessen Ländern an sich gerissen hatte, und nach den flandrischen Provinzen gelüstete es ihm auch. Maria schickte nun den Kanzler Hugonet und den Herrn von Imbercourt, zwei der bewährtesten Diener ihres Vaters, zu Ludwig und gab ihnen einen Brief mit, worin sie den König bat, mit diesen Männern zu unterhandeln und sonst mit Niemandem. Nun regte sich aber auch in den flandrischen Städten, die von jeher zu Unruhen geneigt waren, ein widersetzlicher Geist, und Maria, unerfahren und fast rathlos, mußte den in Gent versammelten Ständen versprechen, nichts ohne ihre Zustimmung zu unternehmen. Diese schickten nun auch zu Ludwig, um zu unterhandeln. Erstaunt zweifelte dieser an der Befugniß der Abgesandten, worauf ihm diese wiederholten, daß Maria Alles nach ihrem Sinn und Rath zu thun versprochen habe. Der König aber zeigte nun jenen Brief der Herzogin. Allerdings war ein arger Widerspruch zwischen den Erklärungen dieses Briefes und den Worten Maria's an die Genter.

Erzürnt eilten diese in ihre Stadt zurück, wo Maria sich eben befand, und ohne alle Schonung für die Jugend und Hülflosigkeit der Fürstin beschämten sie dieselbe durch öffentliche Darlegung der Sache. Aber damit waren die Genter nicht zufrieden; ihr Grimm verlangte ein Opfer und jene beiden Räthe Maria's, Hugonet und Imbercourt, wurden dazu ausersehen. Man nahm sie gefangen, klagte sie verschiedener Verbrechen an; doch die wahre Ursache der Verfolgung blieb wegen des Mangels an gehörigen Gründen verschwiegen. Der Prozeß war ja nur ein Vorwand, um das Todesurtheil zu erlangen. Es wurde wirklich über die Schuldlosen ausgesprochen; man führte sie zum Schaffot. Maria war bei dieser Nachricht außer sich vor Schmerz; es trieb sie fort, die treuen Diener zu retten. Schmucklos, wie die Schreckenskunde sie getroffen, in Trauerkleidern, das lange Haar nur mit einer einfachen Binde umgeben, so eilte sie auf den Marktplatz. Mit thränendem Auge, mit emporgehobenen Händen flehte sie um das Leben ihrer Minister. Ihre rührenden Bitten fanden bei einem Theile des Volkes Eingang; ein anderer Theil wollte von Mitleid und Gnade nichts wissen und tobte fort. Schon drohte der Parteikampf auszubrechen, schon senkten sich die Piken und Lanzen zum blutigen Bürgerzwiste; da riefen die Hartnäckigen den Henkern auf dem Schaffot zu, rasch ihre Pflicht zu thun. Und so mitten in dem Tumulte fielen die Köpfe der zwei Minister. Maria wurde ohnmächtig nach Hause getragen.

Ludwig XI. hatte durch seine listige Anzettelung dieser Ereignisse wahrscheinlich einen Nutzen für sich aus einem möglichen Zwiespalt Maria's mit den Städten herbeiführen wollen, aber dies Mal hatte sich der Ueberfeine selbst geschadet. Maria faßte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den falschen König, und als er für seinen Sohn, den neunjährigen Dauphin, um Maria's Hand anhielt, verweigerte sie das Bündniß und Ludwig erhielt die Antwort: Maria brauche zum Gemahl einen Mann und kein Kind. Dagegen wurden die kaiserlichen Gesandten besser empfangen, als sie kamen, die Werbung für den Erzherzog Maximilian zu erneuern. Sie zeigten jenen Brief Maria's und den Ring vor, und erinnerten sie an ihr früheres Versprechen. „Ich erinnere mich dessen," antwortete sie; „ich habe ihn damals zum Gemahl erkoren, und will ihn auch jetzt zum Gemahl haben, und keinen Andern!" Geschwind reisten die Gesandten nach Wien und brachten die angenehme Nachricht: Maximilian eilte zu ihr. Am 19. August 1477 reichte ihm

Maria ihre Hand, und die reichen Länder von Burgund, nach denen Ludwig gelüstet hatte, gingen an das Haus Oestreich über. Leider hat die sehr glückliche Ehe nur wenige Jahre gedauert. Maria, nach der Sitte jener Zeit und aus eigener Neigung dem Vergnügen der Jagd sich hingebend, stürzte auf einer Falkenbeize mit dem Pferde und verletzte sich tödtlich. Als ihr Gemahl, von Schmerz gepeinigt, von ihrem Sterbelager nicht weichen wollte, bat sie ihn sanft: „Verlasse mich; erspare dir und mir in den letzten schweren Augenblicken den Anblick des Scheidens. Verlasse mich; es ist uns beiden besser! Lebe wohl!“ — Ihr Tod fällt in das Jahr 1482.

Maximilian, der nach seines Vaters Tode deutscher Kaiser wurde und von 1493—1519 regiert hat, war dieses, aber nur zu kurzen Glückes auch werth! Er war ein Mann von großer Gesinnung, und einen kühnern Ritter gab es damals kaum. Eine Menge von Todesgefahren, in die er durch seine Tollkühnheit als Jüngling gerieth, werden erzählt. Hier nur eine davon. Einmal ging er in den Bergen von Tirol auf die Gemsenjagd. Es war in der Gegend von Innsbruck auf einem hohen Felsen, die Martinswand genannt. Er kletterte und kletterte, ohne sich umzuschauen, und verkletterte sich endlich so, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte. So viel er auch suchen mochte, so war doch nirgends ein Rückweg zu finden. Ueber ihm hingen drohende Felsenmassen herab, und vor ihm war ein tiefer, jäher Abgrund, wohl 200 Klaftern tief. Seine Begleiter hatten ihn verloren; endlich erblickten sie ihn da oben in schwindelnder Höhe. Zwei Tage und zwei Nächte brachte der arme Prinz hier zu, ohne Speise und Trank. Da verzweifelte er an seiner Rettung. Er rief so laut wie er nur konnte, hinunter, er wolle sich zum Tode bereiten, und verlange, daß die Priester das heilige Sakrament ihm von ferne zeigten; und während die unten Messe lasen, kniete er oben nieder und empfahl Gott seine Seele. Das Gerücht von seiner Gefahr flog bald durch das ganze Land. In allen Kirchen wurde für seine Rettung gebetet, und das ganze kaiserliche Haus war in tiefer Betrübniß um den einzigen Sprößling. Während er da oben noch betete, hörte er hinter sich ein Geräusch. Er wandte sich schnell um. Es war ein junger Bauer, der ihm treuherzig die Hand reichte und also sprach: „Gnädiger Herr, seid getrost! Gott lebt noch, der Euch retten kann und will. Folgt mir und fürchtet Euch nicht; ich will Euch dem Tode entführen.“ So ging er ihm voran,

drang durch das dichte Gebüsch, sprang von Stein zu Stein, und kam nach einer Stunde glücklich mit dem Erzherzoge unten an. Welch eine Freude! Alle drängten sich um den geliebten Thronerben, der ihnen zum zweiten Mal geschenkt war. Als man sich aber nach dem Führer umsah, so war er nicht mehr zu finden, er hatte sich im Gedränge verloren. Die Rettung war aber so unverhofft und wunderbar, daß Viele glaubten, es sei wohl ein Engel gewesen. — Je größer die Gefahr war, desto lieber war sie ihm. Oft ging er selbst auf die Bärenjagd aus und tödtete drei dieser Unthiere mit eigener Hand. Ein ander Mal kroch er zu einem Paar Löwen in den Käfig, und da diese wild auf ihn ansprangen, ergriff er ruhig eine Schaufel und schlug so lange auf sie los, bis sie sich still hinlegten.

Von Maximilians Regierung ist besonders dreierlei herauszuheben: der ewige Landfriede, die Eintheilung Deutschlands in zehn Kreise und die Einrichtung des Postwesens.

Das Faustrecht, welches fast nirgends so allgemein, als in Deutschland geübt wurde, hatte bisher noch immer fortgedauert, so viele Befehle auch die Kaiser dagegen gegeben hatten; denn die großen und kleinen Raubritter trotzten auf ihren Felsenburgen der Ohnmacht des Oberhauptes und Keiner kümmerte sich viel um dessen Befehle. Da trat Maximilian auf und half der Sache aus dem Grunde. Er verbot auf dem Reichstage in Worms (1495) nicht nur jede Selbsthülfe, sondern er sorgte auch dafür, daß ein jeder sein Recht durchführen konnte. Dazu setzte er ein Gericht nieder aus erfahrenen Männern, das Reichskammergericht, vor welchem selbst jeder Reichsfürst belangt werden konnte. Es bekam seinen Sitz anfangs in Frankfurt am Main, nachmals in Speier und zuletzt in Wetzlar. Dadurch nun wurde der Landfriede in Deutschland hergestellt, und wenn auch noch dann und wann einzelne Räubereien und Gewaltthätigkeiten begangen wurden, so wurden sie doch streng bestraft und kamen immer seltener vor.

Um aber die Ordnung besser handhaben zu können, theilte Maximilian Deutschland in zehn Kreise ein, die, von Norden nach Süden gerechnet, folgende waren: der westphälische, obersächsische und niedersächsische, der burgundische, niederrheinische, fränkische und oberrheinische, der schwäbische, bairische und östreichische. Diese Eintheilung blieb bis auf die letzten Zeiten des alten Reiches.

Vor Maximilian hatte es noch keine Post gegeben. Wollte man entfernten Freunden und Verwandten von sich Nachricht geben, so mußte man mit vielen Kosten einen Boten schicken. Nur einige Handelsstädte hielten sich solche Boten, die regelmäßig an gewissen Tagen abgingen und für schweres Geld auch wohl für Andere Briefe und Packete mitnahmen. Aber wie weitläufig war das nicht! In Frankreich hatte man schon etwas früher, unter Ludwig XI., den Anfang dazu gemacht. Da that ein deutscher Edelmann, Franz von Taxis, dem Kaiser Maximilian den Vorschlag, zwischen Wien und Brüssel (damals der Hauptstadt der Niederlande) eine reitende Post anzulegen. Der Kaiser fand das sehr vernünftig und ernannte den Taxis zum Generalpostmeister. Dies war der erste Anfang. Alle Fürsten sahen den großen Vortheil des Postwesens ein, und Taxis hatte von der Einrichtung einen bedeutenden Gewinn. Daher legte er mit Erlaubniß des Kaisers noch mehrere Posten an; ja er brachte es dahin, daß der Kaiser den Befehl ertheilte, daß keine Posten außer denen des Taxis geduldet werden und das Generalpostmeisteramt bei der Familie erblich verbleiben sollte. Die Familie Taxis wurde nun immer reicher und stieg endlich bis zur fürstlichen Würde empor. Indessen richteten späterhin die größten deutschen Fürsten eigene Posten in ihren Ländern ein und fanden sich darüber mit dem Fürsten Taxis ab, so daß dieser nur noch in manchen Gegenden Deutschlands eigene Posten hatte. Durch die Umgestaltung Deutschlands in unsern Tagen hat sich auch hierin vieles geändert.

Unter Maximilians Regierung ereignete sich die große Begebenheit, die man die Reformation nennt, und die mit Recht eine neue Periode eröffnet. Doch muß erst Einiges über die wichtigen Entdeckungen im 15. Jahrhundert gesagt werden.

80. Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, 1486, und von Amerika, 1492.

Ostindien, oder, wie es sonst schlechthin genannt wurde, Indien, bringt so viele köstliche Produkte hervor, daß sie von jeher von uns Abendländern eifrig gesucht wurden. Gewürze, Elfenbein, Gold und Edelsteine, die feinste Wolle und Baumwolle und unzählige andere Dinge wurden von dorther nach Europa gebracht. Aber man kannte keinen Weg dahin zu Wasser; denn

um Afrika herum fahren zu wollen, fiel keinem ein, theils weil man nicht wußte, wie weit sich dieser Erdtheil nach Süden erstreckte, theils weil alle Welt glaubte, man könne wegen der fürchterlichen Hitze gar nicht über die Linie fahren, ohne zu verbrennen. Bei diesem Glauben beruhigte man sich, und so mußten also die indischen Waaren auf einem andern Wege zu uns gebracht werden. Aber die europäischen Kaufleute reisten nicht selbst hin; denn die Muhamedaner, besonders die Araber hatten alle Länder die dazwischen lagen, Aegypten, Arabien, Persien u. s. w. inne und ließen die Europäer nicht leicht durch, um nicht die Vortheile des Handels zu verlieren. So war also der indische Handel größtentheils in den Händen der Araber, die nach Indien fuhren, die Waaren auf ihre Schiffe luden und nach der Ostküste Aegyptens führten. Hier packten sie dieselben aus, und brachten sie auf Kameelen nach Alexandrien. Nach dieser Stadt aber kamen die Venetianer, Genueser, Pisaner und andere italienische Kaufleute, holten die köstlichen Waaren ab und verführten sie nach Europa.

Zu Anfange des 15. Jahrhunderts (zu der Zeit Karls VI. und der Isabeau) lebte in Portugal König Johann I., dessen dritter Sohn, Dom Henrique oder Heinrich, wegen seiner ausgezeichneten Liebe zur Schiffahrt und zu Entdeckungen nachher Heinrich der Seefahrer genannt worden ist. Dieser Prinz hatte eine große Sehnsucht, die südlich liegenden Länder kennen zu lernen; denn über Fez und Marokko hinaus kannte man von Afrikas Westküste nichts. Einmal schickte er einen erfahrenen Seemann, Perestrello, mit einem Schiffe aus, welches an dieser Küste hinsegeln sollte, um zu sehen, wie weit man da wohl kommen könnte. Aber ein Sturm warf es nach einer Insel, die man noch nicht gekannt hatte und Porto Santo nannte. Das war 1418. Von hier sahen die Schiffer südlich am Horizont eine graue Wolke; da sie immer auf einem Flecke blieb, bemerkten sie, daß es etwas Anderes sein müßte. Sie schifften darauf zu und entdeckten — die Insel Madeira. Sie war ganz und gar mit Wald bedeckt. Um freies Land zu bekommen, zündeten sie den Wald an, konnten aber den Brand nicht wieder löschen, und nun brannte es sieben ganzer Jahre lang, bis die ganze Insel kahl war. Das war freilich sehr schade; aber dafür war nun auch der Boden so trefflich mit Asche gedüngt, daß die Weinreben, die sie anpflanzten, über die Maßen schön gediehen. Noch jetzt ist der Madeira ein sehr geschätzter Wein.

Nicht lange darauf (1432) wurden die azorischen Inseln entdeckt; sie erhielten, da sie menschenleer waren 1449 die ersten Einwohner, und 1466 wurde eine niederländische Colonie hier gegründet. Auch erhielt Heinrich Nachricht von den canarischen Inseln, die schon lange entdeckt, aber noch nicht benutzt worden waren, und schickte einige Schiffe ab, sie zu erobern (1456). Das gelang auch. Man fand da wilde Menschen, die sich in Thierhäute kleideten, kein Eisen kannten und nicht einmal Brot zu backen verstanden. Die armen Leute wurden, ehe sie es sich versahen, überfallen und die meisten todtgeschlagen. Nur die, welche sich taufen ließen, ließ man am Leben.

Wie freute sich Dom Heinrich über diese schönen Entdeckungen! Sie machten seine Hoffnung, daß da noch Vieles zu entdecken wäre, immer lebhafter. Seine Schiffe mußten nun immer weiter längs der Küste hinunterfahren, entdeckten den Fluß Senegal und umfuhren das grüne Vorgebirge. Wo man landete, fand man entweder starre Sandwüsten oder wilde Einwohner, die mit den Portugiesen nichts zu thun haben wollten. Man fuhr weiter, entdeckte Guinea und passirte endlich gar die Linie, ohne zu verbrennen. Zwar war es sehr heiß, aber die Hitze war doch auszuhalten, und warum sollte man also nun nicht weiter fahren können? Afrika mußte doch irgendwo ein Ende haben. Neue Schiffe wurden ausgesandt und entdeckten das Reich Congo, dessen König schon in freundliche Verbindung mit den Portugiesen trat.

Ueber diesen Entdeckungen waren viele Jahre vergangen; der thätige Dom Heinrich war indessen (1463) gestorben, und nach ihm wurden die Entdeckungsreisen eine Zeitlang nicht mehr mit solcher Thätigkeit betrieben. Nachdem aber Johann II. König von Portugal geworden war, rüstete dieser eine Flotte aus, um zu sehen, wo denn die südlichste Spitze von Afrika sei, und ob man nicht um diese herum bis nach Indien kommen könnte. Das Geschwader führte der unternehmende Bartolomeo Diaz. Unterwegs hatte er fürchterliche Stürme auszustehen, und noch ärgerlicher waren ihm die Meutereien unter seiner Schiffsmannschaft. Diesen Leuten, die noch nicht so lange auf dem offenen Meere herumgeschifft waren, wurde bange; sie verlangten durchaus zurückgeführt zu werden, da sie schon seit mehreren Tagen kein Land mehr sahen; denn Diaz war, ohne es zu wissen, schon über die Südspitze von Afrika hinaus. Alle Vorstellungen halfen bei dem unklugen Schiffsvolke nichts; er mußte umkehren. Aber das war ihm zum Heil; denn er fand auf die-

sem Wege — die gesuchte Südspitze, die er, wegen der ausgestandenen Stürme, das stürmische Vorgebirge nannte. Als er aber zurückgekehrt war und dem Könige Bericht abstattete, rief dieser aus: Nein! es soll das Vorgebirge der guten Hoffnung heißen; denn nun ist Hoffnung da, auch den Weg nach Indien zu finden." Dies geschah 1486.

Der gläubige König hatte Recht. Die Hoffnung war nicht nur da, sondern sie wurde auch erfüllt, aber erst, nachdem eine andere, noch weit wichtigere Entdeckung gemacht worden war. Das war die von einem ganz neuen Erdtheile, von Amerika. Doch ehe wir diese erzählen, mag auch erwähnt werden, daß auch ein Deutscher sich zu jener Zeit als Seefahrer und Reisebeschreiber berühmt gemacht hat, Martin Behaim aus Nürnberg. Da er ein berühmter und oft erwähnter Mann ist, so mögen hier einige Nachrichten von ihm stehen.

Martin Behaim war eines geachteteten Rathsherrn in Nürnberg Sohn und lernte in den Jünglingsjahren die Handlung. Nachdem er eine Zeitlang in Salzburg gelernt hatte, ging er nach Venedig, dann nach Mecheln in den Niederlanden, trieb hier Tuchhandel und bereiste mehrmals die Messe in Frankfurt am Main. Dabei war er ein thätiger, wißbegieriger Kopf und lernte auch Mathematik, die ihm nachher gar sehr zu statten kam. In Mecheln und besonders in Antwerpen, wohin er auch oft reisen mußte, wurde er mit mehreren Leuten bekannt, die auf den azorischen Inseln wohnten; denn auf diesen Inseln hatten sich viele Leute aus Flandern niedergelassen. Er hörte von ihnen erzählen, wie es dort ganz anders als im Norden sei, und wie thätig der König von Portugal Schiffe auf Entdeckungen aussende. Da erwachte in ihm, der schon immer ein Freund von Reisen gewesen war, eine solche Reiselust, daß er mit ihnen nach Portugal ging. Seine Kenntnisse empfahlen ihn hier dem Könige Johann II., und dieser schickte ihn und noch einen portugiesischen Seemann längs der afrikanischen Westküste auf Entdeckungen aus. Wie wunderte sich Behaim, als er endlich so weit kam, daß zu Mittage sein Schatten nach Süden fiel, statt bei uns nach Norden! Er war nämlich schon über den Aequator gesegelt, und brachte nach einer mehr als zweijährigen Abwesenheit wichtige Nachrichten über jene heißen Länder und Meere nach Portugal zurück. Das geschah kurz vor der Absendung des Bartolomeo Diaz zur Entdeckung der Südspitze von Afrika. Der König Johann war mit den Entdeckungen des geschickten Behaim so zu-

frieden, daß er ihn zum Ritter schlug und ihm dabei mit eigener Hand den Degen umschnallte. Nun ließ er sich auf der Insel Fayal, einer der Azoren nieder, und heirathete da die Tochter des Statthalters. So sehr es ihm aber auch hier gefallen mochte, so sehnte er sich doch nach seiner Vaterstadt Nürnberg zurück; wenigstens wollte er sie vor seinem Tode noch einmal wiedersehen. Vielleicht mischte sich auch wohl etwas Eitelkeit in diesen Wunsch. Er konnte darauf rechnen, daß ihn seine Mitbürger anstaunen würden, wenn er von seinen weiten Reisen ihnen vorerzählte. So kam er ein Jahr früher, als Colombo Amerika entdeckte, nach Nürnberg, und blieb an zwei Jahre da. Wie umdrängten ihn da die Vettern, Muhmen und Geschwister! Was mußte er ihnen nicht erzählen! Und wie viel thaten sie sich nicht auf ihn zu Gute, wenn sie mit ihm durch die Straßen stolziren konnten, und die Bürger stehen blieben und seinen portugiesischen Orden und Ehrendegen anstaunten!

Aber vieles von seinen Erzählungen verstanden sie nur halb, weil man damals noch keine solchen Landkarten hatte, als jetzt; wenigstens waren diese höchst unvollkommen und kamen nur sehr selten und nur gezeichnet vor. Da baten sie ihn denn, er möchte ihnen doch eine Erdkugel entwerfen, auf welcher Alles, was er von der Erde wüßte, eingezeichnet wäre. Das that er auch, und dieser Globus ist noch in Nürnberg vorhanden. Er ist ganz beschrieben und bemalt, und aus ihm kann man einestheils sehen, wie wenig doch damals selbst solche Leute wie Behaim von unserer Erde wußten, und anderntheils, wie damals die Sprache und Schrift selbst der Gebildetsten in Nürnberg war. Die Ueberschrift des Globus heißt:

„Aus Fürbitt und Beger der Fürsichtigen, Erbarn und Weisen, als der obersten Hauptleut der Loblichen Reichsstat Nurnberg, die dan zu disen Zeiten regirt haben, ist dise Figur des Apffels gepracticirt und gemacht worden, aus gunst, Angebung, vleys durch den gestrengen und Erbar Herrn Martin Behaim Ritter, der sich dann in diser Kunst Cosmographia viel Erfahren hat, und bey Einen Drittel der Welt umpfahren. solches alles mit Fleiß also zusamen gefügt alles Meer und Erden, jeglichs nach seiner gestalt und form. solche Kunst und Apfel ist gepracticirt und gemacht worden, nach Christi geb. 1492, der dan durch den gedachten Herrn Martin Behaim gemainer Stadt Nürnberg zu Ehren und Letze hinter ihme gelassen hat, sein zu allen Zeiten

drang durch das dichte Gebüsch, sprang von Stein zu Stein, und kam nach einer Stunde glücklich mit dem Erzherzoge unten an. Welch eine Freude! Alle drängten sich um den geliebten Thronerben, der ihnen zum zweiten Mal geschenkt war. Als man sich aber nach dem Führer umsah, so war er nicht mehr zu finden, er hatte sich im Gedränge verloren. Die Rettung war aber so unverhofft und wunderbar, daß Viele glaubten, es sei wohl ein Engel gewesen. — Je größer die Gefahr war, desto lieber war sie ihm. Oft ging er selbst auf die Bärenjagd aus und tödtete drei dieser Unthiere mit eigener Hand. Ein ander Mal kroch er zu einem Paar Löwen in den Käfig, und da diese wild auf ihn ansprangen, ergriff er ruhig eine Schaufel und schlug so lange auf sie los, bis sie sich still hinlegten.

Von Maximilians Regierung ist besonders dreierlei herauszuheben: der ewige Landfriede, die Eintheilung Deutschlands in zehn Kreise und die Einrichtung des Postwesens.

Das Faustrecht, welches fast nirgends so allgemein, als in Deutschland geübt wurde, hatte bisher noch immer fortgedauert, so viele Befehle auch die Kaiser dagegen gegeben hatten; denn die großen und kleinen Raubritter trotzten auf ihren Felsenburgen der Ohnmacht des Oberhauptes und Keiner kümmerte sich viel um dessen Befehle. Da trat Maximilian auf und half der Sache aus dem Grunde. Er verbot auf dem Reichstage in Worms (1495) nicht nur jede Selbsthülfe, sondern er sorgte auch dafür, daß ein jeder sein Recht durchführen konnte. Dazu setzte er ein Gericht nieder aus erfahrenen Männern, das Reichskammergericht, vor welchem selbst jeder Reichsfürst belangt werden konnte. Es bekam seinen Sitz anfangs in Frankfurt am Main, nachmals in Speier und zuletzt in Wetzlar. Dadurch nun wurde der Landfriede in Deutschland hergestellt, und wenn auch noch dann und wann einzelne Räubereien und Gewaltthätigkeiten begangen wurden, so wurden sie doch streng bestraft und kamen immer seltener vor.

Um aber die Ordnung besser handhaben zu können, theilte Maximilian Deutschland in zehn Kreise ein, die, von Norden nach Süden gerechnet, folgende waren: der westphälische, obersächsische und niedersächsische, der burgundische, niederrheinische, fränkische und oberrheinische, der schwäbische, bairische und östreichische. Diese Eintheilung blieb bis auf die letzten Zeiten des alten Reiches.

Vor Maximilian hatte es noch keine Post gegeben. Wollte man entfernten Freunden und Verwandten von sich Nachricht geben, so mußte man mit vielen Kosten einen Boten schicken. Nur einige Handelsstädte hielten sich solche Boten, die regelmäßig an gewissen Tagen abgingen und für schweres Geld auch wohl für Andere Briefe und Packete mitnahmen. Aber wie weitläufig war das nicht! In Frankreich hatte man schon etwas früher, unter Ludwig XI., den Anfang dazu gemacht. Da that ein deutscher Edelmann, Franz von Taxis, dem Kaiser Maximilian den Vorschlag, zwischen Wien und Brüssel (damals der Hauptstadt der Niederlande) eine reitende Post anzulegen. Der Kaiser fand das sehr vernünftig und ernannte den Taxis zum Generalpostmeister. Dies war der erste Anfang. Alle Fürsten sahen den großen Vortheil des Postwesens ein, und Taxis hatte von der Einrichtung einen bedeutenden Gewinn. Daher legte er mit Erlaubniß des Kaisers noch mehrere Posten an; ja er brachte es dahin, daß der Kaiser den Befehl ertheilte, daß keine Posten außer denen des Taxis geduldet werden und das Generalpostmeisteramt bei der Familie erblich verbleiben sollte. Die Familie Taxis wurde nun immer reicher und stieg endlich bis zur fürstlichen Würde empor. Indessen richteten späterhin die größten deutschen Fürsten eigene Posten in ihren Ländern ein und fanden sich darüber mit dem Fürsten Taxis ab, so daß dieser nur noch in manchen Gegenden Deutschlands eigene Posten hatte. Durch die Umgestaltung Deutschlands in unsern Tagen hat sich auch hierin vieles geändert.

Unter Maximilians Regierung ereignete sich die große Begebenheit, die man die Reformation nennt, und die mit Recht eine neue Periode eröffnet. Doch muß erst Einiges über die wichtigen Entdeckungen im 15. Jahrhundert gesagt werden.

80. Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, 1486, und von Amerika, 1492.

Ostindien, oder, wie es sonst schlechthin genannt wurde, Indien, bringt so viele köstliche Produkte hervor, daß sie von jeher von uns Abendländern eifrig gesucht wurden. Gewürze, Elfenbein, Gold und Edelsteine, die feinste Wolle und Baumwolle und unzählige andere Dinge wurden von dorther nach Europa gebracht. Aber man kannte keinen Weg dahin zu Wasser; denn

um Afrika herum fahren zu wollen, fiel keinem ein, theils weil man nicht wußte, wie weit sich dieser Erdtheil nach Süden erstreckte, theils weil alle Welt glaubte, man könne wegen der fürchterlichen Hitze gar nicht über die Linie fahren, ohne zu verbrennen. Bei diesem Glauben beruhigte man sich, und so mußten also die indischen Waaren auf einem andern Wege zu uns gebracht werden. Aber die europäischen Kaufleute reisten nicht selbst hin; denn die Muhamedaner, besonders die Araber hatten alle Länder die dazwischen lagen, Aegypten, Arabien, Persien u. s. w. inne und ließen die Europäer nicht leicht durch, um nicht die Vortheile des Handels zu verlieren. So war also der indische Handel größtentheils in den Händen der Araber, die nach Indien fuhren, die Waaren auf ihre Schiffe luden und nach der Ostküste Aegyptens führten. Hier packten sie dieselben aus, und brachten sie auf Kameelen nach Alexandrien. Nach dieser Stadt aber kamen die Venetianer, Genueser, Pisaner und andere italienische Kaufleute, holten die köstlichen Waaren ab und verführten sie nach Europa.

Zu Anfange des 15. Jahrhunderts (zu der Zeit Karls VI. und der Isabeau) lebte in Portugal König Johann I., dessen dritter Sohn, Dom Henrique oder Heinrich, wegen seiner ausgezeichneten Liebe zur Schiffahrt und zu Entdeckungen nachher Heinrich der Seefahrer genannt worden ist. Dieser Prinz hatte eine große Sehnsucht, die südlich liegenden Länder kennen zu lernen; denn über Fez und Marokko hinaus kannte man von Afrikas Westküste nichts. Einmal schickte er einen erfahrenen Seemann, Perestrello, mit einem Schiffe aus, welches an dieser Küste hinsegeln sollte, um zu sehen, wie weit man da wohl kommen könnte. Aber ein Sturm warf es nach einer Insel, die man noch nicht gekannt hatte und Porto Santo nannte. Das war 1418. Von hier sahen die Schiffer südlich am Horizont eine graue Wolke; da sie immer auf einem Flecke blieb, bemerkten sie, daß es etwas Anderes sein müßte. Sie schifften darauf zu und entdeckten — die Insel Madeira. Sie war ganz und gar mit Wald bedeckt. Um freies Land zu bekommen, zündeten sie den Wald an, konnten aber den Brand nicht wieder löschen, und nun brannte es sieben ganzer Jahre lang, bis die ganze Insel kahl war. Das war freilich sehr schade; aber dafür war nun auch der Boden so trefflich mit Asche gedüngt, daß die Weinreben, die sie anpflanzten, über die Maßen schön gediehen. Noch jetzt ist der Madeira ein sehr geschätzter Wein.

Nicht lange darauf (1432) wurden die azorischen Inseln entdeckt; sie erhielten, da sie menschenleer waren 1449 die ersten Einwohner, und 1466 wurde eine niederländische Colonie hier gegründet. Auch erhielt Heinrich Nachricht von den canarischen Inseln, die schon lange entdeckt, aber noch nicht benutzt worden waren, und schickte einige Schiffe ab, sie zu erobern (1456). Das gelang auch. Man fand da wilde Menschen, die sich in Thierhäute kleideten, kein Eisen kannten und nicht einmal Brot zu backen verstanden. Die armen Leute wurden, ehe sie es sich versahen, überfallen und die meisten todtgeschlagen. Nur die, welche sich taufen ließen, ließ man am Leben.

Wie freute sich Dom Heinrich über diese schönen Entdeckungen! Sie machten seine Hoffnung, daß da noch Vieles zu entdecken wäre, immer lebhafter. Seine Schiffe mußten nun immer weiter längs der Küste hinunterfahren, entdeckten den Fluß Senegal und umfuhren das grüne Vorgebirge. Wo man landete, fand man entweder starre Sandwüsten oder wilde Einwohner, die mit den Portugiesen nichts zu thun haben wollten. Man fuhr weiter, entdeckte Guinea und passirte endlich gar die Linie, ohne zu verbrennen. Zwar war es sehr heiß, aber die Hitze war doch auszuhalten, und warum sollte man also nun nicht weiter fahren können? Afrika mußte doch irgendwo ein Ende haben. Neue Schiffe wurden ausgesandt und entdeckten das Reich Congo, dessen König schon in freundliche Verbindung mit den Portugiesen trat.

Ueber diesen Entdeckungen waren viele Jahre vergangen; der thätige Dom Heinrich war indessen (1463) gestorben, und nach ihm wurden die Entdeckungsreisen eine Zeitlang nicht mehr mit solcher Thätigkeit betrieben. Nachdem aber Johann II. König von Portugal geworden war, rüstete dieser eine Flotte aus, um zu sehen, wo denn die südlichste Spitze von Afrika sei, und ob man nicht um diese herum bis nach Indien kommen könnte. Das Geschwader führte der unternehmende Bartolomeo Diaz. Unterwegs hatte er fürchterliche Stürme auszustehen, und noch ärgerlicher waren ihm die Meutereien unter seiner Schiffsmannschaft. Diesen Leuten, die noch nicht so lange auf dem offenen Meere herumgeschifft waren, wurde bange; sie verlangten durchaus zurückgeführt zu werden, da sie schon seit mehreren Tagen kein Land mehr sahen; denn Diaz war, ohne es zu wissen, schon über die Südspitze von Afrika hinaus. Alle Vorstellungen halfen bei dem unklugen Schiffsvolke nichts; er mußte umkehren. Aber das war ihm zum Heil; denn er fand auf die-

sem Wege — die gesuchte Südspitze, die er, wegen der ausgestandenen Stürme, das stürmische Vorgebirge nannte. Als er aber zurückgekehrt war und dem Könige Bericht abstattete, rief dieser aus: Nein! es soll das Vorgebirge der guten Hoffnung heißen; denn nun ist Hoffnung da, auch den Weg nach Indien zu finden." Dies geschah 1486.

Der gläubige König hatte Recht. Die Hoffnung war nicht nur da, sondern sie wurde auch erfüllt, aber erst, nachdem eine andere, noch weit wichtigere Entdeckung gemacht worden war. Das war die von einem ganz neuen Erdtheile, von Amerika. Doch ehe wir diese erzählen, mag auch erwähnt werden, daß auch ein Deutscher sich zu jener Zeit als Seefahrer und Reisebeschreiber berühmt gemacht hat, Martin Behaim aus Nürnberg. Da er ein berühmter und oft erwähnter Mann ist, so mögen hier einige Nachrichten von ihm stehen.

Martin Behaim war eines geachteteten Rathsherrn in Nürnberg Sohn und lernte in den Jünglingsjahren die Handlung. Nachdem er eine Zeitlang in Salzburg gelernt hatte, ging er nach Venedig, dann nach Mecheln in den Niederlanden, trieb hier Tuchhandel und bereiste mehrmals die Messe in Frankfurt am Main. Dabei war er ein thätiger, wißbegieriger Kopf und lernte auch Mathematik, die ihm nachher gar sehr zu statten kam. In Mecheln und besonders in Antwerpen, wohin er auch oft reisen mußte, wurde er mit mehreren Leuten bekannt, die auf den azorischen Inseln wohnten; denn auf diesen Inseln hatten sich viele Leute aus Flandern niedergelassen. Er hörte von ihnen erzählen, wie es dort ganz anders als im Norden sei, und wie thätig der König von Portugal Schiffe auf Entdeckungen aussende. Da erwachte in ihm, der schon immer ein Freund von Reisen gewesen war, eine solche Reiselust, daß er mit ihnen nach Portugal ging. Seine Kenntnisse empfahlen ihn hier dem Könige Johann II., und dieser schickte ihn und noch einen portugiesischen Seemann längs der afrikanischen Westküste auf Entdeckungen aus. Wie wunderte sich Behaim, als er endlich so weit kam, daß zu Mittage sein Schatten nach Süden fiel, statt bei uns nach Norden! Er war nämlich schon über den Aequator gesegelt, und brachte nach einer mehr als zweijährigen Abwesenheit wichtige Nachrichten über jene heißen Länder und Meere nach Portugal zurück. Das geschah kurz vor der Absendung des Bartolomeo Diaz zur Entdeckung der Südspitze von Afrika. Der König Johann war mit den Entdeckungen des geschickten Behaim so zu-

frieden, daß er ihn zum Ritter schlug und ihm dabei mit eigener Hand den Degen umschnallte. Nun ließ er sich auf der Insel Fayal, einer der Azoren nieder, und heirathete da die Tochter des Statthalters. So sehr es ihm aber auch hier gefallen mochte, so sehnte er sich doch nach seiner Vaterstadt Nürnberg zurück; wenigstens wollte er sie vor seinem Tode noch einmal wiedersehen. Vielleicht mischte sich auch wohl etwas Eitelkeit in diesen Wunsch. Er konnte darauf rechnen, daß ihn seine Mitbürger anstaunen würden, wenn er von seinen weiten Reisen ihnen vorerzählte. So kam er ein Jahr früher, als Colombo Amerika entdeckte, nach Nürnberg, und blieb an zwei Jahre da. Wie umdrängten ihn da die Vettern, Muhmen und Geschwister! Was mußte er ihnen nicht erzählen! Und wie viel thaten sie sich nicht auf ihn zu Gute, wenn sie mit ihm durch die Straßen stolziren konnten, und die Bürger stehen blieben und seinen portugiesischen Orden und Ehrendegen anstaunten!

Aber vieles von seinen Erzählungen verstanden sie nur halb, weil man damals noch keine solchen Landkarten hatte, als jetzt; wenigstens waren diese höchst unvollkommen und kamen nur sehr selten und nur gezeichnet vor. Da baten sie ihn denn, er möchte ihnen doch eine Erdkugel entwerfen, auf welcher Alles, was er von der Erde wüßte, eingezeichnet wäre. Das that er auch, und dieser Globus ist noch in Nürnberg vorhanden. Er ist ganz beschrieben und bemalt, und aus ihm kann man einestheils sehen, wie wenig doch damals selbst solche Leute wie Behaim von unserer Erde wußten, und anderntheils, wie damals die Sprache und Schrift selbst der Gebildetsten in Nürnberg war. Die Ueberschrift des Globus heißt:

„Aus Fürbitt und Beger der Fürsichtigen, Erbarn und Weisen, als der obersten Hauptleut der Loblichen Reichsstat Nurnberg, die dan zu disen Zeiten regirt haben, ist dise Figur des Apffels gepracticirt und gemacht worden, aus gunst, Angebung, vleys durch den gestrengen und Erbar Herrn Martin Behaim Ritter, der sich dann in diser Kunst Cosmographia viel Erfahren hat, und bey Einen Drittel der Welt umpfahren. solches alles mit Fleiß also zusamen gefügt alles Meer und Erden, jeglichs nach seiner gestalt und form. solche Kunst und Apfel ist gepracticirt und gemacht worden, nach Christi geb. 1492, der dan durch den gedachten Herrn Martin Behaim gemainer Stadt Nürnberg zu Ehren und Letze hinter ihme gelassen hat, sein zu allen Zeiten

in gut zu gedenken, nachdem Er von hinen wieder heim wendet, zu seinem Gemahl, das dann ob 700 mail von hinnen ist; da er hauß hält, und sein Tag in seiner Insel zu beschlissen, da er daheimen ist."

Nachher kehrte er nach Fayal zurück, hatte aber noch das Unglück, zwei Mal von Seeräubern gefangen zu werden, und mußte sich mit schwerem Gelde loskaufen. Endlich starb er, 76 Jahre alt, in Lissabon, wo er auch begraben liegt. Einige haben ihn über Colombo setzen wollen und behauptet, dieser habe aus Behaims Karte erfahren, daß nach Westen zu ein unbekanntes Land liegen müsse; aber das ist falsch. Behaim hat von Amerika nicht eher etwas gewußt, bis Colombo es entdeckt hatte. Gekannt haben sich beide wackere Männer höchst wahrscheinlich.

Nun zur Entdeckung von Amerika. Christoph Colombo — wir pflegen ihn Columbus zu nennen — war in Colognetto bei Genua geboren (1446 oder 1447). Sein Vater war ein Tuchweber. Seine Erziehung war, wie sie bei solcher Herkunft sein konnte: er lernte lesen, schreiben, rechnen und kratzte Wolle, bis er als 14jähriger Bursche zu Schiffe ging. Dreiundzwanzig Jahre lang hat er mit wenig Unterbrechungen auf dem Meere zugebracht. Je entfernter das Land war, wohin das Schiff ging, desto lieber war es ihm; und um nur sagen zu können, daß er weiter gewesen als andere Seefahrer, segelte er einmal von Island aus noch 100 Meilen weiter nach Norden tief ins Eismeer hinein. Nirgends wurden damals geschickte Seefahrer so geschätzt wie in Portugal. Dorthin ging er daher und ließ sich in Lissabon nieder. Hier blieb er nicht lange verborgen. Er machte mehrere Reisen auf portugiesischen Schiffen nach den neuentdeckten Ländern in Afrika mit, und erwarb sich dadurch und durch Kartenzeichnen so viel, daß er seine dürftigen Aeltern im Alter unterstützen und seine jüngern Brüder gut erziehen lassen konnte. Endlich heirathete er die Enkelin des Entdeckers der Insel Porto Santo, Perestrello, und war nun ein angesehener Mann. Sein Groß-Schwiegervater hatte eine schöne Sammlung von Karten, Tagebüchern und andern Schriften hinterlassen; darüber saß nun Colombo jede müßige Stunde, und je mehr er las, verglich und nachdachte, desto fester wurde in seiner Seele die Ueberzeugung, daß man auf einem andern Wege, als um Afrika herum, noch sicherer nach Indien — so nannte man damals das ganze südliche und östliche Asien — gelangen müßte. „Kein Mensch," so dachte er, „weiß,

wie weit nach Osten Indien sich erstreckt; wahrscheinlich geht es weiter als man denkt. Warum sollte man also nicht hinkommen, wenn man von Portugal aus immer nach Westen zu führe? Vielleicht liegt es nicht allzuweit, und auf jeden Fall würde man auf diesem Wege neue Länder oder Inseln entdecken." In dieser letztern Meinung wurde er dadurch noch mehr bestärkt, daß es ja nicht wahrscheinlich sei, daß das ganze weite Weltmeer, sei es nun so groß, wie es wolle, ganz leer sei von allem Lande. Auch erzählten ihm andere Seefahrer, daß einmal der Westwind ein künstlich gearbeitetes Stück Holz nach Porto Santo getrieben habe. Auch war aus eben der Richtung Rohr von außerordentlicher Größe, und einmal waren gar zwei Leichname von ganz anderer Gestalt und Farbe als andere bekannte Völker nach Madeira und den azorischen Inseln angeschwommen. Colombo wurde immer nachdenklicher. „Gewiß," dachte er, „liegen nach Westen zu noch unbekannte Länder. Daß sie noch nicht entdeckt sind, ist kein Wunder; denn es hat ja noch kein Seefahrer gewagt, in dieser Richtung weiter als nach den Azoren zu fahren." Eine Zeit lang trug er diese Gedanken mit sich herum; endlich theilte er sie einem florentinischen Astronomen mit, der ähnliche Gedanken schon gehabt hatte und ihn noch mehr zur Entdeckung aufforderte. Nun konnte Colombo keine Nacht mehr vor dem Gedanken, sich durch eine solche Entdeckung Ruhm und Reichthümer zu erwerben, ruhig schlafen. Er ging zum König Johann II. von Portugal und legte ihm seinen Plan vor. Der König gab ihm Beifall, hatte aber damals so viel mit der Unternehmung nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu thun, daß er ihn nur obenhin anhörte und einigen Aerzten, die für große Erdkenner gehalten wurden, den Auftrag gab, ihn näher zu befragen. Der begeisterte Mann setzte ihnen umständlich seine Gedanken auseinander und erhielt dafür den kränkenden Bescheid, daß sein Plan ein leeres Hirngespinnst sei. Insgeheim aber rüsteten sie ein Schiff aus und schickten es nach der von Colombo angegebenen Richtung. Die Schiffer hatten aber nicht Colombo's Eifer und Beharrlichkeit. Sie fuhren einige Tage lang nach Westen, dann kehrten sie um, brachten die Nachricht, daß da an kein Land zu denken sei, und lachten den Colombo noch obendrein aus. Dieser hätte vor Aerger weinen mögen, und beschloß ein Land zu verlassen, wo er so verkannt würde. Da ihm zu dieser Zeit auch seine Frau starb, so reiste er aus Portugal ab und ging nach Genua, in der Hoffnung, daß man ihn hier besser anhören werde.

Aber er irrte sich. Die Rathsherren von Genua hörten ihm zwar ruhig zu, dann sagten sie ihm aber rund heraus, es schiene ihnen, als sei er nicht recht gescheid. Colombo war außer sich vor Aerger. Er umarmte noch einmal seinen alten Vater, den er seitdem nie wiedersah, und beschloß, es einmal mit Spanien zu versuchen, während er seinen Bruder Bartolomeo Colombo, einen geschickten Kartenzeichner und Mathematiker, in derselben Absicht an den König von England, Heinrich VII. sandte.

In Spanien lebte damals König Ferdinand der Katholische. Er war eigentlich nur König von Aragonien, seit 1479, aber er hatte die Königin Isabella von Castilien 1469 geheirathet, und dadurch war das bisher getheilte Spanien vereinigt worden. Nur in Granada war noch ein maurischer König. An jenes Königspaar wollte sich nun Colombo wenden, aber er hatte keine Empfehlungen. Da lernte er den Abt des Klosters Rabida, nicht weit von Cadiz, kennen, einen alten würdigen Mann. Der bestärkte ihn in seinen Ideen, übernahm seinen Sohn Diego zur Erziehung und gab ihm eine Empfehlung an den Beichtvater der Königin Isabella; und als der König und die Königin nach Andalusien kamen, um die Mauren in Granada zu bekriegen, hatte Colombo das Vergnügen, ihnen vorgestellt zu werden. Beide hörten seine Gründe mit Aufmerksamkeit an und gaben dann einer Anzahl von Geistlichen, welche Professoren auf der Universität von Salamanca waren, den Auftrag, seine Ideen zu prüfen. Aber hier wurde recht verkehrte Welt gespielt. Diese Leute waren in einer so tiefen Unwissenheit über Alles, was die Erde betraf, daß Colombo sie hätte examiniren sollen, aber nicht umgekehrt. Der Eine meinte: da die Erde rund sei, so sei das Meer auch rund; man müsse also, wenn man nach Westen führe, einen Wasserberg hinabfahren und, um zurückzukehren, wieder hinauf, und das sei unmöglich. Ein Anderer hielt die Größe des Oceans für so ungeheuer, daß man in drei Jahren nicht bis ans Ende kommen könne. „J!“ sagte ein Dritter, „was willst du doch? Es hat so viele Weise auf der Erde gegeben, und Keiner von ihnen hat im Westen Länder entdeckt; also wirst du auch nichts finden.“ — „Und,“ rief ein Vierter, „gäbe es auch wirklich eine andere Welt da unten, so ist sie uns nicht beschieden. Wir sollen hier oben bleiben.“ Alle seine Gegengründe halfen nichts; sie wiesen ihn ab. Zum Glück dachten nicht Alle so. Es fanden sich manche treffliche Männer, welche seinen Plan mit Achtung anhörten und ihm selbst alle Ehre

erwiesen. Auch erhielt er die Erlaubniß, zum Gefolge des Hofes sich halten zu dürfen. Aber hier brannte ihm der Boden unter den Füßen. Immer bat er aufs neue um Schiffe, aber immer vergebens. Endlich sagte ihm der König geradezu: jetzt habe er zu viel andere Sorgen, als daß er daran denken könne; auch fehle es ihm an Geld; er möchte ein ander Mal wiederkommen!

Diesen Bescheid hielt Colombo für eine förmliche Abweisung. Noch wandte er sich an zwei reiche spanische Granden und bat sie um Schiffe und Geld; aber auch diese — wiesen ihn ab. Traurig beschloß er nun, dieses Land zu verlassen und in Frankreich sein Glück zu versuchen, oder, wenn ihm dies auch nicht gelänge, in England seinen Bruder aufzusuchen. Wahrlich, die Ausdauer des braven Mannes ist zu bewundern!

Mißmuthig reiste er nach dem Kloster Rabida, um hier von seinem Sohne und dem Abte Abschied zu nehmen. Dieser hielt ihn auf und versprach noch einen Versuch bei der Königin zu machen. Er reiste zu ihr ins Lager. „Es wäre doch schade," sprach er, „wenn deine Majestät sich den großen Gewinn entgehen ließe und einer andern Macht zuwendete. Colombo ist ein sehr gelehrter Mann, der gewiß halten wird, was er verspricht. Es wäre ein großer Verlust, wenn er mißvergnügt das Reich verließe." — Isabella wurde nachdenkend, befahl endlich, ihn kommen zu lassen und ließ ihm eine Summe Geldes als Geschenk auszahlen. Schon glaubte er am Ziele seiner Wünsche zu sein; aber er verlangte zum Lohne seiner Dienste, ihm die Würde eines Admirals und eines Vicekönigs über die zu entdeckenden Länder zu verleihen und dann noch die Hälfte der daraus gezogenen Einkünfte; das schien der Königin zu viel, und sie entließ ihn. Ganz Spanien war eben voll Freude, denn Isabella hatte die Mauren in Granada bezwungen; nur Colombo stand mitten in der allgemeinen Freude traurig da und sah sich verachtet. Sieben Jahre, die er so trefflich hätte benutzen können, waren verloren, und zwar blos in Spanien, wo man ihn recht eigentlich bei der Nase herumgeführt hatte.

Zum zweiten Male nahm er also von seinem Freunde Abschied und reiste dem Seehafen zu. Kaum aber war er fort, so stellte der Einnehmer der geistlichen Renten in Aragonien, Santangelo, der bei Isabella viel galt, dieser vor, wie übel sie sich gerathen habe, einen solchen Mann ziehen zu lassen und eine Gelegenheit, Ehre und große Reichthümer zu gewinnen, so muthwillig von sich

in gut zu gedenken, nachdem Er von hinen wieder heim wendet, zu seinem Gemahl, das dann ob 700 mail von hinnen ist; da er hauß hält, und sein Tag in seiner Insel zu beschlissen, da er daheimen ist."

Nachher kehrte er nach Fayal zurück, hatte aber noch das Unglück, zwei Mal von Seeräubern gefangen zu werden, und mußte sich mit schwerem Gelde loskaufen. Endlich starb er, 76 Jahre alt, in Lissabon, wo er auch begraben liegt. Einige haben ihn über Colombo setzen wollen und behauptet, dieser habe aus Behaims Karte erfahren, daß nach Westen zu ein unbekanntes Land liegen müsse; aber das ist falsch. Behaim hat von Amerika nicht eher etwas gewußt, bis Colombo es entdeckt hatte. Gekannt haben sich beide wackere Männer höchst wahrscheinlich.

Nun zur Entdeckung von Amerika. Christoph Colombo — wir pflegen ihn Columbus zu nennen — war in Cognetto bei Genua geboren (1446 oder 1447). Sein Vater war ein Tuchweber. Seine Erziehung war, wie sie bei solcher Herkunft sein konnte: er lernte lesen, schreiben, rechnen und kratzte Wolle, bis er als 14jähriger Bursche zu Schiffe ging. Dreiundzwanzig Jahre lang hat er mit wenig Unterbrechungen auf dem Meere zugebracht. Je entfernter das Land war, wohin das Schiff ging, desto lieber war es ihm; und um nur sagen zu können, daß er weiter gewesen als andere Seefahrer, segelte er einmal von Island aus noch 100 Meilen weiter nach Norden tief ins Eismeer hinein. Nirgends wurden damals geschickte Seefahrer so geschätzt wie in Portugal. Dorthin ging er daher und ließ sich in Lissabon nieder. Hier blieb er nicht lange verborgen. Er machte mehrere Reisen auf portugiesischen Schiffen nach den neuentdeckten Ländern in Afrika mit, und erwarb sich dadurch und durch Kartenzeichnen so viel, daß er seine dürftigen Aeltern im Alter unterstützen und seine jüngern Brüder gut erziehen lassen konnte. Endlich heirathete er die Enkelin des Entdeckers der Insel Porto Santo, Perestrello, und war nun ein angesehener Mann. Sein Groß-Schwiegervater hatte eine schöne Sammlung von Karten, Tagebüchern und andern Schriften hinterlassen; darüber saß nun Colombo jede müßige Stunde, und je mehr er las, verglich und nachdachte, desto fester wurde in seiner Seele die Ueberzeugung, daß man auf einem andern Wege, als um Afrika herum, noch sicherer nach Indien — so nannte man damals das ganze südliche und östliche Asien — gelangen müßte. „Kein Mensch," so dachte er, „weiß,

wie weit nach Osten Indien sich erstreckt; wahrscheinlich geht es weiter als man denkt. Warum sollte man also nicht hinkommen, wenn man von Portugal aus immer nach Westen zu führe? Vielleicht liegt es nicht allzuweit, und auf jeden Fall würde man auf diesem Wege neue Länder oder Inseln entdecken." In dieser letztern Meinung wurde er dadurch noch mehr bestärkt, daß es ja nicht wahrscheinlich sei, daß das ganze weite Weltmeer, sei es nun so groß, wie es wolle, ganz leer sei von allem Lande. Auch erzählten ihm andere Seefahrer, daß einmal der Westwind ein künstlich gearbeitetes Stück Holz nach Porto Santo getrieben habe. Auch war aus eben der Richtung Rohr von außerordentlicher Größe, und einmal waren gar zwei Leichname von ganz anderer Gestalt und Farbe als andere bekannte Völker nach Madeira und den azorischen Inseln angeschwommen. Colombo wurde immer nachdenklicher. „Gewiß," dachte er, „liegen nach Westen zu noch unbekannte Länder. Daß sie noch nicht entdeckt sind, ist kein Wunder; denn es hat ja noch kein Seefahrer gewagt, in dieser Richtung weiter als nach den Azoren zu fahren." Eine Zeit lang trug er diese Gedanken mit sich herum; endlich theilte er sie einem florentinischen Astronomen mit, der ähnliche Gedanken schon gehabt hatte und ihn noch mehr zur Entdeckung aufforderte. Nun konnte Colombo keine Nacht mehr vor dem Gedanken, sich durch eine solche Entdeckung Ruhm und Reichthümer zu erwerben, ruhig schlafen. Er ging zum König Johann II. von Portugal und legte ihm seinen Plan vor. Der König gab ihm Beifall, hatte aber damals so viel mit der Unternehmung nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu thun, daß er ihn nur obenhin anhörte und einigen Aerzten, die für große Erdkenner gehalten wurden, den Auftrag gab, ihn näher zu befragen. Der begeisterte Mann setzte ihnen umständlich seine Gedanken auseinander und erhielt dafür den kränkenden Bescheid, daß sein Plan ein leeres Hirngespinnst sei. Insgeheim aber rüsteten sie ein Schiff aus und schickten es nach der von Colombo angegebenen Richtung. Die Schiffer hatten aber nicht Colombo's Eifer und Beharrlichkeit. Sie fuhren einige Tage lang nach Westen, dann kehrten sie um, brachten die Nachricht, daß da an kein Land zu denken sei, und lachten den Colombo noch obendrein aus. Dieser hätte vor Aerger weinen mögen, und beschloß ein Land zu verlassen, wo er so verkannt würde. Da ihm zu dieser Zeit auch seine Frau starb, so reiste er aus Portugal ab und ging nach Genua, in der Hoffnung, daß man ihn hier besser anhören werde.

Aber er irrte sich. Die Rathsherren von Genua hörten ihm zwar ruhig zu, dann sagten sie ihm aber rund heraus, es schiene ihnen, als sei er nicht recht gescheid. Colombo war außer sich vor Aerger. Er umarmte noch einmal seinen alten Vater, den er seitdem nie wiedersah, und beschloß, es einmal mit Spanien zu versuchen, während er seinen Bruder Bartolomeo Colombo, einen geschickten Kartenzeichner und Mathematiker, in derselben Absicht an den König von England, Heinrich VII. sandte.

In Spanien lebte damals König Ferdinand der Katholische. Er war eigentlich nur König von Aragonien, seit 1479, aber er hatte die Königin Isabella von Castilien 1469 geheirathet, und dadurch war das bisher getheilte Spanien vereinigt worden. Nur in Granada war noch ein maurischer König. An jenes Königspaar wollte sich nun Colombo wenden, aber er hatte keine Empfehlungen. Da lernte er den Abt des Klosters Rabida, nicht weit von Cadiz, kennen, einen alten würdigen Mann. Der bestärkte ihn in seinen Ideen, übernahm seinen Sohn Diego zur Erziehung und gab ihm eine Empfehlung an den Beichtvater der Königin Isabella; und als der König und die Königin nach Andalusien kamen, um die Mauren in Granada zu bekriegen, hatte Colombo das Vergnügen, ihnen vorgestellt zu werden. Beide hörten seine Gründe mit Aufmerksamkeit an und gaben dann einer Anzahl von Geistlichen, welche Professoren auf der Universität von Salamanca waren, den Auftrag, seine Ideen zu prüfen. Aber hier wurde recht verkehrte Welt gespielt. Diese Leute waren in einer so tiefen Unwissenheit über Alles, was die Erde betraf, daß Colombo sie hätte examiniren sollen, aber nicht umgekehrt. Der Eine meinte: da die Erde rund sei, so sei das Meer auch rund; man müsse also, wenn man nach Westen führe, einen Wasserberg hinabfahren und, um zurückzukehren, wieder hinauf, und das sei unmöglich. Ein Anderer hielt die Größe des Oceans für so ungeheuer, daß man in drei Jahren nicht bis ans Ende kommen könne. „J!" sagte ein Dritter, „was willst du doch? Es hat so viele Weise auf der Erde gegeben, und Keiner von ihnen hat im Westen Länder entdeckt; also wirst du auch nichts finden." —. „Und," rief ein Vierter, „gäbe es auch wirklich eine andere Welt da unten, so ist sie uns nicht beschieden. Wir sollen hier oben bleiben." Alle seine Gegengründe halfen nichts; sie wiesen ihn ab. Zum Glück dachten nicht Alle so. Es fanden sich manche treffliche Männer, welche seinen Plan mit Achtung anhörten und ihm selbst alle Ehre

erwiesen. Auch erhielt er die Erlaubniß, zum Gefolge des Hofes sich halten zu dürfen. Aber hier brannte ihm der Boden unter den Füßen. Immer bat er aufs neue um Schiffe, aber immer vergebens. Endlich sagte ihm der König geradezu: jetzt habe er zu viel andere Sorgen, als daß er daran denken könne; auch fehle es ihm an Geld; er möchte ein ander Mal wiederkommen!

Diesen Bescheid hielt Colombo für eine förmliche Abweisung. Noch wandte er sich an zwei reiche spanische Granden und bat sie um Schiffe und Geld; aber auch diese — wiesen ihn ab. Traurig beschloß er nun, dieses Land zu verlassen und in Frankreich sein Glück zu versuchen, oder, wenn ihm dies auch nicht gelänge, in England seinen Bruder aufzusuchen. Wahrlich, die Ausdauer des braven Mannes ist zu bewundern!

Mißmuthig reiste er nach dem Kloster Rabida, um hier von seinem Sohne und dem Abte Abschied zu nehmen. Dieser hielt ihn auf und versprach noch einen Versuch bei der Königin zu machen. Er reiste zu ihr ins Lager. „Es wäre doch schade," sprach er, „wenn deine Majestät sich den großen Gewinn entgehen ließe und einer andern Macht zuwendete. Colombo ist ein sehr gelehrter Mann, der gewiß halten wird, was er verspricht. Es wäre ein großer Verlust, wenn er mißvergnügt das Reich verließe." — Isabella wurde nachdenkend, befahl endlich, ihn kommen zu lassen und ließ ihm eine Summe Geldes als Geschenk auszahlen. Schon glaubte er am Ziele seiner Wünsche zu sein; aber er verlangte zum Lohne seiner Dienste, ihm die Würde eines Admirals und eines Vicekönigs über die zu entdeckenden Länder zu verleihen und dann noch die Hälfte der daraus gezogenen Einkünfte; das schien der Königin zu viel, und sie entließ ihn. Ganz Spanien war eben voll Freude, denn Isabella hatte die Mauren in Granada bezwungen; nur Colombo stand mitten in der allgemeinen Freude traurig da und sah sich verachtet. Sieben Jahre, die er so trefflich hätte benutzen können, waren verloren, und zwar blos in Spanien, wo man ihn recht eigentlich bei der Nase herumgeführt hatte.

Zum zweiten Male nahm er also von seinem Freunde Abschied und reiste dem Seehafen zu. Kaum aber war er fort, so stellte der Einnehmer der geistlichen Renten in Aragonien, Santangelo, der bei Isabella viel galt, dieser vor, wie übel sie sich gerathen habe, einen solchen Mann ziehen zu lassen und eine Gelegenheit, Ehre und große Reichthümer zu gewinnen, so muthwillig von sich

zu stoßen. Seine Worte machten solchen Eindruck, daß sie sich willig erklärte, die Unternehmung zu wagen. „Nur fehlt es mir," sagte sie, „jetzt an Gelde; aber hier sind meine Kronjuwelen, die will ich verpfänden." Santangelo benutzte diese Stimmung, schoß geschwind das nöthige Geld vor und schickte dem Colombo einen Eilboten nach. Glücklich wurde er noch eingeholt, ehe er die Küste erreicht hatte, kehrte gleich um und war nun taumelnd vor Freude, daß er endlich sein Ziel vor Augen sah. So schwer wurde es ihm gemacht, die Erlaubniß zur Entdeckung eines Welttheils zu erhalten! Darauf wurde ein förmlicher Vertrag mit ihm abgeschlossen: er erhielt für sich und seine Nachkommen die Würde eines Admirals und Vicekönigs in den zu entdeckenden Ländern; er sollte den zehnten Theil von allem Gewinn haben, der aus den Waaren und Früchten dieser Länder gezogen würde, und den achten Theil von dem Handelsgewinne mit denselben; dafür aber mußte er auch den achten Theil zu den Kosten beitragen. Nun wurden geschwind drei kleine und gebrechliche Schiffe ausgerüstet, 120 Mann dazu angeworben, und einige tüchtige Seefahrer, die Gebrüder Pinzon, versprachen, die Unternehmung zu unterstützen und mitzufahren. Die Nacht vor der Abfahrt brachten Colombo und die Schiffsmannschaft mit religiösen Andachtsübungen zu; noch einmal umarmte er seine beiden Söhne, schüttelte dem braven Abte dankbar die Hand und schiffte sich ein. Nun — Glück auf den Weg!

Am 3. August 1492 — es war ein Freitag — spannte mit Tagesanbruche die kleine Flotte die Segel auf und fuhr aus dem Hafen von Palos (nicht weit von Cadiz) ins offene Meer hinein. Schon am vierten Tage brach das eine Steuerruder; „eine schlimme Vorbedeutung!" seufzten viele, Colombo aber ermuthigte sie mit den Worten: „Ein zerbrochenes Steuerruder bedeutet nichts weiter, als daß man es wieder herstellen muß." Auf der einen canarischen Insel mußte er einen Monat verweilen, um die Schiffe ausbessern zu lassen, und doch wagte sich der kühne Mann mit solchen zerbrechlichen Schiffen in ein weites Meer, dessen Grenzen niemand kannte. Als die Seeleute das letzte Land aus den Augen verloren, wurde ihnen ganz bange; ja, manche weinten vor Angst und hätten viel gegeben, wenn sie nur wieder hätten umkehren dürfen; denn nichts sahen sie um sich als Wasser und über sich den Himmel, und sie verzweifelten, jemals wieder Land zu sehen. Pfeilschnell flog das Schiff dahin. Ein unablässiger Ostwind blies

frisch in die geschwellten Segel und erfüllte die zagenden Seefahrer mit Schrecken; denn sie fürchteten gegen den Wind nicht wieder zurückfahren zu können. Da erschien ein Seevogel, der nicht weit vom Lande fliegen zu können schien. „Oh!" dachten Alle, „nun sind wir gewiß nicht mehr weit vom Lande entfernt." Und wirklich sahen sie auch wenige Tage darauf ein großes, schönes, grünes Land vor sich liegen. Aber die Freude dauerte nicht lange; als sie näher kamen, sahen sie, daß es nichts war als dichtes Meergras, mit welchem die Oberfläche des Wassers bedeckt war; also wieder eine getäuschte Hoffnung! Vierhundert Meilen waren sie nun schon gesegelt und noch sahen sie kein Ende. Zum Glück gab ihnen Colombo eine viel kleinere Zahl an, damit sie nur nicht ganz verzagen möchten. Doch brach endlich ein allgemeines Murren aus, und Alle verlangten, zurückgeführt zu werden. Zum Glück zeigten sich wieder einige Seevögel und belebten ihre Hoffnung wieder. Die Leute wußten nicht, daß diese Vögel Hunderte von Meilen ins Meer hineinfliegen können. Vögel verschwanden, zeigten sich und verschwanden wieder, und immer noch kein Land. Da wurde das Murren noch lauter; weder Bitten noch Drohungen halfen mehr. „Sie sähen nicht ein," meinten sie, „warum sie fern von allen bekannten Ländern hoffnungslos umhertreiben sollten, blos weil Colombo sich in den Kopf gesetzt habe, ein Land zu entdecken, das vielleicht gar nicht da sei." Zu seinem Glücke erhob sich eben ein heftiger Wind, der ihnen entgegenblies und ein Zeichen von der Nähe eines Landes sein konnte. Auch zeigten sich wieder Vögel und viele kleine Fische. Das beruhigte etwas den Zorn der Mannschaft, aber nur auf kurze Zeit. Die günstigen Zeichen verschwanden bald und nun verwandelte sich das Murren in Wuth. Sie verlangten drohend die Rückkehr und rathschlagten, ob sie nicht Colombo über Bord werfen sollten; gewiß hätten sie es auch gethan, wenn sie nur gewußt hätten, wer sie zurückführen sollte. Aber hier zeigte sich der wackere Admiral in seiner ganzen Größe. Er blieb dabei, daß er nicht umkehren werde, und beharrte auf der einmal begonnenen Fahrt. So wechselten Furcht und Hoffnung unaufhörlich ab;*) bald zeigten sich günstige Anzeichen, bald verschwanden sie wieder. Nun waren schon über 700 Meilen

*) Gewöhnlich wird erzählt, die Schiffsmannschaft habe in einem erregten Aufruhr ihn zu dem Versprechen gezwungen, umzukehren, wenn man nicht in drei Tagen Land entdeckte. Aber dies ist höchst wahrscheinlich eine Fabel.

seit den canarischen Inseln zurückgelegt und mißmuthig ließen alle Matrosen die Köpfe hängen. Nur Colombo verzagte nicht; unaufhörlich beobachtete er den Compaß und die Gestirne, und immer fester wurde seine Ueberzeugung, daß man bald Land sehen müsse.

Am 11. October hatte man die große Freude, eine Binsenpflanze, ein Brettchen, ein Rohr, einen künstlich gearbeiteten Stock, eine vom Ufer losgerissene Graspflanze und einen Dornenzweig mit rothen Beeren einzeln heranschwimmen zu sehen. „Seht ihr!" sprach Colombo. Am Abend ließ er alle zusammenkommen und befahl, wachsam zu sein; der erste, der Land sehe, sollte ein seidenes Wamms bekommen, außer den 30 Thalern, die der König als jährliche Pension zu geben versprochen hatte. Daß Colombo selbst in der folgenden Nacht kein Auge zumachte, versteht sich von selbst; denn er glaubte fest, dem Lande nahe zu sein. Als er so auf dem Verdecke aufmerksam umherschauend dastand, erblickte er um 10 Uhr Abends ein Licht, welches sich von einem Orte zum andern bewegte, bald höher, bald tiefer war, bald verschwand, bald wieder erschien. Geschwind rief er einige herbei, die es auch sahen, und Alle waren überzeugt, daß es von einem Menschen herrühre, der eine Fackel oder eine Kerze umhertrage. Endlich um 2 Uhr Nachts erblickte ein Matrose von einem der andern Schiffe, welches vorangefahren war, das erste Land. „Land! Land!" erscholl es vom Mastkorbe herab. „Land! Land!" riefen die jauchzenden Seeleute unten nach und ein Kanonenschuß verkündete schnell der Mannschaft der andern beiden Schiffe das fröhliche Ereigniß. Alle drei Schiffe kamen nun zusammen und die Leute sahen mit Sehnsucht dem Tagesanbruche entgegen. Endlich war es hell, und siehe! da lag vor ihren entzückten Augen eine flache, reizende Insel, mit grünen Gebüschen bedeckt. Das erste Gefühl, welches den edeln Admiral durchzuckte, war Dank gegen Gott. Mit Freudenthränen im Auge sprach er ein heißes Dankgebet und stimmte das Tedeum an. Alle stimmten ein und dankten Gott recht aus voller Seele für das unerwartete Glück. Dann aber umdrängten sie den standhaften Colombo, baten ihm ihr mürrisches und ungehorsames Betragen ab und jeder erhob ihn nach seiner Weise als einen unübertrefflichen Helden. Das geschah am 12. October.

Nun wurde hurtig das Boot bestiegen. Colombo stand vorn in der Staatsuniform als Admiral, eine fliegende Fahne in der einen, den blanken Degen in der andern Hand, hinter ihm die übrige Mannschaft. Sobald das Boot an's Land stieß, sprangen

Alle fröhlich hinaus, fielen nieder und küßten den Boden mit Inbrunst und Freudenthränen. Colombo nahm feierlich Besitz von dieser Insel. Indessen waren viele Einwohner der Insel herbeigelaufen und gafften die besondern Gäste mit Verwunderung an. Nicht viel geringer verwunderten sich die Spanier über die Eingeborenen. Diese hatten eine rothbraune Farbe, dicke, gerade, schwarze Haare, gingen ganz nackt und waren bunt bemalt. Dabei waren es gute, sanfte, ganz ungebildete Menschen. Aengstlich liefen sie fort, als die Spanier an's Land stiegen. Da sie aber sahen, daß Niemand sie verfolgte, sondern ihnen freundlich gewinkt wurde, so kehrten sie zurück und erwiesen den Spaniern die tiefste Demuth. Man sah ihnen an, daß sie die Gäste für himmlische Wesen hielten. Einige warfen sich auf die Erde nieder, Andere hoben Augen und Hände gen Himmel. Colombo theilte Glaskorallen, Schellen, Nadeln, Spiegel, Messer u. dgl. unter sie aus. Sie griffen rasch zu, und wer etwas erlangte, fühlte sich überglücklich; schon über eine Glas- oder Topfscherbe waren sie sehr vergnügt. Sprechen konnte man mit den Eingeborenen freilich nicht; aber man erfuhr von ihnen durch Zeichen, daß oft von Westen her Leute zu ihnen kämen, die mit ihnen Krieg führten, und daß ihre Insel Guanahani heiße. „Nein!" rief der fromme Colombo, „sie soll St. Salvador (der Erlöser) heißen." Zum Austausch hatten die ehrlichen Indianer nichts als einige unvollkommene Wurfspieße ohne Eisen, baumwollene Knäuel, Papageien und Stäbe. Aber mit großer Freude sahen die Spanier, daß sie in ihren Ohren und Nasen Stückchen Goldblech hängen hatten, und als man sie durch Zeichen fragte, wo sie das Gold her hätten, zeigten sie nach Süden hin; da sei es in Ueberfluß zu finden.

Daß die entdeckte Insel ein Theil eines neuen Erdtheils sei, ahnete Colombo anfangs nicht, sondern er war immer noch in dem Irrthume befangen, daß er Indien aufgefunden habe und daß der Erdtheil Asien sich so weit herum ziehe. Daher nannte er auch nachmals alle hier entdeckten Inseln Westindien, zum Unterschiede von Ostindien, weil er sie auf der Fahrt nach Westen entdeckt habe. Nach einem dreitägigen Aufenthalte fuhr Colombo weiter und zwar nach Südwesten. Er entdeckte mehrere größere und kleinere Inseln, alle anmuthig und überall denselben Menschenschlag. Von Thieren fand man nur Eidechsen und Schlangen, und Hunde, die nicht bellten. Die Bäume waren von den europäischen ganz verschieden und wimmelten von herrlichen, noch nie gesehenen Singvögeln.

zu stoßen. Seine Worte machten solchen Eindruck, daß sie sich willig erklärte, die Unternehmung zu wagen. „Nur fehlt es mir," sagte sie, „jetzt an Gelde; aber hier sind meine Kronjuwelen, die will ich verpfänden." Santangelo benutzte diese Stimmung, schoß geschwind das nöthige Geld vor und schickte dem Colombo einen Eilboten nach. Glücklich wurde er noch eingeholt, ehe er die Küste erreicht hatte, kehrte gleich um und war nun taumelnd vor Freude, daß er endlich sein Ziel vor Augen sah. So schwer wurde es ihm gemacht, die Erlaubniß zur Entdeckung eines Welttheils zu erhalten! Darauf wurde ein förmlicher Vertrag mit ihm abgeschlossen: er erhielt für sich und seine Nachkommen die Würde eines Admirals und Vicekönigs in den zu entdeckenden Ländern; er sollte den zehnten Theil von allem Gewinn haben, der aus den Waaren und Früchten dieser Länder gezogen würde, und den achten Theil von dem Handelsgewinne mit denselben; dafür aber mußte er auch den achten Theil zu den Kosten beitragen. Nun wurden geschwind drei kleine und gebrechliche Schiffe ausgerüstet, 120 Mann dazu angeworben, und einige tüchtige Seefahrer, die Gebrüder Pinzon, versprachen, die Unternehmung zu unterstützen und mitzufahren. Die Nacht vor der Abfahrt brachten Colombo und die Schiffsmannschaft mit religiösen Andachtsübungen zu; noch einmal umarmte er seine beiden Söhne, schüttelte dem braven Abte dankbar die Hand und schiffte sich ein. Nun — Glück auf den Weg!

Am 3. August 1492 — es war ein Freitag — spannte mit Tagesanbruche die kleine Flotte die Segel auf und fuhr aus dem Hafen von Palos (nicht weit von Cadiz) ins offene Meer hinein. Schon am vierten Tage brach das eine Steuerruder; „eine schlimme Vorbedeutung!" seufzten viele, Colombo aber ermuthigte sie mit den Worten: „Ein zerbrochenes Steuerruder bedeutet nichts weiter, als daß man es wieder herstellen muß." Auf der einen canarischen Insel mußte er einen Monat verweilen, um die Schiffe ausbessern zu lassen, und doch wagte sich der kühne Mann mit solchen zerbrechlichen Schiffen in ein weites Meer, dessen Grenzen niemand kannte. Als die Seeleute das letzte Land aus den Augen verloren, wurde ihnen ganz bange; ja, manche weinten vor Angst und hätten viel gegeben, wenn sie nur wieder hätten umkehren dürfen; denn nichts sahen sie um sich als Wasser und über sich den Himmel, und sie verzweifelten, jemals wieder Land zu sehen. Pfeilschnell flog das Schiff dahin. Ein unablässiger Ostwind blies

frisch in die geschwellten Segel und erfüllte die zagenden Seefahrer mit Schrecken; denn sie fürchteten gegen den Wind nicht wieder zurückfahren zu können. Da erschien ein Seevogel, der nicht weit vom Lande fliegen zu können schien. „Oh!" dachten Alle, „nun sind wir gewiß nicht mehr weit vom Lande entfernt." Und wirklich sahen sie auch wenige Tage darauf ein großes, schönes, grünes Land vor sich liegen. Aber die Freude dauerte nicht lange; als sie näher kamen, sahen sie, daß es nichts war als dichtes Meergras, mit welchem die Oberfläche des Wassers bedeckt war; also wieder eine getäuschte Hoffnung! Vierhundert Meilen waren sie nun schon gesegelt und noch sahen sie kein Ende. Zum Glück gab ihnen Colombo eine viel kleinere Zahl an, damit sie nur nicht ganz verzagen möchten. Doch brach endlich ein allgemeines Murren aus, und Alle verlangten, zurückgeführt zu werden. Zum Glück zeigten sich wieder einige Seevögel und belebten ihre Hoffnung wieder. Die Leute wußten nicht, daß diese Vögel Hunderte von Meilen ins Meer hineinfliegen können. Vögel verschwanden, zeigten sich und verschwanden wieder, und immer noch kein Land. Da wurde das Murren noch lauter; weder Bitten noch Drohungen halfen mehr. „Sie sähen nicht ein," meinten sie, „warum sie fern von allen bekannten Ländern hoffnungslos umhertreiben sollten, blos weil Colombo sich in den Kopf gesetzt habe, ein Land zu entdecken, das vielleicht gar nicht da sei." Zu seinem Glücke erhob sich eben ein heftiger Wind, der ihnen entgegenblies und ein Zeichen von der Nähe eines Landes sein konnte. Auch zeigten sich wieder Vögel und viele kleine Fische. Das beruhigte etwas den Zorn der Mannschaft, aber nur auf kurze Zeit. Die günstigen Zeichen verschwanden bald und nun verwandelte sich das Murren in Wuth. Sie verlangten drohend die Rückkehr und rathschlagten, ob sie nicht Colombo über Bord werfen sollten; gewiß hätten sie es auch gethan, wenn sie nur gewußt hätten, wer sie zurückführen sollte. Aber hier zeigte sich der wackere Admiral in seiner ganzen Größe. Er blieb dabei, daß er nicht umkehren werde, und beharrte auf der einmal begonnenen Fahrt. So wechselten Furcht und Hoffnung unaufhörlich ab;*) bald zeigten sich günstige Anzeichen, bald verschwanden sie wieder. Nun waren schon über 700 Meilen

*) Gewöhnlich wird erzählt, die Schiffsmannschaft habe in einem erregten Aufruhr ihn zu dem Versprechen gezwungen, umzukehren, wenn man nicht in drei Tagen Land entdeckte. Aber dies ist höchst wahrscheinlich eine Fabel.

seit den canarischen Inseln zurückgelegt und mißmuthig ließen alle Matrosen die Köpfe hängen. Nur Colombo verzagte nicht; unaufhörlich beobachtete er den Compaß und die Gestirne, und immer fester wurde seine Ueberzeugung, daß man bald Land sehen müsse.

Am 11. October hatte man die große Freude, eine Binsenpflanze, ein Brettchen, ein Rohr, einen künstlich gearbeiteten Stock, eine vom Ufer losgerissene Graspflanze und einen Dornenzweig mit rothen Beeren einzeln heranschwimmen zu sehen. „Seht ihr!" sprach Colombo. Am Abend ließ er alle zusammenkommen und befahl, wachsam zu sein; der erste, der Land sehe, sollte ein seidenes Wamms bekommen, außer den 30 Thalern, die der König als jährliche Pension zu geben versprochen hatte. Daß Colombo selbst in der folgenden Nacht kein Auge zumachte, versteht sich von selbst; denn er glaubte fest, dem Lande nahe zu sein. Als er so auf dem Verdecke aufmerksam umherschauend dastand, erblickte er um 10 Uhr Abends ein Licht, welches sich von einem Orte zum andern bewegte, bald höher, bald tiefer war, bald verschwand, bald wieder erschien. Geschwind rief er einige herbei, die es auch sahen, und Alle waren überzeugt, daß es von einem Menschen herrühre, der eine Fackel oder eine Kerze umhertrage. Endlich um 2 Uhr Nachts erblickte ein Matrose von einem der andern Schiffe, welches vorangefahren war, das erste Land. „Land! Land!" erscholl es vom Mastkorbe herab. „Land! Land!" riefen die jauchzenden Seeleute unten nach und ein Kanonenschuß verkündete schnell der Mannschaft der andern beiden Schiffe das fröhliche Ereigniß. Alle drei Schiffe kamen nun zusammen und die Leute sahen mit Sehnsucht dem Tagesanbruche entgegen. Endlich war es hell, und siehe! da lag vor ihren entzückten Augen eine flache, reizende Insel, mit grünen Gebüschen bedeckt. Das erste Gefühl, welches den edeln Admiral durchzuckte, war Dank gegen Gott. Mit Freudenthränen im Auge sprach er ein heißes Dankgebet und stimmte das Tedeum an. Alle stimmten ein und dankten Gott recht aus voller Seele für das unerwartete Glück. Dann aber umdrängten sie den standhaften Colombo, baten ihm ihr mürrisches und ungehorsames Betragen ab und jeder erhob ihn nach seiner Weise als einen unübertrefflichen Helden. Das geschah am 12. October.

Nun wurde hurtig das Boot bestiegen. Colombo stand vorn in der Staatsuniform als Admiral, eine fliegende Fahne in der einen, den blanken Degen in der andern Hand, hinter ihm die übrige Mannschaft. Sobald das Boot an's Land stieß, sprangen

Alle fröhlich hinaus, fielen nieder und küßten den Boden mit Inbrunst und Freudenthränen. Colombo nahm feierlich Besitz von dieser Insel. Indessen waren viele Einwohner der Insel herbeigelaufen und gafften die besondern Gäste mit Verwunderung an. Nicht viel geringer verwunderten sich die Spanier über die Eingeborenen. Diese hatten eine rothbraune Farbe, dicke, gerade, schwarze Haare, gingen ganz nackt und waren bunt bemalt. Dabei waren es gute, sanfte, ganz ungebildete Menschen. Aengstlich liefen sie fort, als die Spanier an's Land stiegen. Da sie aber sahen, daß Niemand sie verfolgte, sondern ihnen freundlich gewinkt wurde, so kehrten sie zurück und erwiesen den Spaniern die tiefste Demuth. Man sah ihnen an, daß sie die Gäste für himmlische Wesen hielten. Einige warfen sich auf die Erde nieder, Andere hoben Augen und Hände gen Himmel. Colombo theilte Glaskorallen, Schellen, Nadeln, Spiegel, Messer u. dgl. unter sie aus. Sie griffen rasch zu, und wer etwas erlangte, fühlte sich überglücklich; schon über eine Glas- oder Topfscherbe waren sie sehr vergnügt. Sprechen konnte man mit den Eingeborenen freilich nicht; aber man erfuhr von ihnen durch Zeichen, daß oft von Westen her Leute zu ihnen kämen, die mit ihnen Krieg führten, und daß ihre Insel Guanahani heiße. „Nein!" rief der fromme Colombo, „sie soll St. Salvador (der Erlöser) heißen." Zum Austausch hatten die ehrlichen Indianer nichts als einige unvollkommene Wurfspieße ohne Eisen, baumwollene Knäuel, Papageien und Stäbe. Aber mit großer Freude sahen die Spanier, daß sie in ihren Ohren und Nasen Stückchen Goldblech hängen hatten, und als man sie durch Zeichen fragte, wo sie das Gold her hätten, zeigten sie nach Süden hin; da sei es in Ueberfluß zu finden.

Daß die entdeckte Insel ein Theil eines neuen Erdtheils sei, ahnete Colombo anfangs nicht, sondern er war immer noch in dem Irrthume befangen, daß er Indien aufgefunden habe und daß der Erdtheil Asien sich so weit herum ziehe. Daher nannte er auch nachmals alle hier entdeckten Inseln Westindien, zum Unterschiede von Ostindien, weil er sie auf der Fahrt nach Westen entdeckt habe. Nach einem dreitägigen Aufenthalte fuhr Colombo weiter und zwar nach Südwesten. Er entdeckte mehrere größere und kleinere Inseln, alle anmuthig und überall denselben Menschenschlag. Von Thieren fand man nur Eidechsen und Schlangen, und Hunde, die nicht bellten. Die Bäume waren von den europäischen ganz verschieden und wimmelten von herrlichen, noch nie gesehenen Singvögeln.

Colombo nahm sieben Indianer mit, um sie Spanisch zu lehren und sie nachher als Dolmetscher zu gebrauchen. Alle diese Inseln gehörten zu denen, die man jetzt die Bahama- oder die lukayischen Inseln nennt. Da alle Einwohner, wenn von Gold die Rede war, nach Süden wiesen und „Cuba" aussprachen, so segelten die Schiffe stracks nach Süden, das ersehnte Goldland aufzusuchen.

Nach mehreren Tagen erreichten sie eine große Insel, die das gesuchte Cuba war; eine lange, lange Insel, die den herrlichsten Anblick gewährte. Die Ufer waren voll grüner, prächtiger Bäume, deren einige in der Blüthe standen, andere mit wohlschmeckenden Früchten prangten. Hohe Palmen ragten wie Thürme hervor und der Boden war mit hohem Grase bedeckt. Colombo landete und schickte auch einige Leute ins Innere des Landes. Ueberall fanden sie eine große Fruchtbarkeit, nette Häuser und weitläufige Pflanzungen von Baumwolle und verschiedenen eßbaren Wurzeln. Recht sonderbar kam ihnen aber eine Gewohnheit vor, die jetzt in Europa wie in Asien so allgemein verbreitet ist, das Tabakrauchen. Die Indianer sogen den Dampf nicht mit dem Munde, sondern mit den beiden Nasenlöchern ein. Ihre Tabakspfeifen pflegten daher zwei Mund- oder vielmehr Nasenstücke zu haben. Sie nannten das Rauchen tabacos, daher das Kraut bei uns den Namen Tabak noch führt. Colombo war ganz entzückt von den Schönheiten der Insel.

Nachdem er sie, so viel er in der Eile konnte, umsegelt hatte, bemerkte er in der Entfernung eine andere große Insel. Er segelte darauf los und fand — Haiti. Da sie ihm aber, vom Schiffe aus gesehen, einige Aehnlichkeit mit Spanien zu haben schien, so nannte er sie Hispaniola (Klein-Spanien). Auch wird sie St. Domingo genannt. Diese Insel übertraf alle bisher gesehenen an Schönheit und Fruchtbarkeit. Die Einwohner liefen beim ersten Anblick fort. Als man ihnen aber einige Spanier nachschickte, mit einem der mitgebrachten Indianer von St. Salvador, und dieser ihnen zurief, sie sollten sich nur nicht fürchten, das wären gute Leute, die vom Himmel kämen und ihnen schöne Geschenke brächten, so kamen sie schnell wieder zurück, zeigten den Spaniern große Ehrfurcht und tiefe Unterwerfung, und boten ihnen Alles an, was sie hatten: Früchte, Wurzeln, Fische und Papageien. Es waren seelensgute Menschen, die gar nicht wußten, was sie ihren Gästen Liebes und Gutes genug erweisen sollten. Dabei waren sie wohlgebildeter als die von den andern Inseln.

Einmal ließ sich auch einer ihrer Fürsten oder Kaziken herbeitragen, von mehr als 200 Personen begleitet, und kam auf das Schiff des Colombo, dem er einen Gürtel und einige Goldplättchen zum Geschenk mitbrachte. Mit großer Verwunderung betrachtete er hier Alles, stieg auch in die Kajüte hinab, setzte sich hier zu Colombo, der eben speiste, mit dem ernsthaftesten Gesichte hin, und seine nächsten Begleiter ließen sich zu seinen Füßen nieder. Colombo ließ ihm mehrere Speisen und Getränke geben, von denen er aber nur kostete; das Uebrige schickte er seinen Leuten aufs Verdeck. Zuletzt erhielt er einen Teppich, Bernsteinkorallen, rothe Schuhe und eine Flasche Orangenessenz zum Geschenk, worüber er eine große Freude äußerte. Dann kehrte er, wie er gekommen war, auf einer Trage sitzend, wieder nach Hause. Gold fand man hier mehr als anderswo, und die Eingeborenen gaben es gleichgültig an die Spanier, die gierig danach griffen; aber man merkte wohl, daß hier immer noch nicht das eigentliche Goldland sei. So wie Colombo weiter fuhr, fand er die Indianer eben so freundschaftlich. Er landete an andern Stellen der Insel; überall kamen ihm die guten Leute entgegen und überhäuften ihn und die Seinigen mit Liebkosungen und Geschenken. Sie brachten eine Menge Früchte, baumwollene Zeuche, Papageien, Gänse und Gold herbei, und drangen dies Alles den Spaniern recht auf. Auch erschien der Gesandte eines benachbarten mächtigen Kaziken, der den Colombo einlud, doch zu ihm zu kommen; da wolle er ihm Alles geben, was er nur verlange. Colombo segelte hin und wurde mit Frohlocken empfangen. Männer, Weiber und Kinder strömten zu Tausenden herbei und staunten die wunderbaren Gäste an. Sie schleppten das Beste herbei, was sie hatten, und ließen nicht ab mit Bitten, daß die Spanier es nur annehmen möchten. Dem Colombo schenkte der Kazike unter Anderm eine Maske mit schönen Goldstückchen in Ohren, Augen und Nase und am Halse, eine Menge goldener Kleinodien, und als Colombo mit dem einen Schiffe in der Nähe seines Districts Schiffbruch litt, weinte der gute Mann heiße Thränen, suchte den Colombo freundlich zu trösten, und seine Indianer mußten alle Sachen aus dem Schiffe ans Land schaffen, wo sie in zwei Gebäuden niedergelegt und die ganze Nacht bewacht wurden.

Gern wäre Colombo noch weiter gesegelt; aber er hatte nur noch ein kleines Schiff übrig. Das eine war ja gescheitert und mit dem andern war der Befehlshaber, Pinzon, heimlich davon-

gesegelt, um auf seine eigene Hand Entdeckungen zu machen und damit in Spanien groß zu thun. Aber der ehrliche Kazike wollte Colombo nicht gern ziehen lassen; er bat ihn, doch da zu bleiben und ihm gegen die Anfälle der Caraiben (Menschenfresser) der benachbarten Inseln beizustehen. Das ging zwar nicht an; indessen da mehrere von der Schiffsmannschaft baten, auf Haiti zurückbleiben zu dürfen, so erlaubte es ihnen Colombo, beschloß aber, noch vorher den Indianern einen recht hohen Begriff von seiner Macht und einen Beweis seiner himmlischen Abkunft zu geben, damit die Wilden auch in seiner Abwesenheit die Spanier gut behandeln möchten. Er ließ daher in seiner Gegenwart seine Spanier Waffenübungen anstellen und erreichte dadurch ganz seinen Zweck. Mit Staunen und Schrecken sahen die Indianer das Hauen mit Säbeln und hörten mit Entsetzen das Schießen mit den Flinten, und als Colombo endlich eine Kanone abfeuern ließ, stürzten sie gar zu Boden. Absichtlich hatte er das Stück gegen die Wand des gestrandeten Schiffes richten lassen, und zeigte nun den Wilden die von der Kugel gemachte Oeffnung. Das vermehrte noch die Verwunderung; sie begriffen gar nicht, wie die Kanone, ohne nach dem Schiffe hinzulaufen, ihm Schaden zufügen könne, und hielten sie für ein mächtiges, lebendiges Wesen. Nun konnte Colombo auf geduldige Unterwerfung rechnen. Zum Ueberfluß ließ er noch einen hölzernen Thurm an der Küste bauen und die gutmüthigen Indianer halfen wacker Bretter und Balken zutragen. Sie ahnten nicht, daß dieser Thurm ein Werkzeug zu ihrer Unterdrückung werden sollte!

Nun machte sich Colombo zur Abreise fertig. Der gute Guacanagari — so hieß der Kazik — versah sein Schiff mit allen nöthigen Lebensmitteln im Ueberfluß. Colombo ließ 39 Mann in der hölzernen Festung, die er Navidad nannte, und die da lag, wo jetzt Cap François ist, zurück, empfahl ihnen ein recht freundschaftliches Benehmen gegen die Indianer und verbot ihnen sich in andere unbekannte Districte zu wagen. Dagegen versprach er, sie nicht zu vergessen und nicht eher zu ruhen, bis er ihnen Verstärkungen und reiche Belohnungen mitbringen könnte. Dann nahm er den herzlichsten Abschied, wobei auch Guacanagari viele Thränen vergoß, und segelte ab am 4. Januar 1493. Noch segelte er längs der Küste von Haiti hin, als er dem Schiffe Pinzons begegnete. Verwirrt stotterte dieser eine Entschuldigung seiner strafbaren Entfernung her. „Er sei," sagte er, „vom Winde fortgetrieben worden, dessen Gewalt er nicht habe widerstehen

können." Colombo stellte sich, als wenn er es glaubte, um nur Frieden zu haben, erfuhr aber bald, daß Pinzon auf eigene Hand mit den Eingeborenen von Haiti Tauschhandel getrieben und sich einen guten Vorrath von Gold dabei verdient habe. Beide Schiffe setzten miteinander die Reise ohne Unfall, obgleich beide Wasser zogen und daher beständig gepumpt werden mußte, fort bis in die Nähe der Azoren. Hier brach aber plötzlich ein fürchterliches Ungewitter los; thurmhoch schlugen die Wellen, warfen die leichten Schiffe umher und trieben eins hierhin, das andere dorthin, so daß jedes das andere für verloren hielt. Da fielen alle nieder auf ihre Kniee und thaten die feierlichsten Gelübde, wenn Gott ihnen helfen wollte aus der Noth. Vergebens! Der Sturmwind nahm von Stunde zu Stunde zu, heulte fürchterlich durch die stockfinstere Nacht; es krachten alle Balken des Schiffs, als wollten sie auseinanderbersten, und selbst den Muthigsten entfiel das Herz! In tiefem Kummer saß Colombo da; es schien ihm gewiß, daß Gott sein Leben hier zu enden beschlossen habe. Wie schmerzte es ihn, daß seine herrliche Entdeckung so mit ihm in den Wellen begraben werden sollte! In diesen Stunden des Mißmuths schrieb der fromme Mann folgende Worte in sein Tagebuch nieder: „Der ewige Gott gab mir den Gedanken ein, half alle unendlichen Schwierigkeiten überwinden, verlieh mir Muth und Stärke gegen alle meine Gefährten, die gegen mich aufstanden und mich zur Umkehr zwingen wollten. Endlich gewährte er mir, was ich suchte. Er wird ja auch sein Werk nicht unvollendet lassen! Was zage ich also? Ach, aber Schwachheit und Angst schlagen meine Seele nieder!" Wie ehrenwerth muß nicht der Mann gewesen sein, der in der Stunde des wüthendsten Sturms, als unter seinen Füßen ein bodenloses Grab sich öffnete, so zu schreiben vermochte! Endlich fiel ihm ein Mittel ein, die Nachricht seiner Entdeckungen vielleicht nach Europa zu bringen, auch wenn das Schiff unterginge. Er schrieb sie auf ein Pergament kurz nieder, versiegelte die Schrift, machte die Aufschrift an den König von Spanien, und fügte das Versprechen hinzu, daß dem, der die Schrift uneröffnet dem König überbrächte, 1000 Dukaten ausgezahlt werden sollten. Dann wickelte er ein Stück Wachstuch herum, verklebte jede Ritze mit Wachs, that das Pack in ein wasserdichtes Kästchen und warf dies ins Meer. Eine ähnliche Schrift, eben so verwahrt, behielt er noch zurück, um sie in dem Falle ins Wasser zu werfen, wenn das Schiff etwa näher an der spanischen Küste scheitern sollte.

Zum Glück war diese Vorsicht unnöthig. Nachdem das Unwetter drei Tage und drei Nächte gewüthet hatte, verwandelte sich der Sturm in einen Platzregen, und der Ungestüm der Wogen legte sich. Wie war man erfreut, als man gleich darauf eine Insel erblickte. Es war Santa Maria, eine der Azoren. Kaum hier gelandet, schickte Colombo die Hälfte seiner Mannschaft nach einer benachbarten Kapelle, um der heiligen Maria für die Errettung von dem Schiffbruche zu danken. Aber da zeigte sich die Tücke der Portugiesen, die sich ärgerten, daß Colombo für die Spanier die schönen Entdeckungen gemacht habe. Der Statthalter der Insel ließ die Schiffsmannschaft während des Gebets überfallen und gefangen nehmen, und erst nach einigen Tagen erhielt Colombo, auf die Drohung, sich beim Könige von Portugal zu beschweren, seine Leute zurück. Sobald wie möglich verließ er die ungastliche Insel, und steuerte der spanischen Küste zu. Aber noch ehe er sie erreichte, erhob sich wieder ein furchtbarer Sturm, der die Segel zerriß und das Meer zu ungeheuern Wellen aufwühlte. Das schadhafte Schiff trieb umher, ohne Aussicht auf Rettung. Alle nahmen wieder zum Gebete und zu Gelübden ihre Zuflucht. Da zeigte sich plötzlich in der Ferne Land. Es war die Küste von Portugal, und wie froh waren sie, als sie in die Mündung des Tejo einlaufen konnten. Die Aufnahme war hier weit freundlicher als auf Santa Maria. Die Portugiesen hatten das Schiff schon am Abende vorher von fern mit den Wellen kämpfen sehen, für seine Rettung gebetet, aber daran verzweifelt. Jetzt vereinigten sie sich mit den Spaniern, dem rettenden Gotte den schuldigen Dank zu sagen. Colombo sandte nun einen Eilboten an den König von Spanien, diesem seine Ankunft zu melden, und den König von Portugal ließ er um die Erlaubniß bitten, nach Lissabon kommen zu dürfen. Johann II. gab nicht nur diese Erlaubniß, sondern ließ ihn auch zu sich kommen und sich von seinen Entdeckungen erzählen. Als aber Colombo versicherte, er habe Indien entdeckt, wurde der König sehr traurig, daß nun die Spanier ihm darin zuvorgekommen wären, da er sich doch solche Mühe gegeben habe, um Afrika herum nach Indien zu kommen. Die Höflinge aber wurden recht eifersüchtig auf Colombo, meinten, was er da erzähle, sei nur Aufschneiderei, von ihm deshalb erfunden, um den König zu ärgern, und baten diesen, ihnen doch zu erlauben, den eiteln Schwätzer heimlich zu ermorden. Aber das verbot ihnen der edle

Johann; im Gegentheil entließ er ihn beladen mit Geschenken und Ehrenbezeigungen.

Colombo ging nun wieder unter Segel und landete in demselben Hafen (15. März 1493), aus welchem er vor sieben ein halb Monaten mit ungewissen und nun so schön erfüllten Erwartungen ausgelaufen war. Seine Rückkehr war schon von Lissabon aus bekannt geworden und eine Menge von Menschen empfing ihn am Ufer mit Freudengeschrei. Bald nach ihm fand sich auch der längst für verloren geglaubte Pinzon wieder ein, starb aber bald darauf als Opfer seines kleinlichen Neides. Er bat nämlich insgeheim den König um die Erlaubniß, nach Hofe kommen und Bericht abstatten zu dürfen, erhielt aber nicht einmal eine Antwort, während Colombo mit großen Ehrenbezeigungen sogleich nach Hofe berufen wurde. Das brach dem ehrgeizigen Manne das Herz und er starb recht eigentlich vor Aerger. Schade um ihn, da er sonst ein so tüchtiger Seemann war. Colombo dagegen feierte jetzt das glücklichste Jahr seines Lebens. Seine Reise von Palos war ein wahrer Triumphzug, und da sich der Hof gerade in Barcelona, also am entgegengesetzten Ende von Spanien, aufhielt, so konnte er seines Triumphes recht genießen. Aller Orten, durch die er kam, strömten die Leute schaarenweise herbei. „Das ist Colombo!" riefen sie einander zu; „seht da, die wunderbaren Pflanzen, Thiere und Menschen, die er aus Indien mitgebracht hat!" Endlich kam er in Barcelona an. Hier war der Zusammenfluß von Menschen ungeheuer, die alle den Entdecker der neuen Welt sehen wollten. Als er durch die Straßen nach dem königlichen Schlosse zog, begleitete ihn eine lange Procession von Hofleuten, Rittern und Leuten aller Stände. So trat er in den Saal, in welchem der König und die Königin auf einem Throne saßen. Beide standen auf, reichten ihm die Hände zum Kusse dar, duldeten nicht, daß er vor ihnen die Kniee beuge, und befahlen ihm, sitzend zu ihnen zu reden, eine in Spanien unerhörte Gunst. Die Rede, die Colombo nun hielt, erregte die höchste Aufmerksamkeit aller Anwesenden. Er erzählte kurz seine Reiseschicksale; dann zeigte er die mitgebrachten Stein- und Erdarten, Goldkörner und Goldstücke vor, und machte Hoffnung, daß dort große Schätze an Gold zu finden sein würden. Auch legte er die vielen mitgebrachten Thiere vor; die Vögel mit den schönsten, strahlendsten Farben, 40 Papageien allein, waren darunter. Am meisten aber erregten die sechs Indianer die Neugierde der Spanier; man konnte sich nicht satt

an ihnen sehen, und sah mit Verwunderung ihre mitgebrachten Waffen und Geräthe. Als nun Colombo seinen Bericht geendigt hatte, fiel die ganze Versammlung andächtig auf die Kniee, Gott für diese erwiesene Wohlthat zu danken, und die Sänger der Kapelle stimmten das Tedeum an.

Nun war Colombo der Gegenstand des täglichen Gesprächs, und seine Erzählungen liefen schnell von Munde zu Munde. Die Vornehmsten des Reichs beeiferten sich, ihm Ehre zu erweisen und ihn zu sich einzuladen. Ferdinand aber und Isabella waren entschlossen, alsbald eine neue und größere Flotte hinzuschicken, um Besitz von den entdeckten Inseln zu nehmen und neue zu entdecken. Daß sie dazu kein Recht hatten, da diese Inseln bereits von Kaziken regiert wurden, fiel ihnen nicht ein: denn sie hielten die Eingeborenen nur für halbe Menschen; erkannten ferner für eine heilige Pflicht, unter ihnen die christliche Religion einzuführen, und in dem Falle, daß die guten Leute nicht gleich dazu willig sein sollten, war man Willens, sie als Feinde zu behandeln und aus ihren Besitzungen zu vertreiben. Da Ferdinand besorgte, die Portugiesen und die andern seefahrenden Nationen möchten auch geschwind nach den neuentdeckten Inseln fahren und noch mehr dazu entdecken, so bat er den Papst, dem man nun einmal glaubte, daß er das Recht habe, Länder zu verschenken, ihm die neuen Entdeckungen im Westen zuzusprechen. Vorher hatte der Papst schon erklärt, daß alles Land, welches die Portugiesen vom Cap Bajador an der Westküste Afrikas bis nach Indien entdecken würden, ihnen gehören sollte, und nun machte er zu Gunsten der Spanier eine ähnliche Erklärung. Er sprach ihnen alles Land zu, welches westlich von einer Linie läge, die man 100 Meilen westlich von den azorischen Inseln von einem Pol zum andern zöge. Dies wurde nachher durch einen Vertrag zwischen Spanien und Portugal dahin abgeändert, daß man die Linie 370 Seemeilen westlich von den Inseln des grünen Vorgebirges zog, und dabei ist es geblieben.

81. Colombo's fernere Reisen und Tod, 1506.

Ferdinand und Isabella, entzückt von der Aussicht, große Ländereien zu gewinnen und reiche Schätze aus ihnen zu ziehen, befahlen, daß sogleich für Colombo eine neue, größere Flotte ausgerüstet würde. Das wurde denn auch mit großem Eifer betrieben,

besonders von Colombo, der nun mit inniger Freude die Aussicht vor sich hatte, die Früchte seiner wichtigen Entdeckung einzuernten. Es waren 17 Schiffe zusammengebracht. Auf ihnen schifften sich an 1500 Menschen ein; denn Ferdinand wollte in der neuen Welt eine Colonie anlegen lassen. Daher gingen Maurer, Zimmerleute, Tischler, Bergleute und viele andere Handwerker mit; auch viele Soldaten, darunter 20 Lanzenreiter und mehrere Ordensgeistliche, wurden mitgenommen, um durch Milde oder Gewalt die Indianer zum christlichen Glauben zu bekehren. Es meldeten sich viele Menschen zum Mitfahren; denn man machte sich eine übertriebene Vorstellung von den dort liegenden Schätzen. Viele glaubten, man brauche sich nur zu bücken, um ganze Säcke mit Gold zu füllen. Ein großer Theil mußte zurückgewiesen werden; doch schlichen sich mehr ein, als der König eigentlich bestimmt hatte.

Am 25. September 1493 ging die ansehnliche Flotte, von den guten Wünschen der Zurückbleibenden begleitet, vor Tagesanbruche von Cadiz aus unter Segel. Colombo fuhr wieder über die canarischen Inseln, hielt sich dann aber mehr südwestwärts, und entdeckte nach einer glücklichen Fahrt eine Insel, die er Dominica nannte, weil es gerade Sonntag war. Es war eine von der Inselgruppe, welche man nachher die kleinen Antillen nannte. Auch hier fand er eine herrliche Natur, einen reichen Pflanzenwuchs und schönbelaubte Bäume, in deren Zweigen Schaaren von Papageien umherflatterten. Auf seiner weitern Fahrt entdeckte er viele andere Antillen, Mariegalante, Guadeloupe, Santa Maria, Antigua, S. Martin, Santa Cruz und die virginischen Inseln. Ueberall war die Natur gleich schön, aber auf allen traf man eine wilde Menschenart an, die sich selbst Caraiben nannte. Die Spanier stiegen hier und da aus. Einige, welche aus Guadeloupe ein von den Einwohnern verlassenes Haus untersuchten, fanden darin mit Schaudern abgenagte Menschenknochen, Schädel, die zu Gefäßen gebraucht wurden; ja, in einem Kochtopfe lagen selbst noch Köpfe und Glieder frischgetödteter Menschen, deren Fleisch mit dem Fleisch der Thiere zusammen gekocht wurde. Alle diese Wilden nahmen die Flucht vor den Spaniern, nur einige Weiber und Kinder kamen herbei; von jenen erfuhr man durch Dolmetscher, daß sie von den benachbarten Inseln mit ihren Männern durch die Caraiben geraubt wären. Die Männer wären bereits geschlachtet, und ihre Kinder würden gemästet, um nachher an den Volksfesten auch geschlachtet

zu werden. Wie schauderten die Spanier! Sie nahmen die armen Weiber und Kinder mit und setzten sie nachher wieder auf die Insel aus, auf welcher sie zu Hause waren. Einige der wilden Menschenfresser wurden mit Mühe gefangen genommen. Es waren Menschen von fürchterlichem Ansehen. Wild und zornig rollten ihre Augen umher, finster schauten sie die Spanier an. Rings um die Augen hatten sie sich das Gesicht schwarz gefärbt, um ihre natürliche Wildheit noch zu erhöhen. Das Haar war ungleich geschnitten und hing verwirrt umher. Ein Weib war darunter, das sich durch wilde Geberden besonders auszeichnete und sich mit Pfeilen wüthend vertheidigt hatte, ehe es sich ergab. Sie wurde in Fesseln gelegt; dennoch mußte man sich vor ihren Tücken in Acht nehmen. Diese Wilden sahen reißenden Thieren ähnlicher als Menschen.

Nun wollte Colombo doch auch sehen, was die Spanier in Navidad auf Haiti machten! Hurtig verließ er die kleinen Antillen, und wandte sich nordwärts nach Haiti. Aber hier fand er keine Ursache zur Freude. Das Erste, was man, als man ans Land stieg, erblickte, waren — vier Leichen von Spaniern, mit deutlichen Spuren der Ermordung. Voll banger Ahnung suchte man eiligst das Fort Navidad auf und fand — keine Spur davon. Alles zerstört, Alles verbrannt, und umher lagen Leichname, zerrissene Glieder und zerschlagene Kisten und Kasten. Nun sah man sich nach den benachbarten Indianern um; aber die blieben nur von fern stehen, und leider hatte man keinen Dolmetscher mit, der mehr als einzelne Worte verstand. Aus diesen setzte man etwa Folgendes zusammen: Bald nach Colombo's Abreise hatten die 39 zurückgelassenen Spanier gerade das Gegentheil von dem gethan, was Colombo ihnen anbefohlen hatte. Sie hatten die Indianer hart und unfreundlich behandelt, ihnen mit Gewalt ihr Gold weggenommen und unter sich selbst Zänkereien angefangen. Ein Theil von ihnen hatte sich aufgemacht, und war ins Innere der Insel vorgedrungen. Ein dort wohnender Kazike, Namens Caonabo, war über sie hergefallen und hatte sie todtgeschlagen; dann aber war er bis Navidad vorgedrungen und hatte die dort zurückgebliebenen Spanier, die sämmtlich krank lagen, angegriffen. Guacanagari war diesen zwar zu Hülfe gekommen, aber die feindlichen Indianer waren viel zahlreicher gewesen, hatten die Spanier ermordet, den Guacanagari zurückgeschlagen, ihn selbst verwundet und Navidad verbrannt. — Noch stand Colombo wehmüthig und

nachdenkend da, als Guacanagari ihn dringend zu sich einladen ließ: er sei krank, und könne daher nicht selbst kommen. Colombo begab sich zu ihm. Wirklich lag der Kazik in seiner Hängematte, das eine Bein stark verbunden, klagte, er leide noch an der erhaltenen Wunde, und ließ dem Admiral Geschenke reichen. Aber bei dem Allen war doch Manches, was die Spanier mißtrauisch machte, und sie riethen dem Colombo, dem Kaziken nicht zu trauen; gewiß sei die Krankheit nichts als Verstellung, und er am Ende selbst der Mörder der zurückgelassenen Spanier. Sie baten daher den Admiral, ihn doch gleich gefangen zu nehmen und auf die Folter spannen zu lassen. „Nimmermehr!" rief Colombo mit edlem Unwillen aus. Er ließ die Wunde des Kaziken untersuchen, und siehe da! es war auch nicht die geringste Verletzung zu sehen. Am folgenden Tage war Guacanagari, trotz der freundschaftlichsten Behandlung von Seiten des Colombo, verschwunden und hatte sich im Innern der Inseln versteckt. In wie fern er schuldig oder unschuldig war, hatte man nie ermitteln können.

Nun schritt Colombo dazu, eine neue Stadt anzulegen, und bald stand sie auch wirklich da, aber viele Meilen östlicher als Navidad, ungefähr in der Mitte der Nordküste. Er nannte sie zu Ehren seiner Königin Isabella. Viel Stadt-Aehnliches mochte sie freilich anfänglich wohl nicht haben; denn sie bestand nur aus einer kleinen Kapelle und einigen Hütten, die mit Gras oder Blättern bedeckt waren. Außerdem ließ er Gärten, Felder, Mühlen, Kanäle u. s. w. anlegen, Arbeiten, über welche die Spanier höchst unzufrieden waren. Von Natur träge, hatte keiner Lust zur Arbeit. Dazu, meinten sie, wären sie nicht mitgegangen. Jeder wollte reich werden, aber ohne Arbeit, und sie hatten die größte Lust, über die Indianer herzufallen und ihnen alles Gold zu rauben. Colombo befand sich in einer sehr schwierigen Lage. Den Indianern durfte er nicht trauen. Sie stellten sich zwar sehr demüthig und dienstfertig; wo sie aber die Stärkeren zu sein glaubten, zeigten sie sich feindselig und hinterlistig. Seine Spanier wollten nicht gehorchen und klagten laut über seine Strenge. Dabei gingen die mitgebrachten Lebensmittel mehr und mehr zu Ende, und an die einheimischen waren die Spanier noch so wenig gewöhnt, daß eine Menge davon erkrankte. Zwar schickte Colombo zwölf seiner Schiffe nach Spanien zurück, und mit ihnen die ärgsten Schreier, und bat den König, ihm schleunigst neue Lebensmittel und Arznei mitzuschicken; aber die Rückkunft derselben konnte er

sobald nicht erwarten. Unter seinen Spaniern entdeckte er selbst eine Verschwörung. Ein Haufen Unzufriedener wollte sich mit den übrigen Schiffen nach Spanien heimlich auf den Weg machen und ihn bei dem Könige anschwärzen. Zum Glück entdeckte er den Anschlag noch zur rechten Zeit. Auch gegen die Indianer mußte er einige Male mit Härte verfahren, und einem gar einmal die Ohren abschneiden lassen, um durch solche Beispiele sich Achtung und Gehorsam zu verschaffen, so sehr auch sein menschliches Herz dabei litt.

Nachdem er Alles nach seiner Meinung aufs beste eingerichtet hatte, übertrug er die Verwaltung der neuen Colonie seinem Bruder Diego, und fuhr mit drei kleinen Schiffen auf neue Entdeckungen aus. Auf dieser Fahrt hatte er die größten Gefahren durch Stürme und Klippen auszustehen, deren umständliche Beschreibung hier übergangen werden muß. Zunächst segelte er nach Cuba, untersuchte einen großen Theil der Küste dieser Insel, und glaubte endlich, sie sei schon festes Land und gar ein Theil vom östlichen Asien, nicht weit mehr vom Rothen Meere entfernt. Ein großer Irrthum, der aber bei der damals so höchst unvollkommenen Kenntniß der Erde sehr verzeihlich war. Dann entdeckte er die Insel Jamaica, deren schöne Natur ihn ungemein entzückte. Keine andere Insel war ihm so schön vorgekommen, und er glaubte sie mit keinem andern Lande als der Insel der Seligen vergleichen zu können. Gern wäre er noch weiter gesegelt; aber die Lebensmittel gingen ihm aus, die Schiffe drohten auseinander zu fallen, und die Schiffsmannschaft war der täglichen Arbeit herzlich müde. So segelte er denn nach Haiti zurück, nachdem er zwei Monate lang abwesend gewesen war.

Bei seiner Ankunft in Haiti eilte ihm ein Fremder entgegen und stürzte sich in seine Arme. Es war sein — lange vermißter Bruder Bartolomeo. Kaum hätte ihn Colombo wieder erkannt, so lange hatte er ihn nicht gesehen. Da gab es nun viel von beiden Seiten zu fragen und zu erzählen. Bartolomeo hatte viel Unglück gehabt. Auf seiner Reise nach England war er den Seeräubern in die Hände gefallen, und nachdem er endlich frei geworden und nach England gekommen, hatte er so ganz und gar nichts gehabt, daß er sich erst durch Unterricht im Kartenzeichnen so viel verdienen müssen, um nur in anständiger Kleidung vor dem Könige erscheinen zu können. Heinrich VII. hatte ihn freundlich aufgenommen, eben so der König von Frankreich, Karl VIII.

(1483—98), der indessen schon von der berühmten Entdeckungsreise seines Bruders gehört hatte. Noch mehr Ehre hatte ihm Ferdinand der Katholische erwiesen; dieser vertraute ihm drei Schiffe an, mit denen er gleich nach Haiti gehen sollte, um seinem Bruder die verlangten Lebensmittel zu überbringen. Auch brachte er ein sehr schmeichelhaftes Schreiben des Königs für den Christoph Colombo mit, in welchem jener bald mehr Schiffe nachzusenden versprach und alle getroffenen Einrichtungen guthieß. Dieser Freude bedurfte der brave Admiral auch wirklich bei den vielen Unannehmlichkeiten, die seiner wieder warteten. Die Unzufriedenheit der Spanier wurde immer größer. Der Eine klagte über schlechte Nahrung, der Andere über zu schwere Arbeit, ein Dritter konnte die fremde Luft nicht ertragen und einem Vierten war die Strenge nicht recht. Alle vereinigten sich in der Sehnsucht nach Spanien und in dem Hasse gegen Colombo. So menschenfreundlich dieser auch die Indianer behandelte, so unmenschlich verfuhren dagegen seine Spanier gegen die armen Menschen. Einzelne Rotten streiften auf der Insel umher und mißhandelten und beraubten die Eingeborenen. Endlich riß diesen die Geduld. Sie ermordeten jeden Spanier, den sie allein trafen, und plötzlich erhielt Colombo einen unerwarteten Besuch von Guacanagari, der ihm insgeheim meldete, daß eine Menge Kaziken sich verschworen hätte, die Spanier gänzlich auszurotten. Er habe auch dazu treten sollen, habe es aber, aus Anhänglichkeit für die Spanier, durchaus verweigert. Schnell fuhr Colombo auf. Mit nur 200 Fußsoldaten, 20 Reitern und 20 großen Hunden ging er auf die Feinde los, die in ungeheuerer Menge — er schätzte sie auf 100,000 (?) Mann — ihn erwarteten. So Viele gegen so Wenige! Und doch hörten die Indianer kaum den ersten Knall der Flinten, als der ganze Schwarm mit lautem Geschrei davonlief. Hinter ihnen drein jagten die Reiter und die Hunde, und viele der Unglücklichen wurden niedergeritten oder zerfleischt. Ein schreckliches Opfer, welches Colombo der Sicherheit seiner Handvoll Spanier schuldig zu sein glaubte! Die Entronnenen verbreiteten überallhin Schrecken vor den gewaltigen Fremdlingen. Noch war aber der gefährlichste der Kaziken, der wilde Caonabo, unbezwungen. Durch Verrätherei bemächtigte man sich seiner und schleppte ihn nach Isabella. Hier gestand er die Zerstörung von Navidad und die Ermordung der 39 Spanier ein und wurde zum Tode verdammt. Diese Strafe wurde ihm dann zwar erlassen, aber man schickte ihn in Ketten und Banden nach Spanien. Unterwegs starb er.

So hatten denn die Spanier fürs erste Ruhe vor den Eingeborenen, die nun so eingeschüchtert waren, daß sie, wenn sie einen Spanier erblickten, auf ihn zuliefen und sich erboten, ihn auf den Schultern zu tragen, auch Alles willig hergaben, was man von ihnen verlangte. Auch versprachen alle Kaziken, den König von Spanien als ihren Herrn zu betrachten und ihm einen jährlichen Tribut an Gold, Baumwolle und andern Producten zu geben.

Indessen zog sich über Colombo ein Ungewitter herauf. Die nach Europa zurückgereisten Spanier, alle seine erbitterten Feinde, hatten ihn dort so verleumdet, daß, wer ihn nicht kannte, ihn für ein Ungeheuer von Strenge hätte halten müssen. Diese Klagen kamen auch zu den Ohren des Königs, und zugleich wurde ihm gesagt, Colombo sei gestorben; da befahl Ferdinand einem seiner Höflinge, Juan Aguado, gleich nach Haiti zu reisen und indessen Colombo's Stelle zu vertreten; wäre dieser aber nicht todt, so sollte Aguado sich in allen Dingen nach seinen Befehlen richten, bloß Erkundigungen einziehen und dann wieder zurückkehren. Aber dieser Aguado war ein übermüthiger und einfältiger Mensch, der sich in die ihm verliehene Würde nicht zu finden wußte. Sobald er auf Haiti angekommen war, that er, als wenn er allein zu befehlen hätte, zog die von Colombo eingesetzten Beamten zur Rechenschaft, behandelte den würdigen Admiral absichtlich geringschätzig und forderte die Spanier auf, bei ihm Beschwerden über ihren Vorgesetzten anzubringen. Wie kränkte dies den braven Colombo, sich so in seiner eigenen Entdeckung von einem unwissenden Hofschranzen behandeln zu lassen! Aber was sollte er thun? Er unterwarf sich den Verfügungen des Aguado und reiste mit diesem zugleich nach Spanien, um durch seine Gegenwart die Verleumdung seiner Feinde niederzuschlagen. Er nahm viele Spanier, die sich nach dem Vaterlande zurücksehnten, und drei Indianer mit. Eine so langweilige Fahrt hat nicht leicht ein Schiff von Amerika nach Spanien gehabt; denn man wußte damals noch nicht, daß man, um günstigen Wind zu haben, erst nördlich über den Wendekreis und dann erst östlich fahren müsse. Ein ganzes Vierteljahr brachte das Schiff unterwegs zu; fast alle Lebensmittel waren bereits verzehrt. Schon wollten die Spanier die armen Indianer schlachten und verzehren, als man endlich am 14. Juni 1497 Cadiz erreichte.

Colombo reiste sogleich nach Hofe, zeigte, wie das erste Mal, die mitgebrachten Menschen und Sachen vor, und hatte die Freude, zu sehen, daß man nur ihm, nicht aber seinen boshaften Feinden

glaubte. Er wurde mit neuen Ehren und Vortheilen überhäuft, ja, der König wollte ihm sogar ein Herzogthum auf Haiti schenken, was er aber, um nicht noch mehr Neid zu erregen, wohlweislich ausschlug. Zugleich erhielt er das Versprechen, daß für ihn gleich eine neue Flotte ausgerüstet werden sollte, mit welcher er nach Haiti zurückkehren könnte, um auf neue Entdeckungen auszugehen. Aber mit der Ausrüstung dieser Flotte ging es unerträglich langsam; denn die königliche Schatzkammer war wie gewöhnlich fast ganz leer, und die Beamten, an die Colombo gewiesen wurde, waren ihm feind und hielten ihn absichtlich recht lange hin. Endlich nach fast einem Jahre, welches ihm eine Ewigkeit dauerte, waren die acht Schiffe, die für ihn bestimmt waren, fertig. Außer den vom Könige besoldeten Handwerkern, Künstlern und andern nöthigen Personen sollten 500 Freiwillige mitgehen. Aber so Viele sich vor fünf Jahren zugedrängt hatten, so Wenige fanden sich jetzt, die Lust zeigten, nach der neuen Welt zu gehen. Die zurückgekehrten Spanier hatten eine so abschreckende Beschreibung davon gemacht und die Mühseligkeiten so vergrößert, daß nur sehr Wenige sich meldeten. Da nahm man denn zu einer sehr verderblichen Maßregel seine Zuflucht. Es wurde den Gerichten befohlen, alle Verbrecher, die zur Verweisung aus Spanien oder zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt wären, auf die Flotte zu schicken, um ihre Strafzeit in Indien abzudienen. Dadurch kam eine Menge schlechtes Gesindel dahin, welches dem Colombo nachher das Leben so sauer machte.

Am 30. Mai 1498 trat Colombo seine dritte Reise an. Dies Mal hielt er sich noch südlicher, in der Hoffnung, neue Inseln oder wohl gar das feste Land von Indien zu entdecken. Nach einer zweimonatlichen Fahrt, als schon das Trinkwasser fast ausgegangen war, entdeckte er eine große Insel, die er Trinidad nannte. So heißt sie noch und liegt an der nordöstlichen Küste von Südamerika. Ihr gegenüber sahen sie das feste Land von Amerika zum ersten Male, aber ohne zu ahnen, daß es festes Land sei. Colombo hielt es für Inseln. Er landete, nahm frisches Wasser ein und lockte einige Eingeborene durch Geschenke herbei. Sie glichen denen auf den bisher entdeckten Inseln, nur war ihre Farbe lichter. Es waren gutmüthige Menschen, welche die größte Begierde nach den glänzenden Spielsachen der Spanier und vor diesen die größte Hochachtung zeigten. Mit Zeichen der Verwunderung befühlten sie die weiße Haut der Spanier, berochen

ihre Kleider und brachten ihnen Lebensmittel in Menge. Sie gingen fast ganz nackt; die Haare waren mit einer Schnur oder mit einem Tuche aufwärts gebunden; um die Arme trugen sie Korallenschnuren und um den Hals Goldbleche. Begierig fragten die Spanier durch Zeichen, woher sie diese bekämen? Da wiesen sie nach Westen, wo ungeheure Menschenfresser wohnten. In dieser Gegend — Paria wurde sie von den Eingeborenen genannt — geriethen die Schiffe in die äußerste Gefahr. Mit fürchterlichem Brausen stürzt hier der Orinoco, einer der größten Ströme Südamerikas, ins Meer und verursacht dadurch starke Strömungen. Ihm entgegen braust das Meer und thurmhoch schlagen hier die empörten Wellen da, wo beide Wassermassen zusammenstoßen und einen furchtbaren Kampf beginnen. Hierhin gerieth jetzt Colombo. Lange schwebten die Schiffe auf den Spitzen der ungeheueren Wogen und erwarteten jeden Augenblick ihren Untergang, als ein starker Wind sie endlich glücklich aus dieser Gefahr befreite. Gern hätte Colombo sich in diesen Meeren länger verweilt, um sich zu überzeugen, ob die ausgedehnte Küste, die er zu seiner Linken sah, wirklich festes Land sei; aber die Sorge für seine Colonie auf Haiti ließ ihm nicht länger Ruhe; doch vermuthete er aus der Größe der Flüsse, deren Mündung er gesehen hatte, daß er das feste Land entdeckt haben müsse, eine Entdeckung, die ihm unendliche Freude machte. Er segelte nun schnell vorwärts und erreichte glücklich die Südküste von Haiti.

Auf dieser Insel hatte er bei seiner vorjährigen Abreise seinen Bruder Bartolomeo als seinen Vertreter zurückgelassen. Dem armen Manne war es indessen übel ergangen. Bald hatte er mit den feindseligen Indianern sich herumgeschlagen, bald die Meuterei seiner eigenen Leute bekämpfen müssen. Einer unter diesen, ein herrschsüchtiger Mensch, Namens Roldan, hatte ihm geradezu den Gehorsam aufgesagt und viele andere mißvergnügte Spanier gegen ihn aufgewiegelt. „Er wisse nicht," sprach er, „warum die edeln Spanier zwei Ausländer gehorchen sollten, die nur hier wären sie zu tyranniſiren. Er verließ Isabella mit seiner Rotte, schwärmte im Lande umher, hetzte auch die Indianer gegen Colombo und seine Brüder auf, und brachte sie dahin, daß sie keinen Tribut mehr bezahlten. Dabei begingen die Aufrührer eine Menge von Grausamkeiten gegen die armen Eingeborenen, machten sie zu Sklaven und behandelten sie verächtlicher als das Vieh. Vergebens wandte Bartolomeo alle Mittel der Güte an, Roldan und seine Rotte zum

Gehorsam zurückzubringen. Alle Tage liefen mehr zu den Aufrührern über, und damit dies nicht noch mehr überhand nehme, mußte der Statthalter allen Anordnungen seiner Leute durch die Finger sehen. Zu dieser Verlegenheit kam der Mangel an Lebensmitteln; denn die Indianer brachten keine Wurzeln mehr, sondern zerstörten vielmehr ihre Felder, um ihre grausamen Peiniger durch Hunger zu vernichten. Wie sehnlich sah sich der bedrängte Bartolomeo täglich an der Küste um, ob noch nicht sein Bruder Christoph ankomme! — Endlich kam er und landete bei der indessen neu erbauten Stadt S. Domingo, von der nachher die ganze Insel den Namen erhielt. Wie erschrak er, als ihm Bartolomeo mit Thränen Bericht abstattete. Auch er versuchte, den übermüthigen Roldan zur Unterwerfung zu bringen; aber das war vergebens. Alles, was er nach ermüdenden Unterhandlungen bewirkte, war, daß sich Roldan mit seiner ganzen Rotte nach Spanien einschiffen wollte, aber nicht eher, als bis ihm Colombo das beste Zeugniß seiner trefflichen Aufführung und Anweisungen auf große Belohnungen mitgäbe. Wie froh war Colombo, daß er den gefährlichen Menschen los werden solle? — Aber — als die Schiffe zur Abfahrt bereit lagen, erklärte Roldan, er würde nun nicht nach Spanien gehen, sondern wollte auf der Insel bleiben. Colombo war zu ohnmächtig, ihn zu zwingen. Er mußte sich einen neuen Vertrag gefallen lassen, nach welchem Roldan zum Oberrichter ernannt wurde und reiche Ländereien erhielt. Dasselbe erlangten seine Anhänger. Jedem wurde noch dazu eine Anzahl Indianer zugetheilt, die nun für die fremden Menschen denselben Boden, der bis dahin ihr Eigenthum gewesen war, bearbeiten mußten. Daß dies sehr unrecht sei, fiel keinem Spanier ein. Sie betrachteten sich durch die Eroberung der Insel als Herren derselben und die Indianer als ihre Leibeigenen. Die unglücklichen Geschöpfe, die bisher an keine saure Arbeit gewöhnt und von Natur schwächlich waren, erlagen größtentheils der Anstrengung. Eine Menge von ihnen starb dahin, sie wurden aber gleich wieder durch andere ersetzt.

Colombo sah zu seiner großen Freude, wie nach und nach Ruhe und Ordnung auf dieser Insel zurückkehrten, und hoffte, nun recht bald dem Könige Ferdinand Schiffe mit größern Reichthümern als bisher schicken zu können. Da traf ihn plötzlich ein Schlag, der härteste seines Lebens, und so unerwartet, daß er ihm auch gar nicht vorbauen konnte. Doch wir müssen die Begebenheiten der letzten traurigen Jahre seines Lebens kürzer zusammenfassen.

Es erschien plötzlich in Haiti ein spanischer Edelmann, Franz Bovadilla, den der König abgeschickt hatte, um die vielen, gegen Colombo einlaufenden Klagen zu untersuchen. Fände er ihn wirklich schuldig, so sollte er ihn absetzen und einstweilen selbst seine Stelle vertreten. Bovadilla aber war ein nichtswürdiger und höchst ehrgeiziger Mensch. Er nahm sich schon unterwegs vor, den ehrwürdigen Colombo schuldig zu finden, und kaum war er angekommen, so nahm er alles Eigenthum desselben in Beschlag, erklärte ihn für abgesetzt und forderte alle Spanier auf, ihre Klagen gegen ihn bei ihm zu Papiere bringen zu lassen. Lange schon hatten sie diese Genueser aus Nationalstolz nicht leiden können, und wer nur den geringsten Vorwand zu einer Beschwerde finden konnte, brachte diese beim neuen Statthalter an. Im Gefühle seiner Unschuld verlangte Colombo, doch nun auch gehört zu werden. Aber Bovadilla ließ ihn nicht vor sich, sondern befahl, ihn und seine zwei Brüder in Ketten zu legen und, jeden auf einem besondern Schiffe nach Spanien zu schicken. Colombo ließ sich Alles gefallen und hoffte Genugthuung von der Gerechtigkeit des Königs. Wirklich war das Unrecht auch so schreiend, daß die besser denkenden Spanier selbst sich der unwürdigen Behandlung des berühmten Mannes schämten. Als die Schiffe nicht mehr weit von Spanien entfernt waren, befahl der Befehlshaber des Schiffes, ihm die Fesseln abzunehmen. „Nein!“ rief Colombo, „ganz Spanien soll sehen, wie man den Entdecker einer neuen Welt belohnt!“ So kam er in Spanien an, und dazu so abgerissen, daß Isabella ihm erst Geld geben mußte, um anständig gekleidet bei Hofe erscheinen zu können. So kam er denn und warf sich mit dem Schmerze der gekränkten Unschuld vor König und Königin nieder. Beide schämten sich der unedeln Behandlung, versicherten, das sei ja gar nicht ihre Absicht gewesen, und sie würden ihm immer gewogen bleiben. Auch wurde der schändliche Bovadilla gleich wieder zurückberufen; aber Colombo wieder hinzuschicken mochte man für zu mißlich halten, da er dort zu sehr gehaßt wurde, und so erhielt ein spanischer Edelmann, Ovando, seine Stelle. Colombo fühlte sich tief gekränkt, und im bittern Unmuthe befahl er, daß die Ketten einst in seinen Sarg gelegt werden sollten.

Zwei Jahre lang lebte er nun mißvergnügt in Spanien. Da überwand endlich seine unvertilgbare Liebe zu Seereisen den Unmuth seines Herzens, und er hielt bei Ferdinand noch einmal darum an, ihn auf Entdeckungen auszuschicken. Wer weiß, ob er er-

hört worden wäre, wenn nicht gerade damals die Portugiesen Brasilien entdeckt und dadurch Ferdinands Eifersucht rege gemacht hätten. Colombo versprach zu versuchen, ob er irgendwo bei Amerika einen Durchweg finden könne. Wäre dies, so wollte er immer weiter nach Westen fahren, bis er nach Ostindien käme. Er erhielt (1503) dazu vier schwache Schiffe, die so baufällig waren, daß eins davon schon nach wenigen Wochen einen Leck bekam und er sich genöthigt sah, nach Haiti zu segeln, um es kalfatern zu lassen. Aber wie erstaunte er, als Ovando ihm durchaus zu landen verweigerte, auf derselben Insel, die Colombo doch selbst entdeckt hatte. Dieser hatte aber bereits so viele Kränkungen erfahren, daß er auch über diese mit dem Bewußtsein, unverdient zu leiden, sich tröstete und, so gut es gehen wollte, weiter segelte. Er fuhr nun im Meerbusen von Mexico (sprich Méchiko) umher und entdeckte hier einen schön gelegenen Hafen, den er Portobello nannte. Von nun an verfolgte den armen Mann Unglück auf Unglück. Seine Schiffsmannschaft betrübte ihn durch Ungehorsam und durch Mißhandlungen der Wilden, sobald er einmal landete; das Meer war stürmisch und mehr als einmal glaubte er, daß seine Schiffe hier untergehen würden. Er war froh, endlich nur Jamaica erreichen zu können, aber das war auch die höchste Zeit gewesen; denn seine Schiffe gingen nun ganz auseinander, und es war nicht möglich, auch noch ein einziges davon zu gebrauchen. Da saß nun Colombo auf einer großen Insel, abgeschnitten von jeder Hülfe und konnte nicht einmal die Nachricht von seiner Hülflosigkeit nach Spanien gelangen lassen. Er glaubte hier sterben zu müssen, wenn nicht zufällig ein spanisches Schiff hierher käme und ihn rettete. Da traten zwei seiner Begleiter auf, ein paar kühne Männer, Mendez und Fiesko, jener ein Spanier, dieser ein Italiener, und erboten sich, auf ein paar zusammengebundenen ausgehöhlten Baumstämmen nach Haiti hinüber zu rudern und den Ovando um ein Schiff anzusprechen. Die Entfernung betrug aber 30 Meilen; wie war zu erwarten, daß sie glücklich hinkämen? Jede Welle konnte ja das schwache Fahrzeug umwerfen. Colombo gab ihnen seine besten Wünsche mit, und so fuhren sie ab. Er wartete einen Monat und wieder einen und noch einen, und immer kamen sie nicht zurück. Ein langes halbes Jahr verging, ein Theil seiner Mannschaft sagte ihm förmlich den Gehorsam auf und zog auf der Insel umher, die armen Indianer ausplündernd. Was er vorausgesagt hatte, geschah: die gemißhandelten Indianer zogen sich in andere Gegenden und ver-

wüsteten ihre Felder, um die barbarischen Gäste auszuhungern, und er wäre mit allen seinen Gefährten verloren gewesen, hätte er sich nicht der unendlichen Ueberlegenheit bedient, welche ein wohlunterrichteter Mensch vor einem ungebildeten hat. Er hatte nämlich berechnet, daß eine totale Mondfinsterniß eintreten würde. Den Tag vorher kündigte er ihnen an, sein mächtiger Gott sei über ihre Feindseligkeit so erzürnt, daß er in der nächsten Nacht sein Gesicht verfinstern würde. Anfangs lachten sie; aber wie wurde ihnen, als sie am Abend die helle Mondscheibe sich verfinstern sahen! Voll Angst und Schrecken brachten sie ihm nun Lebensmittel in Menge und baten ihn nur, seinen Gott wieder zu besänftigen. — Endlich — endlich! welche Freude! Mendez und Fiesko erschienen wieder. Nach 10 Tagen der Angst und Gefahr waren sie nach Haiti gekommen, und Ovando hatte sich endlich bewegen lassen, ihnen ein Schiff mitzugeben. Acht Monate waren sie von Jamaica abwesend. Geschwind schifften sich Alle nach Haiti ein. Daß es hier aber dem Colombo ganz unheimlich vorkam, kann man ihm nicht verdenken. Er kannte ja Ovando's feindselige Gesinnung, und wie mußte es ihn kränken, daß ein Anderer da herrschte, wo er mit Fug und Recht allein zu gebieten hatte. Mit dem ersten Schiffe, welches nach Europa absegelte, fuhr er nach Spanien zurück.

Diese seine vierte Reise war seine letzte. Sobald er ans Land stieg, erhielt er gleich eine recht betrübende Nachricht. Die Königin Isabella war gestorben (1504). Sie war seine große Gönnerin gewesen und hatte ihn noch am meisten gegen seine Feinde geschützt. Mit ihr schwand auch seine letzte Hoffnung. Bald zeigte sich auch, wie sehr ihm Isabella's Fürsprache fehlte; denn so oft er auch dem Könige Bittschreiben überreichte, in denen er um Belohnungen und um Anstellung als Statthalter bat, so erhielt er doch kaum eine Antwort. Es schien, als könnte man sich bei Hofe kaum noch seiner erinnern, und Ferdinand, der es überhaupt mit seinen Eiden nicht so genau nahm, brach auch ihm die so oft ertheilten Versprechungen. Dieser Undank zernagte endlich den Lebensfaden des braven Colombo. Er starb 1506, 59 Jahre alt. Sein Leichnam wurde nach Haiti gebracht und in der Kirche St. Domingo beigesetzt. Jetzt steht er in einer Kirche von Havannah auf Cuba.

Billig sollte Amerika von seinem Entdecker Colombo den Namen führen und also Columbia heißen. Aber es hat den Namen

erhalten von einem florentinischen Edelmanne, Amerigo Vespucci (sprich Wesputschi), der zwischen Colombo's zweiter und dritter Reise von einem gewissen Alfonso de Ojeda, der den Colombo auf seiner zweiten Reise begleitet hatte, mitgenommen wurde. Vespucci war ein erfahrener Seemann, und wirklich kamen sie auf ihrer Fahrt, die 17 Monate dauerte, noch weiter, als Colombo gekommen war, und landeten auf dem festen Lande von Südamerika. Denn der König von Spanien hatte Jedem die Erlaubniß gegeben, auf eigene Kosten Schiffe zu Entdeckungsreisen auszurüsten, und manche Seefahrer benutzten dies, um wo möglich reich zu werden. Sobald Vespucci nach Spanien zurückkam, machte er seine sehr ruhmredige Reisebeschreibung bekannt. Dadurch lernte man zuerst die neue Welt genauer kennen, von der man bisher durch Colombo's und seiner Gefährten Erzählungen nur eine verworrene Kenntniß gehabt hatte, und da sich Vespucci das Ansehen gab, als habe er zuerst das feste Land von Amerika entdeckt, so nannte man nun dieses terra america, d. i. das Land des Amerigo, und dabei ist es geblieben.

82. Hernandez Cortez, 1520.

Durch die neuen Entdeckungen war nun die Begierde, noch mehrere zu machen, aufgeregt. Manche kühne Seefahrer rüsteten auf eigene Kosten Schiffe zu Unternehmungen aus; andere schickte der König Ferdinand. Zum Glück für ihn hatten die Portugiesen damals gerade alle Gedanken auf die Fahrt nach Ostindien um Afrikas Südspitze herum gerichtet, und so konnte er ungestört neue Entdeckungen in Amerika machen. Nur zufällig entdeckten die Portugiesen Brasilien in Südamerika. Im Jahre 1500 schickte nämlich der König von Portugal 13 Schiffe unter dem Admiral Cabral aus, um nach Ostindien zu segeln, und gab ihm den erfahrenen Entdecker des Caps der guten Hoffnung, den Bartolomeo Diaz, als Rathgeber mit. Unterwegs aber erhob sich ein wüthender Sturm, der die Flotte weit nach Westen hinwarf, und als das Unwetter nachließ, sah Cabral in der Ferne ein hohes Land liegen. Er steuerte darauf los und fand — Brasilien. Gleich nahm er davon im Namen seines Herrn, des Königs von Portugal, Besitz und schickte eines seiner Schiffe nach Lissabon zurück, dem Könige die angenehme Nachricht zu bringen. Nun hätte gern Ferdinand der Katholische ihm diese Entdeckung streitig gemacht, denn

der gönnte Keinem etwas Gutes; aber bei näherer Untersuchung fand man, daß Brasilien noch diesseits der vom Papste gezogenen Linie läge, und so mußte Ferdinand schweigen.

Dagegen hatte er die Freude, daß seine Seeleute ihm manche andere schöne Entdeckung machten. Außer der erwähnten Entdeckung des festen Landes von Amerika durch Ojeda und Vespucci, fand 1499 Ojeda auch die Erdenge Darien auf; Balbao drang 1513 mit ungeheuern Schwierigkeiten durch Wälder, Sümpfe und Gebirge bis an den großen Stillen Ocean vor, und war der erste Europäer, der dieses unermeßliche Weltmeer erblickte; Diaz de Solis fuhr 1515 längs der Ostküste von Südamerika hinunter, um eine Durchfahrt durch diesen Erdtheil zu suchen, und fand den Meerbusen des großen La Plata-Stromes. Aber die wichtigste Entdeckung war doch die vom Reiche Mexico (sprich Méchiko). Dies hing auf folgende Weise zusammen.

Bei dem spanischen Statthalter auf der Insel Cuba, Velasquez (sprich Velaskes), meldeten sich ein paar spanische Seeleute, die von der Insel aus nach dem gegenüberliegenden festen Lande gesteuert waren und mit neuen Nachrichten zurückkamen. Sie konnten nicht genug Wunder davon erzählen. Sie hatten da wohlbekleidete Menschen, Städte und Dörfer mit steinernen Gebäuden, Tempeln und Thürmen und ein ausnehmend fruchtbares Land gefunden. Diese Beschreibung machte den Velasquez lüstern, das Land zu erobern; dann hoffte er sich von dem Statthalter auf Haiti unabhängig machen zu können. Nur wußte er nicht recht, wem er den Oberbefehl über die dahin zu schickenden Schiffe und Soldaten anvertrauen sollte. Selbst hinzugehen hatte er zu wenig Muth und von dem hinzuschickenden Anführer verlangte er Tapferkeit und Verstand, aber auch Mangel an Ehrgeiz, damit er alle Vortheile und Ehre ihm, dem Velasquez, überließe. Da wurde ihm ein Mann empfohlen, wie er ihn sich gerade gewünscht hatte.

Dies war Hernandez Cortez (sprich Cortes), aus einer kleinen Stadt in Estremadura in Spanien gebürtig, damals 33 Jahre alt. Sein Vater war ein Edelmann von mäßigem Vermögen, wollte aber aus seinem Sohne gern etwas Rechtes machen und schickte ihn auf die Universität nach Salamanca, um da zu studiren. Aber das war für den Feuerkopf nichts. Er sehnte sich hinaus in die weite Welt, und wollte eben mit einem spanischen Heere nach Italien ziehen, als er krank wurde. Nach seiner Herstellung beschloß er, nach Amerika zu gehen. Der Vater willigte ein, da-

mit seine Wildheit sich dort austoben möchte, und so war er nach vielen Widerwärtigkeiten und Abenteuern nach Cuba gekommen. Hier lebte er mehrere Jahre, oft in großer Bedrängniß; aber immer wußte sich sein unternehmender Kopf zu helfen. Da fiel die Wahl des Velasquez auf ihn. Zwar warnten einige seiner Feinde den Statthalter vor seinem flammenden Ehrgeize, aber dieser glaubte ihnen nicht.

Cortez ergriff den Antrag mit tausend Freuden. Nun hatte er die Aussicht, Gefahren zu bestehen, Ruhm zu ernten und große Thaten zu verrichten. Schnell pflanzte er sein Panier vor seiner Wohnung auf und rüstete sich mit Eifer zur Abfahrt. Soldaten und Matrosen wurden angeworben, Waffen herbeigeschafft, und damit Alles recht schnell gehen und es an nichts fehlen möchte, schoß Cortez sein ganzes Vermögen dazu. Bald waren die Zurüstungen fertig. Die Mannschaft schiffte sich ein, Velasquez selbst begleitete Cortez aufs Schiff und wünschte ihm glückliche Reise. Es bestand die ganze Absendung aus 11 Schiffen, auf welchen sich, außer den Offizieren, 508 Soldaten, 100 Matrosen und Handwerker und 16 Pferde befanden. Von den ersteren waren nur 13 mit Flinten bewaffnet, 32 mit Armbrüsten und die übrigen mit Schwertern und Piken. Außerdem hatte man 10 kleine Kanonen. Das war die ganze Macht, mit welcher der kühne Cortez ein Reich erobern wollte, welches weit größer als Spanien war.

Wie froh war Cortez, als er 1518 die Anker lichtete. Aber er mußte an einer andern Seite der Insel noch ein Mal anlegen, um noch einige Vorräthe einzunehmen; so wollte es der Statthalter. Beinahe wäre hier die ganze Unternehmung gescheitert; denn kaum war Cortez abgesegelt, so hatte sich des Velasquez die Besorgniß bemächtigt, daß Cortez untreu werden könnte. Seine Feinde bliesen den Zweifel zum giftigsten Argwohne an, und so beschloß der Statthalter plötzlich, den Cortez zurückhalten zu lassen, ehe er von jener Stadt absegelte. Hurtig ertheilte er einem Richter den Befehl, sich des Cortez zu bemächtigen. Aber dieser besaß so viel Beredtsamkeit, daß er denselben leicht überredete: das müsse auf einem Mißverständnisse beruhen, er solle nur erst noch einmal anfragen. Indessen rief er alle seine Leute zusammen. „Wollt ihr," fragte er sie, „wollt ihr dulden, daß euer unschuldiger General ein Opfer seiner Feinde werde?" — „Nimmermehr!" riefen Alle; „führe uns ans Ende der Welt; wir halten treu bei dir aus!" — So wollte Cortez sie haben. Schnell schiffte er sich wieder ein und

segelte, also gegen den Willen des Velasquez, nach dem unbekannten Lande ab.

Nach manchem Sturme langte er endlich an der Küste von Mexico an und hatte das Glück, hier einen Spanier zu finden, der von der Mannschaft eines Schiffes, welches acht Jahre vorher in dieser Gegend gescheitert, noch übrig war und nun trefflich als Dolmetscher gebraucht werden konnte; denn er war indessen ein halber Wilder geworden. Hier fand Cortez mehrere runde Tempel und in ihnen eine Menge von Götzenbildern. Mit unkluger Wuth ließ er alle diese Bilder zerschlagen und hinauswerfen, dafür aber ein Kreuz aufrichten und ein Bild der Maria hinhängen und verlangte nun von den Indianern, daß sie diese Bilder verehren sollten. Aber die guten Leute verstanden nicht, was er haben wollte, und wunderten sich nicht wenig, daß ihre Götzen die Schandthat nicht gleich bestraften.

Bald nach seiner Landung fanden sich bei ihm zwei mexicanische Große ein, ein Statthalter und ein Feldherr des Kaisers von Mexico, Montezuma. Cortez empfing sie sehr freundlich, und als sie ihn fragten, warum er eigentlich gekommen sei, antwortete er: er komme im Namen seines Königs, eines sehr mächtigen Fürsten, der ihm wichtige Aufträge anvertraut habe, die er nur dem Kaiser Montezuma selbst hinterbringen dürfe. Daher wünsche er alsbald zum Kaiser kommen zu können. Ueber diese Eröffnung erschraken die Mexicaner. Sie meinten, das würde nicht angehen, Montezuma würde das nicht zugeben, und um den Cortez davon abzubringen, überreichten sie ihm große Geschenke, die 30 Indianer herbeischleppen mußten. Aber gerade dies machte den Cortez nur noch neugieriger, das reiche Land kennen zu lernen. Er erklärte ihnen, er müsse den Kaiser sprechen, und ohne das dürfe er nicht zu seinem Könige zurückkehren. Das sagte er mit so entschlossenem Tone, daß die Indianer nicht zu widersprechen wagten und es ihrem Kaiser zu melden versprachen. Bei dieser Unterredung fiel ein Umstand dem Cortez sehr auf. Er bemerkte nämlich, daß die Mexicaner Maler bei sich hatten, welche in aller Geschwindigkeit mit Farben und Pinsel alles Neue, was sie im spanischen Lager sahen, Soldaten, Schiffe, Pferde, Kanonen u. s. w. auf weißem Kattun mit bewundernswürdiger Richtigkeit abzeichneten. „Wozu macht ihr das?“ fragte Cortez. — „Das geschieht,“ antworteten sie, „für unsern Kaiser, damit er einen deutlichern Begriff von dem erhält, was wir ihm erzählen werden.“ — Sogleich be-

schloß Cortez, dies zu benutzen, um diesen aufmerksamen Leuten Ehrfurcht vor der Macht der Spanier einzuflößen. Er ließ alle Soldaten aufmarschiren, die Pferde herumtummeln und endlich die Flinten und Kanonen lösen. Bei diesem Getöse geriethen die Mexicaner, die so etwas weder gesehen noch gehört hatten, ganz außer sich. Viele von ihnen stürzten augenblicklich zu Boden, während Andere die Flucht ergriffen und nur mit Mühe zurückgebracht und beruhigt werden konnten.

Alle diese Vorfälle erfuhr Montezuma sehr bald; denn er hielt sich Läufer, die auf allen Landstraßen in kleiner Entfernung von einander standen, von Jugend auf im Laufen geübt waren und, sobald etwas Wichtiges vorfiel, die Nachricht davon gleich nach Mexico beförderten. Daher traf, trotz des langen Weges bis nach Mexico, welches noch 180 Stunden entfernt lag, schon in sieben Tagen die Antwort bei Cortez ein. Die beiden schon erwähnten Häuptlinge, der Statthalter und der General, überbrachten sie mit Herzklopfen. Sie lautete: Montezuma könne weder erlauben, daß fremde Krieger nach seiner Hauptstadt kämen, noch ihren längern Aufenthalt in seinem Reiche gestatten; er ließe sie daher recht sehr bitten, doch ja recht bald wieder wegzugehen. Diese unfreundliche Bitte begleitete er mit reichen Geschenken. Sie bestanden aus äußerst feinen baumwollenen Zeugen und Teppichen, aus Abbildungen von Thieren und Pflanzen, aus Mosaik von Federn, aus goldenen Thierbildern, kostbaren Arm- und Halsbändern mit Edelsteinen besetzt, und andern schön gearbeiteten Kunstsachen. Nichts machte aber mehr der Spanier Habgier rege, als zwei große Scheiben, die eine von Gold, welche die Sonne, und die andere von Silber, welche den Mond vorstellte. Beide waren von so hohem Werthe, daß die letztere allein auf 32,000 Thaler geschätzt wurde. Durch diese Geschenke hoffte Montezuma seine Bitte zu unterstützen; aber wie irrte er sich darin! Cortez erstaunte über diesen Reichthum eines Landes, welches solche Dinge liefere, und war nun erst recht fest entschlossen, nicht zu wanken und zu weichen. Er antwortete daher auch ganz unumwunden, er könne und werde nicht eher zurückgehen, als bis er beim Kaiser zur Audienz gelassen sei.

Die beiden Häuptlinge erstaunten über den Widerstand des Fremdlings; indessen schickten sie wieder Boten nach Mexico, meldeten Alles und baten sich Verhaltungsbefehle aus. Diese erschienen auch bald und lauteten: Montezuma verlange schlechterdings,

die Fremden sollten sogleich sich auf den Rückweg begeben. Zugleich überreichten die Gesandten noch kostbarere Geschenke als das vorige Mal; denn hundert Indianer hatten Mühe, sie herbeizuschleppen. Cortez wurde immer lüsterner und antwortete nach kurzem Bedenken: er sei als Freund gekommen, dies beweise die geringe Anzahl seiner Krieger; aber Montezuma liege in den Banden des Teufels; ihn daraus zu befreien, habe ihn sein König hierher gesandt. Er könne das aber nur durch eine persönliche Zusammenkunft bewirken. Nach diesen Worten verwandelten sich die freundlichen Mienen des mexicanischen Generals in Geberden des Zorns. Er verließ mit allen seinen Begleitern den eisernen Cortez und von dem Augenblick an hörten alle Lieferungen an Lebensmitteln auf. Kein Mexicaner ließ sich mehr sehen und Cortez sah nun wohl, daß er entweder seinen Plan selbst aufgeben oder ihn mit Gewalt durchsetzen müsse.

Er wählte das Letztere; aber welche Tollkühnheit, mit der Handvoll Menschen ein ganzes mächtiges Reich erobern zu wollen! Das fühlte Cortez auch wohl; aber er war nicht der Mann, eine einmal begonnene Unternehmung aufzugeben. Nicht so dachten alle seine Gefährten. Viele hielten es insgeheim mit Velasquez, und Andern graute vor dem Gedanken an die ihnen drohenden Gefahren. Die Letztern ließen ihn auch wirklich bitten, wieder umzukehren. Aber Cortez wußte sie zu behandeln. Er wußte, daß die Meisten vor Begierde brannten, nach Mexico vorzudringen und sich zu bereichern. Darauf baute er seinen Plan. Er machte bekannt, am folgenden Morgen wolle er sich mit Allen nach Cuba einschiffen und Andern die ruhmvolle, aber verwegene Unternehmung überlassen. Kaum war dies ausgesprochen, als sich ein gewaltiger Aufstand erhob. Fast Alle strömten nach seinem Zelte und baten, nur nicht zurückzugehen, sie wollten ihm ja gern bis ans Ende der Welt folgen. „Gut, gut! lieben Freunde," antwortete er, „ich bin ja ganz eurer Meinung; aber Viele von euch baten mich ja, sie zurückzuführen." — „Nein! nein!" riefen Alle, „nicht zurück! Vorwärts! Nach Mexico!" — Wie freute sich Cortez der gelungenen List. Aber er wollte sie noch fester an sich binden; das war nöthig, da die bevorstehenden Gefahren leicht sie wankend machen konnten. „Hört!" sprach er, „ich habe euch nur hierher geführt, weil mich Velasquez zu euerm Anführer ernannt hat. Aber ich habe mit dem Statthalter nichts mehr zu thun. Wählt euch daher einen neuen Feldherrn; ich will ihm mit der Pike in der Hand folgen,

wohin er uns führt!" — Das waren Alle zufrieden. Es wurden die Stimmen gesammelt und die Wahl fiel auf — Cortez. „Gut!" fuhr er fort, „ich will euch führen; aber ich verlange strengen Gehorsam. Noch ist es Zeit, zurückzukehren. Wer mir nicht überall hin folgen will, der kann noch heute umkehren." — Aber es fand sich auch nicht ein Einziger; Alle schwuren ihm Gehorsam und Treue bis in den Tod.

Nun rückte Cortez in das Innere des ihm ganz unbekannten Landes vor. Zu seinem Glück schlugen sich mehrere Gaue, durch welche er marschirte, auf seine Seite, weil sie mit der Herrschaft Montezuma's unzufrieden waren. Zuerst kam er nach Zampoalla, wurde freundlich aufgenommen und von 400 Einwohnern bei seinem Abzuge begleitet. Als er sich Tlascala näherte, griffen ihn die Einwohner zwar feindlich an, aber er bezwang sie und 6000 derselben verstärkten sein Heer. Auch in Cholula fand er offene Arme.

Nun ging es auf Mexico selbst los. Als die Spanier ein rauhes Gebirge erstiegen hatten, lag plötzlich eine herrliche Ebene vor ihnen, schöner als sie je eine gesehen. Ringsum war sie von hohen Gebirgen eingeschlossen; in ihr zeigten sich mehrere Seen; eine Menge Lustwälder und angebaute Felder wechselten miteinander ab, und viele Dörfer und Städte zeigten sich den trunkenen Blicken der Spanier, die sich an dem köstlichen Panorama nicht satt sehen konnten. In der Mitte der Ebene aber erhob sich mit den glänzenden Zinnen ihrer Tempel und Paläste die Hauptstadt Mexico. Sie lag mitten in einem großen See, über welchen mehrere Dämme nach der Stadt führten, und je näher die Spanier kamen, desto reizender und angebauter wurde die Gegend. Schöne Landhäuser mit Lustgärten voll wohlriechender Blumen und Stauden, mit künstlichen Teichen voll Fische und Wasservögel lagen rings um die Hauptstadt und zeigten, daß man sich der Residenz eines reichen und mächtigen Fürsten nähere.

Montezuma war indessen unschlüssiger als je, ob er die Spanier als Freunde oder als Feinde empfangen sollte. Fast täglich schickte er ihnen einen Boten entgegen, mit der Bitte, sich doch nicht erst nach Mexico zu bemühen. Aber Cortez ließ sich nicht irre machen, setzte ruhig seinen Weg fort und antwortete immer, er müsse schlechterdings mit dem Kaiser selbst sprechen. Endlich erreichte er die Nähe der großen Stadt, die ungefähr 400,000 Einwohner enthalten mochte. Da kamen ihm 4000 vor-

nehme Indianer, alle in kattunene Mäntel gekleidet und mit Federbüschen geschmückt, entgegen. Nachdem sie einzeln bei Cortez vorübergezogen waren und ihn ehrerbietig gegrüßt hatten, meldeten sie, daß Montezuma selbst ihm entgegenkomme. Als nun Cortez ans Thor kam, sah er vor sich eine lange Straße, die von einstöckigen Häusern mit platten Dächern gebildet wurde und ganz leer von Menschen war. Dagegen waren alle Dächer mit Zuschauern gedrängt besetzt. Nun erschien Montezuma in feierlicher Procession, auf einem mit Gold und Federn gezierten Tragsessel von Hofbedienten getragen. Cortez stieg vom Pferde und ging ihm entgegen. Auch Montezuma erhob sich von seinem Sessel und grüßte den spanischen Feldherrn mit königlichem Anstande. Er war ein Mann von mittlerer Größe, etwa 40 Jahre alt, von feierlichem Wesen, in einen baumwollenen Mantel, der reich mit Perlen und Edelsteinen besetzt war, gekleidet. Nach der ersten Begrüßung hing ihm Cortez eine Kette von Emaille, mit unechten Steinen besetzt, um den Hals, für welche er ein Halsband von seltenen Muscheln mit goldenen Zierrathen erhielt. Montezuma begleitete ihn dann in die Stadt und wies ihm ein sehr großes steinernes Gebäude für sich und seine Spanier an.

Das erste war, daß Cortez dieses bestmöglichst befestigte, die Kanonen auffuhr und den Soldaten Wachsamkeit anbefahl. Noch an demselben Abende machte ihm der Kaiser einen Besuch und erwähnte einer alten Sage, daß vor Jahrhunderten der Stifter des mexicanischen Reiches nach Osten gegangen sei, mit der Versicherung, es werde in späten Zeiten ein Volk, welches von ihm abstamme, aus dem Osten kommen und Mexico erobern. „Ja, ja!“ fiel Cortez ein, „so ist auch. Wir Spanier sind dieses Volk, welches von euerm Ahnherrn abstammt.“ — Dann schilderte er ihm die Macht des Königs von Spanien und seine Milde. Er habe, vermöge der erwähnten Abstammung, ein Recht auf ganz Mexico, aber er sei zufrieden, mit den Mexicanern in Handelsverbindung zu treten, und habe dazu ihn, den Cordez, abgesendet. Am folgenden Tage machte Cortez dem Kaiser einen Gegenbesuch. Sie unterredeten sich lange, aber von einer Veränderung der Religion, welche Cortez ihm zumuthete, wollte Montezuma nichts wissen, indem er wiederholt erklärte, seine Götter wären für Mexico gut, sowie die spanischen für die Oerter, in denen sie verehrt würden. Dann führte er seinen Gast in der Stadt umher und zeigte ihm vor Allem einen schönen, großen Tempel. Als Cortez

mit seinen Spaniern auf dem hohen Dache desselben stand, von wo man eine weite Aussicht über die große Stadt und die umliegende Gegend genoß, waren sie alle in stummes Entzücken über den Anblick des herrlichen Panoramas versunken, welches vor ihnen ausgebreitet dalag. Nach langem Schweigen rief Cortez, zu seinen Offizieren gekehrt, aus: „Wiegt nicht ein Blick auf dieses Paradies alle erduldeten Mühseligkeiten auf?“ — Und von dieser Minute stand der Entschluß, Mexico zu erobern, fest in seiner Seele.

Die Lage der Spanier war hier sehr sonderbar. Sie befanden sich mitten in einem fremden Reiche, ja mitten in einer großen Stadt, ohne alle Verbindung mit ihrem Vaterlande, umgeben von einem zahlreichen Volke, dem sie nicht trauen durften. Montezuma stellte sich zwar sehr freundlich, aber wer konnte wissen, wie er es meinte? Vielleicht hatte er sie nur deshalb so ohne Widerstand in die Stadt gelassen, um sie desto sicherer zu verderben. Er brauchte ja nur die Dämme, die nach der Stadt führten, von denen der kürzeste eine halbe Meile lang war, durchstechen zu lassen, und die Spanier waren ohne Rettung verloren. Unaufhörlich warnten die Tlascalaner vor der Heuchelei des Kaisers, und wirklich erhielt Cortez eine Nachricht, die den Argwohn zu bestätigen schien. Cortez hatte einen spanischen Offizier mit 50 Soldaten in einer an der Küste erbauten Stadt (Santa Cruz) zurückgelassen. Dieser war mit einem Haufen mexicanischer Krieger in Streit gerathen, verwundet, gefangen und geschlachtet worden. Den Kopf aber hatten sie ihm abgeschnitten, zum Beweise, daß die Spanier sterblich wären, in mehreren Städten umhergetragen und endlich nach Mexico geschickt. Dies erfuhr Cortez und zugleich, daß Montezuma befohlen habe, den Kopf sorgfältig zu verbergen. „Was ist da zu thun?“ dachte Cortez. Bald war sein Entschluß gefaßt, den Kaiser gefangen zu nehmen und dadurch sich zum Gebieter der Mexicaner zu machen.

Er schritt gleich zum Werke. Mit fünf Offizieren und eben so viel Soldaten begab er sich, wie zum Besuche, in des Kaisers Palast. Mit einem finstern Gesichte beklagte er sich über die Ermordung des Spaniers, beschuldigte den Kaiser des Einverständnisses mit den Mördern und verlangte eine öffentliche Genugthuung. Montezama gerieth in Bestürzung. Er erbot sich, seinen Feldherrn, der den Mord begangen habe, bestrafen zu lassen. „Das versteht sich von selbst,“ rief Cortez; „und ich bin auch

damit zufrieden, nicht aber meine Soldaten, die an der Aufrichtigkeit deiner Gesinnungen zweifeln werden, wenn du ihnen nicht einen ausgezeichneten Beweis des Vertrauens giebst. Ich verlange daher, daß du dich auf einige Tage in unser Quartier begebest." — Mit stummem Erstaunen hörte der Kaiser diese Zumuthung an. Kalt und starr wie ein Marmorbild stand er da. Endlich ermannte er sich und erklärte mit Würde, daß ein mexicanischer Kaiser in solche Beschimpfung nicht willigen würde. Mehrere Stunden stritt man herüber und hinüber. Endlich rief einer der spanischen Offiziere, der die Geduld verlor: „Was braucht es denn erst vieler Worte? Will er nicht, so laßt uns ihn niederstechen!" — Montezuma verstand ihn nicht, aber die wilde Geberde erschreckte ihn und er fragte den Dollmetscher, was er gesagt habe. Zitternd stand der arme Montezuma da, fing an zu schwanken und ergab sich endlich. Zum Erstaunen seiner Großen erklärte er ihnen, er würde einige Tage im Quartiere der Spanier zubringen. Zwar lief eine Menge Volks herbei und tobte entsetzlich; aber Montezuma winkte mit der Hand, versicherte, er sei kein Gefangener, er besuche nur seine guten Freunde, und so ging es beruhigt auseinander.

Anfangs wurde er von Cortez mit großer Artigkeit behandelt. Seine eigenen Leute bedienten ihn, seine Minister kamen zu ihm und holten sich seine Befehle. Aber bald sollte der arme gebeugte Fürst noch tiefer in den Staub niedergedrückt werden. Der erwähnte Feldherr wurde mit fünf seiner Offiziere nach Mexico gebracht und dem Cortez zur Bestrafung übergeben, und dieser verurtheilte sie, die doch nichts gethan, als den Befehl ihres Kaisers vollzogen hatten, lebendig verbrannt zu werden. Vor dem Palaste des Kaisers wurde der Scheiterhaufen errichtet und, um die Mexicaner recht zu verhöhnen, wurde er aus lauter mexicanischen Waffen aufgethürmt. Als eben die Schuldigen zum Tode geführt werden sollten, trat Cortez mit zornigem Gesichte zu Montezuma ins Zimmer und fuhr ihn an, die Verbrecher würden jetzt die Todesstrafe leiden; da sie aber auf ihn ausgesagt hatten, so müsse auch er büßen. „Auf!" rief er einem Soldaten zu, „lege ihm die Fesseln an." Der Kaiser stand wie vernichtet da, ließ sich ruhig schließen und erwartete jeden Augenblick den Tod. Seine treuen Diener aber wehklagten laut. Weinend warfen sie sich vor seine Füße nieder, benetzten sie mit ihren Thränen und suchten ihm die Fesseln zu erleichtern. Sobald die Hinrichtung der un-

glücklichen Mexicaner vorüber war, eilte Cortez wieder zum Kaiser, meldete ihm mit einem freundlichen Gesichte, was geschehen sei, und befahl, ihm die Fesseln wieder abzunehmen. Montezuma freute sich darüber wie ein Kind. Er umarmte den Cortez, nannte ihn seinen Retter und sprang, alle fürstliche Würde vergessend, wie ein Trunkener umher.

Die schaudervolle Bestrafung jener Mexicaner hatte so viel gewirkt, daß fürs erste Keiner sich gegen die Spanier zu rühren wagte, und Cortez regierte jetzt durch den gefangenen Montezuma das ganze Reich. Auch ließ er nun zwei Kriegsschiffe auf dem See von Mexico erbauen, wodurch seine Lage in der Stadt viel sicherer wurde. Er hatte nämlich dem Kaiser von den großen Schiffen der Europäer erzählt und ihn darauf neugierig gemacht, so daß Montezuma nicht nur den Bau der Schiffe zugab, sondern sich selbst darüber recht freute. Durch alle diese Erfolge wurde Cortez immer kühner und schritt nun zu einer neuen Erniedrigung des armen Kaisers. Er verlangte von ihm, er solle sich für einen Vasallen des Königs von Spanien erklären und demselben einen jährlichen Tribut bezahlen. Montezuma wagte nicht, dem fürchterlichen Manne zu widersprechen, und leistete in einer feierlichen Versammlung der Großen des Reichs die verlangte Huldigung. Aber wie schwer mochte ihm diese Demüthigung fallen, der bisher Keinen über sich erkannt hatte. Seufzer unterbrachen seine Rede und bittere Thränen liefen ihm die Wangen herunter. Schon fingen die Mexicaner an zu murren und ein finsterer Ernst verbreitete sich über ihre Gesichter, so daß Cortez besorgte, er sei zu weit gegangen. Indeß beruhigte er sie damit, daß sein König nichts verlange, als Schutzherr von Mexico zu sein; sonst sollte Alles beim Alten bleiben.

So viel ließen sich die Mexicaner ruhig gefallen, in der Hoffnung, daß doch nun endlich die lästigen Gäste abziehen würden, und Montezuma selbst forderte den Cortez dazu auf. „Das ist auch ganz meine Absicht," antwortete der schlaue Cortez; „nur muß ich erst die dazu nöthigen Schiffe bauen lassen, und das erfordert einige Zeit." — Eigentlich aber war er fest entschlossen, Mexico nie wieder zu verlassen, und täglich hoffte er, die Verstärkung aus Spanien eintreffen zu sehen, die er sich vom Kaiser Karl ausgebeten hatte. Er ahnete nicht, welch ein Ungewitter sich jetzt über ihm zusammenzog.

„Ihr habt nicht erst nöthig, Schiffe zu bauen," sagte eines

Tages Montezuma zum Cortez und zeigte ihm ein Gemälde, welches ihm seine Schnellläufer aus der Provinz zugesandt hatten. Es war auf weißen Kattun gemalt und stellte eine Flotte von 18 Schiffen dar. Wie freute sich Cortez! „Das sind," dachte er, „die erwarteten Schiffe aus Spanien" und voll Entzücken theilte er diese Nachricht seinen Leuten mit, die laut jubelten. Aber es war ganz anders. Velasquez hatte durch die Leute, die Cortez nach Spanien an Karl V. gesandt hatte und die auf Cuba gelandet waren, die Fortschritte des Cortez erfahren. Giftige Rachsucht und Neid bemächtigten sich seines bösen Gemüths. Er rüstete hurtig eine große, reich mit allen Bedürfnissen versehene Flotte aus und schickte auf ihr 800 Fußsoldaten, 80 Reiter und 12 Kanonen hinüber, den Cortez aufzusuchen und mit allen seinen Leuten ums Leben zu bringen oder gefangen zu nehmen. Der Anführer dieser Unternehmung war Narvaez, ein sehr tapferer, aber unüberlegter Mann. Alles dies erfuhr Cortez bald. In solcher Verlegenheit hatte er sich noch nie befunden. Mitten in einer feindlichen Stadt, von einer drohenden Volksmenge umgeben, und draußen einen Feind, der noch einmal so viel Soldaten zählte als er. Und das Schlimmste war, daß Montezuma die Absicht des Narvaez kannte. War nicht zu fürchten, daß er mit ihm gegen Cortez gemeinschaftliche Sache machen würde?

Jeder Andere hätte in gleicher Lage die Besonnenheit verloren, nur Cortez nicht. Er bestellte sein Haus in Mexico, ließ einen tüchtigen Offizier mit 150 Mann zur Bewachung des Montezuma zurück und machte sich mit den Andern auf den Weg, den Narvaez zu bekämpfen. Doch versuchte er noch vorher, ob er sich mit ihm vergleichen könnte. Seine Boten trafen ihn in Zampoalla; aber jener wollte von keinem Vergleiche hören; denn er hielt den Cortez schon für so gut wie überwunden. Zugleich hatte dieser mehrere Briefe an die Offiziere des Narvaez heimlich mitgegeben und Gold unter sie austheilen lassen, so daß sie schon halb gewonnen waren. Bei einer zweiten Gesandtschaft brachte er noch mehrere, auch unter den gemeinen Soldaten, auf seine Seite. Nun rückte er gegen Narvaez vor, der immer noch in Zampoalla stand und sich so sicher hielt, daß er seine Soldaten ruhig zu Bette gehen ließ. Nicht so der unermüdliche Cortez. Es war eine finstere, stürmische Nacht; der Regen fiel in Strömen herab. Gerade das war ihm lieb. Er marschirte mehrere Stunden in der dichten Finsterniß, durchwatete einen schauerlich rauschen-

den Waldstrom und drang, als eben die Mitternachtsstunde schlug, in die Stadt ein. Welch ein Gewühl! Welche Bestürzung! Zwar setzte es viele blutige Köpfe, aber endlich siegte Cortez' Ausdauer über die Verwirrung der Feinde, von denen noch dazu Viele gleich zum Cortez übergingen. Narvaez wurde gefangen und Cortez konnte sich nicht den Triumph versagen, ihn zu sehen. Aber — was ihm viel Ehre macht — er wollte ihn nicht durch seinen Anblick demüthigen und begab sich unerkannt zu ihm. Doch erkannte Narvaez ihn bald an der Ehrerbietung, mit welcher die Soldaten vor ihm zurücktraten. „Du kannst dir darauf etwas zu Gute thun, Feldherr, daß mich das Glück in deine Hand gab!" so redete ihn der aufgeblasene Narvaez an. „O mein lieber Mann!" erwiderte Cortez kalt; „was Gott thut, das ist wohlgethan. Uebrigens versichere ich dir, daß ich das zu meinen geringsten Thaten rechne, dich besiegt zu haben." — Die Gefangenen behandelte Cortez nicht wie Feinde, sondern wie liebe Freunde und Landsleute und stellte ihnen ganz frei, ob sie ihm nach Mexico folgen oder nach Cuba zurückkehren wollten. Fast alle wählten das Erstere, und so schlug er, bedeutend verstärkt, den Weg nach Mexico ein, wo neue Schrecken seiner warteten.

Schon kam ihm ein Bote entgegen, der ihn um Beeilung seiner Rückkehr bat, weil die dort zurückgelassenen Spanier in der größten Verlegenheit wären. Jener Offizier nämlich hatte durch eine blutige That die Mexicaner aufs höchste gegen sich aufgebracht. Bei einem Feste hatte er die vornehmsten Einwohner im Tempel überfallen und niedergehauen, um sie der Kostbarkeiten, mit denen sie sich geschmückt hatten, zu berauben. Kein Wunder, daß alle Einwohner Wuth schnaubten gegen die tückischen Fremden, und obgleich Montezuma sich alle Mühe gab, sie zu beruhigen, so hörten sie doch nicht auf ihn und bestürmten das Haus der Spanier. Zwar wurde dies Mal der Angriff abgeschlagen, aber sie rüsteten sich zu einem neuen, noch nachdrücklichern. So standen die Sachen, als Cortez einzog. Die tiefe Stille auf den Straßen der Stadt war ihm schon ein böses Zeichen; aber wie jauchzten ihm die eingeschlossenen Spanier entgegen! Auch Montezuma, der indessen den Spaniern stets treu geblieben war, hieß den Cortez freundlich willkommen; dieser aber drehte ihm kalt den Rücken. Sein Glück gegen Narvaez hatte ihn übermüthig gemacht.

Bis zum dritten Tage blieb alles ruhig. Aber als sich ein Haufen Spanier in die Straßen wagte, stürzten plötzlich von allen Seiten die Mexicaner wüthend auf sie ein und mit genauer Noth gelang es jenen, sich nach ihrem Quartier zurückzuziehen. Mit lautem Siegsgeschrei folgten ihnen die Wilden bis an die Thore der Festung. Mit jeder Minute wuchs ihre Anzahl und am folgenden Morgen rückten sie unter dem rauhen Schalle ihrer Pauken und Krummhörner zum Angriff der Wohnung ihrer Feinde an. Mit unbeschreiblicher Wuth begannen sie den Sturm, und Wolken von Pfeilen verfinsterten die Luft. Fürchterlich räumten zwar die Kanonen in ihren dichten Reihen auf; ganze Haufen stürzten zu Boden; aber je mehr todt hinsanken, desto wüthender schien der Andrang der noch Lebenden zu werden. Frische Streiter stiegen auf die Leichname der Gefallenen, kämpften und fielen wie sie, aber wieder Andere ersetzten gleich ihre Stellen. Einige versuchten die Thore mit steinernen Streitäxten aufzusprengen, Andere auf Leitern und Spießen Fenster und Mauern zu erklimmen. Kaum vermochte Cortez mit aller Anstrengung seine Festung vor dem Eindringen dieser Rasenden zu schützen.

Diese Angriffe wurden mehrmals wiederholt und jedes Mal mit größerer Wuth, so daß Cortez selbst alle Hoffnung eines glücklichen Ausganges verlor. Zwar siegten die Spanier noch immer, und von den Mexicanern wurden so viele erschossen und erschlagen, daß die Kanäle von dem vielen Blute geröthet waren; allein wo sollte das endlich hinaus, da die Spanier ihren Verlust nicht ersetzen konnten und täglich neue Schaaren vom Lande nach der Stadt strömten, die Fremden zu vertilgen? Bei einem der Angriffe wurde Cortez gar von einem Pfeile an der linken Hand verwundet, daß er den Schild nicht mehr festhalten konnte. „Höre!“ sagte ihm eines Morgens Montezuma, „wenn du nicht ungesäumt abreisest, bist du gewiß verloren!“ — Diese Warnung gab Cortez plötzlich den Gedanken ein, ob er nicht vielleicht durch den Kaiser die Mexicaner beruhigen könnte. Er beredete ihn auch wirklich dazu. Als die Einwohner in wildem Getümmel wieder zum Sturme herandrangen, zeigte sich Montezuma im kaiserlichen Schmucke, von seinen Beamten begleitet, oben auf der Mauer, winkte und plötzlich trat an die Stelle des wilden Lärmes eine tiefe Stille, die aufgehobenen Arme und Waffen sanken herab, Alle schauten ehrerbietig zum allverehrten Herrscher empor und Viele warfen sich gar demüthig in den Staub nieder. Da erhob

Montezuma seine Stimme. Er sei kein Gefangener, rief er; die Feinde seien bereit, in ihr Vaterland zurückzukehren und er befehle den Kämpfenden, sogleich die Waffen niederzulegen und auseinanderzugehen. Er schwieg. Noch einige Augenblicke währte die Stille; aber Keiner gehorchte. Jetzt erhob sich ein leises Gemurmel; es wurde immer lauter und lauter und stieg endlich bis zu einem wilden verworrenen Geschrei. Man schrie den Kaiser an, nannte ihn einen Verräther, einen Sklaven der Feinde des Reichs, und plötzlich flog ein ganzer Hagel von Steinen und Pfeilen gegen ihn an. Von zwei Pfeilen verwundet und von einem Steine an die Schläfe getroffen, sank der unglückliche Monarch besinnungslos nieder. Was seine Worte nicht vermocht hatten, bewirkte sein Umsinken. Voll Schrecken über die rasche That, zerstreuten sich augenblicklich die Mexicaner und liefen laut heulend nach Hause. Als Montezuma wieder zu sich kam, wüthete er gegen sich und sein Geschick, gab sich ganz einer hoffnungslosen Verzweiflung hin, riß den Verband seiner Wunden auf und wies alle Nahrungsmittel von sich. In diesem traurigen Zustande starb der unglückliche Mann, der wohl ein besseres Schicksal verdient hätte.

Wenige Tage darauf war der gänzliche Untergang der Spanier beschlossen. Die Mexicaner bestürmten das spanische Quartier mit unerhörter Wuth, und thaten den Spaniern besonders von dem Dache eines in der Nähe stehenden Tempels großen Schaden, indem sie Steine und Pfeile in den Hof hinabschleuderten. Cortez befahl einem der tapfersten Offiziere, den Tempelthurm wegzunehmen; so wie er aber die Hälfte der Treppe hinaufgekommen war, wurde er von ihm entgegenrollenden Steinen und Balken zurückgetrieben. Nun flog Cortez selbst herbei. Er ließ sich den Schild an den linken Arm binden und stürmte mit gezogenem Schwerte die Treppe hinan. Alles mußte seiner wüthenden Tapferkeit weichen. So kam er bis oben auf den Kranz des Thurms. Hier standen zwei mexikanische Jünglinge, die, von glühendem Hasse gegen den fremden Unterdrücker getrieben, sich dem Tode weihten, um ihn mit zu verderben. Sie naheten sich ihm mit bittenden Geberden; plötzlich aber faßten sie ihn, schwangen sich über das Geländer und wollten ihn mit sich hinabziehen. Da half ihm nur seine Löwenstärke. Er riß sich von den Rasenden los und so stürzten sie allein zerschmettert hinab. Bis zur Nacht wurde mit beispielloser Tapferkeit gefochten, wobei Cortez selbst die kühnsten Thaten verrichtete.

Am folgenden Tage machte er Anstalten zum Abzuge; denn das sah er nun wohl ein, daß er sich nicht länger behaupten könnte, da die Mexicaner alle Anstalten machten, die Spanier auszuhungern. Die nächste Nacht wurde zum Abmarsche bestimmt. Es wurde finster. Der Himmel hing in düstern Regenwolken nieder. Die ganze Stadt lag in tiefem Schweigen. Da brachen die Spanier auf und zogen in größter Stille durch die Straßen nach dem nächsten Damme. Als sie noch nicht die Mitte erreicht hatten, verwandelte sich die Todesstille plötzlich in den gräßlichsten Tumult. Die rauhen Töne der mexicanischen Hörner und ein wildes Schlachtgeschrei ertönen auf allen Seiten; der See wimmelt von Kähnen der Mexicaner, die ganz still den Abzug der Spanier beobachtet hatten und nun erst losbrachen. Von allen Seiten werden die geängstigten Spanier mit einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Spießen überschüttet, und wissen nicht, wohin sie sich zuerst wenden sollen. Welch eine grenzenlose Verwirrung! In der Finsterniß sah Keiner den Andern. Jeder schlug nach besten Kräften um sich herum, gleichviel ob auf den Freund oder den Feind; aber es kam noch ärger. Als sie so fechtend bis zur zweiten Brücke gelangten, war diese abgetragen und haufenweise stürzten nun die ersten Spanier in die Fluth, bis sie den nachfolgenden mit ihren Leibern zur Brücke dienten. Cortez war wieder die Seele des Kampfes. Er war bald hier, bald dort, warf alles vor sich nieder und hieb die Eingeschlossenen aus den Feinden heraus. Doch wurden viele Spanier und Tlascalaner von den Mexicanern gefangen fortgeführt und gräßlich drang in sein Ohr das Wehklagen und das Hülfegeschrei der Gefangenen, die nach den Tempeln geschleppt wurden, um dort dem Kriegsgotte zu Ehren geschlachtet zu werden. Sein Herz erstarrte, aber es war nicht möglich, die Unglücklichen zu retten. Endlich nach langer Blutarbeit erst gelangten die Uebriggebliebenen an das Ende des Dammes. Der Tag brach an und beleuchtete das gräßliche Gemälde. An 500 Spanier und über 1000 Tlascalaner waren erschlagen oder geschlachtet worden; alles Geschütz und Gepäck war verloren; die Uebriggebliebenen hingen muthlos die Köpfe. Noch jetzt ist das Blutbad dieser schrecklichen Nacht (1. zum 2. Juli 1520) in dem Andenken der Einwohner von Mexico. Selbst Cortez konnte sich der Thränen nicht enthalten, als er das zusammengeschmolzene Häufchen ansah und seine liebsten Freunde vermißte. — Nun wurde der Rückzug angetreten

durch ein verwüstetes Land, wo man von wilden Beeren und Wurzeln leben mußte und das Fleisch eines gefallenen Pferdes als Leckerbissen betrachtete. Nur Cortez zeigte ein heiteres Gesicht und war der Schutzgeist seines muthlosen Heeres. Keine Beschwerde, keine Gefahr war so groß, daß er sie nicht mit den Soldaten theilte.

Als man nach mehreren Tagemärschen einen Berg hinangestiegen war, — welcher Anblick zeigte sich da ihren bestürzten Augen! Die ganze Ebene vor ihnen wimmelte von Feinden, die den Spaniern vorgeeilt waren, um ihnen den Rückmarsch abzuschneiden. Aus ihrer Mitte ragte auf seinem Sessel der mexicanische Feldherr hervor, und neben ihm flatterte die Reichsfahne. Die unglücklichen Spanier sahen sich voll Bestürzung an. Cortez aber rief ihnen zu: „Auf, Soldaten! hier bleibt nichts übrig als Sieg oder Tod!“ Mit wildem Muthe stürzten sich die Spanier in die dichten Reihen der Mexicaner und hieben fürchterlich ein. Aber was konnte hier alle Tapferkeit helfen, wo auf einen Spanier vielleicht 100 Mexicaner kamen? Die Spanier wurden umringt; zum Entfliehen war keine Hoffnung mehr übrig. Da erblickte Cortez nicht weit vor sich die Reichsfahne, und erinnerte sich, einmal gehört zu haben, daß die Mexicaner den Glauben hätten, von dem Besitz dieser Fahne hänge der Sieg ab. Dies denken und mit eingelegter Lanze auf die Fahne losſprengen, war das Werk eines Augenblicks. Die Fahnenträger waren schnell niedergeworfen, der Feldherr durch einen kräftigen Lanzenstoß von seinem Sessel herabgeworfen und die Fahne lag zu Boden. Sobald die Mexicaner aber ihre Fahne nicht mehr flattern sahen, wurden sie von einem panischen Schrecken ergriffen, machten hurtig rechts um und eilten in wilder Flucht dem Gebirge zu. Die Spanier wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten. Die Hülfe war so unerwartet und wunderbar, daß Viele schworen, der heilige Jacob (der Schutzpatron von Spanien) habe ihnen geholfen, und Einige wollten ihn gar zu Pferde an ihrer Spitze fechten gesehen haben. Am folgenden Tage hielt Cortez seinen Einzug in das getreue Tlascala. Wie froh war er, nun so weit gekommen zu sein! Von allen Spaniern waren nur noch 240 Mann und 16 Reiter übrig.

Ein Anderer hätte gewiß nicht weiter daran gedacht, Mexico wieder zu erobern; aber Cortez gab keineswegs diesen Plan auf. Die treuen Tlascalaner versprachen ihm die kräftigste Unterstützung und das Glück führte ihm bald Verstärkungen zu. Zwei Schiffe

hatte Valasquez abgeschickt, dem Narvaez, dessen Schicksal er noch nicht kannte, neue Mannschaft und Munition zu bringen. Diese wurden leicht beredet, bei Cortez Dienste zu nehmen. Ferner landete ein Schiff, welches Spanier des Handels wegen ausgerüstet hatten, und brachte viele Vorräthe mit; und endlich erschienen noch drei Schiffe, die auf Entdeckungen ausgegangen waren, aber nichts entdeckt hatten, und des Cortez Vorschläge gern annahmen. Nun dankte er die Unzufriedenen aus Narvaez' Heere ab und schickte sie nach Cuba zurück. Mit den Andern wurde der Zug nach Mexico beschlossen. Aber damit man nicht bloß über die gefährlichen Dämme die Stadt angreifen müßte, befahl er, Balken und Bretter für 13 Schiffe zuzuhauen, die von den Tlascalanern bis an den See getragen und dort zusammengesetzt werden sollten.

Mit unsäglichen Schwierigkeiten drang Cortez bis an den See vor und Monate vergingen, ehe die Schiffe fertig waren; denn die Mexicaner ließen nichts unversucht, die tollkühnen Spanier zurückzuwerfen. An Montezuma's Stelle hatten sie jetzt einen jungen, tüchtigen Mann zum Kaiser gewählt, Guatimozin, den Schwiegersohn desselben, dem nicht so leicht als jenem beizukommen war, und als nun die 13 spanischen Schiffe stolz unter Segel gingen, kamen eine unzählige Menge kleiner Kähne herbeigerudert und umschwärmten sie von allen Seiten. Aber da zeigte sich die große Ueberlegenheit der europäischen Schiffskunde. Viele der Kanots der Mexicaner wurden niedergesegelt, andere mit Stangen in Grund und Boden gestoßen und die übrigen ergriffen schleunig die Flucht. Nun sollte das Landheer die Stadt erstürmen. Auf allen drei Dämmen drangen sie zugleich vor, um sich in der Mitte von Mexico zu vereinigen. Der wüthend kämpfende Feind wurde zurückgeworfen, die gemachten Verschanzungen überstiegen und von allen drei Seiten trafen die Spanier in der Stadt ein. Hier aber begann ein fürchterlicher Kampf. Selbst von den Dächern schleuderten die Weiber einen Hagel von Pfeilen und Steinen auf die Köpfe der Spanier hernieder. Cortez hatte auf dem einen Damme, über welchen man sich im Nothfalle zurückziehen wollte, einen Offizier zurückgelassen, damit die Mexicaner den Spaniern nicht den Rückzug abschnitten. Aber dieser Mann sah kaum die Andern im hitzigen Kampfe, als er seinen wichtigen Posten verließ, um mit ihnen Gefahr und Ruhm zu theilen. Das bemerkte Guatimozin bald. Auf seinen Befehl mußten sich die Mexicaner zurückziehen, um die Spanier immer tiefer in die Stadt zu locken, während An-

dere geschwind einen tiefen Graben mitten durch den Damm zogen. Nun war dieser fertig. Da hallte vom Haupttempel herab der dumpfe Klang der heiligen Trommel, die nur dann von den Priestern gerührt wurde, wenn das Volk zur allgemeinen Vertheidigung herbeigerufen werden sollte. Die Spanier sahen sich plötzlich von vorn und von hinten mit einem gräßlichen Geschrei angegriffen und mußten sich eilig zurückziehen. Anfangs ging der Rückzug recht ordentlich. Als sich aber das Gerücht verbreitete, daß der Damm durchstochen sei, bemächtigte sich Aller Grauen und Angst. Sie dachten an jene Schreckensnacht und augenblicklich löste sich alle Ordnung auf, Cortez mochte rufen wie er wollte; Alle rannten nach der Dammöffnung zu, um hinüberzuschwimmen. Aber Viele ertranken, oder wurden von den Mexicanern aufgefangen, um geschlachtet zu werden. Cortez selbst entging nur durch Aufopferung eines treuen Freundes diesem schrecklichen Schicksal. Im heftigen Kampfe stürzte sein Pferd unter ihm; in dem Augenblicke ergriffen ihn sechs mexicanische Hauptleute und führten ihn fort. Schon schien er ohne Rettung verloren; da faßte der hochherzige Guzmann, aus einem der edelsten Geschlechter Spaniens, den Entschluß, sich für seinen Feldherrn zu opfern. Er sprang vom Pferde, drängte sich bis zu Cortez durch, und während die Mexicaner sich gegen ihn wandten, bekam Cortez Luft, bestieg mit Guzmans Hülfe schnell das Pferd und entkam, obgleich aus mehreren Wunden blutend, glücklich zu den Seinigen, während Guzman gefangen abgeführt wurde! — Sechzig Spanier und über 1000 Tlascalaner wurden vermißt. Jener Offizier war in Verzweiflung und bat den Cortez mit aufrichtiger Reue, ihn für seine strafbare Uebereilung hinrichten zu lassen. Aber das geschah nicht; Cortez begnügte sich, ihm einen öffentlichen Verweis zu geben.

Wer beschreibt aber das Grauen der folgenden Nacht! Als die geretteten Spanier hinter sich schauten, sahen sie die ganze Stadt erleuchtet, hörten die gräßliche Kriegsmusik erschallen und die Siegesgesänge der Mexicaner. Der Haupttempel strahlte vor Allem in festlichem Glanze; denn hier wurde das blutige Siegesfest begangen. Einige Spanier ruderten in Booten näher heran, und welch ein Anblick stellte sich ihnen dar! Mitten zwischen dem zahlreich versammelten Volke sahen sie die Priester beschäftigt, die unglücklichen Gefangenen, unter ihnen den edeln Guzman, zu schlachten. Sie hörten das Angstgeschrei ihrer Waffenbrüder, und konnten doch nicht helfen! Es wurde den Unglücklichen die Haut mit dem

Barte vom Gesicht gezogen, aus welcher sich die Mexicaner Larven machten. Kopf und Beine wurden gebraten und von ihnen gegessen und das Uebrige den Thieren hingeworfen. Wie schauderhaft! Den Spaniern, die dies aus der Ferne mit ansahen, starrte das Herz vor Entsetzen, und als Cortez ihren Bericht hörte, vergoß er Thränen der Wehmuth, und man hörte ihn den Namen: Guzman! schmerzlich ausrufen.

Ungeachtet dieses neuen Unfalls gab Cortez nicht die Hoffnung auf, noch endlich Herr von Mexico zu werden. Und, das Glück war ihm auch wieder recht günstig. Die mexicanischen Priester nämlich hatten bekannt gemacht, ihr Kriegsgott würde binnen acht Tagen alle Spanier vertilgen. Cortez erfuhr das und hielt sich die Zeit über ganz still, und als die Frist vorüber war und die Spanier noch lebten, verloren nicht nur die Mexicaner ihr Vertrauen zu ihrem Gotte, sondern auch neue Bundesgenossen strömten in Cortez' Lager und boten ihm ihre Dienste an, so daß er sich bald an der Spitze von 150,000 Indianern sah.

Sobald die Verwundeten geheilt waren, wurde ein neuer Sturm unternommen, auf dieselbe Art, wie der letzte. Diesmal glückte es auch wirklich, den großen Marktplatz mitten in der Stadt zu erreichen, und nur der kaiserliche Palast mit den herumliegenden Häusern war noch in den Händen der Mexicaner. Als Guatimozin keine Rettung sah, beschloß er zu fliehen, um die entfernteren Gegenden zur Vertheidigung aufzurufen. Während des allgemeinen Gefechtes ruderten einige Kähne mit ihm schnell über den See. Aber die Spanier auf den Schiffen bemerkten es. Sie vermutheten, daß es der Kaiser sei. Ein Schnellsegler eilte ihnen augenblicklich nach und holte sie ein. Eben wollte der spanische Capitän eine Kanone auf das vorderste Boot richten, in welchem er einen Mann von hohem Wuchse, den er alsbald für den Kaiser erkannte, stehen sah, — als plötzlich die Mexicaner in den Kähnen die Ruder anhielten, die Waffen wegwarfen und mit vielen Thränen baten, doch ja nicht zu feuern, weil ihr Kaiser sich darin befinde. Guatimozin ergab sich in das harte Geschick mit Würde. Er bat nur, seine Frau und seine Kinder, die bei ihm waren, mit Anstand und Schonung zu behandeln. Als er vor Cortez gebracht wurde, empfing ihn dieser mit Freundlichkeit. Anfangs sah ihn Guatimozin schweigend an, dann aber trat er vor ihn hin und sprach: „Ich habe mein Volk vertheidigt, so lange es möglich war; jetzt bleibt mir nichts übrig als der Tod. Nimm deinen Dolch

und ende mein Leben, das mir jetzt nichts mehr nützen kann." Diese Worte rührten selbst Cortez. Er reichte ihm freundlich die Hand, tröstete ihn und versprach ihm eine schonende Behandlung.

Mit der Gefangennehmung des Kaisers war nun auch Mexicos Schicksal entschieden (1521). Die unglückliche Stadt war größtentheils abgebrannt und ganze Haufen von Leichen lagen umher, die man erst verbrennen mußte. Dann wurde die Stadt ausgeplündert. Auch die Tlascalaner bekamen ihren Antheil, und als sie nach Hause zogen, nahmen sie große Vorräthe von dem Fleische der erschlagenen Mexicaner eingesalzen und gedörrt mit, um ihre Landsleute mit diesem Geschenke zu erfreuen. Welche Menschen! — Uebrigens fanden sich die Spanier in der Erwartung großer Schätze sehr getäuscht, und es ging daher das Gerücht, die Mexicaner hätten ihre Schätze in den See versenkt. Cortez befahl daher, den gefangenen Guatimozin und dessen ersten Minister auf die Folter zu legen; die dazu bestellten Spanier übertrieben die Grausamkeit noch und legten beide auf einen Rost mit glühenden Kohlen. Guatimozin erduldete die Pein mit festem Muthe, und als der Andere, von den Qualen überwältigt, einen Schrei des Schmerzes ausstieß, verwies es ihm der Kaiser und rief: „Liege ich denn auf Rosen?" — Zum Glück kam Cortez hinzu und ließ ihn herunter nehmen.

Während Cortez sich noch ganz der Freude über seine Eroberung überließ, erschien plötzlich ein Schiff mit einem gewissen Don Tapia, der einen königlichen Befehl mitbrachte, den Cortez zu entsetzen und als Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen. Ein schöner Dank für alle ausgestandene Gefahren! Zum Glück für Cortez war dieser Don Tapia ein schwacher Mann, den jener durch Höflichkeit so verwirrt machte, daß er sich bald wieder einschiffte und in Cuba erzählte, Cortez sei kein Empörer, sondern der gehorsamste Mensch von der Welt. Nun wandte sich Cortez unmittelbar an Kaiser Karl V. selbst und bat um die Statthalterschaft von Mexico, die er wahrlich reichlich verdient hatte. Das erkannte Karl, ein Freund aller großen Thaten, und ertheilte sie ihm, worüber sich der gehässige Velasquez, der Alles aufgeboten hatte, Cortez zu verleumden, zu Tode ärgerte. Cortez arbeitete nun unermüdet an dem Wiederaufbaue der Hauptstadt und der Einrichtung des Landes.*) Er vertheilte dies an seine Offiziere und Soldaten,

*) Es erhielt den Namen: Vicekönigreich Neu-Spanien.

und Jeder erhielt eine Anzahl von Eingeborenen als Sklaven. Diese armen Leute, die zum Theil den Spaniern so treu geholfen hatten, Mexico zu bezwingen, wurden nun mit Undank belohnt. Dann und wann versuchten sie wohl das Joch der Sklaverei abzuschütteln; aber mit der größten Härte wurden sie schnell wieder unterworfen. So wurden einmal auf Cortez' Befehl zu gleicher Zeit 60 Kaziken und 400 mexicanische Edle lebendig verbrannt und die Kinder der Unglücklichen gezwungen, zuzusehen. Welche empörende Schändlichkeiten! Bald darauf endete auch der edle Guatimozin. Man gab ihm Schuld, er habe seine ehemaligen Unterthanen zur Empörung aufreizen und sich aus der Gefangenschaft befreien wollen, und hing ihn auf öffentlicher Straße in Mexico auf.

Cortez entging übrigens dem gewöhnlichen Schicksale der großen Entdecker nicht. Die Beamten, welche unter ihm dienen mußten, schilderten ihn dem Kaiser als so herrschsüchtig, daß dieser Leute zur Untersuchung abschickte. Aber Cortez wollte nicht in dem Lande, welches der Schauplatz seiner Thaten gewesen war, sich einer schimpflichen Untersuchung unterwerfen, sondern reiste schnell nach Spanien ab und trat hier mit ungeheurer Pracht auf. Karl empfing ihn mit vieler Auszeichnung, hielt es doch aber für mißlich, dem ehrgeizigen Manne die ganze Statthalterschaft zu übergeben. Er ernannte ihn also nur zum Befehlshaber des Heeres und zum Aufseher über die neuen Entdeckungen. Unzufrieden kehrte Cortez nach Mexico zurück und suchte sich durch Entdeckungsreisen zu zerstreuen. Er entdeckte auf einer derselben die große Halbinsel Californien (1536*) und reiste dann wieder nach Spanien, wo er nicht mehr die gute Aufnahme fand, wie das erste Mal. Der Kaiser empfing ihn kalt, die Minister nahmen ihn mit Uebermuth auf. Seine Verdienste waren vergessen, und neue Thaten erwartete man von ihm nicht. Er verlangte wenigstens den Ersatz der großen Summen, die er auf die Entdeckung Californiens verwendet hatte; aber man zog ihn damit so lange hin, bis er nach vier traurigen Jahren (1547), 62 Jahre alt, starb. Seine Leiche wurde, so hatte er es gewünscht, nach Mexico gebracht, wo man noch jetzt

*) Nicht diese Halbinsel, sondern das nördlich von ihr liegende Ober-Californien ist das Land, welches seit 1849 durch seinen Goldreichthum so berühmt geworden ist. Wir wollen bei diesem Anlaß bemerken, daß von der Entdeckung Amerikas bis zum Anfange unsers Jahrunderts über $3\frac{1}{2}$ Mill. Mark Goldes und über 412 Mill. Mark Silbers aus den spanischen und portugiesischen Colonien gewonnen worden sind.

in einer Kirche das Grabmal, welches die Hülle des kühnen Mannes einschließt, ohne alle Verzierung erblickt.

83. Vasco da Gama, 1498. — Fernando Magellan,*) 1520. — Pizarro, 1530.

Die Erzählung der Entdeckungen in Amerika hat uns nicht erlaubt, uns um die Portugiesen zu bekümmern und zu sehen, wie sie die wichtige Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung benutzt haben. Der König von Portugal schickte einen geschickten Seemann, Vasco da Gama, aus, die Umschiffung des Vorgebirges zu versuchen. Glücklich erreichte der wackere Mann mit vier Schiffen das Cap, umschiffte es und segelte nun längs der Ostküste von Afrika hin, immer weiter nach Norden, bis er endlich nach Melinde kam, einem Königreich, welches ungefähr unter dem Aequator liegt. Der König nahm ihn freundlich auf und gab ihm einen Steuermann mit, der das arabische Meer kannte und ihn gerade hinüber nach der Küste Malabar bis zu einer Stadt führte, die Calicut hieß. Sie war zwar nicht groß und die Häuser nur von Holz gebaut und mit Palmblättern gedeckt; aber ein frohes Gefühl durchschauerte die Portugiesen, endlich das viel besprochene Indien mit eigenen Augen zu sehen. Calicut gehörte einem Fürsten, der den Titel Zamorin führte und die Europäer recht freundlich aufnahm. Aber das sahen diese bald, daß man hier mit einem weit gebildeteren Volke zu thun hatte, als die Wilden, die Colombo in Amerika fand. Hier war mit Glaskorallen, Spiegeln, Nadeln und dergl. nichts auszurichten. Zum Glück fanden sie hier einen mauriſchen Mäkler, der einst auf der Nordküste von Afrika mit den Portugiesen schon Geschäfte gemacht hatte und nun Vasco da Gama dem Zamorin vorstellte. Gama schlug diesem vor, mit den Portugiesen in unmittelbare Handelsverbindungen zu treten. Aber darüber wurden die mauriſchen Kaufleute, in deren Händen bis jetzt der ganze ostindische Handel gewesen war, eifersüchtig, und sie wußten dem Zamorin so viel Böses von den Europäern zu sagen, daß Gama eilen mußte, fortzukommen. Er kam glücklich wieder in Lissabon an, wo ihn der König mit großer Auszeichnung empfing. Er ernannte ihn zum Admiral der indischen Meere, ertheilte ihm den Titel eines Don und stellte ihm zu Ehren Stiergefechte und Turniere

*) Eigentlich Magelhaens (sprich Ma-gel-la-engs).

an. Das verdiente auch wohl der wackere Vasco da Gama, der Entdecker des Weges nach Ost-Indien um die Seespitze von Afrika herum. Diese wichtige Entdeckung fällt in das Jahr 1498.*)

Zwei Jahre darauf schickte der König von Portugal eine neue, größere Flotte nach Calicut. Der Admiral war derselbe Cabral, dessen Entdeckung von Brasilien bereits erzählt ist. Nachdem er Brasilien zufällig gefunden hatte, segelte er nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung hinüber, und hatte auf diesem Wege das Unglück, vier seiner Schiffe zu verlieren, indem sich eine fürchterliche Wasserhose bildete, welche die Schiffe umriß. Dabei verlor auch der Entdecker des Caps, der brave Diaz, sein Leben. Cabral ging es in Calicut ungefähr eben so wie Gama. Anfangs nahm ihn der Zamorin recht gut auf und erlaubte ihm zu handeln. Aber die mauriſchen Kaufleute ſahen dazu ſcheel und hetzten die Einwohner gegen die Portugieſen auf. Es entſtand ein Aufſtand in der Stadt; die portugieſiſche Factorei wurde geſtürmt und mehrere Portugieſen dabei ermordet. Das glaubte Cabral rächen zu müſſen; er verbrannte ſogleich fünf mauriſche Schiffe im Hafen und beſchoß die Stadt drei Tage lang, wobei 300 Menſchen das Leben verloren. Dann fuhr er ab und beſuchte den nicht weit davon wohnenden König von Kochim, der ihn ſehr freundlich empfing und ihm ſo viele Gewürze mitgab, wie nur die Schiffe faſſen wollten.

Dieſer Erfolg machte den König von Portugal lüſtern, ſich in Oſt-Indien feſtzuſetzen, um einen regelmäßigen Handel mit dieſem herrlichen Lande treiben zu können. Die vielen Kriege, die deshalb erſt mit dem Zamorin und mit den neidiſchen Mauren geführt werden mußten, können hier nicht erzählt werden.**) Es ſei genug, zu bemerken, daß es wirklich endlich den Portugieſen gelang, im Gebiete des freundlichen Königs von Kochim eine Factorei und Feſtung anzulegen, und hatten ſie erſt einen Finger breit gewonnen, ſo nahmen ſie die ganze Hand. So ſehr ſich auch der Zamorin und die andern indiſchen Fürſten ſperrten, ſo

*) Ein portugieſiſcher Dichter, Camoens, hat in einem herrlichen Heldengedichte: „Die Luſiade", Vasco da Gama's kühne Seefahrt und Thaten geſchildert.

**) Es gelang den Portugieſen, durch Ausdauer und Kühnheit ein weitherrſchendes Reich in Oſtindien zu gründen. Unſterbliche Heldenthaten ſind hier verrichtet worden, namentlich glänzen die Namen der zwei erſten Vicekönige, Franz von Almeida und Alfons von Albuquerque. Während der Zeit, wo Portugal mit Spanien vereinigt war (1580 bis 1640), erloſch auch allmählich ſeine Macht in Indien.

mußten sie doch der überlegenen Kriegskunst der Portugiesen weichen, welche die Stadt Goa auf der Küste Malabar zum Mittelpunkte ihrer ostindischen Eroberungen machten. Nun erst wurden die schönen indischen Gewürze in Europa gewöhnlicher als vordem. Viel wohlfeiler wurden sie indeß nicht gleich, weil die Portugiesen eifersüchtig darüber wachten, daß keine andere Nation den Handel mit ihnen theilte. Der Zimmt z. B. war so theuer, daß man ihn mit Gold aufwog.

Durch den von Vasco da Gama aufgefundenen Weg nach Ost-Indien erhielt nun der Handel eine ganz neue Richtung. Bisher waren die indischen Waaren durch die Hände der Venetianer, Genueser und Pisaner gegangen; nun aber verloren sie diesen Handel fast ganz, da man dieselben Waaren durch die Portugiesen wohlfeiler beziehen konnte. Eine Zeitlang behielten die Portugiesen diesen so sehr einträglichen Handel allein, aber nicht lange; denn der reiche Gewinn zog auch andere Nationen dahin; nach und nach setzten sich auch Spanier, Franzosen, Dänen, Holländer und besonders Engländer da fest, bis die letzteren endlich alle übrigen überflügelten, so daß jetzt die Engländer fast ganz Vorder-Indien besitzen, und die andern Nationen nur wenige Niederlassungen dort noch haben.

Schon darüber hatten sich die Portugiesen recht geärgert, daß sie sich die Entdeckung von Amerika hatten entgehen lassen, die ihnen Colombo doch angeboten hatte. Noch nicht 30 Jahre später hatten sie einen neuen Aerger, indem einer ihrer Landsleute Fernando Magellan, die erste Erdumschiffung im Dienste des Königs von Spanien vollbrachte. Magellan war ein erfahrener Seemann und hatte seinen König um eine kleine Zulage gebeten. Diese wurde ihm abgeschlagen und nun ging er voll Zorn nach Spanien und trat in die Dienste des jungen Kaisers Karl V. Er machte ihm dem Vorschlag, ihn mit einigen Schiffen nach Süd-Amerika zu schicken. Hier wollte er versuchen, was schon Colombo vergebens gesucht hatte, ob denn keine Durchfahrt in den westlich von dem neuen Erdtheil liegenden Ocean zu finden sei. Finde er diese, so wolle er immer weiter nach Westen fahren bis er Asien erreichte. Hier hatten kürzlich — das wußte er genau — die Portugiesen die Molukken oder Gewürzinseln entdeckt. Um sich nun an seinen Landsleuten zu rächen, meinte Magellan, daß diese Inseln, weil sie so sehr weit nach Osten noch hinter Asien lägen, schon zu dem Theile der Erde gehören

müßten, welchen der Papst den Spaniern geschenkt hätte. Dieser Sache wollte er schon auf den Grund kommen. Karl nahm den Vorschlag gern an und gab ihm fünf Schiffe, mit denen er wohlgemuth am 21. September 1519 aus dem Hafen S. Lucar de Barrameda abfuhr. Anfangs ging alles gut. Magellan steuerte wohlgemuth immer nach Südwest, fuhr über die Linie und behielt immer dieselbe Richtung bei. Je weiter er aber nach Süden kam, desto kälter wurde es, und endlich fragte ihn seine Mannschaft murrend, wie weit er sie denn noch führen wollte; denn nirgends sahen sie eine Durchfahrt. Er antwortete ihnen aber: das wäre seine Sache.

Im April 1520 erreichten die Schiffe einen in Süd-Amerika südlich vom Rio de la Plata liegenden Hafen, S. Julian. Hier war das Klima schon so kalt, daß die Segel und Segelstangen ganz mit Eis überzogen waren und die Matrosen kaum die Hände rühren konnten; denn auf der südlichen Halbkugel ist dann Winter, wenn bei uns Sommer ist. Hier beschloß Magellan, den Winter abzuwarten. Aber was geschah? Viele seiner Schiffsleute waren es längst überdrüssig, sich von einem Wagehals auf unbekannten Meeren umherführen zu lassen. Sie verschworen sich, ihn gefangen zu nehmen oder todtzuschlagen, und dann auf ihre Hand nach Spanien zurückzukehren. Zum Glück entdeckte dies Magellan noch zur rechten Zeit und fuhr gewaltig darunter. Mehrere wurden am Leben gestraft und ein Offizier und ein Geistlicher an der wüsten Küste ausgesetzt. Das übrige Schiffsvolk zerstreute er durch Streifzüge, die sie tiefer ins Land hinein unternehmen mußten. Bei der Gelegenheit brachten seine Leute einige Eingeborene zurück, die ein gutes Theil größer waren als die Europäer. Es waren sogenannte Patagonier, die nun alsbald für Riesen ausgeschrieen wurden. Nun brach er auf und fuhr wieder nach Süden. Immer kälter wurde die Luft, ob es gleich nun schon Sommer war, und immer stürmischer die See. Endlich erreichte er eine Einfahrt, die nach Westen lief, und aus der starken Strömung vermuthete er, es müsse eine Meerenge sein. So war es auch. Es war die berühmte Straße, die das Feuerland von Süd-Amerikas Festlande trennt, und die man Magellansstraße genannt hat. Erst schickte er ein Schiff hinein, um zu sehen, ob man weiter könne. Aber das Schiff kam nicht wieder, und nachmals erfuhr er, daß das treulose Schiffsvolk den Kapitän gefangen genommen hatte, nach der Küste, wo jene beiden Meuterer ausgesetzt worden, zurückgesegelt war, sie eingenommen hatte und endlich nach Spanien ge-

gangen war. Was war zu thun? Magellan fuhr hindurch und kam nach einer höchst gefährlichen Fahrt in das Südmeer. Da lag nun ein unermeßliches Meer vor dem kühnen Manne, welches noch von Keinem befahren war, dessen Untiefen und Klippen Niemand kannte und dessen Ausdehnung nicht berechnet werden konnte. Ein günstiger Wind blies in die Segel und machte ihm Muth, das Wagstück zu unternehmen. Sie fuhren und fuhren, und schauten, ob sich denn kein Land zeigen wollte, aber immer vergebens. Inseln trafen sie wohl, aber das war auch alles. Pfeilschnell flogen die Schiffe dahin. Drei Monate waren schon vergangen und immer noch kein Land! die mitgenommenen Vorräthe waren schon fast aufgezehrt, an Trinkwasser war drückender Mangel, und dies sowohl als die Angst und die Hitze machte, daß der größte Theil der Seeleute erkrankte. Endlich — endlich erreichten sie eine Inselgruppe, wo man anlegen konnte. Magellan nannte sie die Diebsinseln oder Ladronen, weil die Eingebornen sich als diebisch bezeigten. Hier fand man klares Wasser, und das schöne gesunde Klima stellte bald die Kranken wieder her.

Dann kam Magellan nach den Philippinen, wo er, nach so vielen glücklich bestandenen Gefahren, seinen Tod fand. Der König der einen Insel nämlich, der ihn recht freundlich aufgenommen hatte, bat ihn, ihm gegen seine Feinde beizustehen. Das that Magellan gern, siegte auch zwei Mal, fiel dann mit seinen Spaniern in einen Hinterhalt und — wurde erschlagen. Und nun änderte auch der Inselkönig plötzlich seine Gesinnung, fiel bei einem Gastmahle, zu welchem er die Spanier eingeladen hatte, über sie her und ermordete viele von ihnen. Die Uebriggebliebenen mußten eilen, daß sie absegelten. Von fünf Schiffen waren nur noch zwei übrig, und auch von diesen mußte noch eins im Stiche gelassen werden, weil es an Mannschaften fehlte, um beide hinreichend zu besetzen. So kam denn endlich nach vielen Abenteuern und nach einer dreijährigen Abwesenheit das letzte Schiff in Spanien an. Das war das unglückliche Ende des ersten Erdumseglers. —

Ehe wir die Geschichte der Entdeckungen ganz verlassen, muß noch die Eroberung von Peru durch Franz Pizarro erwähnt werden. In allen Ländern und Inseln, welche die Spanier bisher von Amerika entdeckt hatten, war zwar viel Gold schon gefunden worden, aber doch nicht so viel, wie der Golddurst der Spanier erwartet hatte; und wenn diese mit gierigen Augen die Eingebornen fragten, wo mehr zu finden sei, so hatten sie nach

Süden hingewiesen. So wußte man also, daß es in Süd-Amerika ein Goldland geben müßte, und dahin ging nun der ganze Entdeckungseifer der Spanier. Indessen hatte der erste Versuch, den sie machten, in die nördlichen Gegenden von Süd-Amerika einzudringen, so unendlich viele und große Schwierigkeiten gefunden, daß die Sache schon mehrere Jahre liegen geblieben war. Da fand sich ein Feuerkopf, wie Cortez einer war, der auf seine eigene Gefahr die Auffindung und Eroberung des goldreichen Peru unternahm.

Franz Pizarro hieß dieser Mann, ein Spanier von Geburt, aufgewachsen ohne alle Erziehung, aber abgehärtet durch die vielen Widerwärtigkeiten, die er von Jugend auf zu bekämpfen gehabt hatte. Nachdem er sich hier und da herumgetrieben hatte, fiel der Gedanke, es dem Cortez nachzumachen und auf dieselbe Weise das vielbesprochene, aber nur dem Namen nach bekannte Peru zu erobern, wie ein Funke in seine Seele. Ein nichtswürdiger Priester, der sich unermeßliche Reichthümer zusammengeplündert hatte, schoß das nöthige Geld dazu her, und so segelte Pizarro in einem kleinen Schiffe mit 112 Mann im Jahre 1525 von Panama nach der Westküste von Süd-Amerika ab. Der Anfang versprach nicht viel; denn Wind und Wetter waren ihm so zuwider, daß er über ein Jahr zubrachte, ehe er nur an der peruanischen Küste anlangte. Hier fand er ein so bevölkertes und wohleingerichtetes Land, daß er wohl einsah, hier sei an eine Eroberung durch seine wenige Mannschaft nicht zu denken. Aber er wurde für seine Fahrt reichlich belohnt; denn das Gold und Silber war hier so gemein, daß die Einwohner ihm die schönsten Gefäße aus diesen Metallen für europäische Kleinigkeiten hingaben, und so fuhr er nach drei Jahren höchst erfreut nach der Küste von Panama zurück und reiste von hier aus geradezu nach Spanien, wo er sich dem Kaiser Karl V. selbst vorstellen ließ. Diesem machte er eine so lebhafte Beschreibung von den ungeheuern Schätzen des Landes und von den auf der Reise ausgestandenen Abenteuern, daß Karl ihn im voraus zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte. Dagegen versprach Pizarro, die Kosten selbst zu übernehmen. Was konnte der Kaiser mehr wünschen?

Schon vor vielen Jahren hatte eine Gesellschaft überaus weiser Rechtsgelehrten und Theologen in Spanien festgesetzt, auf welche Weise die ersten Eroberer eines Landes in Amerika dieses im Namen des Königs von Spanien in Besitz nehmen sollten. Das

Erste, nachdem der spanische Befehlshaber gelandet, war, daß ein mitgebrachter Geistlicher den Eingeborenen die Hauptartikel des christlichen Glaubens und die Lehre von der Oberherrschaft des Papstes über alle Reiche der Welt durch einen Dolmetscher auseinandersetzen mußte. Wie war es möglich, den Leuten nur einen Begriff von dem Allen beizubringen, da ihre Gemüther gar nicht darauf vorbereitet waren und ihre Sprache nicht einmal solche Wörter hatte, durch welche man diese Begriffe hätte ausdrücken können! Aber danach fragten die Spanier nicht. Der Vortrag endigte damit: daß der Papst nach jenem Rechte auch ihr Land dem Könige von Spanien geschenkt habe; wenn sie sich nun gutwillig unterwerfen wollten, so wäre es gut, sonst würde man sie als Rebellen gegen Gottes Befehle zu Sklaven machen und mit Feuer und Schwert vertilgen.

Mit Peru würde es übrigens dem Pizarro schwerlich auf diese Art gelungen sein, hätte ihm nicht ein Bürgerkrieg die Sache sehr erleichtert. Vor kurzem war der Inka (König) von Peru, Huana Kapak, gestorben und hatte zwei Söhne hinterlassen, Huaskar und Atahualpa. Beide sollten sich in das Reich theilen, aber der ältere wollte das nicht und so war ein Krieg unter ihnen entstanden. Atahualpa war stärker als sein Bruder und nahm ihn gefangen. Jetzt (1530) landete Pizarro mit 180 Mann und 36 Pferden. Kaum hatte sich das Gerücht davon verbreitet, so ließ ihn Huaskar bitten, er möchte ihm doch beistehen. Pizarro gab ihm keine bestimmte Antwort, sondern schickte dagegen seinen Bruder Hernandez in das Lager des Atahualpa ab, um ihm die Absicht seiner Ankunft auseinander zu setzen. Wie staunte Hernandez über den königlichen Anstand des Inka, über die Pracht seines Hauswesens und über die Ehrfurcht seiner Unterthanen! Der Inka gab eine recht freundliche Antwort, bat aber, Pizarro möchte doch sobald wie möglich sein Land wieder verlassen. Daß dieser dazu keine Lust hatte, wissen wir schon. Er ließ ihm sagen, er müße ihn durchaus selbst sprechen, und rückte indessen immer weiter vor. So unangenehm dem Inka auch diese Zudringlichkeit war, so ließ er sich doch endlich die Unterredung gefallen. Pizarro bemächtigte sich der Stadt Kaxamalka, richtete sich hier, wie Cortez in Mexico, ein großes steinernes Gebäude zur Festung ein und beschloß, auch in der Gefangennehmung des Inka dem Beispiele des Cortez zu folgen.

Nun kam Atahualpa an und hielt mit den Spaniern seine

Zusammenkunft. Wie staunten diese über den wohleingerichteten Hofstaat des Inka und über diese Pracht an Gold und Edelsteinen; aber diese Reichthümer blendeten ihnen so die Augen und betäubten in ihnen so alles Gefühl für Recht, daß sie nur darauf dachten, wie sie die Peruaner berauben könnten. Sogleich trat ein Dominicaner, den Pizarro dazu mitgenommen hatte, vor und hielt vor dem Inka eine Rede, in welcher er ihm die Artikel des päpstlichen Glaubens vortrug und damit endigte, daß der Papst dem Kaiser Karl alle Länder der neuen Welt geschenkt habe. Von dem Allen verstand der Inka fast kein Wort, antwortete übrigens sehr vernünftig und äußerte, er könne das Alles noch nicht recht begreifen. Kein Wunder! aber der Pater wurde über diese Verstocktheit, wie er es nannte, immer wüthender, schlug auf sein Gebetbuch und schrie: „Hier steht's ja! Hier steht's geschrieben." — Erstaunt sah der Inka das Buch an; denn er hatte keinen Begriff von der Schreibekunst und glaubte endlich, das Buch sei ein lebendiges Wesen, welches sprechen könne. Neugierig langte er danach und hielt es sich ans Ohr. Da er aber natürlich nichts hörte, warf er es gleichgültig auf die Erde und rief: „Ich höre nichts!" — „Wie! du schändlicher Heide!" schrie der Pater, „du unterfängst dich, Gottes Wort zu lästern? Habt ihr's wohl gesehen, ihr gläubigen Christen? Auf! Nehmt Rache an dem verruchten Heiden!" — Sogleich flogen alle Säbel aus den Scheiden. Die Spanier stürzten wüthend auf die Hofbeamten ein und hieben viele von ihnen nieder; Pizarro packte den erschrockenen Inka, der nicht wußte, was er verbrochen habe, und schleppte ihn in seine steinerne Festung, wo er ihn einkerkerte. Die Kanonen wurden abgefeuert und der bloße Knall erschreckte die Peruaner so, daß sie alle auseinanderstoben. Aber das war den Spaniern nicht genug. Die Reiter setzten sich zu Pferde, jagten ihnen nach und hieben alle nieder, die sie nur erreichen konnten. Eine schöne Art, Heiden zu bekehren! Viertausend dieser Unglücklichen wurden an diesem Tage von den Spaniern zusammengehauen und eine unermeßliche Beute ins spanische Lager geschleppt.

Als Atahualpa sich von den Schrecken etwas erholt hatte, sah er um sich und erblickte sich in der hülflosesten Lage von der Welt. Feste Riegel und starke Mauern schlossen ihn ein; verlassen war er von allen seinen Freunden und Landsleuten, nur die wilden Gesichter der Spanier zeigten sich ihm dann und wann. Als er sah, wie gierig diese nach dem Golde waren, erbot er sich, dem

Pizarro das ganze Zimmer, in welchem er gefangen saß und welches nicht klein war, so hoch, wie er reichen konnte, mit Gold anzufüllen, wenn er ihm die Freiheit geben wollte. Pizarro sah ihn mit starren Augen an. „Wie!“ rief er endlich mit freudigem Erstaunen aus, „das wolltest du?“ — Und gleich nahm er ein Stück Kohle und zog in der angegebenen Höhe ringsum einen schwarzen Strich. Kaum hörten die guten Peruaner, daß ihr Inka für Gold befreit werden könnte, als sie von allen Seiten mit goldenen Gefäßen herbeiströmten, um das Zimmer bald voll zu haben. Indessen hatte der ältere Bruder, der gefangene Huaskar, davon gehört und bot dem Pizarro noch ein größeres Zimmer voll Gold an, wenn er ihn befreien wollte. Den Vorschlag ergriff der habsüchtige Spanier mit beiden Händen; aber es kam nicht dazu, denn Atahualpa hörte, was Pizarro Willens war, und erschrak vor dem Gedanken, daß der rachsüchtige Huaskar frei werden sollte. In dieser Angst schickte er treue Leute zu seinem Bruder und ließ ihn ermorden. Nun war endlich das Zimmer bis zum schwarzen Strich ganz voll Gold, und Atahualpa hoffte jeden Augenblick, die Thüre seines Gefängnisses sich öffnen zu sehen. Aber wie wurde ihm, als Pizarro ihm erklärte, daß daraus nichts werden könne, weil er seinen Bruder habe ermorden lassen! Der Inka stand wie vom Donner getroffen da; aber dabei sollte es nicht bleiben. Pizarro hatte ja nun sein Gold und dachte nur daran, wie er den Atahualpa los werden wollte. Er setzte dazu einen förmlichen Gerichtshof nieder und ließ ihm hier als Götzendiener, Thronräuber, Aufwiegler und Brudermörder den Proceß machen. Er wurde verdammt, lebendig verbrannt zu werden, und dies ihm noch als Gnade angerechnet! Bei der Ankündigung dieses Urtheils war Inka wie vernichtet. Nachdem er sich von der ersten Betäubung erholt hatte, fing er an zu weinen, bat um Erlaß, oder wenigstens möchte man ihn doch nach Spanien schicken, der Kaiser würde gewiß barmherziger sein. Nichts! Um ihn zu begnadigen, war er nicht verurtheilt worden. Pizarro befahl, den Scheiterhaufen gleich zurecht zu machen und ihn zum Tode abzuführen. Unterwegs wollte man noch seine Bekehrungskunst an ihm versachen und versprach ihm Milderung der Strafe, wenn er sich noch zur christlichen Religion bekehre. Obgleich der Inka nichts davon verstand, so bequemte er sich doch aus Todesangst zu Allem, was man nur von ihm verlangte, und ließ sich taufen. Dafür erhielt er die Gnade, daß man ihn, ehe das Holz angezündet wurde, am Brandpfahle erdrosselte!

Von Pizarro wäre noch mancherlei zu erzählen; aber wir müssen zu andern Begebenheiten weiter eilen. Daß er nicht glücklich geworden sei, wird Jeder vermuthen, der weiß, wie gerecht Gottes Gericht schon in diesem Leben zu sein pflegt. Er mußte, um sich in der angemaßten Herrschaft zu behaupten, noch manchen Krieg führen und noch manche Schandthat begehen, bis er von den unzufriedenen Spaniern ermordet wurde.

Auch in der Folge wurden die harmlosen Indianer auf eine recht abscheuliche Weise von den Spaniern behandelt. Diese setzten eine Commission nieder, welche in allem Ernste untersuchen sollte, ob die Wilden wirkliche Menschen wären? Zum Glück fiel die Beantwortung bejahend aus. Aber daß alle Eingeborenen die Sklaven der Spanier sein müßten, fanden diese ganz natürlich, und so wie das Land unter die Eroberer vertheilt wurde, so zählte man Jedem auch einen Haufen Indianer als Sklaven zu, damit sie ihm das Land bebauen sollten. Die armen Leute waren des Arbeitens nicht gewohnt und sanken haufenweise todt hin, so daß die Spanier wirklich besorgten, es möchten alle diese Völkerschaften zuletzt aussterben, was auch nachher größtentheils geschehen ist. Auf Haiti waren 41 Jahre noch nach der Entdeckung dieser Insel die Ureinwohner bis auf einige wenige ganz ausgestorben. Endlich fand sich ein braver Mann, der ihnen das Wort redete und sich seiner Mitbrüder liebend annahm. Das war der edle Bartolomeo de las Casas, ein Dominicanermönch. Er gab sich die möglichste Mühe, ihnen Erleichterung zu verschaffen, aber anfangs vergebens; denn man fragte ihn, wer denn die neuen Pflanzungen bebauen sollte? Die Spanier waren dazu zu faul und vornehm, und Knechte annehmen wollten sie auch nicht, weil diese hätten bezahlt werden müssen. Was war zu thun? Da rieth ihnen endlich las Casas, sie möchten, wenn sie einmal durchaus Sklaven haben müßten, doch lieber die starken Neger aus Afrika herüberholen. Das war man zufrieden und machte den Versuch. Und siehe da! er gelang über alle Erwartung gut; denn diese Leute konnten weit besser die schwere Arbeit aushalten. Aber seitdem ist dieser die Menschheit entehrende Handel zur Gewohnheit geworden. Doch würde man sehr Unrecht thun, wenn man deshalb dem braven las Casas fluchen wollte, der dabei die beste Absicht hatte.

Ende des zweiten Theiles.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

AUG 10 1922

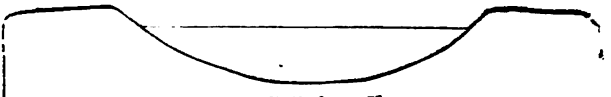
SEP 4 1922

SEP 19 1928

50m-7,'27

51
55
57
59
62

YC 36863



561.55

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY